Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXXIII.

(April — Mai — Juni 1910.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Dr. Georg Paetel.)

111890

23/5

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen,** Beck & Barth. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires,** J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest,** Socec & Co. — **Chicago,** A. Kroch & Co. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. - **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern,** Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. **Mailand,** U. Hoepli. — **Moskau,** J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel,** Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — **New-York,** The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchh. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O Wolff. A. Iseler. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai,** Max Nößler & Co. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. — **Yokohama,** Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 143

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertdreiundvierzigsten Bande (April — Juni 1910.)

		Seite
I.	Die steile Stufe. Erzählung von **Ernst Heilborn.** (Forts.)	1
II.	Bismarcks Jugend. Zum 1. April 1910. Von **Paul Bailleu**	36
III.	Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt.** V./VI.	49
IV.	Die historische Semiramis und ihre Zeit. Von **C. F. Lehmann-Haupt**	71
V.	Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik. Von **Konrad Burdach.** VII. (Schluß.)	91
VI.	Die deutsch-englischen politischen Beziehungen vom Jahre 1870 bis zur Gegenwart. Von **Felix Salomon**	113
VII.	Die Ausstellung von Werken französischer Kunst des achtzehnten Jahrhunderts in der Berliner Akademie. Von **Werner Weisbach**	126
VIII.	Shakespeare und Montaigne. Von **L. Kellner**	140
IX.	Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen. Von **Richard M. Meyer**	154
X.	Literarische Notizen	156
XI.	Literarische Neuigkeiten	159
XII.	Der „Wilhelm Meister" und der große Züricher Goethe-Fund. Vortrag, gehalten auf Einladung des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. am 9. April 1910 von **Harry Mayne**	161
XIII.	Die steile Stufe. Erzählung von **Ernst Heilborn.** (Schluß.)	185
XIV.	Die Religion Thomas Carlyles. Von Dr. **Edv. Lehmann**-Kopenhagen	214
XV.	Rudolf von Bennigsen. Von ***	227
XVI.	Aus einer verlorenen Handschrift der Goten. Von Lic. **P. Glaue,** Privatdozent der Theologie in Gießen	240
XVII.	Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt.** VII./IX.	254

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Schäferstündchen. Erzählung von **Norbert Jacques**	283
XIX.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	295
XX.	Deutsche Kriegsgeschichte im Zeitalter Napoleons. Von **Herman v. Petersdorff**	311
XXI.	Neuere Belletristik. Von **Bruno Hake**	315
XXII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIII.	Berichtigung	320
XXIV.	Prinz Friedrich Karl von Preußen als Erzieher. Von Generaloberst **Freiherrn v. d. Goltz**	321
XXV.	Heimkehr. Novelle von **J. Jegerlehner**	336
XXVI.	Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen. Von **Gustaf Dickhuth.** II.	356
XXVII.	Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt.** X./XI.	381
XXVIII.	Das Goethe-Haus in Weimar. Von Dr. **Wolfgang von Oettingen,** Direktor des Goethe-Nationalmuseums	395
XXIX.	Ferdinand Freiligrath. Zu seinem hundertsten Geburtstag. 1810 — 17. Juni — 1910. Von **J. R.**	403
XXX.	Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Die Geschichte einer Freundschaft. Mit Benutzung ungedruckten Briefmaterials von Professor Dr. **Levin Ludwig Schücking** (Jena)	408
XXXI.	Eduard von Gebhardt. Von **Mela Escherich**	429
XXXII.	Ein deutscher Humanist: Josef Bayer. (1827—1910.) Von **Robert Stiassny**	438
XXXIII.	Winland. Novelle von **Emil Lucka**	445
XXXIV.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	464
XXXV.	Goethes Jugendlehrer. Von **Richard M. Meyer**	469
XXXVI.	Max Lenz. Von **Bruno Hake**	470
XXXVII.	William Edward Hartpole Lecky. Von **Lady Blennerhassett**	473
XXXVIII.	Literarische Notizen	476
XXXIX.	Literarische Neuigkeiten	479

Die steile Stufe.

Erzählung

von

Ernst Heilborn.

X.

Mitten im üblichen Diktieren vor der Sprechstunde war Justizrat Joachim, der dabei gewohnheitsgemäß im Zimmer auf und ab ging, vor Herrn Kruse stehen geblieben: „Also, — wie lebt es sich als junger Ehemann?"

„Allens too best." Herr Kruse, der aus Pommern stammte und auf irgendeinem Gut da oben als Inspektorssohn aufgewachsen war, fiel in Augenblicken unvorhergesehenen Lyrismus', dem seine bedächtige Natur freilich nur selten ausgesetzt war, ins Plattdeutsche zurück.

„Und was sagt Ihre Frau zu Ihnen?"

„Gut ist sie mit mir, Herr Justizrat."

„Wie macht sie das? Nun, so reden Sie doch."

„Komm ich abends nach der Sprechstunde heim — freut sie sich. Das kann man ihr ansehen."

„Und sitzt dann bei eurer Lampe zusammen oder geht auch miteinander aus und redet wie gute alte Freunde? Ist recht so, Kruse. Freut mich, daß Sie's so getroffen haben. Konnte auch anders kommen. War ein Wagnis, Kruse. Also, in Sachen Knoop contra Wiegandt machen wir geltend: da Kläger es unterlassen hat, dem p. Wiegandt rechtzeitig von der Bebauung der Knoopschen Parzelle, die nach dem Testament des verstorbenen Hofschlächtermeisters Wiegandt zwar als selbständiges Grundstück in das Grundbuch eingetragen worden, aber — nun, darüber wissen Sie ja Bescheid — Kenntnis zu geben, es aber fraglos erscheint, halt! es gibt da eine Reichsgerichtsentscheidung, ich denke im zwölften Band — daß durch Errichtung der nördlichen Brandmauer die Nutznießung des Wiegandtschen Grundstückes wesentlich beeinträchtigt worden —"

„Aber Herr Justizrat —"

„Was gibt's da zu abern. Ein für allemal, ich verbitte mir jede Unterbrechung."

„Ich wollte mir nur zu bemerken erlauben, daß wir nicht den p. Wiegandt, sondern den Herrn Rendanten Knoop vertreten."

„Ja so; natürlich.“ Der Justizrat biß sich auf die Lippen. „Legen Sie die Akten beiseite; die Sache hat Zeit.“ Er war in der Tat ganz ungewöhnlich zerstreut gewesen. Herr Kruse konnte sich, solange er seines Amtes waltete, und das waren bereits volle fünfzehn Jahre, nicht entsinnen, daß ein ähnliches Versehen begangen worden wäre.

Der Justizrat hatte seinen Rundgang wieder aufgenommen. „Schicken Sie einen Boten zu Frau Ehlert! Ich lasse sie bitten, wenn irgendmöglich, noch heute während der Sprechstunde mit heranzukommen. Ich habe mit ihr über ihren Prozeß zu reden. Der Paul kann gehen! Der Junge tut so wie so nichts als Heftfäden schneiden. Ich sollte meinen, wir könnten nun auf drei Jahre mit Heftfäden versorgt sein.“

„Ich beschäftige ihn so gut ich kann, Herr Justizrat, aber ich habe gleich gesagt —“

„Schon gut, Kruse. Lassen Sie eintreten.“

Die Sprechstunde nahm ihren üblichen Verlauf, und längst hatte Justizrat Joachim sich wieder in Zucht genommen. Frau Ehlert erschien erst, als die übrigen Mandanten abgefertigt waren. Und dem war gut so. Man konnte die Augenblicke, die einem gegeben waren, in Ruhe genießen.

Seit nahezu einer Woche hatte der Justizrat Frau Doris nicht gesehen. Absichtlich hatte er ihren Umgang gemieden. In der Tat war es dringend notwendig geworden, die Einläufe aufzuarbeiten; auch hatte er sich bislang recht viel mit ihrer Person, aber etwas wenig mit ihrem Prozeß beschäftigt; was aber die Hauptsache war, er bedurfte der Sammlung, um mit sich selbst ins reine zu kommen. Er hatte die Empfindung, daß er die Herrschaft über sein eigenes Tun verlor; das durfte nicht sein. Merkwürdig blieb es, daß gerade diese Zeit der Sammlung ihn gar so zerstreut gemacht hatte.

Sie saß ihm an seinem Schreibtisch gegenüber, ganz so wie jenen Tag, als er ihre Bekanntschaft erneut hatte. Wie damals, dessen entsann er sich, begann sie mit dem großen Bismarck-Bleistift zu spielen, der da auf der Platte lag; und doch war alles anders geworden. Sie schien ihm verjüngt; dies flackernde Licht in ihren Augen war ruhiger geworden. Mit ihrem Eintritt gewann die alte wohnliche und gewohnte Umgebung etwas wie ein fremdes und neues Ansehen.

Er hatte ihr Gutes über ihren Prozeß zu berichten. Es war ihm gelungen, allerdings nach eingehendem und zeitraubendem Studium, mehrere Entscheidungen des Court of Justice heranzuziehen, die zu ihren Gunsten ausgelegt werden konnten. Die Gefahr, daß sie irgendwo Hausdame werden müsse, war keine allzu drohende mehr.

Er fand, daß sie seine Eröffnung als etwas gar zu Selbstverständliches hinnahm, aber diese eigene, erwartungsvolle Stimmung, in der er sich nun einmal befand, wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Ihre Nähe erhöhte offenbar sein Lebensgefühl. Doch war vielleicht gerade dadurch, daß er sich fortwährend innerlich mit ihrer Person beschäftigte, während sie ihm gegenüber saß, etwas Schleppendes in die Unterhaltung gekommen.

„Sie kennen noch nicht einmal alle Reize meines Fuchsbaus" — diesen Ausdruck brauchte der Justizrat mit Vorliebe für seine winkligen Bureauräume — „ich muß Ihnen das einmal zeigen." Er führte sie über einen kleinen Korridor, durch ein leeres Aktenzimmer auf den Balkon.

Sie standen beide schweigend, an das alte eiserne Barockgitter gelehnt. Zu ihren Füßen floß die Spree. Drüben gab es ein paar niedere Häuser mit ausgebauten Holztreppen, und es war, als duckten sie sich unter der Last ihrer Dächer.

Die ersten Lichter wurden eben angezündet. Träg und schwer flossen die Wasser dahin. Ein Kahn bewegte sich an seiner Kette. Irgendwo weinte ein Kind.

Und er: „Wie weit das zurückliegt, damals, als ich Sie die Themse hinaufruderte!"

„Machen Sie uns nicht künstlich alt."

Der Justizrat deutete auf ein Strohbündel, das, zerrissen und schmutzig, langsam mit dem Fluß hinabfuhr.

„Was soll's damit?" fragte sie. „Ist etwas Besonderes daran?"

„Sehen Sie nur! Jetzt ist es da — jetzt schon da — und dort unten ist die Schleuse."

„Ich fühle mich jung!" Wie sie das trotzig sagte, war wieder ein sehr heller Klang in ihrer Stimme. „Wären Sie nicht dabei, ich stiege über das Geländer und ginge dort auf dem Absatz entlang. Trauen Sie mir das nicht zu?"

Dem Justizrat wurde bei dem bloßen Gedanken daran schwindlig. „Ich selbst fühle mich durchaus jung," sagte er.

Ein Wind hatte sich aufgemacht, der sie ins Zimmer zurückzutreten zwang. Der Kahn unten riß an seiner Kette.

So saßen sie wieder in seiner Arbeitsstube, und Joachim hatte Tee und Gebäck aus einer nahen Konditorei holen lassen. Nun die Lampe brannte, war es im Zimmer sehr heimlich. Der große Mahagonibücherschrank mit der grünen Bespannung hinter den Türscheiben schien Wache zu halten.

„Wir müssen endlich mal wieder einen Abend zusammen sein. Paßt es Ihnen morgen?"

„Und Ihnen?"

„Natürlich."

„Morgen ist Donnerstag."

„Verzeihen Sie, daran hatte ich nicht gedacht. Da bin ich allerdings nicht frei."

„Nein." Es war ihr längst aufgefallen, daß er die Dienstage und Donnerstage stets versagt war. Sie wußte auch, daß er Dienstags irgendeine Anwaltssitzung hatte. Aber die Donnerstage? —

„Ich muß Donnerstags abends immer —"

Sie sah es ihm an, daß nun eine Lüge kommen würde, und unterbrach ihn. „Wozu? Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig. Ich finde, es steht einem Mann immer gut, wenn er einer Frau gegenüber Geheimnisse hat."

„Es ist gewiß kein Geheimnis, nur —"

„So lassen Sie es ein Geheimnis scheinen."

Sie wurden unterbrochen, da die Tür brüsk aufgerissen wurde. Professor Penzig trat ein. Er sah einigermaßen verstört aus.

Mit hastiger und zugleich seltsam feierlicher Bewegung legte er seine beiden Hände auf den Arm des Justizrats. „Ich muß dich sprechen."

„Ich hoffe, daß dich die Gegenwart unsrer Freundin nicht stört —"

„Ich muß dich allein sprechen."

Professor Penzig war ein ausnehmend höflicher Mann, und solches Benehmen sah ihm so wenig ähnlich, daß der Justizrat ihn geradezu erschreckt anblickte. Auch gab es einen erneuten Mißton, als sich Frau Doris nun wohl oder übel verabschieden mußte. Joachim geleitete sie hinaus und fand danach den Freund ganz in sich zusammengesunken neben dem Schreibtisch sitzen. Der schöne Mann sah geradezu erschreckend gealtert aus.

Und dann erzählte er stoßweise, mit versagendem Atem, das Unerhörte. Ein Modell — noch dazu ein ganz junges Ding — hatte ihn beschuldigt, sich an ihr vergangen zu haben. Vor kaum einer Stunde war ihm die Anklageschrift von der Staatsanwaltschaft zugestellt worden.

„Aber das ist ja entsetzlich!" Justizrat Joachim hatte sich in seinem Stuhl hintenübergeworfen, als hätte irgend jemand einen Schlag gegen ihn geführt.

Gedroht hatte dies Unheil schon seit langem. Allerlei Erpressungsversuche waren ins Werk gesetzt worden, nicht von dem Mädchen selbst, sondern von ihrer Sippe, und der Professor war töricht genug gewesen, größere Geldopfer zu bringen. Auch das mußte jetzt zu seinem Nachteil gedeutet werden.

„Und du hast dir nichts vorzuwerfen?"

„Nicht das Geringste." In unangebrachtem Pathos erhob er die Hand wie zum Schwure.

„Ich glaube dir. Natürlich glaub ich dir."

„Aber wer wird mir sonst groß glauben? Ich bin ja meines Lebens nicht mehr sicher! Jeden Augenblick können sie kommen, mich ins Gefängnis zu schleppen. Jede Tür, die sich bewegt, jeder Blick eines Vorübergehenden ... Joachim, du mußt meine Verteidigung übernehmen."

„Ich?" Es war ein so nervöser Klang in der Stimme des Justizrats, daß das Wort beinahe einem Lachen glich. Dann aber nahm er all seine Kraft zusammen, sprach, und sprach wie gewöhnlich gut. Er setzte dem Freund auseinander, daß er ihm natürlich beistehen würde, die Angelegenheit ins rechte Gleis zu bringen. Was aber die Verteidigung selbst anbetreffe, könne er füglich nicht in Betracht kommen. Er sei darin völlig unerfahren. Andre machten das viel besser als er. Es hieße, die gewiß nicht leicht zu nehmende Gefahr steigern, wenn er, der Ungeübte, noch dazu der Freund des Angeklagten, für ihn plädiere.

Penzig hatte den wohlerwogenen Gründen kaum Gehör geschenkt. „Du darfst mich nicht im Stich lassen, Joachim!"

„Aber wenn ich dir sage, ich eigne mich nicht dazu?“

„Dein Name, dein Ansehen ist tausendmal mehr als jede Verteidigungsrede.“

„Vor wem? Vor den Geschworenen? Lieber Freund, laß uns die Sache ruhig und vernünftig ins Auge fassen.“

„Es ist der erste Freundschaftsdienst, den ich von dir fordere.“

„Ich kann nicht! Es geht mir wider die Natur. Ich tu's nicht.“

„Auch du glaubst mir nicht.“

„Ich setze nicht den leisesten Zweifel in dein Wort.“

„Schon gut. Ich begreife ja deine Bedenken. Vielleicht reden wir noch darüber.“

Ein gebrochener Mann ging durch die Tür. Wenigstens schien es dem Justizrat so. Er selbst ließ es natürlich nicht an Versicherungen fehlen, daß er dem Freunde im übrigen in jeder Weise beistehen werde. Und es war ihm ernst darum.

Dann trat er an einen Toilettenschrank, der sich auf einen Federdruck hin öffnete, und wusch sich die Hände. Er war von der Unschuld des Freundes überzeugt. Doch hatte er richtig gehandelt. Wer Pech anfaßt, besudelt sich.

Er griff nach Hut und Mantel und überlegte dabei angestrengt, was nun zuvörderst für den Unglücklichen geschehen müsse. Er ließ die angesehensten Verteidiger vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Zwar hielt er von ihnen allen nicht viel, doch waren gewandte und zuverlässige Männer darunter.

Ruhm, Ehre, Glück und Ansehen — wie wog das alles leicht!

Er rief den Burschen, die Lampe zu löschen. Auf dem Tische standen noch die halbgeleerten Teetassen. In einem Stück Biskuit zeichnete sich das Rund von Frau Doris' Zähnen.

XI.

Frau Doris war eine tapfere Frau, aber sie hatte eine Feindin. Alles, was sie an Torheiten in ihrem Leben begangen hatte — und es hatte daran wahrlich nicht gefehlt — war deren höchst verderblichem Einfluß zuzuschreiben. Diese Feindin aber, die sich in geradezu schändlicher Weise an ihre Fersen heftete, und nun mehr denn je, war — die Langeweile.

Frau Doris langweilte sich. Der Tag hatte für sie eine ansehnliche Stundenzahl zuviel. Kinderlos geblieben, hatte sie sich in ihrer Ehe mit Übersetzungen aus dem Holländischen beschäftigt, Freude daran gefunden und Geld damit verdient. Dann waren die großen Aufregungen gekommen und hatten sie arbeitsunfähig gemacht. Das Plätzchen, das sie sich gesichert hatte, war schnell von andern eingenommen worden. Sie hatte jetzt füglich nichts zu tun, als auf den Ausgang ihres Prozesses zu warten. Sie langweilte sich.

Natürlich war Frau Doris eifersüchtig. Nur, daß sie das nie, und am wenigsten sich selber, eingestanden hätte. Der Justizrat vollends — sagte sie sich — mochte tun und lassen, was er wollte. Das Angenehme ihrer Beziehungen zueinander bestand eben darin, daß sie beide ungebunden waren, sich keine Rechenschaft schuldeten und gaben. Trotzdem beschäftigten sie diese fragwürdigen Donnerstagabende, an denen er stets unabkömmlich war, schon seit längerer Zeit und riefen bedenkliche Zweifel wach.

So geschah es, daß sich Frau Doris tags darauf — es war ein Donnerstag — um die Abendstunde vor dem Hause des Justizrats einfand. Sie hatte noch ein wenig Luft schöpfen wollen und eigentlich ohne ihre Absicht — wenigstens sagte sie sich das — den Weg dahin eingeschlagen. Langsam ging sie zweimal um die Kirche und legte sich dabei in angenehmem Selbstbetruge Rechenschaft darüber ab, daß das Baumgrün hier und die Gartenanlagen außerordentlich betrachtenswert seien. Sie war eben im Begriff, sich — trotz des Baumgrüns — über die Torheit ihres Unterfangens den Kopf zurechtzusetzen und in die Tiergartenstraße abzubiegen, als der Justizrat aus seinem Hause trat. Er winkte seiner Droschke und stieg ein. Ein zweiter Wagen schien für sie selber bereit zu stehen, sie nahm ihn und bedeutete den Kutscher, dem ersteren in angemessener Entfernung zu folgen. Der nickte ihr verständnisvoll zu.

Das Herz klopfte ihr, als der Schimmel anzog. Nie hatte sie so hübsch ausgesehen wie in diesen Augenblicken unvorhergesehener Erregung, da ihr das Blut in die Wangen gestiegen war und der Wind ihr mit Haar und Schleier spielte. Mit dem Schirm, den ihr der Justizrat geschenkt hatte, bohrte sie nervös in die Kokosmatte zu ihren Füßen.

Die Fahrt ging den „Linden" zu. Der Wagen des Justizrats hielt vor einem Blumengeschäft und damit zugleich der ihre. Er stieg aus, und sie dachte sich ihr Teil. Er kam aber ohne Blumen wieder. Ihr Schimmel setzte sich von neuem in Bewegung.

Man fuhr durch die Verkehrszentren. In mancher dieser Straßen war sie mit ihm gegangen. Sie sah sich neben ihm vor eben dieser Auslage stehen, diesen Fahrdamm hastig kreuzen: ihr Unmut stieg. Auch schien ihr die Stadt nie so geräuschvoll, so brutal lärmend gewesen zu sein wie in dieser Abendstunde.

Doch kamen sie in stillere Gegend. Zwar spielten hier mehr Kinder vor den Häusern, und die Erwachsenen standen müde vor den Ladentüren; aber der Gefährte, denen sie begegneten, wurden immer weniger. Die beiden Droschken schienen Aufsehen zu erregen. Sie dachte mit Schrecken daran, daß, wenn er sich umsähe, er sie erkennen müsse. Aber er drehte sich nicht um; schien, soweit sie das ausmachen konnte, in Gedanken versunken.

Nie war sie in dieser Stadtgegend gewesen, die offenbar von der ärmeren Bevölkerung bewohnt wurde. Hatte sie sich aber einmal törichterweise auf dies sehr überflüssige Abenteuer eingelassen, so wollte sie wenigstens die Gelegenheit nutzen, einen ihr ganz fremden Straßenteil kennen zu lernen.

Nicht viel anders als überall in dieser Backsteingroßstadt sahen die Häuser aus. Sehr selten zeigten sich Balkons und Erker. Die Straßen waren breit und baumlos. Verdächtige Gestalten standen vor den Destillationen. Das eigentliche Leben schien sich in den Geschäftskellern abzuspielen. Unabsehbar war die Menge der herumlungernden Kinder. Irgendwo erhob ein Phonograph seine heisere Stimme.

Die Fahrt ging weiter. Es wurde ihr unheimlich zumute, und am liebsten wäre sie umgekehrt. Zu allem Überfluß hatte sich ein feiner und kalter Regen eingestellt.

Endlich hielt die Droschke des Justizrats. Ein Blick auf das Straßenschild belehrte sie, daß man sich am Kottbusser Ufer befand. Sie zahlte und stieg aus.

Das Haus, in das der Justizrat eingetreten war, lag, ein zweistöckiger älterer Bau, von kleinem Garten umgeben, zwischen hohen, neuen Häusern. Offenbar war es in seinen jungen Tagen die Villa irgendeines Fabrikbesitzers gewesen, der in der Nähe sein Anwesen gehabt hatte. Seither schien es zu billigem Mietshaus hinabgesunken zu sein. Sie mußte, während sie die kleine Fassade abschritt, über sich selber lachen, und tat es ganz herzhaft. Was hatte sie nun von ihrer Expedition, und was wußte sie mehr, als sie vorher schon geahnt hatte?

Aber während sie noch einmal, und nun auf der Uferseite, einherschritt, erblickte sie plötzlich den Kopf des Justizrats vor eben erleuchteter Fensterscheibe. Dann zog eine unsichtbare Hand mühsam und ruckweise den Vorhang zu. Ihr Entschluß war augenblicklich gefaßt. Sie schlich die Treppe hinan, immer auf dem Sprunge, falls ihr jemand begegnen sollte, zu flüchten, und las das Schild vor der betreffenden Tür. „Heinisch" stand darauf.

Verhältnismäßig spät erst fand sie sich heim, doch ließ sie sich noch vom Mädchen das Adreßbuch bringen. Neben diesem „Heinisch" stand nichts als „Partikulier". Das klang verfänglich.

Bevor sie schlafen ging, d. h. bevor sie sich ihrer Gewohnheit nach mit ihrem Buch ins Bett legte, machte sie sich daran, ihr Haar zu champonieren. Aber während sie so vor dem kleinen Toilettenspiegel saß, schüttelte sie mehr als einmal unmutig ihre blondgefärbte Mähne. All dies verdroß sie; des Justizrats wegen, der in ihren Augen doch arg an Achtung eingebüßt hatte; um ihretwillen, denn sie hatte ein peinliches, beinahe unsauberes Gefühl vor sich selber.

Am andern Morgen wurde ihr ein prachtvoller Strauß langstieliger Teerosen überbracht, um diese Jahreszeit keine geringfügige Gabe. Er kam von dem Justizrat und aus eben jener Blumenhandlung, die er abends vorher, von ihr selbst beobachtet, betreten hatte. Eins zum mindesten klärte sich damit auf.

Sie aber verdroß es um so mehr. Und während sie das kostbare Gebinde achtlos mit den Blumenköpfen nach unten in ihrer Hand hin und her schwenkte, stieg ein Gedanke in ihr auf . . .

Es half nichts: einmal soweit, mußte sie sich vollends Klarheit schaffen!

Nur in Frau Doris' eigensinnigem Kopfe konnte ein so frecher Plan zur Reife kommen. Was sie einmal wollte, das führte sie durch. Auch besann sie sich nicht lange. Sie zog ihr abgetragenstes Kleid an, riß von einem alten Trauerhut den Kreppschleier als zu stattlich ab und machte sich auf den Weg. Zuvor war sie noch an ihren Kleiderschrank getreten und hatte ihm einen beinahe neuen farbigen Umhang aus der Zeit vor ihrem Trauerjahr entnommen und ihn säuberlich in eine Tischserviette eingenistelt. Mit dem Paket unter dem Arm begab sie sich auf die Fahrt.

Eifersüchtig war sie durchaus nicht, das sagte sie sich auch jetzt in der elektrischen Bahn; aber sie hatte doch wohl ein Recht zu erfahren, wie es um den Mann bestellt war, mit dem sie soviel verkehrte.

Das Herz klopfte ihr, als sie nun wieder vor dem Schild mit dem Namen „Heinisch" stand, doch zwang sie ihr Zagen nieder und griff nach der Klingel und wartete. Nichts ließ sich hören. Sie schellte ein zweites Mal.

Irgendein Türzuwerfen, schlürfende Tritte, dann ward aufgetan. Ein großer, schwarzer Mann mit kahlem Schädel und gewaltiger Adlernase, noch unrasiert und im Schlafrock, stand vor ihr.

„Ich bringe den Umhang fürs Fräulein."

„Gibt hier kein Fräulein."

„Für Frau Heinisch," verbesserte sie sich.

„Wohnt Gott sei Dank nicht hier."

Frau Doris stand im Begriff, erleichterten Herzens davon zu schlüpfen, und machte dem ungeschlachten Bären, wie das Königskind im Märchen, ihren allergefälligsten Knix.

„Halt mal. Wie war die Adresse?"

Frau Doris stammelte etwas davon, daß sie die Adresse nicht verstanden hätte und eben im Begriff sei, bei allen Heinischs umherzusuchen.

Der Alte strich sich über den blanken Schädel, dann entschied er: „Eintreten. Tür zu machen!" Im Zimmer angelangt, wandte er sich ihr zu: „Also, wie war das?"

Sie erzählte, bereits sicherer geworden, daß eine Dame den Umhang bei ihr bestellt und daß sie deutlich den Namen „Heinisch" verstanden hätte. In dem Hause aber, das ihr angegeben worden, sei überhaupt keine „Heinisch" wohnhaft. Während sie das sagte, fiel ihr selbst auf, wie unwahrscheinlich es klang. Sie hatte sich aber auf einen ganz andern Ausgang ihrer Rolle vorbereitet.

Doch schien der Mann an dem, was sie vorbrachte, keinen Anstoß zu nehmen. Er begab sich in die eine Ecke seines Zimmers, in dem ein Haufe Bücher durcheinander lag und kramte darin umher. Nicht ohne Mühe gelang es ihm, ein altes Adreßbuch zutage zu fördern.

Die Angst saß ihr einigermaßen in der Kehle, doch blickte sie sich unwillkürlich in dem Raume um. Wunderlich genug, und wie in einer Alchimistenküche sah es darin aus. Vor dem gepolsterten und mit großblumigem Kattun überzogenen Lehnstuhl stand ein Tisch mit Uhrmachergerät. Elektrische Elemente, Flaschenzüge, und was dergleichen Dinge mehr sind, lagen überall und in tollem Durcheinander umher.

Das machte, Herr Heinisch war „Erfinder". Darüber und über einer unglücklichen Ehe war dem einst gutbegabten Jugendgefährten des Justizrats das Leben in Scherben, in nunmehr notdürftig gekittete Scherben, gegangen.

Er hatte das Adreßbuch studiert und schlug es ärgerlich zu. „Gibt ihrer zu viele. Frau oder Fräulein Heinisch?"

„Frau," entschied Frau Doris.

„Sind vielleicht absichtlich an der Nase geführt worden? Wäre ihr zuzutrauen, der schändlichen Person. Ist nämlich meine eigene Frau."

„Oh!" bemitleidete ihn Frau Doris.

„Aussehen?"

Sie gab eine möglichst unkenntliche Personalbeschreibung, die aber zeitweise von Herrn Heinisch mit lebhaftem Nicken des Kopfes aufgenommen wurde.

„Na warte!" Er kramte von neuem umher, fand einen Zettel und kritzelte ein paar Worte darauf. „So, zu dem Mann gehen Sie hin; der Mann hilft gern; und sagen ihm, ich hätte Sie geschickt." Das Papier wurde ihr eingehändigt, sie selber sanft hinausgeschoben.

Wie eine Eidechse schlüpfte sie die Treppe hinunter. Unten atmete sie tief auf. Sie versuchte zu lachen, aber es gelang ihr nicht recht.

Sie begriff alles. Auch daß der Justizrat in seiner Gutmütigkeit allwöchentlich einen Abend an einen offenbar entgleisten Gefährten früherer Tage verschwendete, und daß es ihm widerstrebte, darüber zu reden. In diesem Augenblick, und zum ersten Male, hatte sie ihn lieb.

Auf dem Zettel aber stand: „Justizrat Joachim" nebst der Adresse seines Bureaus. Und darunter in schön geschwungenem Namenszuge: „Robert Hugo Heinisch". Und wieder in Klammern: „Nimm Dich der Person an."

XII.

Julie hatte ganz aus eigenem Antrieb und ohne daß irgendein äußerer Anlaß dazu vorhanden gewesen wäre, darauf gesonnen, ihrem Vater eine Freude zu bereiten. Vielleicht war ein wenig Eifersucht auf Frau Doris mit im Spiel; jedenfalls hatte sie einen sehr glücklichen Gedanken gehabt. Sie hatte all die Zitate, deren sich ihr Vater bediente, und es waren deren nicht wenige, sauber in einem Heft zusammengestellt. Auf das Etikett hatte sie mit ihrer schönsten Schrift gemalt: „Aus Dichtermund".

Justizrat Joachim war einigermaßen herabgestimmt und nervös von einem Besuche heimgekommen, den er seinem Freunde Penzig noch gegen abend abgestattet hatte. Julie trat ihm im Korridor mit gesenktem Kopfe, ganz blaß vor Erregung, entgegen und überreichte ihm stumm das Heft. Er blätterte flüchtig darin und sagte: „Es heißt aber nicht: ‚Lenore fuhr ins Morgenrot', sondern ‚ums Morgenrot'. Im übrigen, was soll das?"

„Ich habe dir — mir das aufgeschrieben, um es besser zu behalten." Zwischen dem „dir" und dem „mir" lag ein energischer Ruck am Zopfband.

„Recht so. Dann mußt du aber auch zusehen, daß es stimmt." Und er gab ihr das Heft zurück.

Sie lief damit fort und zerriß es, in ihrem Zimmer angelangt, in kleine Fetzen. Die Zähne nahm sie zu Hilfe, wo ihre Finger das Zerstörungswerk nicht ganz zu vollenden vermochten.

Der Justizrat hatte sich in sein Arbeitszimmer begeben, das er sich erst nach dem Tode seiner Frau zu Hause eingerichtet hatte; bei ihren Lebzeiten hatte der Raum als Logierzimmer gedient. Um gänzlich ungestört zu sein, zündete er sich selbst die Gaskrone an, trat an das Regal und entnahm ihm Lombrosos „Verbrecher".

Geschworener Anhänger der älteren formalistischen Schule, hielt der Justizrat Lombroso für ein Mittelding zwischen einem Schwindler und einem Neurastheniker. Bei der Schilderung aber, die ihm Penzig heute von dem Mädchen entworfen hatte, und bei Betrachtung ihres Bildes auf der Leinewand des Freundes hatten sich ihm Ausführungen Lombrosos vergegenwärtigt. Und richtig! Sein Gedächtnis täuschte ihn auch diesmal nicht. Die jugendliche, eben in den Entwicklungsjahren befindliche Verleumderin galt hier geradezu als typische Erscheinung. Selbst, daß solche Kinder eingehende Schilderungen nie stattgehabter Vergehungen gaben, war durchaus nichts Unerhörtes.

Nie hatte er an Penzigs Schuld geglaubt, nicht einen Augenblick. Und warum nicht? Daß der gute Penzig ein Lebemann war, konnte ihm selbst nicht verborgen geblieben sein. Und trotzdem? Es war eben doch etwas Eigenes um die Freundschaft.

Man mußte sich hüten, diesen Gedanken zu weit zu denken. Er führte in allerhand Sentimentalitäten hinein. Aber selbst wenn er es gewollt hätte — er durfte diese Verteidigung nicht übernehmen.

Deshalb nicht, weil er nicht der geeignete Mann dazu war. Es fanden sich bessere oder doch geschicktere Leute.

Immerhin war es peinlich gewesen, daß Penzig die Bitte heut nicht wiederholt hatte. Es wäre leichter gewesen, sie mit Gründen abzuschlagen, als all dies unausgesprochen zu lassen.

Der Justizrat war ein paarmal erregt, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab gegangen. Bei seinen kleinen, hastigen Schritten bebte irgendeine Vase auf dem Sofasims mit. Dann war er an den Schreibtisch getreten und hatte beide Fäuste auf die Platte gestemmt. Der kleine Herr reckte sich auf, sein Kinn schob sich vor, sein Mund war zusammengepreßt. Seine Lippen begannen sich zu bewegen.

Nach einer Weile ertappte er sich selbst darüber, daß er sich mitten in der Verteidigungsrede befand, hatte auch die Empfindung, den Ton für die Geschworenen nicht übel getroffen zu haben. Ärgerlich und mit sich selbst uneins, brach er dies unwürdige Spiel ab.

Er gewann seine Besonnenheit wieder, doch wollte sich dieser bequeme Glaube, daß andre Anwälte hier mehr am Platze wären als er selber, nicht mehr recht einstellen. Er wußte über sein eigenes Können Bescheid, und der Erfolg hatte es ihm bestätigt.

Also wäre es doch Freundespflicht gewesen —? Er hatte mit Penzig von der gemeinsamen Kindheit an verkehrt und ihn immer gut leiden mögen. Hatte ihm auch Bilder abgekauft, an denen er seine Freude hatte, obwohl — ihr Wert doch zum mindesten kein unbestrittener war. Frau Doris z. B. ließ sie einfach nicht gelten. Aber um solcher, sei es guter Beziehungen halber das Recht seiner eigenen Persönlichkeit aufgeben — nein! Der Rechtsanwalt wählte sich seine Klienten und die Fälle, in denen er für sie eintrat.

Ganz unerträglich war ihm dieser Handel! Die Zeitungen hatten die Sache bereits aufgegriffen und ihre Betrachtungen darüber angestellt. Kein

Zweifel, daß sich ein Sensationsprozeß mit allem, was drum und dran hing, daraus entwickeln würde. Aller erdenkbare Schmutz würde aufgerührt werden. Seiner ganzen Natur widerstrebte das.

Er hatte sich seinen Ruf rein erhalten; nicht um andrer, sondern um seiner selbst willen. Er wollte seinen Namen nicht in diese dunkle Geschichte hineingezogen wissen.

Das war sein gutes Recht, und dabei blieb es. Mit diesem Entschluß suchte er sein Schlafzimmer auf.

Er saß tags darauf bei seiner Morgentoilette, als ihm ein Brief überbracht wurde. Penzig war ganz unvorhergesehen in früher Morgenstunde wegen Kollusionsgefahr in Haft genommen worden.

Wie immer hielt der Justizrat unter Knaus' Messer still, wie immer nahm er seinen Morgenimbiß in aller Ruhe ein. Dann aber trat er ans Telephon und gab Herrn Kruse mannigfache Anweisungen. Sein Vormittag war vollbesetzt gewesen, er machte sich frei.

Seinem Freunde, dem Droschkenkutscher, der wie gewöhnlich vor der Tür harrte, gab er Penzigs Adresse. Vor dem Hause angelangt, stieg er die drei Treppen langsam und bedächtig empor. Die Haushälterin trat ihm jammernd und mit Händeringen entgegen. „Ich wünsche allein gelassen zu sein," sagte er.

Im Atelier suchte er nach dem Bild des Mädchens. Es stand in einem Winkel mit der bemalten Fläche gegen die Wand gelehnt. Nicht ohne Mühe hob er es auf und setzte es auf eine Staffelei.

Das Kind war mit entblößtem Oberkörper als Flagellantin gemalt. Vollendet war die Arbeit niemals worden. Doch schien es dem Justizrat eine eigene Tragik, daß Penzig dies innerste, hysterische und gefährliche Wesen der Halberwachsenen instinktiv herausgefühlt und gestaltet hatte. Sein Freund war dennoch ein großer Künstler.

Lange saß er vor der Leinwand. Dann hob er sie wieder bedächtig von der Staffelei hinunter und stellte sie an ihren Platz zurück und setzte seinen nachdenklichen Rundgang fort.

Das Schlafzimmer war noch nicht aufgeräumt. Offenbar war Penzig, der ein ausgemachter Langschläfer war, im Bett von dem Verhaftungsbefehl überrascht worden. Kleidungsstücke und all die Gebrauchsgegenstände eines verwöhnten Mannes lagen wirr durcheinander.

Der Justizrat trat an das Bett heran und betrachtete das Kissen, das noch den Kopfabdruck dessen, der hier geschlafen hatte, zeigte. Das Leinen war von ungewöhnlicher Feinheit und mit Stickerei besetzt. Das war für den Armen nun anders geworden! Nachdenklich strich er mit dem Finger darüber, grub auch seine Hand in das weiße Bärenfell, das über dem Fußende des Messingbettes hing.

Weiterschreitend stieß er auf einen silbernen Handspiegel, der neben dem Toilettentisch auf dem Fußboden lag. Er hob ihn auf. Das Glas war zerbrochen.

Lange blickte er auf die kleine gesprungene Scheibe. Dann sagte er pathetisch: „Glas ist der Erde Stolz und Glück, in Splitter fällt der Erden-

ball einst, gleich dem Glücke von Edenhall." Aber dies Pathos entsprach seinem Empfinden.

Er stieß die Tür zu dem Nebenraum auf. Dies war nun das Zimmer, in dem sie oft genug zu zweit, oft auch in sehr lustiger Gesellschaft zusammengewesen waren! Die Wände waren in Pompejanischem Rot gehalten und mit allerhand Waffen, die der Maler selbst aus dem Orient mitgebracht hatte, bedeckt. Dazu ein Durcheinander persischer, indischer, arabischer Diwans, Stühle, Taburetts. Alles sehr prächtig und, wie den Justizrat dünkte, ausnehmend geschmackvoll.

Der kurze Gang hatte ihn müde gemacht. Er ließ sich auf eine Chaiselongue nieder und griff unwillkürlich nach einem Dolch auf dem Hocker neben ihm, dessen Griff reich mit Edelsteinen besetzt war, und dessen damaszierte Klinge halb aus der Scheide ragte. Er zog ihn vollends heraus und probte die geschärfte Spitze an seiner Handfläche. Ein Schauer durchlief ihn.

Ob es Zufall war, daß diese Waffe hier lag?

In demselben Augenblick schellte die Telephonklingel neben ihm. Er fuhr zusammen, hob den Hörer ab und sagte völlig verwirrt: „Hier Penzig." Und sich schnell verbessernd: „Herr Penzig ist verreist." Damit legte er den Hörer wieder auf das Gestell.

Die Haushälterin trat ihm abermals entgegen, als er die Wohnung verließ. „Schon gut," sagte er, ihrem Wortschwall zuvorkommend. Als aber die Eingangstür hinter ihm zugeschlagen hatte, fühlte er, andren Sinnes geworden zu sein. Er war nunmehr gewillt, die Verteidigung zu übernehmen ...

Seinem getreuen Kutscher unten gab er Frau Doris' Adresse. Warum, wußte er selbst vorerst noch nicht. Doch war er plötzlich sehr hochgemutet.

Das Glück war ihm günstig, er traf sie in ihrem Pensionsstübchen an. Der Anblick dieser sehr bescheidenen, zum Teil arg schadhaften Einrichtung gab ihm ein Gefühl halb ironischer Überlegenheit. Er brachte das Gespräch ohne weiteres auf Penzig. Sie hatte alles Wissenswerte bereits aus den Zeitungen erfahren.

„Und Sie werden natürlich die Verteidigung übernehmen?"

„Hm. Vielleicht entsinnen Sie sich, daß ich Ihnen erst kürzlich von meiner ersten und — letzten Verteidigung erzählte. Seither habe ich mich grundsätzlich nie darauf eingelassen, und das liegt nun bald zwanzig Jahre zurück."

„Aber wo es die Sache eines Freundes gilt, von dessen Unschuld Sie überzeugt sind!"

„Es gibt sehr viel gewandtere Verteidiger als ich es bin."

„Keinen, dessen Ansehen dem Ihren gliche. Heißt es: Justizrat Joachim tritt für ihn ein, so ist das halb gewonnene Sache."

Ähnliches hatte Penzig gesagt. Es tat ihm aber wohl, es aus ihrem Munde zu hören. Doch machte er trotz des eben gefaßten Beschlusses sein allerbedenklichstes Gesicht: „Was wird in diesen Verhandlungen nicht alles zutage gefördert werden! Ich mag meinen Namen da nicht hineingezogen wissen."

Sie war dicht an ihn herangetreten, und ihre wechselnden Augen schienen jetzt ganz grün: „Ich glaube, Sie sind feige!"

Er lachte etwas gezwungen auf. „Wenn Sie mir so kommen, muß ich freilich Farbe bekennen. Sie haben recht. Ich übernehme die Verteidigung."

„Justizrat," rief sie, „Sie sind doch ein Prachtmensch!" Und ehe er sich's versah, hatte sie ihn auf beide Backen geküßt.

Er wußte sich kaum zu fassen, sie aber blieb völlig unbefangen und schien sich keineswegs bewußt, etwas Ungewöhnliches getan zu haben. Auch fuhr sie unmittelbar in der Debatte fort: „Weiß Penzig schon von Ihrem Entschluß?" Und da er verneinte: „So müssen Sie es ihm unverzüglich mitteilen." Sie holte Papier und Feder. „Nun schreiben Sie: ‚Lieber Freund, ich übernehme Deine Verteidigung. Mit herzlichem Gruß Dein Joachim'."

Er setzte die Feder wirklich an und schrieb nach ihrem Diktat. Dann aber zerriß er den Bogen. „Etwas klüger müssen wir das schon anfangen. Begibt man sich einmal in die Höhle des Löwen, so soll man den Dolch nicht zu Hause lassen." Und er schrieb: „Lieber Freund! Heut erst, nachdem ich Deine Angelegenheit gründlich geprüft, auch die notwendigen Erkundigungen eingezogen und Ermittelungen angestellt habe, kann ich mich bereit erklären, Deine Verteidigung zu übernehmen; tue es aber nunmehr mit der freudigen Zuversicht auf einen guten Ausgang. Mein erster Schritt ist natürlich, Deine Haftentlassung zu beantragen. Herzlichst und mit freundschaftlichem Handschlag Dein Joachim." Er las ihr die Zeilen vor und fügte erläuternd hinzu: „Das ist für die Gefängnisverwaltung, die alle Briefe öffnet. Nachher such ich ihn selber auf. — Sie sind mit mir zufrieden?"

„Schon; aber besiegelt wird es heut nicht mehr."

XIII.

Mit dem weisleinenen Mantel angetan, lehnte sich der Justizrat in den Stuhl vor dem Spiegel zurück. „Bitte Haarschneiden."

Die lakonische Aufforderung schien mit der langen Betrachtung des Schaufensters, die ihr vorangegangen war, in keinem rechten Einklang zu stehen. Als sei er irgendein Konkurrent, so eindringlich hatte der Justizrat die Chignons und Zöpfe und Lockengebäude, die da hinter der Scheibe prangten, studiert, war vorübergegangen und zurückgekehrt, hatte den Fahrdamm überschritten, die Auslage von drüben zu mustern. Auch befand er sich nicht bei dem Haarkünstler, dem er sich gemeinhin anvertraute und bei dem er seinen Kasten mit Namensschild besaß. Vielmehr hatte hier über der Tür gestanden: „Spezialist für Haarfärben".

Der Justizrat hatte denn auch nach einer Weile, während deren er das Klappern der Schere mit scheinbarem Gleichmut über sich hatte ergehen lassen, auf seine Schläfe deutend beiläufig bemerkt: „Wird schon etwas grau." Woran sich eine ausgiebige Suada des Gehilfen über die Vorteile des Haarfärbens geschlossen hatte. Nun standen die Fläschchen mit den dunklen Tinkturen bereits auf der Marmorplatte. Die Prozedur begann. Sie währte lange.

Aufmerksam und mit eingezogener Unterlippe betrachtete der Justizrat dabei sein eigenes Bild im Spiegelglase. Wie ein Mann, der in guten Jahren eine hohe Stellung bekleidet hat, dann aber, verarmt und heruntergekommen, unter Vorspiegelung seiner früheren Würde Betrügereien begeht — ganz so kam er sich vor. Kläglich äffte er die Jugend, die er nicht geachtet hatte, solange er sie besessen. Auch blieb die bedenkliche Lichtung auf seinem Hinterkopfe.

Als aber die dritte und letzte Färbung vorgenommen, die Frisur auch beendet war und er sich wieder prüfend betrachtete, kam er sich doch höllisch forsch und jugendlich vor. Und diese Stimmung hielt an, oder verstärkte sich, als er die fatale Ladentür hinter sich geschlossen hatte. Er blickte auf die Uhr und winkte einer Droschke. „Nach dem Opernhause!" Er hatte seinen getreuen Knaus tags zuvor vergeblich ausgesandt, Billetts für die Galavorstellung der „Meistersinger" zu besorgen. Nun wollte er es in eigener Person noch einmal versuchen.

Das war, ihm selber unbewußt, das Neue in seinen Empfindungen Frau Doris gegenüber: bislang hatte er sich mit ihr versteckt; jetzt begehrte er, sich öffentlich mit ihr zu zeigen.

Der Kassierer zuckte die Achseln. „Alles ausverkauft." Als hätte er nicht gehört, reckte der Justizrat sein Kinn in die Höhe und sagte: „Ich bin der Justizrat Joachim. Ich wünsche zwei gute Logenplätze für morgen abend." Wieder hatte der Kassierer bereits ein verneinendes Zeichen gemacht, als der im Kassenraum anwesende Aufsichtsbeamte die beiden Karten unauffällig hinschob. Der kleine Herr, der so sicher auftrat, mußte eine einflußreiche Persönlichkeit sein.

Einmal auf dem Siegeszuge, schritt der Justizrat weiter. Langsam und nachdenklich und mit einem ganz innerlichen Lächeln auf den Lippen. Er wurde gegrüßt und bemerkte es kaum. Vor den Auslagen blieb er stehen, und wenn er irgend etwas erspähte, was ihm gefiel oder ihn passend dünkte, trat er ein. Als er schließlich bei sich zu Hause anlangte, hatte er die folgenden Einkäufe gemacht:

Stoff zu einem Sommerkleide nebst echtem Spitzenbesatz für Julie; einen Stich der Aurora von Guido Reni in goldenem Rahmen für Frau Kruse als Pendant zu der bereits zur Vermählungsfeier gestifteten „Hochzeit zu Cana"; einen hübschen Handkoffer für Frau Knaus, die schon mehrfach auf ihren Sommerurlaub angespielt hatte; eine Tula-Uhrkette für Herrn Knaus. Die Juwelierauslagen musternd, hatte er ein Geschenk für Frau Doris erwogen, den Gedanken jedoch als unziemlich oder doch unangebracht zurückgewiesen. Fräulein Fink aber erhielt noch denselben Tag ein Schreiben aus dem Bureau des Justizrats: „Sehr geehrtes Fräulein! Wir beehren uns, Ihnen hiermit zur Kenntnis zu geben, daß eine Erhöhung Ihrer Bezüge beantragt worden ist, und wir unsre Kasse demgemäß angewiesen haben, Ihnen vom Ersten nächsten Monats an statt der bisherigen Mark 75 — Mark 100 — gegen Quittung, wie üblich einzuhändigen. In vorzüglicher Hochachtung, das Bureau des Rechtsanwalts und Notars gez. Joachim, Justizrat."

Das alles machte: der Justizrat war verliebt. Verliebt in Frau Doris mit aller Bewußtheit solchen beseligenden Zustandes und das, seit sie ihn geküßt hatte; verliebt, ein klein wenig, in sich selbst, und das, seit er den Entschluß gefaßt hatte, für seinen Freund Penzig einzutreten.

Wie ein Fluß, von Frühlingswasser geschwellt, die Ufer rings befruchtet, so war in dem Justizrat der Drang erwacht, wo er nur konnte, Freude zu stiften.

Sehr verschieden aber war die Art, in der seine Gaben aufgenommen wurden.

Herr Knaus erschien in der Küche, die eine Hand, mit der er den Rock zurückhielt, in der Hosentasche, die andre mit der neuen Uhrkette spielend. Im Walzerschritt trat er vor seine Frau.

„Stell dich nicht an!"

„Man hat eine Uhrkette als erneuten Beweis des Vertrauens erhalten."

„Fehlte dir gerade noch."

Herr Knaus sah ein, daß der siegreiche Ton, den er angeschlagen, selbst unter solchen Umständen seiner Frau gegenüber nicht angebracht war. Die Stimme erheblich senkend, flüsterte er vertraulich: „Hast du schon gesehen?" Dabei deutete er auf seine Schläfen. „Wahrhaftig, unser Alter wird immer jünger."

„Was geht's dich an? Überhaupt, wenn du nichts zu tun hast —", hier folgte eine lange Liste von Besorgungen, von denen einige besonders und mit Nachdruck und ohne sonderliches Vertrauen in die Intelligenz des Boten eingeschärft wurden, und eine Minute später verließ Herr Knaus mit einem großen Korb am Arm und durchaus nicht mehr im Walzerschritt die Küche. Von dem ihr selbst zugefallenen Geschenk aber hatte Frau Knaus nicht gesprochen. Wozu auch? Er war doch eben nur ihr Mann und brauchte als solcher nicht alles zu wissen. Auch sah sie in ihm, schon seinen dienstlichen Verrichtungen nach, ein ihr selbst, der Köchin, untergeordnetes Wesen.

Julie freute sich über ihr Geschenk. Einmal gefielen ihr Stoff und Farbe, die in ihren Augen etwas „Erwachsenes" hatten; sodann tat es ihrem dummen Herzen wohl, solchen Liebesbeweis vom Vater erhalten zu haben. Noch vor nicht langer Zeit hatte sie diese väterliche Liebe als etwas nur Quälerisches empfunden: „Sitz gerade!" „Ein Mädchen muß in ihren Bewegungen Grazie haben!" Jetzt hegte sie oft eine nicht eifersuchtsfreie Sehnsucht danach und wäre am liebsten immer um ihn gewesen. So freute sie sich wirklich. Nur machte ihr die Art, wie sie sich revanchieren könnte, einigermaßen Sorge. Seit erdenklicher Zeit nämlich war es üblich, daß sie in solchem Fall, ihre Dankbarkeit zu bezeigen, ein Gedicht auswendig lernte.

Sie wollte sich bei dieser Gelegenheit nicht „lumpen" lassen, und so entschied sie sich nach mehrfachem Gesichterschneiden für „Salas y Gomez". Schon eine Viertelstunde später saß sie, wie ein Hinduknabe hockend, beide Beine hochgezogen und die Arme um die Knie geschlagen, auf dem Sofa und studierte: „Salas y Gomez raget aus den Fluten des stillen Meers . . . ." Und nach einer Weile, unter heftigem Gähnen und vorblätternd: „Ich bin

noch ohne Hoffnung bald zu sterben!" Auch lag sie jetzt der Länge nach auf dem Sofa, das Buch ganz nahe an die Augen gerückt.

Fräulein Fink schrieb noch denselben Abend einen Brief an eine Freundin. Darin kam folgender Passus vor: „Wenn Du in der ‚Bewegung' einen Posten für mich weißt, teile es mir umgehend mit. Ich nehme mit dem bescheidensten fürlieb. Aber ich möchte auch endlich meine Kräfte für die Sache einsetzen und nach meinem geringen Können den Frauenforderungen mit zum Siege verhelfen. Dies Dasein hier halte ich nicht mehr lange aus.

„Dabei ist mir heute eine Gehaltserhöhung, ohne jedes Gesuch meinerseits, zuerkannt worden. Es mag häßlich und dumm klingen, aber ich war eher geärgert als erfreut darüber. Ich habe schon als Kind kein Lob vertragen, während ich mich mit jedem Tadel wohl oder übel auseinanderzusetzen wußte. Ich mag mich nicht verpflichtet fühlen, und, wenn irgend jemand, mußt Du das begreifen. Im übrigen geht mein Justizrat auf Freiersfüßen."

XIV.

Zu der Galavorstellung der „Meistersinger" war théâtre paré angesagt worden, und Frau Doris hatte sich entschließen müssen, für diesen Abend ihre Trauer abzulegen; was ihr durchaus nicht schwer fiel.

Der Justizrat hatte ihrer bereits in der Loge geharrt; nun trat sie ein, im hell fliederfarbenen, ausgeschnittenen Kleide, ein gleichfarbiges Band im metallisch leuchtenden Haar. Er war entzückt und beinahe wortlos. Alles schien verwandelt.

Er saß neben ihr, und jedes zufällige Streifen ihres Arms, selbst der Duft, der von ihr ausging und den er zeitweise einsog, erregte seine Nerven. Er sah, daß sich die Operngläser auf sie richteten; und das war von allem vielleicht das Schönste.

Darunter, sowie unter ihrem Interesse für den sich versammelnden Hof, ein Interesse, das er nicht befriedigen konnte und nicht teilte, litt die Unterhaltung vor Beginn der Aufführung. Sie hatte vor allem „Fürstlichen" den neugierigen Respekt der Provinzialin; er war in jenem Berliner Freisinn aufgewachsen, der immer mit der Cassius-Miene abseits steht und die innere Unfreiheit eines politisch urteilslosen Bürgertums in Mißachtung jeder amtlichen oder repräsentativen Persönlichkeit bekundet. Beinahe wie Fremde konversierten sie miteinander; aber auch das übte auf den Justizrat an diesem Abend eigentümlichen Reiz aus.

Dann setzte die Musik ein und führte Frau Doris in eine Welt seelischer Ekstasen. Ganz umsonst war ihr unseliger Mann doch nicht Kapellmeister gewesen. Joachims Verständnis aber hatte immer bei Offenbach halt gemacht; in jungen Tagen war es ihm zu einer lieben Gewohnheit geworden, früh morgens beim Aufstehen und sehr zum Verdruß seiner Maria sein „Als ich noch Prinz war von Arkadien" mit allen möglichen Abwandlungen des Textes und der Melodie zu singen. Was ihm Frau Doris über die Leitmotive zuraunte, verstand er kaum. Wieder war dieser pikante Abstand zwischen ihnen.

Endlich ein großer Augenblick für den Justizrat: er legte ihr den weichen Abendmantel um die Schultern.

Sie speisten in einem eleganten Restaurant zu Nacht. Hier war er ganz in seiner Sphäre. In ihr aber schien etwas nachzuwirken, wovon sie selbst nichts wußte, und das schon während der Vorstellung in ihrer Seele aufgestanden war. Vielleicht eine Erinnerung an das Zusammenleben mit ihrem Manne, den sie doch schließlich im Widerspruch zu ihren Eltern aus unvernünftiger Liebe genommen hatte, der bei allen Fehlern und Ungebührlichkeiten doch ein ganzer und forscher Kerl gewesen war.

Vielleicht geschah es aus solcher Stimmung heraus, daß sie das Gespräch auf jene arme Lehrerin brachte, die sie mit Hilfe des Justizrats unterstützt hatte.

„Sie brauchen wieder Geld für Ihren Schützling?" Er griff nach seinem Portefeuille.

„Nicht doch! Ich wollte Ihnen erzählen, wie gut ihr die Kur bekommen ist."

„Das ist ja prächtig. Aber wollen Sie nicht —?"

„Noch haben Sie ja nichts gehört. Ich meine, ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig."

„Wozu das, liebste Freundin? Sehen Sie, dieser Abend ist so schön, und Sie sind so schön an diesem Abend, daß es wirklich unrecht wäre, von Not und Elend zu sprechen. Man muß das vergessen."

„Das ist Ihnen Bedürfnis."

„Ja, das ist mir Bedürfnis."

„Sie sind egoistisch. In Ihrem Wohltun, in Ihrer Liebe, in allem."

„In meiner Liebe — wie das?"

„In Ihrer Liebe zu Ihrer verstorbenen Frau. In der ganzen Art, wie Sie mit ihrem Andenken Kultus treiben. Reden Sie mir doch nicht vor, daß das natürliches Empfinden sei! Ich hab es ja mehr als einmal beobachtet: Sie gefallen sich darin. Sie versetzen sich selbst in Dinge, — ach, was geht's mich an?"

„Also: ich bin egoistisch."

„Das sind Sie. Und gerade deshalb so sehr, weil Sie es selbst nicht einsehen. Es gar nicht für möglich halten! Ich glaube, Sie sind immer bewundert und verhätschelt worden. Wahrscheinlich hat Ihre Frau immer auf Knien vor Ihnen gelegen."

„Daran ist etwas Wahres . . ."

„Sie hätte Sie erziehen sollen! Ihnen nicht alles ersparen, was Ihr ästhetisches Empfinden beleidigte, nicht alles gutheißen, was Sie taten. Aber ich kenne ja diese Art Frauen, die nie im Leben gestanden haben. Erst die Eltern, und dann der Mann, und dann die eigenen Kinder — immer derselbe kleine und enge Kreis. Da wird alles verzuckert und in Watte gepackt. Schließlich geschieht es ihnen ganz recht, wenn der Mann sie zum Dank dafür betrügt."

Darauf erwiderte der Justizrat nichts, und das Gespräch nahm eine andre Wendung. Hätte sie diesen Abend weniger vorteilhaft ausgesehen, er

hätte ihr das bitter verdacht und vielleicht nie verziehen. So aber erschien ihm selbst ihre brutale Kritik an Verhältnissen, die sie nicht kannte und die sie gewiß nichts angingen, reizvoll.

Es war das erste Mal, daß dieser harte Zug in ihr zutage trat. Er eignete aber durchaus ihrem Wesen. Sie gehörte zu denen, die bewußt grausam sein können.

Wieder legte ihr der Justizrat den weichen Abendmantel um die Schultern.

Als er sich aber von ihr verabschiedet hatte, fühlte er durchaus das Bedürfnis, noch ein Stück Weges zu Fuß zu gehen. Und indem er sein Haus aufschloß, sagte er sich: „Sie ist eifersüchtig auf meine arme, gute Maria. Also — liebt sie mich."

XV.

„Salas y Gomez raget aus den Fluten des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß." Es war in dem Zimmer, das Marias Andenken geweiht war, und Julie stand vor ihrem Vater, der es sich in einem der grünen Fauteuils bequem gemacht hatte und das Buch in der Hand hielt. Als die Einleitung zu Ende war, wollte er es befriedigt zuklappen, es folgte aber alsbald die erste Schiefertafel, und weiter die zweite und endlich die letzte. Je mehr die kleine Vortragskünstlerin fortschritt, desto sicherer wurde sie; es kam zum guten Schluß sogar etwas wie Anteilnahme und Verständnis in den Klang ihrer Stimme.

Der Justizrat war gerührt, er schloß sein Kind in seine Arme und zog es auf seine Knie. Eine feiertägliche Sentimentalität war in seinen Worten, als er sagte: „Das hast du gut gemacht und mehr als das. Wie eine ganz erwachsene Person hast du dich benommen. Dafür sollst du auch heut mit mir zu Abend essen."

Es lagen also zwei Kuverts auf dem Tisch, und das eine davon war für Julie bestimmt, denn Fräulein Fink nahm das Abendbrot in ihrem Zimmer; was nach gegenseitigem Übereinkommen als eins ihrer „Vorrechte" angesehen wurde. Julie saß dem Vater gegenüber, und er reichte ihr galant den Ständer mit dem Toast und die Schüsseln mit kaltem Fleisch zuerst. Es stand auch eine Tasse neben ihrem Gedeck, und er versorgte sie mit Tee.

„Chamisso", sagte der Justizrat. „Ja, weißt du auch, daß es mit ihm eine besondere Bewandtnis hat? Er war mit deiner Urgroßmutter eng befreundet und verkehrte viel in ihrem Hause. Alles, was zur Kolonie gehörte, hielt damals zusammen."

Julie wußte das bereits, aber sie benahm sich wirklich wie eine ganz erwachsene Person und ließ sich erzählen.

„Damals war Berlin noch eine kleine Stadt; reichte bis zum Brandenburger und Potsdamer Tore. Und die Großeltern deiner Mutter waren angesehene Leute und wohnten in der Jägerstraße. Und da hat sich in ihrem Hause einmal etwas sehr Seltsames ereignet." Als gewiegter Redner machte der Justizrat eine Pause. „Hast du schon Zucker? Bitte, bediene dich." Er machte seinem Kinde gegenüber die Honneurs des Hauses.

„Deine Urgroßmutter muß eine sehr schöne Frau gewesen sein. Ich kann dir das kleine Medaillonbild, das von ihr vorhanden ist, gelegentlich einmal zeigen. Nun verkehrten zwei junge Leute in ihrem Hause und hegten törichterweise eine Eifersucht aufeinander. An einem Herbsttage — es soll im November gewesen sein — begegnet der eine dem andern, grüßt ihn, und der erwidert den Gruß nicht, sieht jenem nur starr und finster ins Gesicht und geht vorüber. Die Namen tun nichts zur Sache. Ich will den einen A., den andern, der sich grußlos abwandte, B. nennen. A. ist also den Abend, wie gewöhnlich, bei deinen Urgroßeltern, man plaudert vertraulich, auch Chamisso ist zugegen. Es wird Zeit zum Aufbruch, und dein Urgroßvater leuchtet ihm die steile Treppe mit der Laterne hinab und schließt das Haustor auf. In dem Augenblick, in dem A. auf die Straße hinaustreten will, schlägt es ihm eiskalt entgegen, er sinkt ohnmächtig nieder. Dein Urgroßvater und Chamisso tragen ihn wieder hinauf, man bemüht sich um ihn, es gelingt, ihn ins Leben zurückzurufen. Was ihm denn zugestoßen sei? fragt man. Er habe den B. plötzlich und mit drohender Gebärde und so schreckhaft vor sich gesehen, daß er das Bewußtsein darüber verloren habe. Man schickt zum Arzte, man behält ihn die Nacht bei sich und wacht neben dem Sofa, auf das man ihn gebettet hat. Am nächsten Morgen stürzt Chamisso verstört ins Zimmer: B. hat sich das Leben genommen! Wann? Man weiß es nicht. Wahrscheinlich in demselben Augenblick, in dem der Freund ihn vor sich gesehen."

„Die arme Frau!"

„Wen meinst du?"

„Nun — die Urgroßmutter."

Die Antwort des Kindes frappierte ihn. Daß Julie bei dieser Geschichte, die mancherlei Fragen aufrief, zunächst an den Menschen dachte, der unter den Vorkommnissen gelitten haben mußte, befremdete ihn und kam ihm zugleich sehr vertraut vor. Diese Dürftigkeit der Einbildungskraft, dazu dies rege Mitleid: er hatte diese sauer-süße Mischung die langen Jahre hindurch bei seiner Maria kennen gelernt, verwunden und — geliebt.

Ein paar Minuten beobachtete er Julie schweigend. Es war doch schon Anmut in der Art und Weise, wie sie mit Messer und Gabel hantierte. Eben führte sie die Teetasse zum Munde. Der kleine Finger ihrer rechten Hand spreizte sich dabei unwillkürlich ab. Dieselbe Bewegung wie bei seiner Maria.

Damit war der Justizrat mitten in den Erinnerungen seines eigenen Lebens. „Als deine Mutter starb, — hast du damals wohl schon begriffen, was das für dich bedeutete?"

„Nein. Ich weiß noch, ich freute mich über das schwarze Kleid. Ich wußte, sie würden mich alle in der Schule fragen und bemitleiden, und darauf freute ich mich."

„Und jetzt? Du denkst oft an sie?"

„Sie ist ja tot . . ."

Sie ist ja tot —: dem Justizrat war beim Klange dieser Worte, als hörte er es wieder, wie die Erde auf den Sarg hinabfiel. Sie ist ja tot —: er fragte sich vergebens, was sein Kind damit besagen wollte.

War sie immer noch unfähig, den Verlust der treuesten, selbstlosesten Liebe zu begreifen? Oder aber — lag ein versteckter Vorwurf darin?

„Sie ist nicht tot", sagte er nach einer Weile, und es freute ihn, wie überzeugend seine Stimme klang. „Man stirbt überhaupt nicht. Sterben ist ein Unding. Man lebt im Gedächtnis seiner Lieben fort. Jede Tat wirkt weiter; ein Zufallswort, das man gesprochen, bleibt."

„Ja, Papa."

„Da ist vielleicht irgendeiner der vielen, denen sie geholfen hat. Der Mann liegt in einer Dachkammer, ist krank, ihn hungert. Damals, sagt er sich, ging es mir auch schon schlecht. Aber da war diese Frau. So oft ich zu ihr kam, hat sie mir geholfen. Und er sieht sie in der offenen Tür vor sich stehen, wie sie ihm Kleider brachte, einen Topf voll Suppe — deine Mutter."

„Ich hab sie ja lieb." Es war etwas beinahe Flehendes in der Stimme des Kindes.

„An dir ist es, sie nicht sterben zu lassen. Du ähnelst ihr, — werde ihr gleich. Was sie gutes getan hat, das liegt jetzt noch außerhalb des Bereichs deiner Fähigkeiten. Aber blicke zu ihrem Vorbild auf! Dann wirst du mehr Fleiß auf deine Schularbeiten verwenden, denn ich bin überzeugt, sie war immer eine gute Schülerin. Dann wirst du keine Grimassen mehr in der Klavierstunde schneiden, sondern dir sagen, es ist meine Pflicht, daß ich etwas lerne. Wie sitzt du überhaupt wieder da? Wie ein Fragezeichen. Wie oft habe ich dir gesagt: Kopf hoch, Schultern zurück!"

Die Illusion des Abends war geschwunden. Julie war wieder ganz und nur Kind. Sie stand denn auch bald genug auf, machte ihren gelehrigsten Knix und sagte: „Ich danke dir für den schönen Abend."

„Gute Nacht."

Der Justizrat zündete sich seine Zigarre an und war in der Stimmung, eine kräftige und volle Import zu wählen. Dabei wunderte er sich selbst, daß er so unbefangen zu seiner Tochter über die Verstorbene hatte reden können. Er empfand das mit großer Genugtuung. Aber schließlich war es ja selbstverständlich.

Auch durfte er nun, gleichsam freier, Frau Doris' gedenken. Wie sie da neulich im ausgeschnittenen, hellen Kleide neben ihm gesessen hatte, — er hatte bisher nicht geahnt, daß sie so reizvoll war.

Er rauchte die angefangene Zigarre nicht zu Ende, sondern begab sich früh zur Ruhe. Er war müde. Und während er sich behaglich in seinem Bett ausstreckte, fiel ihm ein, daß ein Kollege ihm kürzlich davon gesprochen hatte, daß er nachts nicht mehr schlafen könne. Armer Kerl! Aber der Gute wurde eben alt.

Der Justizrat sagte sich, daß er jetzt einschlafen werde.

So ganz befriedigt war er nicht von dem Verlauf des Abends. Gewiß war es sehr brav von dem Mädel gewesen, das lange Gedicht auswendig zu lernen, und er hatte sich aufrichtig darüber gefreut. Aber nachher? „Sie ist ja tot." Es fehlte dem Kinde an Anmut. Warum erzog sie sich nicht selbst

dazu, da sie doch wußte, wie großes Gewicht er gerade darauf und mit Recht legte? Das war doch eine Kleinigkeit! Immer aber fand sich etwas, was ihn reizte. Man war eben nervös.

Richtig! Er hatte vergessen, Frau Doris zu schreiben. Sicher erwartete sie, morgen früh einen Brief von ihm auf dem Kaffeetisch zu finden. Das ließ sich aber gutmachen, wenn er Knaus gleich nach der Morgentoilette zu ihr schickte. Man mußte nur daran denken.

Die Termine, die ausstanden? Er vergegenwärtigte sich, wo und zu welcher Stunde er morgen zu plädieren hatte. Es gab ein reichliches Hin- und Herfahren, sonst aber war alles vorgesehen. Er konnte also ruhig einschlafen.

Wahrscheinlich hatte Julie es nicht einmal bemerkt, daß der Abend anders verlaufen war, als es vorgesehen worden . . .

Es war doch eine Torheit gewesen, daß er den Solitär für Doris nicht gekauft hatte . . .

Aber gerade einen Solitär hatte er einst Maria . . .

Plötzlich stand ihm ein Bild vor Augen. Er saß Julie gegenüber zu Tisch, wie er eben noch getan und mit ihr gesprochen hatte. Aber die beiden andern Stühle waren nicht leer. Er erkannte sie deutlich, trotzdem sie wächsern bleich aussah und die Augen geschlossen hielt. Und auf dem andern Stuhl — auch das sah er jetzt — saß Doris. Sie hatte ihr helles, ausgeschnittenes Kleid an und lächelte. Beide hörten sie Wort für Wort, was er zu Julien sagte. Doris lächelte nicht mehr. Ihre Züge verzerrten sich. Sie wurde sehr häßlich. Und sie stürzte sich auf die andre, ohne daß er etwas dagegen tun konnte, und würgte sie am Halse. Und Maria öffnete weite, leere Augen und sagte: „Ich bin ja tot . . .“

Er richtete sich auf. Er mußte das geträumt haben. Aber der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Träume kehrten niemals wieder. Das hatte er oft genug erfahren. Er wollte jetzt weiterschlafen.

War denn überhaupt ein Wort von dem, was er Julien gesagt hatte, wahr gewesen? Trug er sich doch seit Wochen damit, eine Entscheidung mit Doris herbeizuführen! Was ist Wahrheit?

So lange er verheiratet gewesen, hatte er sich immer gesagt, daß die Ehe, diese starre und engherzige Institution, den Menschen zu lügen zwinge. Man sei geradezu genötigt, Ausflüchte zu machen, weil die Ansprüche blieben, der Mensch sich wandle. Und nun? Nun er frei war? Aber man war eben, Gott sei es geklagt, niemals frei.

Er wollte sich diese ganze Gedankenlast aus dem Sinn schlagen, um endlich schlafen zu können. An etwas Berufliches wollte er denken. Das würde ihn beruhigen.

Der arme Penzig! Der lag jetzt auf minder weichem Bette, denn die beantragte Haftentlassung war abgeschlagen worden. Aber vielleicht schlief er trotzdem?

Wie hatte doch der Kollege gesagt, als er von seiner Schlaflosigkeit gesprochen hatte? „Glauben Sie mir, lieber Freund, es ist furchtbar, wenn der Mensch nicht mehr schlafen kann."

Und wenn auch das Lüge war? Welchen Beweis hatte er für Penzigs Unschuld? Vielleicht war auch sein berufliches Wirken nichts als ein Säen von Lüge, Lüge, Lüge . . . Aber das war ja Wahnsinn!

Der Justizrat begann zu zählen, denn er wollte nun wirklich schlafen, und vielleicht erwies sich das oft empfohlene Mittel wirksam. Aber mitten in seine Zahlenreihen tönte eine ferne Glocke hinein, so daß er von neuem anfangen mußte. Es hatte zwölf geschlagen.

Schon Mitternacht! Er besann sich darauf, daß er sich als Kind immer vor dieser Stunde gefürchtet hatte, und mußte lächeln. Eine etwas anzügliche Mitternachtsgeschichte ging ihm durch den Sinn, und er hätte vollends gelacht, wenn sich ihm nicht gleichzeitig dieser schändliche Traum wieder vergegenwärtigt hätte.

Er mußte sich ein für allemal Klarheit schaffen! Soviel war richtig: Er hatte sich im ersten Schmerz über Marias Verlust gelobt, ihr die Treue zu wahren. Aber schließlich konnte niemand für sich selber gut sagen. Das war genau so, als wollte man dem Fluß befehlen: trage mich dorthinauf! Der Fluß aber hatte sein eigenes Recht und so das Leben. Es bringt Neues. Es verjüngt. Es ist immer wieder unendlich reich. Davon aber war er überzeugt, daß niemandem sein Glück mehr am Herzen gelegen haben würde als seiner Maria. Könnte sie auf ihn herabsehen, sie würde über seine Bedenken lächeln. Sie würde ihn bitten: Geh hin und nimm dir dein Glück und mache glücklich. Es hieß sie verleumden, ihr eine andre Sinnesart zuzutrauen. Auch entschloß sich die Mehrzahl der Witwer zu einer zweiten Ehe.

Nun war er sich klar, nun konnte er schlafen. Eben aber ertönte ein Schlag von der fernen Uhr. Bedeutete das halb oder schon ein Uhr? Er zündete das Licht an. Das aber machte ihn vollends munter.

Er ging ans Fenster und schlug den Vorhang zurück. Es war Vollmond, und die Bäume im Garten schienen ganz nahe gerückt. Er erkannte deutlich eine Schaufel, die, in die Erde gesteckt, emporragte.

Er fühlte, daß ihm einige Bewegung gut tun würde, und so schritt er, wie er da war, in seinem Pyjama, den Korridor entlang. Im Eßzimmer lehnte er eine Weile nachdenklich an den Tisch, an dem er vorhin mit seinem Kinde gesessen hatte. Er trat in das Zimmer seiner Frau und zog die Vorhänge zurück. In einem der grünen Fauteuils ließ er sich nieder.

Er ging von neuem auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Er trat an den Schreibtisch und preßte beide Fäuste auf die Platte und sah zu Marias Bild auf. Seine Lippen begannen sich zu bewegen.

Und plötzlich schrie er es heraus: „Ich bin noch jung. Ich muß leben!"

Der Klang seiner eigenen Stimme erschreckte ihn in dieser Stille, und er kehrte in sein Schlafzimmer zurück. Er sah sehr alt aus, als er in diesem Halbdunkel den Korridor durchschritt.

Er zog die Vorhänge in seinem Zimmer wieder zu. Die Schaufel steckte noch immer in der Erde, als warte sie auf Arbeit. Er legte sich, ermüdet und wacher denn je, in sein Bett.

An Schlafen war nicht zu denken, und die Schlaflosigkeit begann geradezu schmerzhaft zu werden. Der Zustand, in dem er sich befand, war unerträglich, und es war notwendig, ein Ende zu machen. Innerlich war er entschlossen. Es blieb also nur übrig, mit Julie zu sprechen, und er gelobte sich, das gleich morgen früh zu tun. Er suchte die Worte, die er ihr sagen würde. Darüber schlief er endlich gegen Morgen ein.

Ein kluger Feldherr ermüdet seine Soldaten durch Märsche, ehe er sie in die Schlacht führt. Nicht anders erging es dem Justizrat. Mit einem Gefühl völliger Zerschlagenheit wachte er auf, und gerade diese Übermüdung gab ihm die Kraft, sein Vorhaben auszuführen. Mochte da kommen was wollte, — nur kein Fortbestehen dieser qualvollen Unsicherheit.

Er saß vor seinem Toilettentisch und winkte Knaus, das Zimmer zu verlassen, als Julie eintrat, ihm den üblichen Morgengruß zu bieten. Er suchte auch keinerlei Einleitung, sondern legte nur seine Hand auf ihre Schulter, als gälte es dadurch Kraft zu gewinnen oder sie an sich zu fesseln. „Du bist nun schon ein großes Mädchen, Julie. Was würdest du sagen, wenn du eines Tages eine neue Mutter bekämst?"

Sie war wachsbleich geworden, aber sie sagte — und es schien etwas Krampfhaftes in ihrer Stimme zu sein: „Ich würde mich freuen, Vater!"

„Wenn es geschehen sollte, Julie, was noch nicht bestimmt ist, dann wäre es hauptsächlich deinetwegen. Du kommst jetzt in die Jahre, in denen du nicht nur auf Fremde angewiesen sein kannst. Nicht wahr, das siehst du ein? Und wenn dein Vater dabei auch noch einmal sein Glück findet —"

„Aber ich würde mich ja freuen, Papa!" Damit hatte sie das Zimmer verlassen.

Der Justizrat atmete auf. Er rief ihr noch nach: „Kein Wort darüber zu irgend jemand!" Dann war Knaus wieder eingetreten und machte sich daran, das Seifenwasser zum Rasieren zu schlagen.

Das war besser gegangen, als er selbst erwartet hatte. Nun war er von einer großen Last befreit. Und nur das Eine trübte seine Freude ein wenig, daß er es so hingestellt hatte, als geschähe es um ihretwillen. Wozu solche Ausflucht? Es hatte deren gar nicht bedurft. Doch verflog auch dieser letzte Schatten schnell genug.

Julie war wie immer in die Schule gegangen und wie stets daraus heimgekehrt. Sie hatte bei Tisch zunächst keinen rechten Appetit gezeigt, sich aber dann auf einen forschenden Blick des Vaters hin den Teller geradezu voll geladen. Der Justizrat war sehr glücklich und ausnehmend gesprächig und küßte nach Tisch sein Kind auf beide Backen.

Erst in der Klavierstunde verlor Julie die Fassung. Frl. Fink hatte eben zu wiederholten Malen: „cis! cis! cis!" gerufen, als Julie plötzlich die Hände von den Tasten nahm, ihren Kopf in beide Arme vergrub und herzzerreißend zu schluchzen begann. Frl. Fink fragte: „Habe ich dir irgendwie

weh getan?" Dann: „Ist etwas in der Schule vorgefallen?" Und da Julie beide Male mit energischem Kopfschütteln antwortete, aber zu schluchzen fortfuhr, fragte sie nicht weiter. Sie wußte Bescheid.

Fräulein Fink benahm sich bei dieser Gelegenheit, wie ein Mensch, der einen andern in Herzensnot sieht, nur verfahren kann. Sie brach den Klavierunterricht ab. Sie schlug einen möglichst leichten Ton an und sagte: „Komm Julie, ich lese dir etwas vor. Du bist gewiß übermüdet. Ein Buch, das du noch nicht kennst, und das dir gefallen wird."

Sie hatte Julie mit in ihr eigenes Zimmer genommen, tat, als gewahrte sie das Schluchzen des Kindes nicht weiter, und las: „Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag."

Fräulein Fink hätte kein besseres Buch wählen können, hätte es sich nur eben um einen Erwachsenen gehandelt. An Julie mußte das alles noch unverstanden vorübergleiten. Doch war etwas im harten, aber gleichmäßigen Tonfall der lesenden Stimme, das besänftigend wirkte.

Justizrat Joachim befand sich eben im Kreise von Kollegen, und fast mit jedem Wort, das über seine Lippen kam, erweckte er Heiterkeit. „Joachim," sagte einer, „Sie haben heute entschieden ihren beau jour."

Und er: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst."

XVI.

Sonntags darauf hatte der Justizrat seinen schwarzen Rock angezogen und Julie feierlicher als üblich auf die Stirn geküßt; dann machte er sich auf den Weg.

Er ging zu Fuß, und es war ein leuchtender Maitag. Cirruswolken am blauen Himmel; vor einer Kellertür ein kleines Mädchen, das Seifenblasen in die Luft steigen ließ; ein Droschkenpferd schon vorpfingstlich mit Maien geschmückt; die Straßen still.

Als er bei Frau Doris eintrat, kam sie ihm erschreckt entgegen: „Es ist doch nichts vorgefallen?" Sein schwarzer Rock machte auf sie einen unheilkündenden Eindruck.

Er wehrte mit der Hand und ließ sich, noch ehe sie ihn dazu aufgefordert hatte, auf einem ihrer Stühle nieder. Es blieb ihr nichts übrig, als sich auf das Sofa ihm gegenüber zu setzen. Erwartungsvoll blickte sie ihn an.

„Liebe Frau Doris, ich bin gekommen, Sie um Ihre Hand zu bitten."

War es, daß sie so gar nicht darauf vorbereitet war, oder erschien ihr seine würdige Haltung in diesem Augenblick wirklich komisch? Sie lachte laut und herzhaft. „Justizrat, nein, was machen Sie für Sachen? Sie sind zu drollig."

Er stand auf.

„Nein, sitzenbleiben! Es ist ja gut und lieb von Ihnen. Ich bin ganz schlecht und undankbar. Bitte, bitte, nicht böse sein! Ich war nur zu unvorbereitet. Sehen Sie, ich hatte das so gar nicht erwartet."

„Wenn Sie meine Gefühle nicht teilen —"

„Aber natürlich teile ich sie. Ich bin Ihnen von Herzen gut, das wissen Sie. Geradezu lieb hab ich Sie. Und so gut, wie Sie immer zu mir gewesen sind!"

„Meine Gefühle sind eben andre."

„Aber ich habe Sie lieb! Wenn ich es Ihnen doch sage! So —! Glauben Sie es nun?" Und ehe er sich's versah, hatte sie ihn wieder auf beide Backen geküßt.

„Ich verstehe dich nicht."

„Das sollen Sie gleich tun. Aber erst setzen Sie sich wieder ordentlich hin. Nein, nicht hier neben mich. Dort drüben, ganz artig auf Ihren Stuhl. Und nun hören Sie mich einmal an. Also: Sie tragen mir Ihre Hand an, und ich bin Ihnen dankbar dafür und gut, noch mehr als ich es schon immer war. Aber lassen Sie uns einmal vernünftig miteinander reden. Warum sollen wir beide uns heiraten?"

„Wenn Sie so fragen —"

„So frage ich allerdings. Kann man netter leben, als wir es tun? Wenn wir zusammen sind, dann freuen Sie sich, und ich freue mich nicht minder. Wären wir aneinander gefesselt, wer weiß, wie bald es mit der Freude vorüber wäre. Sind Sie denn gar nicht ein bißchen zufrieden mit dem, was Sie an mir haben? Woran fehlt es Ihnen eigentlich?"

„Sie zwingen mich, Ihnen wie ein Schulknabe zu antworten. Was mir fehlt? Die letzte, innigste Gemeinschaft fehlt mir."

„Seien Sie froh darüber! Wer weiß, wie bald Sie meiner überdrüssig wären, wenn Sie mich ganz besäßen. Wir sind doch beide keine Kinder mehr. Ich dächte, wir hätten beide das Leben und die Annehmlichkeiten der Ehe kennen gelernt. Nein, nein, ich will Sie nicht betrüben! Sie können, Sie dürfen sich Illusionen machen. Es genügt ja auch: ich habe die Ehe kennen gelernt. Und es verlangt mich wirklich nicht, in einen Kahn zu steigen, in dem ich bereits einmal gestrandet bin."

„Nun denn also gut, ich verstehe Ihre Bedenken."

„Liebster, sei doch nicht töricht! Ich will ja dein wie mein Bestes. Ich eigne mich nicht zur Hausfrau. Ich hab's erfahren. Laß uns so weiter leben, wie wir es jetzt tun. Ist's denn nicht reizend, mit all den Heimlichkeiten und dummen Überraschungen?"

„Das ist jetzt unmöglich."

„Nichts ist unmöglich. Nur weil du immer grübelst und dir Vorstellungen machst von dem, was geschehen wird und geschehen muß, anstatt einfach fröhlich in den Tag hineinzuleben."

„Nein; weil ich jetzt weiß, daß du mich nicht liebst!"

„Gott, ist solch ein Mann harthörig! Wie oft hab ich dir schon gesagt, ich habe dich lieb. Viel mehr, als ich es dürfte." Sie stand auf, kramte in einer Kommode und reichte ihm schließlich einen Zettel. „Sieh dir das an. Was steht da? Lies vor."

Er las seinen eigenen Namen und die Adresse seines Bureaus. Darunter stand „Robert Hugo Heinisch". Und in Klammern: „Nimm dich der Person an." Er blickte ihr völlig verständnislos in die Augen.

„So, und jetzt will ich dir beichten." Sie erzählte ihm, wie sie ihm nachspioniert hatte, und daß sie doch ein klein wenig eifersüchtig auf ihn gewesen. „Nun also, du kluger Mann. Glaubst du jetzt, daß ich dich lieb habe?"

„Doris, liebste Doris! Mach mich ganz glücklich! Werde mein!"

„Pscht, keinen Rückfall! Aber küssen darfst du mich jetzt, wenn du noch Lust dazu spürst. So — und nun genug. Jetzt gehst du artig nach Hause und sagst dir, was heut nicht ist, kann morgen immer noch werden. Und wann sehen wir uns wieder?"

Sie hatte ihm seinen Hut und den Stock mit der Elfenbeinkrücke gereicht und ihn sanft zur Tür hinausgeschoben. Es fügte sich, daß niemand draußen auf dem dunklen Korridor war. Sie legte ihre beiden Arme auf seine Schultern und flüsterte ihm zu: „Vielleicht gebe ich dir einmal alles, wonach du dich sehnst — vielleicht — ich weiß noch nicht -- später."

Wie der Justizrat nach dieser Unterredung nach Haus gekommen war, wußte er selbst nicht. Er hatte nur die eine Empfindung, in dem großen Ereignis seines Lebens mitten drin zu stehen. Wie ein Orkan war das über ihn gekommen! Er selber nun wirklich wieder ganz jung.

Was war das bisher gewesen, was er ihr gegenüber empfunden hatte? Verliebtheit. Wie sich ein Mann in eine Frau verliebt, die er schon als Jüngling umschwärmt hat. Und nun mit einem Schlage die große Leidenschaft, die Liebe! Wie war sie einzigartig gewesen, und wie bestrickend! Jetzt liebte er sie, jetzt erst, jetzt.

Und wenn er sich ehrlich fragte? Wie sie immer entschied, so sollte es sein! „Aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder", dachte er.

„Aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder", sagte der Justizrat gänzlich unmotivierterweise, während er mit Julie und Fräulein Fink zu Tisch saß. Übrigens hatte er seiner Julie gegenüber nun doch ein besseres Gewissen als zuvor.

Ein tückischer Zufall wollte es, daß Frau Doris zum Nachmittage desselben Sonntags Julien zu sich gebeten hatte. Das war schon vor Tagen vereinbart worden. Sie hätte es gern rückgängig gemacht, doch fand sie keinen rechten Vorwand. Dem Justizrat war nach dem Vorgefallenen ein Zusammentreffen beider mehr als peinlich, doch hatte auch er nicht den Mut, es seinerseits zu verhindern. So trat Julie, im frischgebügelten Waschkleid, vor ihrem Fortgehen von Fräulein Fink sorgfältig begutachtet, vom Vater mit Ermahnungen aufs reichlichste bedacht, mit dem Schlag der vereinbarten Stunde bei Frau Doris ein.

Sie kam, wurde herzlich willkommen geheißen und war unausstehlich. Frau Doris hatte ihr Schokolade kochen lassen; Schokolade mochte sie nicht; sie war nun einmal kein Kind mehr. Sie sah sich im Zimmer um und fand alles sehr komisch. Nein, die Bilder an den Wänden und der gepreßte Plüsch auf den Möbeln! Und deutlich hatte sie's bemerkt: das Mädchen, das die

Schokolade hereingebracht, hatte ein Loch im Ärmel! Dann aber, aus dem bösartigen Instinkt des Kindes heraus, begann sie von ihrer Mutter zu sprechen. Wie gut die zu ihr gewesen, und daß sie sie noch immer sehr lieb habe; sonst niemand, nur sie.

Natürlich empfand Frau Doris die häßliche Absicht, aber das Mitleid mit dem armen, falsch erzogenen Ding war stärker als jedes Gefühl der eigenen Kränkung. Sie sprach mit Julie von ihrer Mutter, als hätte sie sie gekannt, oder als wünschte sie, sie kennen zu lernen.

So kam es, daß Julie sich ganz an das Andenken der Verstorbenen verlor. Ihrem Vater hatte sie's nicht sagen können, dieser Fremden gegenüber, die sie noch eben beargwöhnt hatte, sich an die Stelle ihrer Mutter setzen zu wollen, sprach sie sich aus: sie hatte ihre Mutter lieb gehabt . . .

„Und hast damals schon, als sie dir genommen wurde, begriffen, was du verlorst?" Es war ein sehr weicher Klang in der Stimme, die fragte.

Gelacht hatte sie damals, als alle Bekannten zu der Beerdigung ganz schwarz zu ihnen kamen, und darum hätten alle gedacht, sie hätte nicht begriffen, um was es sich handle. Aber sie hätte lachen müssen, gerade weil sie so ganz verzweifelt gewesen. Einen Augenblick freilich habe sie gedacht, es sei nun niemand mehr da, auf sie aufzupassen, und sie könne machen, was sie wolle. So sehr dumm sei sie damals noch gewesen.

„Und erinnerst dich noch gut an deine Mutter?"

Julie begann zu erzählen. Es war der verworrene Bericht eines Kindes, dem Einzelheiten im Gedächtnis haften geblieben sind, und das den leitenden Faden verloren oder niemals besessen. Mutter hatte ein neues Kleid anprobiert und sie gerufen, wie es ihr gefalle. Mutter hatte selbst eine Torte zu machen versucht, und die war so mißglückt, daß Vater sie ausgelacht und Mutter darüber geweint hatte. Mutter hatte einen halbtauben armen Mann, der Besorgungen für sie machte, und der zu komisch war, wenn er nie verstand. Mutter war abends aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen und hatte ihr Süßigkeiten auf den Stuhl neben ihrem Bett gelegt und geglaubt, sie schlafe; sie war aber noch wach gewesen und hatte alles gesehen. Mutter hatte ihr auch Klavierstunden gegeben, aber sie sei nie heftig gewesen wie andre, denn dafür könne sie doch nichts, daß sie nicht höre, wenn ein Ton falsch sei. Mutter hatte sie Vater gegenüber immer in Schutz genommen. Mutter war immer gut gegen sie gewesen, auch wenn sie's nicht verdiente.

Mutter . . . Mutter . . . Mutter . . . Frau Doris saß da, die Hände im Schoß gefaltet. Warum war ihr selber alles Mutterglück versagt geblieben?

Julie erzählte: „Weißt du, Tante, einmal bin ich sehr häßlich gegen Mutter gewesen. Sie hatte mich gescholten, und ich war so wütend darüber, daß ich hinging und über einen Brief, den sie eben geschrieben hatte, das Tintenfaß goß, daß auch der ganze Schreibtisch voll Tinte war. Da hat Mutter . . ." Sie erzählte nicht weiter. Es vergegenwärtigte sich dem Kinde plötzlich, was mit dem Regenschirm geschehen war. Hatte Frau Doris sie nicht damals auch wie ihre Mutter entschuldigt? Julie saß da, preßte die Hände ineinander und war ganz blaß geworden.

„Nun?"

„Dich hab ich lieb! So lieb wie Mutter!“ Das Kind war aufgesprungen und hatte beide Arme um ihren Hals geschlungen und seinen Kopf an ihre Brust gepreßt.

Frau Doris machte sich langsam los. „Ja, Julie, du sollst mich lieb haben. Niemals so lieb wie deine Mutter! Was sie dir war, das kann dir niemand ersetzen. Nur du dir selbst! Denk oft an sie. Frage dich, wie hätte sie es angegriffen, wenn du nicht weißt, wo aus noch ein. Du bist doch ihres Blutes. Kannst ihr ähnlich werden, und was du an ihr liebst, wird an dir liebenswert. Das wahre dir. Laß du dir deine Mutter nicht nehmen. Und wenn dir jemand kommt und dir sagt, er hätte dich so lieb wie deine Mutter dich gehabt, glaub's ihm nicht. Das kann niemand. Denn eine Mutter —,“ sie vollendete den Satz nicht. Sie dachte an die kurze Frist, da sie sich selbst mit Mutterhoffnungen getragen hatte. Sah sich wieder vor den Auslagen der Wäschegeschäfte stehen und Babyausstattungen betrachten. Wie anders wäre alles geworden! Auch in ihrer Ehe!

Ähnlich hatte der Vater noch ein paar Tage zuvor zu Julien gesprochen. Aber es hatte anders geklungen. Und während Frau Doris nun schwieg und ihren Gedanken nachhing, nahm sich Julie vor, sie wieder lieb zu haben und nicht mehr eifersüchtig zu sein. Nie wieder. Denn das wäre ihre Mutter sicherlich auch nicht gewesen.

Sie sagte aber nur: „Du, Tante, die Schokolade schmeckt doch sehr schön.“

So gewann sich Frau Doris das Kind wieder, das so verstockten Herzens zu ihr gekommen war. So — hätte sie es sich gewinnen können.

XVII.

Wie ein Wanderer im Gebirge: er glaubt den Berg erstiegen zu haben und sieht nun erst seitwärts den eigentlichen Gipfel aufragen — und der Firn glitzert im Sonnenlicht, schreckend und lockend zugleich, und jeder Weg scheint ungangbar — nicht viel anders war dem guten Justizrat zumute. Ja freilich, das war die große Leidenschaft!

Nur war just eben nicht gar so viel davon zu spüren. Er ging mit Frau Doris durch eine der stillen Straßen Potsdams, in der die niederen Häuser aus der Zopfzeit friedlich beieinander standen, und der Himmel, der noch den Vormittag den Ausflug zu verbieten schien, war nun entwölkt. Er ging neben ihr, und sie war ihm wieder fremd geworden und schien unnahbar.

„Hier ließe sich wohnen“, sagte sie aus ihren Gedanken heraus, denn die Wahl des künftigen Wohnorts beschäftigte sie. Ihre Möbel standen nun schon lange genug auf dem Speicher.

Sie hatten sich auf einer Bank im Sanssoucigarten niedergelassen. Vor ihnen die Terrassen. Aus den halb geöffneten Vitrinen schimmerte das milde Grün des Weins.

Er saß vornübergebeugt und zeichnete mit dem Stock im Sande. Sie hatte sich zurückgelehnt und blickte zum Schlosse auf. Das liebe, dumme Glockenspiel der Garnisonkirche ertönte und verklang. Er griff nach ihrer Hand.

Sie entzog sie ihm beinahe hastig. „Hast du mir überhaupt schon je von Liebe gesprochen?“

Er besann sich. Wie verwunderlich! — Nein, das hatte er nicht. „Du weißt es ohnehin."

„Und würde es vielleicht doch einmal gern aus deinem Munde hören."

„Man beweist seine Liebe durch Taten. Man spricht nicht darüber."

„Tut man das nicht? Ich kannte einen jungen Mann, der von frühmorgens bis spät abends von nichts als seiner Liebe redete."

„Zu dir?"

„Zu mir."

„Schlimm genug, wenn du dir das gefallen ließest."

„Es war unrecht von mir, aber ich war damals noch sehr kindlich. Er war auch ein blutjunges Bürschchen. Ich lernte ihn in London kennen. Wir wohnten in dem nämlichen boarding house. Er sah dir ähnlich."

Da richtete sich der Justizrat auf, umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie auf den Mund.

Sie machte sich los. „Und das ist nun wieder alles, was du zu sagen weißt?"

„Antworte mir: warum bist du so gegen die Ehe eingenommen?"

„Bin ich das?"

„Taten beweisen. Es fehlte dir übrigens auch nicht an Worten."

„Ich bin nicht gegen die Ehe. Das kann kein Vernünftiger ernsthaft sein. Ich denke nur, daß für freie Menschen unter Umständen freiere, ja wohl, freiere Formen der Gemeinschaft wünschenswert sein können."

„Unter Umständen?"

„So sagte ich."

„Du denkst an Julie!"

„Ich habe mich längst gewundert, daß du noch nicht an sie gedacht hast."

„Wer sagt dir das? Und wenn ich dich ihr zur Mutter wünschte?"

„Dann wärst du sehr töricht, lieber Freund."

„Das zu beurteilen, wirst du mir wohl überlassen müssen."

„Justizrätchen, Justizrätchen! Wenn ihr Männer nur eine Ahnung davon hättet, wie putzig ihr werdet, wenn ihr verliebt seid."

Darauf schwieg der Justizrat, denn er wollte gekränkt scheinen. Es war aber sein Gewissen, das ihr recht gab.

„Und natürlich hältst du dich für einen freien Menschen," begann er wieder.

„Nicht immer. Aber jetzt und dir gegenüber freilich."

„Das will besagen, daß ich kein freier Mensch bin . . ."

„Das kannst du dir nur selbst beantworten, lieber Freund. Wir werden ja sehen." Und auf die Uhr blickend: „Nun ist es doch zu spät geworden. Ich hätte das Schloß so gern besucht. Aber das ist deine Schuld."

Die Mahnung gab ihm seine Beweglichkeit wieder. Er war alsbald ganz Kavalier und jung und dienstfertig. „Zu spät, sagst du? Oho, das wollen wir abwarten! Ich denke, ich habe den Schlüssel zu den Gemächern bei mir."

Er machte einen der Schloßdiener ausfindig und drückte ihm ein größeres Geldstück in die Hand. Die Pforte tat sich auf.

Sie liebte diese goldenen Schlüssel nicht, aber sie freute sich, die Gemächer zu sehen, nun sie ganz menschenleer waren, und sie war Frau genug, sich durch diese dienstbare Galanterie schmeicheln zu lassen.

„Hier sehen die Herrschaften das Tintenfaß, das der König für Voltaire nach dessen Rückkehr bereit stellen ließ. Es ist in der königlichen Manufaktur nach Angabe des Königs hergestellt worden. Der Affe deutet auf Voltaire selbst, der bekanntlich wie ein Affe aussah. Hier —"

Die Gemächer lagen bereits im Halbdunkel, und diese laute Stimme schien sich zu entfernen. Undeutlich und schattenschwer verwuchsen die Möbel mit den Wänden. Hier und dort schimmerte Goldbronze auf, als klagte sie verlorene Jugend. Frau Doris nahm den Arm des Freundes. Es schien ihr gut, so zu zweit und gestützt die Säle erstorbenen Lebens zu durchwandern.

In einem Zimmer stand in weißem Marmor das Bildnis des sterbenden Königs. Das geisterte nun durch das Dunkel.

Sie blieben stehen. Der Justizrat wischte an seinen Augen. Sie nahm seinen Arm fester.

XVIII.

„Frau Ehlert zu sprechen?" Der Justizrat war völlig atemlos. Und gleich darauf: „Liebste Doris! wir haben deinen Prozeß gewonnen!"

„Ist es wahr? Nein, sage wirklich, gewonnen? Endgültig und für immer? Wahr? Wahr? Wahr? Justizrat, du bist doch der beste und klügste aller Menschen!" Sie küßte ihn stürmisch. „Aber das habe ich gleich gewußt: wenn du für mich bist, konnte ich nicht unterliegen! Ich bin ja so glücklich! Bin dir so dankbar! Sag nur, wie hast du das angefangen? Und gelt, jetzt bin ich eine reiche Frau!"

„Es ist nichts Besonderes, was ich für dich getan habe. Richtig angefaßt, mußte der Prozeß gewonnen werden. Es sind da nur immer gewisse Schwierigkeiten mit den internationalen Rechtsverhältnissen zu überwinden."

„Keiner hätt's gekonnt außer dir, das wußt ich längst. Darum bin ich zu dir gekommen. Ich bin stolz auf meinen Justizrat. Du — du! Sag, wieviel hab ich jetzt?"

„Nahezu hunderttzwanzigtausend Mark."

„Ich bin reich, ich bin reich, ich bin reich!" Sie tanzte wie närrisch im Zimmer umher.

„Nun gar soviel ist es nicht, wenn du bedenkst, daß die Zinsen —"

„Puh, stell dir nur einmal vor, hundertzwanzigtausend Mark lägen hier in lauter blanken Markstücken auf der Diele." Und plötzlich ernster werdend: „Für mich ist es viel." Und beinahe kleinlaut: „Die Prozeßkosten gehen davon ab?"

„Die Prozeßkosten fallen der Staatskasse zur Last," log der Justizrat mit geradezu bewundernswerter Ruhe.

„Und auch das verdank ich dir? Natürlich hast du das durchgesetzt! Geh, komm einmal her." Sie zog ihn an das Fenster. „Was siehst du da?"

„Was meinst du?"

„Der Balkon da drüben! Da werde ich künftig wohnen. Das Zimmer mit dem Balkon. Das da drüben ist nämlich auch eine Pension."

„Ist das eine so wesentliche Verbesserung?"

„Wie du fragst! Denk doch, mit dem Balkon. Und das Zimmer — abends, wenn Licht angezündet wird, kann ich hinübersehen. Das Zimmer ist reizend. Mit einer Messingbettstelle und einem großen japanischen Wandschirm . . ."

„Liebe Doris."

„Gelt, jetzt kannst du mich lieb haben, da ich eine reiche Frau bin. Gott, werde ich Anbeter haben; wie Sand am Meere! Frag aber nichts danach. Frei will ich sein, frei. Sag einmal, hast du Geld bei dir? Jetzt mußt du mir etwas borgen."

„Wieviel willst du?"

„Soviel du hast."

„Genügt das?" Er gab ihr einen Tausendmarkschein.

Sie strich ihn bedächtig glatt, und dabei trat ihr eine Träne ins Auge. Aber es währte nicht lange, und sie war bei der Klingel. „Minna, wechseln Sie mir das." Und als das Mädchen zurückkam: „Wieviel schulde ich Ihnen? Fünfundvierzig Mark? Hier haben Sie sechzig. Der Rest sind die Zinsen."

„Um Gottes willen," dachte der Justizrat, „sie hat von dem Mädchen geborgt." Dabei lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken.

„So, und jetzt setz ich meinen Hut auf, das dauert einen Augenblick, und dann machen wir Besorgungen zusammen."

„Jetzt? Unmöglich. Ich muß in einer Viertelstunde in meinem Bureau sein."

„Das erste Mal, daß ich eine Bitte an dich richte? Geh, mach dich frei! Es ist so lustig, Einkäufe zu machen, wenn man Geld hat. Wirst mich doch nicht allein lassen? Ich will dir etwas sagen: du gehst ans Telephon und entschuldigst dich. Sag, du seist krank oder gestorben. Sag, du bist bis über beide Ohren verliebt."

Wirklich ließ sich der Justizrat beschwatzen, und sie machten Einkäufe miteinander. In einem großen Warenhaus, das Joachim aus sich heraus schwerlich aufgesucht hätte, das aber ihren Beifall durchaus zu finden schien. Nun war der Justizrat gewiß nicht geizig: aber diese Art, eine Menge zweckloser Gegenstände zu erwerben, nur weil sie billig und gefällig schienen, widerstrebte ihm doch. „Man wird dich unter Kuratel stellen müssen", sagte er.

Sie nickte und meinte: „Ja, jetzt ist's genug. Jetzt gehen wir zur Toilette über. Gelt, das macht dir Spaß, da mitzukommen? Denn nun, mußt du wissen, lege ich meine Trauer ab. Hätt es schon längst getan, hatte nur nichts anzuziehen. Wozu auch? Es ist ja doch nur alles fromme Lüge. . ."

Frau Doris hatte es sich nicht nehmen lassen, den Justizrat nebst Fräulein Fink und Julien zur Feier des Sieges einzuladen. Da ihr Pensionat hierzu gänzlich ungeeignet schien, hatte sie ein kleines Weinrestaurant, in dem man ein eigenes Zimmer erhielt, gewählt. Auf die Vorbereitungen hatte sie viel Nachdenken und Sorgfalt verwendet.

Sie selbst nahm zwischen Julie und Fräulein Fink Platz. Man griff zu den Servietten, und jeder fand sich mit einem kleinen Geschenk bedacht. Für den Justizrat eine silberne Schlüsselkette, ein Buch für Fräulein Fink, für Julien ein kleines blaues Herz aus Emaille, das zu öffnen war: die eine Innenseite zeigte ein Miniaturbild von Frau Doris, auf der andern stand zierlich eingraviert: „Ihrer lieben kleinen Freundin."

Das Kind stand auf, machte seinen Knix und sagte: „Ich danke schön."

Dabei beugte sie ihren Kopf so tief herab, daß von ihrem Gesicht nichts zu sehen war. Vielleicht war es ein Versuch, Frau Doris die Hand zu küssen. Das Licht spielte dabei auf ihrem schütteren blonden Haar.

„Ja," meinte Frau Doris zu Fräulein Fink, „es ist ein Buch über die Frauenbewegung. Sie sollen und müssen der guten Sache gewonnen werden."

Eine kleine Pause trat ein. Fräulein Fink räusperte sich und schwieg. Dann sagte sie, und ihre Worte klangen seltsam entschieden: „Ich bin seit jeher eine überzeugte Anhängerin der Bewegung. Alles, was Frauen ins Werk setzen, das Unwürdige ihrer sozialen Stellung, die Beschränkung ihrer Erwerbsmöglichkeiten zu bessern, hat meinen vollen Beifall."

Sie hatte seit langem darunter gelitten, nicht Farbe bekannt zu haben. In diesem Augenblick hatte sie die Kraft dazu gefunden. Das tat ihr wohl. Mochte nun folgen, was da wolle.

Wirklich hatte der Justizrat aufgeblickt, als würde ihm eine Erscheinung. Sein Schweigen wurde peinlich.

„Aber sehen Sie nur, Justizrat, Sie gewinnen eine Anhängerin in Ihrem eigenen Hause! Liberal wie Sie sind, sympathisieren Sie gewiß längst mit uns aufgeklärten Frauen." Wieder klang es wie das Pizzicato ferner Violinen aus Frau Doris' Stimme.

„Gewiß, meine Damen, ich bin für Freiheit, aber — für Freiheit in der Begrenzung. Bei edlen Frauen frage ich lieber nach dem, was sich ziemt, als nach medizinischen Ratschlägen. Ich sehe die Frau lieber am Blumentisch oder am Flügel als in Volksversammlungen. Die Frauenfrage — wissen Sie, was sie eigentlich heraufbeschworen hat? — der Radfahrsport. Das schwächere Geschlecht will dem stärkeren an Bewegungsfreiheit nicht nachstehen. Gönnen wir also den Radfahrerinnen ihre Hosen, und halten wir im übrigen an jenem Begriff von Weiblichkeit fest, der sich — in Ihnen, meine verehrten emanzipierten Damen, aufs schönste verkörpert. Unser wertes Fräulein Fink hat es verstanden, mein Haus so zu leiten, daß es weniger verwaist schien; sie ist meiner Julie Erzieherin und Vorbild zugleich geworden. Sie, liebe Freundin, decken uns hier in der Fremde den Tisch und machen uns ein Restaurantzimmer heimisch. Meine Damen, ich leere mein Glas auf unsre liebenswürdige Hausfrau, auf jene Emanzipierten, die, wie Sie, zugleich Muster edelster Weiblichkeit sind und nicht aufhören, trotz Protestbill und Stimmrecht, uns Männern die himmlischen Rosen ins irdische Dasein zu weben. Meine Damen, Ihre Emanzipation!"

Man stieß miteinander an. Fräulein Fink war sich bewußt, einer Pflicht genügt zu haben, und das gab ihr ein wohliges Gefühl. Solcher

flachen Liebenswürdigkeit gegenüber (wie sie die Rede des Justizrats innerlich qualifizierte) weitere Bekenntnisse abzulegen, schien ihr weder erforderlich noch angebracht. Und indem sie ihre Augen von ihrem Brotgeber zu Frau Doris hinüberschweifen ließ, hatte sie die Empfindung, daß die beiden voll zueinander paßten. Dieselbe Oberflächlichkeit, dieselbe Art, Fremden Geschenke aufzudrängen.

Dann wieder nahm sie Frau Doris vor sich selbst in Schutz. Man durfte diese Frau doch wohl nicht ohne weiteres mit dem Justizrat auf gleiche Stufe stellen, schon weil sie — eine Frau war. Und Frau Doris hatte einst . . . aber warum hatte sie heute dies Thema recht absichtlich heraufbeschworen? Um ihr selbst in den Augen des Justizrats zu schaden? Nein, das nicht; das sah ihr trotz alledem durchaus nicht ähnlich.

Fräulein Fink beobachtete Frau Doris beinahe ängstlich forschend. Treu wie sie war, wollte sie sich nicht in ihr getäuscht haben. Sie sah aber in ein ebenmäßiges, heiteres, lächelndes Gesicht.

Die Unterhaltung war lebhaft geworden. Sie ging zwischen Frau Doris und dem Justizrat wie ein Criquetmatch zwischen gewandten Spielern. Von Zeit zu Zeit flog der Ball auch Fräulein Fink zu. Dann hatte sie ihn aufzufangen, und tat es mit der etwas steifen Würde einer Oberlandesgerichtspräsidentennichte, die sie nun ganz wieder war.

Frau Doris hatte nach dem Fischgang für Koteletts mit Spargel und Butter und Käse gesorgt, und war sich bewußt, damit ein sehr festliches Mahl gerichtet zu haben. Der Justizrat seinerseits freute sich über die Frugalität des Gebotenen. Die neuerliche Verschwendungssucht hatte ihn bange gemacht und war noch immer nicht ganz vergessen.

„Julie, Kind, nun rede auch einmal ein Wort! Kinder sollen sich in Gesellschaft Erwachsener gewiß nicht vordrängen, aber wie wir hier unter uns sind, brauchst du nicht gar so still zu sein."

Es war in der Tat auffällig, wie schweigsam die Kleine war. Dabei war heute nichts Trotziges und Verstocktes in ihrem Wesen. Vielmehr schien sie sehr weich. Sie spielte mit dem kleinen, blauen Emailleherzchen, das ihr Frau Doris geschenkt hatte.

Wer wollte es sagen? Vielleicht erlebte das Kind in Wahrheit die Stürme, die der Justizrat, verjüngt und liebend und hoffend, zu bestehen wähnte?

XIX.

„Und morgen?"

„Morgen kann ich nicht."

„Trotzdem weder Dienstag noch Donnerstag, sondern Mittwoch ist?"

„Trotzdem nicht."

„Also beichte!"

„Ich dächte, du hättest keinen Anspruch auf meine Beichte, nach dem, was du mir abgeschlagen hast."

„Ich will es wissen."

„Ich möchte es dir nicht sagen."

„Auch wenn ich dich darum bitte?"

„Auch dann nicht."

„Gut denn, ich gehe, und werde mich danach zu verhalten wissen."

„Doris! Ich will dir's sagen. Morgen — ist der Sterbetag meiner Frau."

„Und darum kannst du nicht mit mir zusammen sein?"

„Ich möchte nicht."

„Weißt du, ich finde dafür keine Worte! Geradezu beleidigend ist das für mich. Mir sprichst du von Liebe und machst mir den Hof und kommst mir mit einem Antrag, und heimlich denkst du an sie; jawohl, das tust du."

„Ich habe dir nie gesagt, daß ich sie nicht geliebt hätte."

„Ach was, Liebe! Aber daß du deinen Kult mit ihr treibst und mehr aus ihr machst als je zu ihren Lebzeiten und in ihrem Zimmer sitzt und mich dauernd, aber dauernd von ihr unterhältst, das finde ich mehr als geschmacklos. Mit Liebe hat das nichts zu tun. Bilde dir nur nicht etwa ein, daß ich eifersüchtig wäre. Magst du früher geliebt haben, wen du willst. Ich habe meinen Mann auch geliebt; sehr geliebt hab ich ihn. Aber daß ich dir dazu gut wäre, dir die Langeweile zu vertreiben, während deine Gedanken bei ihr sind, oder, wie du dir das so hübsch ausgedacht hast, in ihrem Zimmer als ‚Zweite' zu wohnen — nein, mein Lieber, da verkennst du mich denn doch. Dazu bin ich mir, Gott sei Dank, zu schade."

Darauf hatte der Justizrat nichts erwidert, denn er fühlte sich getroffen und beleidigt; sein Schweigen aber hatte sie noch mehr erbost. So waren sie auseinander gegangen. Die böse Unterredung hatte in seinem Sprechzimmer stattgefunden, wohin er sie der Erbschaftsangelegenheit halber noch einmal beschieden hatte.

Mochte dem sein wie ihm wolle, auch dieser Tag ging zu Ende.

Als der Justizrat am andern Morgen an das Grab seiner Frau trat, fand er einen frischen, duftenden Fliederkranz am Fußende des Hügels niedergelegt. Er wußte, daß er von Doris kam.

Wie aber hatte sie diese Stätte ausfindig gemacht? Es mußte sie Nachdenken und Mühe gekostet haben. Ihm war, als seien diese dunklen Fliederdolden da, ihn um Verzeihung zu bitten. Und sprachen zugleich von Liebe.

Er fand sich peinigend widersprechenden Empfindungen anheimgegeben. Die Stunde stillen und herzlichen Gedenkens, die er sich für diesen Tag erträumt hatte, wurde ihm nicht zuteil. Er war es schließlich froh, als der Gärtner kam, mit dem er die Neubepflanzung des Hügels besprechen konnte.

Er kehrte auch sehr viel früher heim, als er es sich vorgenommen hatte. Schließlich war in ihrem Zimmer, wie er es sich erhalten hatte, mehr von ihrem Selbst geblieben als auf dem Fleck Erde, der doch nur ihr Vergängliches barg! Zu Hause aber wollte es ihn auch in diesem Raume nicht recht dulden. Im Begriff, sein Schlafzimmer aufzusuchen und sich umzukleiden, kam er an Juliens Tür vorüber und dachte auf einen Augenblick bei ihr einzutreten.

Er fand die Tür verschlossen, klopfte energisch an und heischte Einlaß. Zunächst blieb alles stumm. Dann: „Du darfst jetzt nicht herein, Papa."

„Was soll der Unsinn? Mach auf."

„Du darfst aber nicht; es ist ein Geheimnis."

„Du sollst keine Geheimnisse vor mir haben."

„Es ist aber ein Geheimnis, und wenn ich dich bitte —"

„Nichts da. Sofort machst du auf."

Er fand sie bei einer angefangenen Handarbeit, die wohl eine kleine Art Smyrnateppich werden sollte. Nun schämte er sich doch seines Übereifers. „Für mich machst du das?"

Sie schüttelte mit dem Kopf. „Für Fräulein Fink also?" Dasselbe stumme Zeichen. „Für eine Freundin?" Ja, für eine Freundin war es. Und plötzlich fuhr dem Justizrat ein Gedanke durch den Kopf, der ihn geradezu erschreckte. „Für Tante Doris?"

Sie stand nur da, die mageren Kinderhände ineinander gekrampft, und ihr gesenktes Köpfchen neigte sich um ein paar Linien tiefer.

„Meine liebe Julie." Die Worte klangen gepreßt, beinahe verlegen.

„Vater —!" Das war wie ein Aufschrei. Sie hatte sich an ihn geklammert und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

Er machte sich vorsichtig los. „Aber Julie, wie aufgeregt du nun wieder bist. Dazu liegt doch kein Anlaß vor. Du weißt, daß ich dich lieb habe. Sehr lieb, natürlich."

„Ja, Papa."

In der Küche fand noch denselben Vormittag eine Unterredung zwischen Frau Knaus und Fräulein Fink statt. Irgendeine Anordnung, die Fräulein Fink getroffen, war von der Küchengewaltigen als ein Übergriff in ihr ureigenstes Gebiet empfunden und dementsprechend beantwortet worden.

Fräulein Fink zuckte nur die Schultern, die bei solcher Gelegenheit noch spitzer zu werden schienen, und sagte: „Sie werden sich nicht mehr lange über mich zu entrüsten haben".

„Fräulein wollen uns doch nicht verlassen?" Ein geradezu herzlicher Ton klang aus Frau Knaus' rauher Stimme.

„An mich treten andre Aufgaben heran."

„Ach Gott, Fräuleinchen, Aufgaben! Ich sage nur, wozu braucht der Mensch Aufgaben, wenn es ihm sonst gut geht?"

„Wenn es ihm sonst gut geht! Nun ja, wer sich in der Abhängigkeit wohl fühlt . . ."

„Ja, sehen Sie, das tu ich, und mach auch kein Hehl daraus, und wünschte nur, jeder sähe das für seinen Teil ein. Ich hab in meinen jungen Jahren, was sie so nennen, die Unabhängigkeit kennen gelernt! Hat ja auch ihre guten Seiten, gewiß. Aber wenn man allein sitzt, und fragt keiner nach einem, und ob man das tut oder jenes, bleibt sich gleich — ich sage nur, der Mensch muß wissen, wo seine Bettstelle steht, und daß etwas im Topf ist, auch über morgen und übermorgen hinaus. Das sag' ich. Und alles andre sind Flausen." Und damit nahm sie den schweren eisernen Topf, in dem die Bouillon brodelte, und setzte ihn klirrend aufs Feuer.

(Schluß folgt.)

Bismarcks Jugend [1].

Zum 1. April 1910.

Von

Paul Bailleu.

Die Bedeutung dieser neuen Bismarck-Biographie, deren ersten Band Erich Marcks kürzlich veröffentlicht hat, beruht in dem Stoff ebenso sehr wie in der Bearbeitung. Neben der selbstverständlichen Benutzung alles gedruckten Materials hat Marcks aus Familienarchiven, insbesondere aus den Bismarck-Archiven in Schönhausen und Friedrichsruh, eine geradezu überraschende Fülle von Aufzeichnungen, Akten und Korrespondenzen Bismarcks selbst und seiner Angehörigen wie seines ganzen Freundeskreises sammeln und verwerten können. Selbst staatliche Archive haben ihm den sonst verschlossenen Zugang zu ihren neuesten Beständen wenigstens spaltweise geöffnet. Der Biograph Kaiser Wilhelms I. hat dieses reiche und schöne Quellenmaterial mit der Meisterschaft bearbeitet, die man von ihm erwarten durfte. Vor zwölf Jahren habe ich ihn und seine literarisch-wissenschaftliche Eigenart den Lesern dieser Zeitschrift vorgestellt, die ihn dann selbst aus seinen ersten Bismarck-Studien näher kennen gelernt haben [2]. Er ist der alte geblieben in seinem treuen Bewahren der Überlieferungen der großen alten Meister und mit dem offenen Sinn für den Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Geisteslebens unsrer Tage, mit dem feinnervigen Einfühlen und Anempfinden und der Schärfe der psychologischen Zergliederung, dem großen universalhistorischen Zuge und der Hochschätzung des Staates und zugleich der Einzelpersönlichkeit. Alles das ist in dem verflossenen Jahrzehnt natürlich noch gereift, gewachsen, in die Höhe gegangen und in die Tiefe, vielleicht auch etwas in die Breite; einigen Abschnitten, der zweiten Buchhälfte wenigstens, wo der geschmeidige und vielseitige Geist des Verfassers in der Fülle der Erwägungen und Erörterungen allzu üppig schwelgt, würde die bekannte Bismarcksche „Heckenschere" wohl zu strafferer Zusammenfassung und damit auch zu noch größerer Wirkung verholfen haben.

---

[1] Bismarck. Eine Biographie von Erich Marcks. Erster Band: Bismarcks Jugend 1815–1848. Mit zwei Bildnissen. Stuttgart und Berlin, Cotta. 1909.

[2] Deutsche Rundschau, Bd. 95, S. 151 ff. und Bd. 99, S. 37 ff und S. 242 ff.

Auf breitestem und tiefverankertem Fundamente erhebt sich die monumentale Bismarck-Gestalt dieses Werkes. Das alte Preußen sehen wir da mit seinem Königtum, seinem Adel und seinen Beamten, die Elblandschaft mit Schloß Schönhausen, wo der Held geboren wurde, und Hinterpommern mit den Wiesen und den Mooren und dem niedrigen Gutshaus von Kniephof, wo er aufwuchs, die beiden Geschlechter, denen er entstammte, die Landedelleute von Bismarck, die städtischen Gelehrten und Beamten Mencken, den biederen und schlichten Vater, die kluge, hochgebildete und ehrgeizige Mutter. Was kam dem Sohne von väterlicher und was von mütterlicher Seite? Was war ererbt und was erworben? Marcks, der weiß, daß Bismarck eine Welt für sich ist, keine Mischung, hat die Analyse doch versucht. Er findet in Bismarck das Wesen und die Überlieferung hauptsächlich seiner Vorfahren väterlicherseits wieder, aber im Genius bis an die Wolken emporgereckt. Landadel und Beamtentum sind wohl die komponierenden Elemente: ein Landkind mit städtischem Einschlag, ist Bismarck vor allem aber doch seines Vaters Sohn, ein Bismarck, kein Mencken. So hat Bismarck selbst sich gefühlt, und Marcks ist ihm darin im wesentlichen gefolgt. Ob ganz mit Recht? Auch ich möchte meinen, daß er den Einfluß des Muttererbes[1]), die Bedeutung der Tatsache an sich, daß dem adligen Bismarck-Blut das bürgerliche der Mencken zugeführt wurde, nicht ganz ausreichend gewürdigt hat. Doch wer wollte sich vermessen, den Mikrokosmos des Genius nach seinen Grundkräften zu zergliedern?

„Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende." Marcks würde für seinen Bismarck, selbst für den noch ganz jugendlichen, jenen Erfahrungssatz des greisen Goethe kaum gelten lassen; er hält es, scheint mir, mehr mit der sich anschließenden Äußerung: „Was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen" — in dem Sinne, daß eingeborene „Energie, Kraft und Wollen" das Wesen Bismarcks zu einem „Granit" formten, von dem alle Einwirkungen abglitten. Sicher ist: weibliche Einflüsse haben den Knaben und Jüngling innerlich nicht berührt, um so weniger, da die Mutter ihn früh weggab und ihm noch den häuslichen Ferienaufenthalt zu verkürzen pflegte. Die Schule? Bismarck hat drei Berliner Anstalten besucht: Plamann, das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, das Graue Kloster (1823—1832). Aber das klassische Altertum, wie es auf den humanistischen Gymnasien gelehrt wurde, hat nie eine tiefere Bedeutung für ihn gewonnen, geschweige denn daß es, wie so vielen andern, ihm eine Lebensmacht geworden wäre. Eher ließe sich in seiner Geistesart eine gewisse innere Verwandtschaft mit der „beobachtenden erdsicheren Art der Naturwissenschaft des realistischen Jahrhunderts" erkennen. Goethe und Schiller, namentlich letzterer, haben auf ihn gewirkt, doch nur soweit er sie brauchen konnte; daneben vielleicht der damalige kritische und oppositionelle Berliner Zeitgeist.

Die Universität? Der literarisch und politisch-idealistische Zug, der die deutschen Universitäten damals beherrschte, hat ihn nicht ergriffen. Die

[1]) Vgl. E. Müller, Bismarcks Mutter und ihre Ahnen. Erster Band. 1909.

Professoren? Lenz hat Bismarck und Ranke zusammengestellt; Marcks findet, daß Bismarck eigentlich mehr zu dem Göttinger Heeren gehört, für dessen Geschichtsauffassung die Lehre von dem Zusammenwirken der politischen und wirtschaftlichen Kräfte charakteristisch ist. Wirklichen Einfluß auf Bismarck hatte doch er so wenig wie irgendein andrer der Professoren in Göttingen und in Berlin. Bedeutsamer war der studentische Umgang, weniger wohl in der „Hannovera", wo der stramme Preuße unter den Hannoveranern, der Adlige unter den Bürgerlichen anscheinend etwas vereinsamt stand, als außerhalb der Verbindung der Verkehr mit dem Balten Graf Keyserling und dem Amerikaner Motley, die auf beiden Universitäten ihm treue Freunde waren und im späteren Leben bekanntlich geblieben sind. Ein höchst merkwürdiges biographisches Dokument verdanken wir dieser Freundschaft. Motley hat 1839 in New York einen Roman „Morton's Hope" veröffentlicht, dessen amerikanischer Held in Göttingen einen deutschen Studenten Otto v. Rabenmark kennen lernt, zu dem ohne Zweifel Otto v. Bismarck Modell gestanden hat. Rabenmark ist der wildeste Fuchs der „Pommerania", blutjung, kaum siebzehn Jahre alt — hieß doch Bismarck bei seinen Verbindungsbrüdern: Kind, Kindskopf. Er erscheint unvergleichlich frühreif und unvergleichlich begabt, spricht sechs Sprachen, ist klassisch und historisch wohlbelesen und beherrscht das Klavier ebenso sicher wie er seinen Degen führt. Er treibt es toll, aber eines Tages läßt er die Maske fallen und erklärt dem Amerikaner: Es ist Kinderei, doch ich habe Zeit. Ich habe alle übertrumpft an Extravaganz, aber das Mittel hat gewirkt. „Ich will meine Gefährten hier leiten, wie ich sie leiten will im weiteren Leben. Die Universität ist mir eine school for action."

Dieser Otto v. Rabenmark, wie man ihn auch historisch-biographisch bewerten mag, läßt doch erkennen, daß Motley in dem Urbilde etwas Einzigartiges an Gaben und Willen, den „Stoff zu einem Helden" erblickte.

Es scheint, als ob die Absicht oder die Drohung der Eltern, ihn unter die Soldaten zu stecken, Offizier werden zu lassen, den jungen Studenten in Berlin zu größerem und anhaltendem Fleiße angespornt habe. Gleich nach Vollendung des akademischen Trienniums, eben erst zwanig Jahre alt, bestand Bismarck das Auskultatorexamen (1835). Ohne rechte innere Neigung, die eher dem Landleben zugewandt war, entschloß er sich zu der üblichen Beamtenlaufbahn, wobei als Endziel der Gedanke eines Eintritts in den diplomatischen Dienst unsicher vorschwebte. Zunächst arbeitete er bei dem Berliner Stadtgericht, dessen Betrieb ihn, wie bekannt, abstieß. Einen längeren Urlaub im Frühjahr 1836 benutzte er, um die beiden schriftlichen Arbeiten für das Referendarexamen zu beenden; sie handelten von der Sparsamkeit im Staatshaushalt und vom Eide. Es sind die ersten größeren Ausarbeitungen, die wir von Bismarck besitzen. Marcks, der den von Bismarck benutzten Quellen sorgfältig nachgegangen ist, findet in der staatswirtschaftlichen Arbeit weniger den aus J. B. Say entlehnten Inhalt, als die Form bemerkenswert. Bedeutender scheint ihm die Arbeit über den Eid, bei der sich Deismus und Pantheismus vermischen; in der einen wie in der andern aber zeige sich ein gewisser rationalistisch-liberaler Zug.

Im Juni 1836 ließ sich Bismarck an die Regierung nach Aachen versetzen, wo er die zweite mündliche Prüfung bestand und am 5. Juli 1836 als Referendar vereidigt wurde. Auch dort hat Bismarck ruckweise viel gearbeitet, um sich auf das Assessoreramen und auf die diplomatische Laufbahn vorzubereiten, aber zugleich, und vielleicht noch mehr, Lust und Leid der Jugend genossen und erfahren. Die neue Welt, die ihn in Aachen umfing, das rheinische Industrieleben mit seinem mächtigen Aufschwung, der nach seiner Wiederherstellung siegreich emporstrebende Katholizismus, diese Erscheinungen, so weltgeschichtlich sie waren, haben ihn nicht tiefer berührt, noch seinen Geist beschäftigt. Um so bedeutungsvoller, man kann sagen um so verhängnisvoller wurde für ihn das blühende Gesellschaftsleben der üppigen Bäderstadt in ihrer Genußfreudigkeit und Leichtfertigkeit. Er ist nicht darin untergegangen, aber recht tief hineingetaucht ist er in diesen Strom, der ihn zeitweise in seinen Strudeln mit fortriß. Wir hören von Schulden, von Liebesabenteuern, von einer rasch geschlossenen und ebenso rasch gelösten Verlobung mit einer schönen Engländerin, von einer Urlaubsreise nach Wiesbaden, die er eigenmächtig verlängerte; bis in die Schweiz trieb ihn die gärende Unruhe seiner zweiundzwanzig Jahre.

Der Sommer 1837 bezeichnet den Höhepunkt von Bismarcks äußerer Sturm- und Drangzeit, deren Aufwärtssteigen man von Göttingen über Berlin nach Aachen verfolgen kann. Aus den Irrungen und Wirrungen dieser bösen Tage, deren Schwere noch lange auf ihm gelastet hat, flüchtete Bismarck in das Elternhaus. Nachdem er dort, nicht ohne manche wirtschaftliche Schwierigkeiten, sein Gleichgewicht wieder gewonnen, gelang es ihm, im November 1837 bei der Regierung in Potsdam anzukommen, um nochmals zu versuchen, sich dem preußischen Beamtenstaate einzugliedern. Aber nur wenige Monate hat er es hier ausgehalten; schon im nächsten Jahre, unter dem Zusammenwirken äußerer Verhältnisse und innerer Gründe, lenkte sein Lebensweg in eine andre Richtung.

Im Sommer 1838 erkrankte Bismarcks Mutter schwer an einem Krebsleiden, dem sie am 1. Januar 1839 in Berlin erlag. An ihrem Krankenbette kam es zu einer Auseinandersetzung über ihres Sohnes Lebensziele. Bismarck bekannte seine unüberwindliche Abneigung gegen die Beamtenlaufbahn, und da gleichzeitig der Vater sich überzeugt hatte, daß er die Güter in Sachsen und Pommern zusammen nicht bewirtschaften könne, so faßte er den Entschluß, sich auf Schönhausen zu beschränken, und den beiden Söhnen Bernhard und Otto die pommerschen Güter zu überlassen. Es war ein erster Schritt hierzu, daß Otto, der im März 1838 bei den Gardejägern eingetreten war, sich zu den Greifswalder Jägern versetzen ließ. Im Herbst 1839 hat er dann seine Entlassung aus dem Staatsdienste in aller Form erbeten und erhalten.

Bei diesem Übergang vom Staatsdienst zur Landwirtschaft haben, wie wir sehen, die Familienverhältnisse eine gewisse Rolle gespielt. Aber das schlechthin entscheidende Moment lag doch ohne Frage in Bismarcks Persönlichkeit und ihrer Eigenart. Wir besitzen schon seit zehn Jahren das

schönste Zeugnis in dem berühmten Schreiben Bismarcks von 1838 an seine Cousine, die Gräfin Bohlen, die ihn im Staatsdienst festhalten wollte, ein Schreiben voll schärfster Kritik des preußischen Beamtenstaates, vor allem aber ein Lebensprogramm, eine Bekenntnisschrift, deren lautere Wahrhaftigkeit durch alles, was die Forschungen von Marcks sonst zusammengetragen haben, glänzend bestätigt wird. Man hört freiere Klänge aus dem Briefe, die Schatten großer französischer und englischer Volkstribunen schreiten durch die Zeilen; dennoch sind es nicht oppositionelle, liberalisierende Neigungen und Velleitäten, die Bismarck den Staatsdienst verleiden. Es ist die Selbstherrlichkeit einer nicht zum Gehorchen, sondern zum Herrschen geborenen Persönlichkeit, die sich trotzig und streitbar auflehnt gegen die feste Ordnung des preußischen Beamtenstaates. Sein Ehrgeiz, zu dem er sich willig bekennt, findet keine Befriedigung in dem Gedanken, die Sprossen der Beamtenleiter langsam emporklimmend einmal Regierungspräsident mit 2000 Talern Gehalt zu werden und damit doch nur ein kleines Rad in der großen Staatsmaschinerie zu bilden. Dafür sollte er „seine Überzeugung, seine Unabhängigkeit, seine ganze Lebenskraft und Tätigkeit" hergeben? Dafür seine breit schwellende Brust „einschrumpfen" lassen? Aus der beengenden und niederdrückenden Luft der Bureaukratie Friedrich Wilhelms III. sehnt er sich in noch unklarem Tatendrange hinaus, um sich auszuwirken, um die Flügel seines Geistes frei und weit regen zu können. „Ich will Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine."

Bismarcks Auseinandersetzung mit der Bureaukratie ist eine Episode, und eine bedeutsame, aus dem jahrhundertlangen Kampfe des preußischen Adels mit dem preußischen Beamtentum. Bismarck verzichtet auf den Kampf innerhalb des Beamtenstaates. Aber gibt er ihn überhaupt auf? Mir scheint, es lebt und arbeitet in ihm der Gedanke, den Eroberungszug von einer andern Operationsbasis aus zu versuchen.

Zunächst, seit 1839 Gutsherr auf Kniephof in Pommern, geht Bismarck ein in die Stille des Landlebens. Er selbst hat später diese Jahre als eine Zeit bodenloser Faulheit und geistiger Trägheit bezeichnet — mit Unrecht. War diese Zeit auch für ihn arm an äußeren Ereignissen, so hat er doch als begeisterter Landwirt hart gearbeitet. Er brachte seine Güter vorwärts und steigerte, wie Marcks feststellt, in wenigen Jahren ihren Wert um ein Drittel, von 150000 auf 200000 Taler. Auch für die Entwicklung seiner eignen Persönlichkeit vom Landjunker zum vornehmen Aristokraten scheinen diese Jahre von Bedeutung. Aber freilich, eine voll befriedigende Wirksamkeit für seine Arbeitslust und Arbeitskraft bot ihm die Landwirtschaft nicht, so wenig wie er in dem einsamen Landleben das warme innere Glück fand, nach dem der beste Teil seines Wesens in heißer Sehnsucht verlangte.

Wer hat nicht schon von dem wilden Junker auf Kniephof und seinen tollen Streichen gehört? Vergebliche Versuche, innere Leere durch geräuschvolle Nichtigkeiten auszufüllen, innere Friedlosigkeit im Rausche leidenschaftlicher Lebensbejahung zu übertäuben. Was Bismarck dabei erreichte, war nur ein nicht unbedenklicher Ruf, an dem wohl auch ein neuer Heiratsplan

scheiterte (1842). Nun sucht er sich und seinem Jammer zu entfliehen. Er macht weite Reisen nach England, Schottland, Frankreich. Ja, er plant mit seinem Freunde Oscar v. Arnim eine gemeinsame Reise nach Ägypten und Syrien, von wo er selbst dann allein Indien zu besuchen dachte, um, wie er sagt, „seine Zigarren am Ganges, statt an der Rega zu rauchen". Aber Arnim, der im Winter von 1843/44 den Freund in Kniephof besuchte, lernt dort dessen Schwester Malwine kennen und lieben und vermählt sich mit ihr am 30. Oktober 1844. Die Reisepläne fallen zu Boden.

So überdrüssig nach wenigen Jahren war jetzt Bismarck des Landlebens, so unerträglich war ihm die Leere seines Daseins, daß er den verzweifelten Versuch noch einmal machte, sich dem preußischen Beamtenstaat einzuordnen. Im Mai 1844 trat er wieder bei der Potsdamer Regierung ein. Diesmal hat er es nur wenige Wochen ausgehalten. Der Tod seiner Schwägerin, der Frau seines Bruders Bernhard, gab ihm erwünschten Anlaß, einen Urlaub zu erbitten, von dem er nicht wieder nach Potsdam zurückkehrte. Es werden manche Anekdoten erzählt von Zusammenstößen Bismarcks mit seinem Regierungspräsidenten. So viel daran auch wahr sein mag, im Grunde war es doch wieder der durch nichts auszugleichende Gegensatz Bismarcks zur Bureaukratie, der ihn abermals aus dem Staatsdienste trieb. Er ging nach Kniephof auf sein Gut, zurück in das Elend eines ihm widerwärtigen Junker- und Junggesellenlebens.

Was nun? Es kamen Bismarcks schwerste Jahre, in seinem kampferfüllten Leben die schwersten darum, weil er alles innerlich allein durchkämpfen, die elementaren Gewalten seines Innern selbst in sich zu bändigen suchen mußte. Die Darstellung dieser inneren Kämpfe bildet wohl einen der Glanzpunkte in Marcks' Buche. Immerhin will es mir scheinen, als ob gegenüber den großen allgemeinen Fragen nach einem Lebensziele und einer Weltanschauung das Reinmenschliche zu sehr zurücktrete. Gerade dies aber ist in Bismarck besonders wirksam, besonders charakteristisch; gerade dies hat ihn schließlich gerettet, aus stürmischer See in den Hafen friedlichen Glücks geführt. Es ist in Bismarck neben der Liebe zur heimischen Scholle, zu Feld und Wald, noch ein echt deutscher Wesenszug — fast hätte ich geschrieben: ein philiströser Zug, ein Verlangen nach häuslichem Behagen, nach einem warmen Herd, nach liebender Gattin und spielenden Kindern. Aus den unablässigen Klagen Bismarcks über die unerträgliche, die tödliche Einsamkeit und Langeweile seines Junggesellendaseins tönt, bald leise und bald lauter, der Ruf — nicht nach dem Weibe, aber nach der Hausfrau. Und eben dieser Wesenszug Bismarcks mußte meines Erachtens um so stärker hervorgehoben werden, als er dadurch von den andern großen Tat- und Willensmenschen der neueren Zeiten, von Friedrich dem Großen und Napoleon, so scharf geschieden wird.

Daneben gärte freilich in Bismarck auch das Ringen nach einem großen und würdigen Lebensziel, das die Güterverwaltung, so erfolgreich sie sein mochte, seinem hochfliegenden Ehrgeiz nicht darbot. Im Vollbewußtsein seiner besonderen Begabung und seiner besonderen Kräfte, — wie ja auch andre in

ihm etwas „Apartes", etwas „Singuläres" längst erkannt hatten — suchte er nach einer Form öffentlicher Betätigung, nach einem weiten, umfassenden Wirkungsfelde. Er wurde Kreisdeputierter, konnte vielleicht einmal Landrat werden. Wie hätte solch Almosen einen Bismarck befriedigen können, dessen jugendliche Phantasie schon mit der Rolle eines Mirabeau oder O'Donnell gespielt hatte?

Noch mehr vielleicht aber als die Qual ungestillten Tatendranges zerwühlt ihn ein Weltanschauungskampf, die innere Auseinandersetzung zwischen dem Unglauben, der ihn beherrscht und aushöhlt, und dem Glauben, nach dem er inbrünstig verlangt.

Es ist bekannt, daß Bismarck in seiner Jugend und in seinen ersten Mannesjahren durchaus freireligiös gesinnt war, daß auch Schleiermachers Konfirmationsunterricht keinen Einfluß auf ihn übte. „Skeptisch bis zum Extrem", nennt ihn sein Studiengenosse Keyserling. In Kniephof hat dann Bismarck Hegel, Feuerbach, David Strauß gelesen; auch spinozistische Einwirkungen lassen sich bei ihm nachweisen. Marcks und andre haben sich angelegentlich bemüht, den Grad des Glaubens oder vielmehr des Unglaubens bei Bismarck genau festzustellen. Mag man nun von einem „pantheisierenden Deismus" oder, wie Bismarck selbst später seinen damaligen Zustand bezeichnet hat, von einem „Leben ohne Gott" sprechen, zweifellos ist, daß er sich in diesem Unglauben tief unglücklich fühlte, daß er sich nach einem Gott und nach einem persönlichen Verhältnis zu Gott sehnte, ohne doch die dazu erforderliche Kraft des Glaubens in sich aufbringen zu können.

Die innere Sturm- und Drangperiode Bismarcks erreicht ihren Höhepunkt. Sein innerstes Wesen wird in allen Falten und Tiefen erschüttert und zernagt durch ein immer wühlendes, nie gestilltes Verlangen nach einem Wirkungskreise, nach Glauben, nach Liebe. Einem Künstler, einem Dichter wäre aus dem von solchen Kämpfen aufgerüttelten Erdreich seines Innern vielleicht ein Meisterwerk erwachsen. Bismarck, dem kein Gott gab zu sagen, was er litt, griff zu Shakespeare und noch öfter zu Byron. Die dämonische Kraft, die dämonische Düsterkeit des englischen Edelmannes — der sich nach Goethes Worten „in nichts fügte" — ist dem märkischen Junker kongenial. Hier findet er die eigenen Stimmungen und Leidenschaften in der Verklärung einer erhabenen Poesie: die trauernde Inbrunst im Gedicht an Augusta, die starre Trostlosigkeit in den Versen an Inez, das Grausen in jener Gewitternacht Childe Harolds am Genfer See, wo der Dichter sich als einen Teil der Nacht und des Sturmes fühlt, — und vor Bismarcks Augen erscheint, — drohend? warnend? winkend? — eine Vision, wie er selbst auf durchgehendem Rosse über die Klippen hinweg in den brausenden Rheinfall hinabstürzt.

Diese Kämpfe füllten die Zeitspanne bis Ende 1845. Das Jahr 1846 bringt die Erlösung: es gibt Bismarck einen Wirkungskreis, eine Braut und einen Gott.

Am 22. November 1845 starb Bismarcks Vater. Der ältere Sohn Bernhard übernahm einen Teil der pommerschen Güter, Külz und Jarchelin,

Bismarck behielt Kniephof und nahm noch Schönhausen dazu. Nach einiger Zeit, man erkennt nicht klar, aus welchen Motiven — löste er die Verbindung mit Pommern ganz und siedelte nach Schönhausen über, während er Kniephof verpachtete. Er hat sich in die Altmark nicht ganz leicht eingewöhnt. Er war selbst nahe daran, es noch einmal mit dem Staatsdienst zu versuchen, und zwar als Königlicher Kommissar für Meliorationsarbeiten in Ostpreußen, wozu ihn Senfft-Pilsach in Vorschlag gebracht hatte. Allmählich fand er sich in die neue Umgebung, die ihm bald einen Wirkungskreis erschloß. Er beteiligte sich an gemeinnützigen Vereinen, wurde Deichhauptmann, setzte seine Wahl zum ersten stellvertretenden Abgeordneten für den Provinziallandtag durch. „Bismarck will", so schreibt damals einer seiner Freunde, „sich den materiellen Bestrebungen ganz entziehen, er will Deich- und Landesgeschäfte treiben." Deich- und Landesgeschäfte, das heißt wie und soweit es für ein Mitglied des Landadels gegeben war: Bismarck trat in das ritterschaftlich-öffentliche Leben, als ein echter und rechter Vertreter seines Standes.

War er dabei „ständisch-liberal", wie er sich bekanntlich selbst genannt hat? Richtiger wäre es wohl zu sagen: ständisch-oppositionell. Er war oppositionell gegen die Regierung, die ihn und seinen Stand unter das Joch ihres Beamtentums, ihrer Bureaukratie beugen will; aber er war, wie sich bald zeigte, ständisch und zugleich royalistisch-gouvernemental gegen den dritten Stand, der nach einem Anteil an Regierung und Verwaltung emporstrebt. Ein ganzer Mann der ständischen Opposition stürzte er sich gleich als Deichhauptmann streitlustig in den Kampf gegen die Bureaukratie, die er in Eingaben an den Finanzminister scharf angriff. Noch ständischer betätigte er sich in der Frage der Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit, die durch Savigny damals in Fluß gekommen war. Bismarck trat dabei den Reformversuchen gegenüber ganz auf die Seite des Magdeburger Präsidenten Ludwig v. Gerlach, ja er ging in ständischer Richtung noch über ihn hinaus. Die Bewahrung uneingeschränkter ritterschaftlicher Selbständigkeit war ihm die Hauptsache; die Ernennung einer Anzahl, und zwar einer großen Anzahl der richterlichen Beamten nahm er als ständisches Recht in Anspruch. Die Verhandlungen hierüber und die planmäßige Organisation des Widerstandes gegen die Reform brachten Bismarck in nächste Berührung mit den Vertretern seines Standes, den Gerlach und Kleist-Retzow; er trat als handelnder Politiker in die Öffentlichkeit, wenn auch zunächst nur in die ständische Öffentlichkeit; immerhin: sein Dasein gewann den Inhalt, sein Tatendrang den Wirkungskreis, nach dem er so lange vergeblich sich gesehnt hatte.

In derselben Zeit, wo Bismarck als ständischer Politiker in die Laufbahn einlenkte, die ihn auf die Tribüne des Vereinigten Landtages und bald in die breite Öffentlichkeit führte, sollte sich auch die Kluft des Unglaubens schließen, die ihn bisher von seinen Standesgenossen trennte, sollte er sich ihnen religiös nähern, wie er politisch bereis zu ihnen gehörte.

Die Beziehungen Bismarcks zu dem christlich-germanischen Kreise in Pommern sind längst nicht mehr unbekannt; aber die umsichtige und glückliche Forschung von Marcks hat das Material in so reichem Maße vermehrt, daß

man in seine Darstellung wie in eine ganz neue Welt zu blicken meint: so sicher und so anschaulich sind die geistigen Strömungen in jenen Kreisen geschildert, der Pietismus mit einem leichten Zusatz von Romantik, so fein und warmherzig die einzelnen Persönlichkeiten charakterisiert.

Den Mittelpunkt des Kreises bildet Adolf v. Thadden-Trieglaff, der als Siebzehnjähriger 1813 in den Freiheitskampf gezogen war, das Neue Testament, „Faust" und „Wallenstein" im Tornister, seit 1820 in Hinterpommern angesiedelt, wo er mit den Below's, den Oertzens u. a. den Pietismus pflanzte und bald in Hausandachten, Gebetsversammlungen, Konventikeln zu hoher Blüte brachte. Dabei ein echter Landedelmann von patriarchalischen Gewohnheiten, originell, mit barockem Humor: eine echte Fontanesche Figur. Einen eifrigen Gesinnungsgenossen fand Thadden in seinem Schwiegersohn Moritz v. Blanckenburg, der seit der Schulzeit mit Bismarck eng befreundet war, aber später in der Deklarantenzeit in einem Anfall kleinlichen Zornes alle seine Bismarckbriefe verbrannte und damit eine der wertvollsten Quellen zur Erkenntnis von Bismarcks Werdegang vernichtete. Seine eigenen Briefe sind in überaus großer Anzahl erhalten; sie zeigen einen religiösen Eiferer, einen bekehrungswütigen Pietisten von fließender Weichheit.

Bedeutsamer als die Männer wurden für Bismarck drei Frauen dieses Kreises, auf deren Gestalten Marcks den ganzen warmen und hellen Glanz, dessen seine biographische Kunst fähig ist, ausgegossen hat: Johanna v. Puttkamer, Hedwig v. Blanckenburg, Marie v. Thadden. In Johanna v. Puttkamer verband sich Lebhaftigkeit mit jungfräulicher Herbheit, die ihrem Wesen etwas Zurückhaltendes und zuweilen selbst Unfrohes gab, hinter dem sich doch Weichheit und Wärme verbarg. Wie früher schon Keudell, so schildern auch Moritz v. Blanckenburg und Marie v. Thadden die damalige Freundin in begeisterten Worten: „Äußerst gescheut, durch und durch musikalisch, kohlschwarze oder glänzend braune Augen mit einem hellen, glänzenden Licht." „Ein einzig frommes, reines, tiefes Mädchen." Neben ihr erscheint Blanckenburgs Schwester Hedwig in etwas unbestimmteren Umrissen und blasseren Farben: ein Mädchen von innigster Frömmigkeit, von tiefster Empfindung, übrigens kränkelnd und vom Finger des Todes früh gezeichnet. Die anmutigste und liebenswürdigste in ihrer reinen Herzensgüte und edlen Empfänglichkeit für Freundschaft und Liebe ist Marie v. Thadden, um die es webt wie ein Hauch von Poesie, dessen Schimmer sich dem ganzen Kreise und seinem geselligen Leben mitteilt. Auch sie, wohlverstanden, gehört zu den Pietisten; aber sie sehnt sich doch zugleich über diese ihre Welt hinaus, wie Ludwig v. Gerlach bezeugt, „nach Bildung, Kunst, ausgezeichneten Leuten." Die Wurzeln ihres Wesens reichen zurück in die Blütezeit der Romantik, und in ihr Herz teilen sich friedlich die Bibel und Jean Pauls Titan.

In diesem hinterpommerschen Kreise, der ihm die eigene Häuslichkeit einigermaßen ersetzen mußte, bewegte sich Bismarck seit Anfang der vierziger Jahre und genoß mit unverkennbarem Behagen die Freuden seiner Geselligkeit, wenn er auch gelegentlich über die „ästhetischen Tees mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle" spöttelte. Aber er verkehrte doch eigentlich mehr äußerlich

mit diesen Menschen, als daß er innerlich mit ihnen lebte. Alle Traulichkeit und Herzlichkeit des Verkehrs, von der auch ein reizendes Gedicht Bismarcks zeugt, täuschte nicht darüber hinweg, daß er doch eben anders war als die andern, daß er in scharfer Eigenart auf sich selbst gestellt dastand, allein und einzig für sich. Das haben sie alle empfunden, die Männer wie die Frauen. Sie schrieben es seinem Unglauben zu, bei dem er doch, wie ihnen nicht entging, nicht Ruhe noch Glück fand, und sie wären nicht rechte Pietisten gewesen, wenn sie ihn nicht für den eigenen Glauben zu gewinnen versucht hätten. Der Verlauf und der schließliche Erfolg dieser Bestrebungen läßt sich jetzt in allen Einzelheiten klar übersehen.

Schon im Jahre 1843 begannen die Bekehrungsversuche, hauptsächlich zunächst durch Moritz v. Blanckenburg. Indem er Bismarck das Elend seines Unglaubens recht fühlbar zu machen suchte, ermahnte er ihn zugleich besonders zu fleißigem Bibellesen. Als das vergeblich blieb, entdeckte er dem Freunde, daß eine ihm selbst nahestehende und religiös vertraute junge Dame — man errät leicht, wer gemeint ist — Bismarck mit der Glut und der Entsagung einer zum Tode Bestimmten liebe, daß sie aber nicht ruhig werde sterben können, wenn er sich nicht bekehre. „Laß dir das Bild recht klar aufsteigen von der sterbenden Seele, die im Todeskampfe liegt, bis sie dich selig weiß, bis sie weiß, daß deine stolzen Wellen sich gelegt haben." Es war eine Enthüllung, die Bismarck tief erschütterte und lange in ihm nachwirkte, bekehrt wurde er dadurch nicht. Auch Marie v. Thadden beteiligte sich an diesem jahrelang fortgesetzten Ringen um Bismarcks Seele, auch sie anfangs ohne Erfolg. Es hat einen eigenen Reiz, den Beziehungen Ottos v. Bismarck zu Marie v. Thadden nachzugehen und nachzudenken; Marcks ist der Frage nicht ausgewichen, ob sich die Herzen dieser groß angelegten Naturen nicht gefunden haben würden, wenn Marie noch frei gewesen wäre, und er ist geneigt, diese Frage zu bejahen. Jedenfalls hat Marie nie aufgehört, auch als Braut und Gattin Blanckenburgs nicht, sich unabläßig und innerlichst mit Bismarck zu beschäftigen, mit einem wirklichen Eifer, der über die bloße Sorge um sein Seelenheil doch wohl hinausging. Bismarcks überragende Persönlichkeit muß auf sie — wie auf andre Frauen dieses Kreises[1]) — einen fast dämonischen Reiz ausgeübt haben; immer wieder erhebt sich aus ihren Briefen seine mächtige Gestalt: „Der große Otto, „der interessante Weltmann", „der Phönix von Hinterpommern". Ihm, dem „Ausbund von Wildheit und Arroganz", will sie zurufen: „Otto, Otto, fangen Sie doch ein andres Leben an, entreißen Sie sich doch dem wüsten Treiben."

Die Beziehungen Bismarcks zu diesem Kreise gestalteten sich noch inniger im Sommer 1846, bei einer gemeinsamen Harzreise, die Moritz und Marie v. Blanckenburg, seit Oktober 1844 vermählt, unternahmen und an der außer ihrem Freunde auch Johanna v. Puttkamer mit einigen andren jungen Damen teilnahm — für Bismarck die erste große Schicksalswende dieses Jahres. Auf

[1]) Nicht auf alle! Eine andre schildert ihn damals als „einen sehr von der Welt ausgekälteten, recht pikanten, sehr gescheiten, völlig reizlosen Mann".

den Hexensteinen des Brockens wurden ernste religiöse Gespräche geführt, wobei Bismarck sein Inneres erschloß und von seinem erfolglosen Suchen und Ringen nach Glauben in bitteren Worten sprach. Die Hauptsache aber war, daß jetzt Bismarck und Johanna v. Puttkamer in gegenseitigem Verständnis einander näher kamen. Gleich nach der Rückreise, von Schönhausen aus, hat Bismarck seine Absichten auf Johanna dem Freund eröffnet, der darüber um so froher war, als er beide längst füreinander bestimmt hatte. Mit diesen persönlichsten Herzensangelegenheiten aber verknüpfte sich sofort die große Glaubensfrage; mit heißerem Eifer als je begannen Moritz und Marie den Kampf um die Seele des Freundes. Bismarck zeigte sich anfangs weicher und zugänglicher; er ließ sich zum Bibellesen bestimmen, freilich zunächst wieder ohne rechten Erfolg. Schließlich siegt doch Marie v. Blanckenburg: was ihr im Leben nicht gelungen ist, erreicht endlich die Sterbende.

Im Herbst 1846 wurde Thaddens Familie ganz plötzlich von einer Reihe schwerer Schicksalsschläge heimgesucht. Im August starb ein Sohn Thaddens, im Oktober seine Frau, in der Nacht vom 9. zum 10. November seine Tochter, Marie v. Blanckenburg. Bismarck war von der Elbe her in Trieglaff zum Todestage der Frau v. Thadden eingetroffen, die sich in ihren letzten Fieberphantasien auch mit ihm beschäftigt hatte. Kurz darauf verließ er Pommern wieder und reiste nach Schönhausen zurück, wo ihn bald die Kunde von einer schweren Erkrankung Mariens erreichte. Augenblicklich kehrte er wieder um nach Pommern. Unterwegs in Angermünde, wo er das Arnimsche Ehepaar besuchte, erhielt er die Nachricht, daß Mariens Krankheit tödlich sei. Und nun kam das für immer Entscheidende: nicht am Sterbebette des Vaters oder der Mutter, erst jetzt rang sich aus Bismarcks tief erschüttertem Innern wieder ein Gebet empor — seit sechzehn Jahren das erste. Er traf Marie noch lebend. Schwesterlich begrüßte sie ihn: „Wie freue ich mich, daß du auch gekommen bist." Dann ließ sie ihm sagen, jetzt müsse er sich bekehren, es sei die höchste Zeit. Ihre Worte, die ungetrübte Heiterkeit und Zuversicht, mit der die Gläubige dem Tode entgegenging, vollendeten jetzt Bismarcks Umkehr. Als Marie starb, war sie mit dem Freunde im Glauben vereinigt. Bismarck aber schrieb nach ihrem Tode: „Sie war eine mir teure und notwendig gewordene Person. . . . Das erste Herz, das ich verliere, von dem ich wirklich weiß, daß es warm für mich schlug . . . Jetzt glaube ich an eine Ewigkeit."

Durch Bismarcks Bekehrung — Bekehrung insofern er eine persönliche Verbindung mit einem persönlichen Gott wiedergewonnen hatte — entschied sich auch rasch sein Verhältnis zu Johanna von Puttkamer. Wenige Wochen nach Mariens Tode, am 14. Dezember 1846, kam es zwischen den beiden zu einer Aussprache und zu einer Verständigung. Einige Tage später, am 21. Dezember, auf einer Reise von Pommern nach Schönhausen, in einem Stettiner Gasthaus, schrieb Bismarck jenen berühmten „Werbebrief" — neben dem oben (S. 40) erwähnten Schreiben an die Cousine das wichtigste Dokument seiner Jugend und frühesten Mannesjahre — den Brief, in dem er um Johannas Hand anhielt. Durch Freund Moritz ließ er ihn zum alten Puttkamer nach Reinfeld besorgen, wo er Weihnachten eintraf. Über die

Kühnheit dieses Schrittes, über den Eindruck dieser unvermuteten Werbung braucht man nur zu hören, was Blanckenburg damals selbst an Bismarck schrieb: „Ich bin der Meinung, daß der teure Mann durch Deinen Brief wie ein Ochse mit dem Beil vor den Kopf geschlagen ist." Es galt offenbar für ein gefährliches Wagnis, seine Tochter einem Otto v. Bismarck zu geben! Die Antwort des Vaters vom 28. Dezember 1846 lautete deshalb auch zurückhaltend, nicht ohne Zweifel und Bedenken. Bismarck aber hielt sich an die Andeutung, daß ihm „eine endgültige Antwort vor Gott und hier" nicht versagt sein solle, und erschien am 12. Januar 1847 in Reinfeld. Er traf dort nicht gerade eine ungünstige Stimmung, aber doch „Neigung zu weitläufigen Verhandlungen", denen er durch eine kühne Umarmung seiner Braut rasch ein Ende machte. Am nächsten Tage wurde die Verlobung in aller Form verkündigt.

Alle diese Vorgänge, deren unendlich reizvolle Einzelheiten man bei Marcks selbst nachlesen möge, diese innigste Verknüpfung von Politik, Glaube und Liebe haben begreiflicherweise eine recht verschiedene Beurteilung erfahren. Man spricht von einer Anpassung Bismarcks an die unter seinen Standesgenossen nun einmal herrschenden religiösen Anschauungen, von der Unterwerfung des germanischen Recken unter den Christengott. Solcher äußerlichen Auffassung innerster Vorgänge gegenüber zeigt Marcks, wie mit der „Bekehrung" im Herbst 1846 sich nur eine längst begonnene und von innen heraus geförderte Entwicklung vollendet hat. Durch die Neigung zu Johanna, so führt er aus, ist der Durchbruch des religiösen Gefühls erleichtert, vielleicht erst ermöglicht worden. Denn mit der Liebe wuchs auch die Sehnsucht nach Glauben, wie die Fähigkeit, diesen Glauben in sich aufzunehmen, durch die Erwärmung seines ganzen Wesens in der Liebe gesteigert war.

Meinerseits möchte ich nochmals das rein Menschliche in dieser ganzen Entwicklung hervorheben: Es waren schließlich doch die ewigen Gewalten, die das menschliche Dasein beherrschen, der Tod und die Liebe, die den Umschwung in Bismarck hervorgerufen haben.

Auch nach dieser Bekehrung aber, darüber herrscht nirgends ein Zweifel, blieb Bismarck eben Bismarck; der „Granit" seines Wesens — um ein Lieblingswort von Marcks zu wiederholen — behauptete sich unerschüttert unter allen Stürmen des Spätjahres 1846. Er war eingetreten in den christlich-germanischen Kreis, aber er ging keineswegs restlos darin auf, er wurde weder ein Orthodoxer noch ein Pietist, und zwischen ihm und seinen gläubigen Standesgenossen blieben Verschiedenheiten und Gegensätze, die fast ein Menschenalter später zu bitteren und schmerzenden Zusammenstößen und schließlich zu einem unheilbaren Bruche führen sollten. Zunächst gewann Bismarck mit dem Umschwung seiner religiösen Anschauungen aus dem Negativen ins Positive, mit der nun endgültig geregelten persönlichen Beziehung zu seinem Gott, nicht bloß für sein kampfzerwühltes Innere Frieden und seelisches Gleichgewicht, sondern auch nach außen jene größere Sicherheit, jenes ruhigere Selbstbewußtsein, wie sie eine von Zweifeln nicht mehr bewegte Weltanschauung gibt. Selbst dem Glaubensstolze seines neuen Familienkreises

gegenüber. Es ist wahr, er hat auch in der Braut wie später in der Gattin das Recht auf die eigene Persönlichkeit — das Gesetz seines eigenen Lebens — geachtet und ihr wohl zugerufen: „Bleibe wie du bist." Aber eben von dem festen Boden des gemeinsamen Glaubens aus hat er doch kräftig an ihr erzogen, hat er unter häufiger Berufung auf die heilige Schrift ihre quietistischen Anwandlungen, ihre selbstquälerischen Neigungen bekämpft und sie für sein robusteres Christentum zu gewinnen gesucht. Jene gefestigtere Weltanschauung gab ihm auch die Grundlage für das kühne und schlagfertige Auftreten auf dem Vereinigten Landtag, das, wie Marcks meint, „in der Untermalung beinahe schon den gesamten Bismarck enthält".

Einige Wochen nach Schluß des Landtages, am 28. Juli 1847, unter dem Holzdach der schlichten Dorfkirche von Alt-Kolziglow bei Reinfeld, wurden Otto v. Bismarck und Johanna v. Puttkamer vermählt. In der Brautzeit haben die Verlobten nur kurze Zeit die Freude des Zusammenseins genossen, zum Glück für uns, die wir ihrer Trennung jene wundervollen Bräutigamsbriefe Bismarcks verdanken, die Marcks nun durch Johannas Brautbriefe hat ergänzen und vervollständigen können. Auch dem jungen Paare, das nach der Hochzeitsreise im Oktober 1847 in Schönhausen Wohnung nahm, waren die Flitterwochen nicht allzu lang bemessen: in den Frieden ihres häuslichen Glückes brach im März 1848 die Revolution herein, die nun Bismarck hinausriß in den großen politischen Kampf, der sein Lebenselement wurde und bleiben sollte.

Herman Grimm hat einmal in diesen Blättern Treitschke als Biographen Bismarcks gewünscht, wie er ihn ja auch von Michel Angelo gemeißelt und von Raffael gemalt wissen wollte. Ich will nicht so weit gehen, zu sagen, daß ihn das hier besprochene Werk, wenn er es noch hätte lesen können, über die Unerfüllbarkeit seines Wunsches ganz getröstet hätte. Aber manche Eigenschaften, die er von einem Bismarck-Biographen verlangte, hätte er hier doch gefunden: vor allem eben die starke künstlerische Ader des Verfassers, der mit lebendiger und warmer, aber kritisch gezügelter Teilnahme von Phantasie und Gefühl die Heldengestalt Bismarcks aufrichtet.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Julius von Eckardt.

V.

Bei Beginn des Herbstes (1867) wurde mein Leipziger Stilleben für einige Tage unterbrochen. Die Notwendigkeit, mir weitere journalistische Verbindungen und Erwerbsgelegenheiten zu sichern, führte mich auf einige Tage nach Berlin. Der erste Mensch, der mir „Unter den Linden" begegnete, war der Generalgouverneur Albedinsky aus Riga: „Es ist gut, daß ich Sie treffe," sagte er mit sichtbarer Erregung, „wir sind hier in einem neutralen Lande und können mit vollständiger Offenheit reden. Wollen Sie heute abend zu mir ins Hotel Royal kommen, – ich habe Ihnen mancherlei zu sagen." Zur festgesetzten Stunde erschienen, fand ich den General bereits mit der Ordnung seiner Koffer beschäftigt. Was er mir zu sagen hatte, klang wenig erbaulich. Seit dem im Juni stattgehabten Besuche des Kaisers hatte sich der gebildeten Bevölkerung Liv-, Est- und Kurlands eine Verstimmung bemächtigt, die von Erbitterung kaum noch zu unterscheiden war, und aus der die ständischen Repräsentanten auch dem Generalgouverneur gegenüber kein Hehl machten. Der wohlmeinende, aber im Grunde schwache und bestimmbare Mann hatte die Empfindung, zwischen „Flut und Welle" geraten und rings von Unzufriedenen umgeben zu sein. Regierung und Presse St. Petersburgs verlangten entschiedene Geltendmachung des „russischen Staatsprinzips", indessen unsre ständischen Repräsentanten dem Organe des kaiserlichen Willens nicht nur Opposition machten, sondern bereits den Status-quo für rechtswidrig und unhaltbar geworden erklärten. Der anbefohlenen Korrespondenz in russischer Sprache würden unter Berufung auf Gesetze und Privilegien Schwierigkeiten bereitet, gegen die Einführung der russischen Institutionen angenäherten Einrichtungen im voraus Proteste eingelegt; der sonst als Vertrauensmann des Kaisers angesehene Zivilgouverneur von Livland, Dr. von Oettingen, beginne einen Standpunkt einzunehmen, der von demjenigen der Ritterschaften und Städte kaum mehr zu unterscheiden sei, und die fast allezeit freundlich gewesenen gesellschaftlichen Beziehungen zwischen dem Schloß und dem Ritterhause drohten ins Stocken zu geraten. „Und was das Schlimmste

ist," fuhr Albedinsky fort, „wenn ich geltend mache, daß dem Willen der Regierung nachgegeben werden müsse, so drohen die Herren mit Niederlegung ihrer Ämter, die andern gar mit Auswanderung; das von Herrn von Bock und von Ihnen gegebene Beispiel ist kein glückliches gewesen. Mir ist dabei um so schlimmer zumute, als Seine Majestät äußerste Schonung der Gemüter wünscht und mir zur Pflicht gemacht hat, jeden esclandre zu vermeiden. Auf meinen Posten kehre ich schweren Herzens zurück: in Riga nichts als Klagen und Beschwerden und in St. Petersburg eine Stimmung, die durch Berichte über die herrschende Unzufriedenheit unberechenbar verschlimmert werden würde. Dazu beginnen die ausländischen Zeitungen einen höchst peinlichen Lärm zu machen. Man weiß nicht mehr, auf wen man sich verlassen und bei wem man Unterstützung finden kann. Was soll das werden?" Ich war im Begriff, auf eine Antwort zu sinnen, als an die Tür gepocht und der Botschaftsrat Baron Mohrenheim gemeldet wurde. Dem Namen nach war dieser wohlgeschniegelte Herr mit blondem Haar und Bart und eingeklemmtem Monokle mir wohlbekannt. Geborener Pole und eifriger Katholik, hatte Mohrenheim das eigentümliche Geschick gehabt, von seinem Chef, dem Fürsten Gortschakow, zuerst belächelt und verspottet, dann aber höchlichst respektiert zu werden. Er war es gewesen, der als junger Beamter dem kaiserlichen Reichskanzler den naiven Rat erteilt hatte, aus der berühmten Zirkulardepesche von 1856 die historisch gewordene Phrase „la Russie ne boude pas, elle se recueille" zu streichen; ihm hatte aber auch Gortschakows bewunderndes „Voilà un homme" gegolten, als er nicht dulden gewollt, daß der alte Herr in seiner Gegenwart über den Papst Pius IX. und dessen Polenfreundlichkeit zynische Glossen machte: der ungestüme Eifer, mit dem der damalige (1863) Kanzleibeamte von der Frühstückstafel aufgesprungen und aus dem Speisesaal gestürzt war, hatte der imponierenden Wirkung nicht verfehlt, die Zeichen von Mannhaftigkeit auf russische Gemüter immerdar zu üben pflegen. — Da an eine Fortsetzung des begonnenen Gesprächs nicht zu denken war, und da Albedinsky noch am nämlichen Abende abreisen wollte, empfahl ich mich mit einigen gleichgültigen Worten. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Unmittelbar, nachdem ich das Hotel Royal verlassen hatte, suchte ich einen in Berlin anwesenden Landsmann, den livländischen Landrat Arthur v. Richter auf, um ihm das Gehörte zu berichten. Wir verständigten uns unschwer darüber, daß Albedinskys deprimierte Stimmung ausgenutzt werden und vor allem der „peinliche" Sturm in den „ausländischen Zeitungen" nach Möglichkeit verstärkt werden müsse. Auf die Haltung der deutschen Presse glaubte ich einwirken zu können, nach Paris, dem Delphi der St. Petersburger Liberalen, reichten meine Verbindungen nicht. Wir kamen demgemäß überein, einen Versuch bei dem für die nächsten Tage in Berlin erwarteten, auf der Durchreise nach Frankreich begriffenen Fürsten Paul Lieven zu machen. Lieven war von 1862 bis zum Jahre 1867 livländischer Landmarschall gewesen und hatte sich als ein Mann bewährt, auf dessen patriotische Gesinnung trotz der Bestimmbarkeit seines weichen Charakters, unbedingt gerechnet werden konnte.

Eine gewisse Veränderung hatten seine Beziehungen zu uns dadurch erfahren, daß Lieven auf dem Landtage von 1867 nicht wiedergewählt und dadurch bestimmt worden war, die ihm vom Kaiser persönlich angetragenen Stellungen des Ober-Zeremonienmeisters am kaiserlichen Hofe und des Kurators der Universität St. Petersburg anzunehmen und von der Düna an die Newa überzusiedeln. Der Unsrigen einer war der Fürst indessen geblieben, und Richter unternahm es, ihn bei der bevorstehenden Durchreise dazu zu bestimmen, während seines Pariser Herbstaufenthalts Preßäußerungen zugunsten der baltischen Provinzen und der europäisch-liberalen Sache in Rußland zu veranlassen. Aus gelegentlichen Mitteilungen wußte ich, daß Lieven mehrere Mitarbeiter der „Débats“ und der „Revue des deux mondes“, namentlich den Ökonomisten Leónce de Lavergne kannte. So ließ sich auch in dieser Rücksicht etwas hoffen.

Die nächsten Tage vergingen mit peinlichen Besuchen bei Zeitungsredakteuren, denen ich meine Mitarbeiterschaft über russische Dinge antrug, um die in dergleichen Fällen unvermeidlichen Erfahrungen zu machen und die allendliche Genehmigung zur Einsendung von Korrespondenzen an die in St. Petersburg viel gelesene „Kreuzzeitung“ zu erlangen, die mir mit „zwei, sogar drei Talern das Stück“ bezahlt werden sollten; von dem Redakteur der „Spenerschen Zeitung“, Herrn Alexis Schmidt, war ich abgewiesen worden. Nicht eben wohlgemut in meinen Gasthof zurückgekehrt, fand ich eine unerwartete Einladung vor: ich sollte bei dem Herrn Bundeskanzler und Ministerpräsidenten Grafen Bismarck den Abend verbringen. Der einladende Diener hatte hinzugefügt, die Herrschaft werde allein sein und außer mir nur den oben genannten livländischen Landrat v. Richter erwarten. Mit dieser Einladung hatte es die folgende Bewandtnis: Bei der Übersiedelung nach Deutschland hatte ich nur *einen* Empfehlungsbrief mit mir geführt: ein Schreiben, das mein verehrter Freund August von Oettingen mir für den Grafen Bismarck mitgegeben hatte. Oettingen war, bevor Alexander II. ihn zum livländischen Zivilgouverneur und Hofmeister des kaiserlichen Hofes ernannt hatte, mehrere Jahre (1857—1861) livländischer Landmarschall gewesen und als solcher häufig nach St. Petersburg gekommen. Aus dieser Zeit datierten nähere Beziehungen zu dem damaligen preußischen Gesandten am russischen Hofe. Durch seinen estländischen Kollegen, den Grafen Alexander Keyserling (Bismarcks Berliner Stubengenossen) eingeführt, war Oettingen zum Habitué des Hauses auf Wassily Ostrow geworden. Frau v. Bismarck, die zum ersten Male im Auslande lebte und deutschen Damenverkehr wünschte, hatte an Oettingens Schwester, der Gemahlin des Akademikers Schrenck, besonderes Gefallen gefunden, — die gleichaltrigen Söhne verkehrten als Spielgefährten, — den Männern boten gemeinsame Interessen mannigfache Anhaltspunkte, obgleich die politischen Anschauungen nicht die nämlichen waren. So war man nach mehrjährigem Verkehr in freundschaftlichem Einvernehmen und mit dem Versprechen geschieden, die angeknüpfte Verbindung bei Gelegenheit fortzusetzen. Das Schreiben, in dem Bismarck den livländischen Bekannten seine Abberufung von St. Petersburg mitgeteilt und die Ungewißheit darüber beklagt hatte, ob er als Gesandter

nach Paris gehen, oder als Minister in Berlin bleiben werde, — diesen Brief hatte Oettingen mir zu lesen gegeben, damit ich selbst sehen möge, „daß er zur Erteilung von Empfehlungsbriefen an Herrn v. Bismarck befugt sei".

Bereits bei Gelegenheit der Durchreise nach Leipzig hatte ich dieses Schreiben übergeben, indessen weder den Kanzler des Norddeutschen Bundes noch die Gräfin kennen gelernt. An ihrer Stelle empfing mich der damalige nächste Vertraute des Hauses, Legationsrat v. Keudell, der mir den Auftrag ausrichtete, bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin wieder vorzusprechen. Ich hatte das als façon de parler angesehen und mich dieses Mal damit begnügt, meine Karte abzugeben. Jetzt durfte ich hoffen, die bereits aufgegebene Bekanntschaft dennoch zu machen. Als ich zur angesetzten Stunde in der Wilhelmstraße erschien und in die unbequemen, engen Räume eintrat, in denen die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes gegenwärtig haust, sagte der Diener mir, daß ich der einzige Gast der Gräfin sein würde. „Exzellenz sind eben zu Majestät befohlen worden, und der Herr Landrat hatte sich entschuldigen lassen." Bei meinem Eintreten in den Salon saß die Gräfin — eine etwa vierzigjährige hagere Dame mit knochigem Gesicht und einfach liebenswürdiger Manier — in der nicht allzu großen, matt beleuchteten Stube einsam am Teetisch. Ich stellte mich vor und knüpfte eine Unterhaltung an, die der Natur der Sache nach von den gemeinsamen Freunden ausging und dann zu Rußland im allgemeinen und St. Petersburg im speziellen übersprang, die Gleise des Herkömmlichen begreiflicherweise aber nicht verließ. Da ich die Heimkehr des Hausherrn abwarten sollte und abzuwarten wünschte, bot ich das volle, mir zu Gebote stehende Maß von Unterhaltungstalent auf, um die Konversation im Gang zu erhalten, d. h. die Frau Gräfin möglichst zum Reden zu veranlassen; als die Uhr drei viertel auf 12 schlug, waren meine Hilfsmittel so vollständig erschöpft, daß ich den Rückzug antreten mußte. Auf der unteren Hälfte der Treppe begegnete mir die wuchtige Figur eines in Kürassieruniform gekleideten Herrn, der mich einen Augenblick ansah, meinen Gruß erwiderte und mich meines Weges gehen ließ. Ich war an dem größten Staatsmann des Jahrhunderts vorbeigegangen ...

Seit der Rückkehr aus Berlin mochten etwa sechs Wochen vergangen sein, als ich an einem trüben Montagsnachmittage der ersten Meßwoche in meinem Zimmer saß, um gemeinsam mit Dr. Jordan die Rechnung über die Quartalshonorare (ganze fünfhundert Taler, die an ungezählte Mitarbeiter verteilt werden sollten) aufzumachen. Während wir in unsre Kalkulationen vertieft dasaßen, trat ein „Meßfremder", Herr Vollgold, ein, den ich als Kommissionär livländischer Reisender in Berlin gesehen hatte, und der mir einen Brief und 700—800 Frank in Gold auf den Tisch legte. In dem Briefe teilte Landrat v. Richter mir mit, Lieven habe die bereitwillig übernommene und auch von ihm als geboten angesehene Pariser Preßangelegenheit nicht in Ausführung zu bringen vermocht. Er fühle sich indessen an sein Richter gegebenes Versprechen gebunden, habe behufs Erledigung der Angelegenheit den beigefügten Betrag angewiesen und lasse mich ersuchen, so bald wie möglich nach Paris zu gehen und mein Heil zu versuchen.

Trotz der Schwierigkeit der mir gewordenen Aufgabe und der Knappheit der mir dazu gebotenen Mittel ging ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit meiner Sache guten Muts auf die Fahrt. In Baden-Baden gönnte ich mir einen kurzen Aufenthalt; mich erfüllte der dringende Wunsch, Iwan Turgenjew kennen zu lernen, dessen kurz zuvor erschienener, in Baden-Baden spielender Roman „Rauch" mich mit hoher Befriedigung erfüllt hatte. Bei Frau Klara Schumann, die ich zunächst aufsuchte, traf ich Turgenjews berühmte Freundin Frau Pauline Viardot-Garcia, an die meine Frau und mein Schwiegervater mir Briefe und Grüße mitgegeben hatten. Die große Künstlerin lud mich ein, an der „en famille" stattfindenden Aufführung ihrer Oper „Le dernier sorcier" teilzunehmen, die für den Abend verabredet sei und im Saale der Turgenjewschen Villa stattfinden werde; Turgenjew selbst habe die Rolle des Souffleurs übernommen.

Abends um 8 Uhr fand ich eine Gesellschaft von etwa sechzig Personen in dem in einen Theatersaal verwandelten Empfangszimmer des russischen Dichters versammelt. Auf die Personen der Gäste vermag ich mich ebensowenig zu besinnen, wie auf den Gegenstand der zur Aufführung gebrachten Oper. Alles Interesse richtete sich auf die Person der Komponistin, die am Flügel saß und die Funktionen des Kapellmeisters, des Chordirektors und — des Orchesters in sich vereinigte. Madame Viardot stand im 46. Lebensjahre; sie hatte die Bühne längst verlassen, seit Jahren fast ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder gelebt und sich niemals durch Schönheit ausgezeichnet. Nichtsdestoweniger gehörte die mittelgroße, zierlich gebaute und unbeschreiblich graziöse Frau mit dem reichen schwarzen Haar und den dunklen Augen zu den anziehendsten, um nicht zu sagen hinreißendsten Frauen, die mir jemals vorgekommen sind. Die gesamte Erscheinung trug den Stempel einer Vergeistigung, die die geniale Künstlerin erkennen ließ, die neben ihrer Schwester Malibran und der Schröder-Devrient die gefeiertste Sängerin des Jahrhunderts gewesen war. Den gesamten Abend über konnte ich kein Auge von ihr abwenden, die im einfachen dunklen Kleide am Flügel saß und der kleinen, fast ausschließlich aus eigenen und fremden Kindern bestehenden Schauspielergesellschaft das eigene Feuer mitzuteilen schien. In der vordersten Reihe der Zuschauer saß Herr Louis Viardot, ein bejahrter kleiner Herr mit ernsthafter Miene, der bekanntlich nichts weniger als nur le mari de Madame, sondern ein berühmter Schriftsteller, Kunstkenner und eine sehr ausgesprochene Persönlichkeit war. — Wie das gesamte damalige Baden-Baden, trug auch diese gesellige Vereinigung ein ausgesprochen französisches Gepräge. Obgleich Herr und Frau Viardot vortrefflich deutsch sprachen und die meisten Anwesenden Deutsche waren, wurde vornehmlich französisch gesprochen: man hätte meinen sollen, die im Kurhause und dessen Umgebungen herumschwärmenden Pariser und Pariserinnen der Halb- und Viertelswelt seien Eroberer, die dem deutschen Badeort ihre Sprache und Sitte gewaltsam aufzuzwingen gewußt. Turgenjews klassische Beschreibung des Badener Treibens paßte so genau auf die Menschen und Dinge, die uns umgaben, daß man sich für einen Mitspieler einer der im „Rauch" geschilderten Szene hätte halten können.

Mit einem Hinweis auf diesen Roman begann denn auch das Gespräch, das ich mit Turgenjew führen durfte, als er nach Beschluß der Aufführung hinter den Kulissen hervortrat. Er stand damals im fünfzigsten Lebensjahre und auf der Höhe seiner schriftstellerischen Bedeutung; die haßerfüllte Polemik, welche die Moskauer Nationalen kurz zuvor gegen den Dichter, der „alles Russische Dunst und Rauch" genannt und den jähen Sturz des jungrussischen Radikalismus vorauszusagen gewagt hatte, stand im Mittelpunkt des gesamten russischen Lebens. Die hohe Gestalt, der von weißem Haar und Bart eingefaßte schöne Kopf und die einfache Würde des ernsthaft dreinschauenden Mannes entsprachen der Vorstellung, die ich mir von dem berühmtesten Dichter des modernen Rußland gemacht hatte. Der Ausführlichkeit, mit der Frau Viardot mich vorstellte, mochte ich zu danken haben, daß er mich einlud, ihn vor meiner Abreise zu besuchen.

Turgenjew hatte eine schlechte Nacht gehabt und saß fröstelnd am Kaminfeuer, als ich andern Tags bei ihm eintrat. Bei Viardots hatte er französisch gesprochen, — dieses Mal sprach er deutsch, — ein Umstand, der erwähnt werden darf, weil er für den Mann höchst charakteristisch war, der seinem Freunde Julian Schmidt einmal das Bekenntnis abgelegt hatte: „Ich bin ein Russe, also habe ich keinen Willen. Wenn Sie mir sagten: ‚Turgenjew, komm stehlen', so würde ich das erste und das zweite Mal nein sagen, aber das dritte Mal seufzen: ‚Nun, wenn es sein soll', mitkommen und stehlen." Rücksichtlich seiner intimen künstlerischen und politischen Überzeugungen unerschütterlich, war er als echter Slawe nicht imstande, starken Einflüssen zu widerstehen, eine Bestimmbarkeit, die ihm häufig als Falschheit und Unaufrichtigkeit ausgelegt worden ist, und die es, im Grunde genommen, nicht war. Mit Deutschen war Turgenjew deutsch, wie er mit Franzosen französisch war: bittrer, als in den „Frühlingsfluten" geschehen, sind die Schwächen deutschen Wesens niemals verspottet worden, — herbere Urteile über die Franzosen als gewisse in das „Adlige Nest" eingestreute Bemerkungen sind auch von Jahn und Genossen nicht gefällt worden. Ich bin überzeugt, daß es aufrichtig gemeint war, als Turgenjew mir auf die Bemerkung, ich reiste nach Frankreich, zur Antwort gab: „Ich kann diese französische Wirtschaft eigentlich nicht ausstehen — ich kenne sie, denn eine natürliche Tochter von mir ist in Frankreich verheiratet." Seiner Freundin Frau Viardot mochte er an dem nämlichen Tage das Gegenteil gesagt haben, ohne sich das eine oder das andre Mal einer Unwahrheit bewußt gewesen zu sein. Unedel oder inhuman hat dieser Menschenkenner und Menschenfreund sicher niemals sein können!

Das mit Turgenjew geführte Gespräch galt zunächst der in den Ostseeprovinzen befolgten, von dem berühmten „Sapadnik" (Westlichen) und eifrigen Liberalen begreiflicherweise mißbilligten St. Petersburger Politik, um sodann auf die russische Literatur und insbesondere auf die Slawophilenpartei überzugehen. Ich bestritt die im „Rauch" und in den „Lebens- und Literatur-Erinnerungen" wiederholt aufgestellte Behauptung, daß diese Moskauer Nationalen keine einzige literarische Leistung von bleibender Bedeutung aufzuweisen gehabt hätten, und berief mich auf S. T. Aksakows (des Vaters)

„Russische Familienchronik", die ich als Perle nicht nur der russischen, sondern der europäischen Literatur pries. Turgenjew ließ das gelten, führte aber in höchst geistreicher Weise aus, daß der alte Sergej Timofejewitsch wohl der Vater der beiden Slawophilenführer Konstantin und Iwan Aksakow gewesen und sich zur Partei derselben gerechnet habe, seiner Bildung und seinem Wesen nach dagegen echter „Sapodnik" (Westeuropäer) geblieben sei. Belege dafür würden in einem „die Aksakow" überschriebenen Abschnitte des zweiten Teils der „Lebens- und Literatur-Erinnerungen" veröffentlicht werden. — Einige Jahre vor seinem Tode hat Turgenjew mir geschrieben, die Veröffentlichung des Aufsatzes über die Aksakow sei aus privaten Rücksichten verschoben worden. Bedauerlicherweise ist diese interessante Arbeit gleich einer Anzahl andrer Hinterlassenschaften von dem „Freund", in dessen Besitz sie sich befand, mit echt russischer Leichtfertigkeit verzettelt worden. Die Erben des von Turgenjew in einem wahren Kabinettstück charakterisierten Malers Iwanow haben wohl gewußt, warum sie die Publikation der hinterlassenen Zeichnungen dieses merkwürdigen Künstlers und Menschen keinem russischen, sondern einem deutschen Institut (dem archäologischen Institut in Rom) letztwillig übertragen haben. Turgenjews Unterlassung bezüglicher Vorsichtsmaßregeln erscheint um so verwunderlicher, als er über die Unzuverlässigkeit seiner Landsleute gerade so gut Bescheid wußte wie über ihre Urteilslosigkeit in ästhetischen Dingen. „Darüber urteilen sie wie die Klötze", sagte er, als auf die törichten Hyperbeln die Rede kam, in denen der „berühmte" Pogodin und andre altrussische Größen den erwähnten Iwanow gepriesen, gleichzeitig aber dessen Antagonisten Brülow verherrlicht hatten.

Einige Stunden nach dieser mir trotz ihrer Kürze unvergeßlich gebliebenen Berührung mit dem gebildetsten und reinsten russischen Künstler seiner Zeit setzte ich die Fahrt nach Paris fort.

Das Beste und Vollständigste, was über russische Dinge des letzten Lustrums in Frankreich geschrieben worden, stammte aus der Feder von Charles de Mazade und war in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht worden. Diesen und den damaligen politischen Chronisten der berühmten Zeitschrift, Eugène Forcade, wünschte ich kennen zu lernen und die beiden einflußreichen Männer für die Interessen meiner Heimat zu gewinnen. Der Anteil, den insbesondere Mazade dem unglücklichen Polen widmete, ließ mich annehmen, daß mit ihm zu reden sein würde; daß ihm Materialsammlungen, wenn ich sie beschaffen konnte, unter allen Umständen willkommen sein mußten, war überdies selbstverständlich. — Mazade, dessen Umstände nicht die günstigsten sein mochten, und der die leitende Stellung bei der Revue erst später erwarb, lebte in dem bescheidenen Hinterhause einer der Nebenstraßen Passys. Von seinem Sohne, einem fünfzehnjährigen Knaben, wurde mir gesagt, daß der Vater erkältet sei und zu Bette liege. Ich bat den jungen Menschen, Herrn de Mazade zu sagen, ein Fremder wünsche ihn zu sprechen, den wesentlich der Wunsch, den ausgezeichnetsten Schriftsteller über Rußland kennen zu lernen, nach Paris geführt habe. Daß kein Franzose einer Huldigung solcher Art widerstehen könne, hatte ich richtig berechnet.

Der Sohn führte mich vor das einfache Bett, in dem ein blasser, etwa fünfundvierzigjähriger Mann mit wohlgepflegtem schwarzen Vollbart und schwermütig dreinschauenden dunklen Augen lag. Mit dem „aperçu“ neurussischer Dinge war Herr de Mazade — dank seiner polnischen Verbindungen — so genau bekannt, daß eine knappe halbe Stunde zur Herstellung einer Verständigung hinreichte. Mazade machte sich einige Notizen, ermächtigte mich, ihm künftig ausführliche Mitteilungen zugehen zu lassen, und gab mir — da ich auf die Dringlichkeit einer beschleunigten Kundgebung hinwies — eine Einführungskarte an Monsieur Forcade mit. — Beim Abschiede fragte der Kranke nach den Zuständen in Deutschland. „Sie sind sehr glücklich,“ sagte er, „einem im Aufsteigen begriffenen Lande anzugehören. Bei Ihnen geht man einer großen Zukunft entgegen, — bei uns (fügte er schwermütig hinzu) geht es bergab, „nous sommes au déclin“.

Noch an dem nämlichen Tage wurde ich in dem Hause Nr. 3 der rue de l'Université von dem Spiritus rector der berühmtesten französischen Zeitschrift empfangen. An einen zierlichen Kamin gelehnt, stand ein sorgfältig gekleideter, mit Brillantbusennadel und schimmernden Ringen geschmückter Herr in mittleren Jahren vor mir, dem man ansah, daß er sich seiner Bedeutung voll bewußt sei. Er hörte mich mit ruhiger Würde an, versprach der nächsten „Chronique de la quinzaine“ einige Bemerkungen in dem gewünschten Sinne einzustreuen und betonte, daß es sich um die Abwehr einer europäischen Gefahr handle „que moi j'ai combattu, quand Vous étiez encore bien jeune encore.“ Mit dieser Versicherung wurde ich huldvoll entlassen. — Herr Forcade hat mir Wort gehalten und wäre wohl auch noch weiter in Bewegung zu setzen gewesen, wenn er länger gelebt hätte. Etwa vier Wochen nach unsrer Unterredung berichteten die Zeitungen, der vielgenannte Direktor der „Revue des deux mondes“ sei während einer Reise nach Venedig gestorben. Sein Nachfolger wurde Mazade, mit dem ich bis zum Jahre 1870 in Verbindung geblieben bin.

Der Rückweg nach Leipzig wurde über Köln genommen, wo es die persönliche Bekanntschaft Heinrich Kruses und die Befestigung der Beziehungen zu seiner Zeitung galt. An dem ehemaligen Hauslehrer des Palmerstonschen Hauses lernte ich den würdigsten und bedeutendsten Repräsentanten deutschen Zeitungswesens kennen, der mir bisher vorgekommen war, einen Mann, der die Publizistik als ernsthaften Beruf trieb, mit dem vollen Bildungsrüstzeug für dieselbe ausgestattet war und eine gewissenhaft erworbene, bestimmt ausgeprägte Auffassung konsequent vertrat. Gegen Kruses Vorliebe für England, seine Parteinahme für Palmerston und gegen andre Velleitäten der „Kölnischen Zeitung“ ließ sich mancherlei einwenden. Wie hoch aber standen dieser Mann und sein Blatt über den beständig nach den offiziellen Bureaus schielenden Gelegenheitsmachern unsrer Tage, die auf jede unbequeme Selbständigkeit grundsätzlich verzichtet haben und nach allen Seiten „Rechnung zu tragen“ bemüht sind, — wie beträchtlich überragte er die damalige Kollegenschaft befangener Doktrinärs, die in der Formel „Entweder—oder“ die Summe staatsmännischer Weisheit sahen und keinen andern politischen

Katechismus als denjenigen ihrer Fraktion kannten! Es wollte etwas sagen, wenn man, wie Kruse, inmitten der Stürme des „tollen Jahres" an dem Boden des gemäßigten Liberalismus festgehalten, während zwanzigjährigen Aufenthaltes in stockkatholischer Umgebung dem Ultramontanismus niemals ein Zugeständnis gemacht und bereits zu Weihnachten 1851 den Mut gehabt hatte, die „rettende Tat" vom 2. Dezember für eine unvermeidlich gewordene Notwendigkeit zu erklären. Und wo nähme heutzutage ein gemäßigt liberales und gut nationales Blatt noch die Courage her, die Teilung Nordschleswigs als Forderung der Gerechtigkeit anzuerkennen, auf die Bedenklichkeit von Vergewaltigungen gegen ein fremdes Volkstum hinzuweisen und an dieser Forderung trotz aller Verdächtigungen von gouvernementaler, konservativer und radikaler Seite festzuhalten? Der große, festgefügte Mann mit den etwas feierlichen Manieren machte den Eindruck des wirklichen Gentleman, der sich nicht erst mit „stilvollen" Meubles und anspruchsvollem Lebenszuschnitt zu umgeben brauchte, um seine Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft nachzuweisen. Und wie himmelweit war von den gespreizten Manieren andrer „hochgestellter" Kollegen die einfache Freundlichkeit verschieden, mit der er den jungen, ihm kaum dem Namen nach bekannten Berufsgenossen aufnahm. Wohl saßen die Erinnerungen an das alte „feudale" Kurland, das er vor einem Vierteljahrhundert gekannt, bei Kruse zu fest, als daß er meine Ausführungen über die von den baltischen Provinzen gemachten Fortschritte ohne weiteres hätte gelten lassen können. „Sie scheinen nach dem Grundsatze der Frau v. Staël ‚Tout comprendre, c'est tout pardonner' urteilen zu wollen" wendete er ein, als ich auf die außerordentlichen, durch den Gang unsrer gesamten historischen Entwicklung bedingten Schwierigkeiten hinwies, die sich den baltischen Fortschrittsbestrebungen in den Weg gestellt hätten. War die Herrschaft der liberalen Doktrin doch damals noch so weitreichend, daß der Besitz eines gewissen Maßes „zeitgemäßer Fortschrittlichkeit" von jedem gefordert wurde, der die Unterstützung der Presse in Anspruch nehmen wollte!

Schließlich vermochten wir indessen einig zu werden. Kruse ließ sich über die Fortschritte unsrer Agrargesetzgebung und über die Maßnahmen zur Ausgleichung ständischer Gegensätze mit einiger Ausführlichkeit berichten und hielt, nachdem er auf verschiedene Details eingegangen war, mit der Anerkennung nicht zurück, daß binnen kurzer Zeit Erhebliches geleistet worden sei. Ich verließ ihn als anerkannter Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung", und das war alles, was ich hatte wünschen und erwarten dürfen.

Nach Leipzig zurückgekehrt, fand ich Freytag in seinem Winterquartiere vor. Das Erlebte wurde ihm pünktlich berichtet, das zunächst zu Tuende eingehend besprochen und mir durch zahlreiche persönliche Berührungen die Einzelorientierung auf dem neuen Arbeitsfelde erleichtert. Alsbald war ich in die mir allmählich gewohnt gewordene Tätigkeit so vollständig versenkt, als ob sie überhaupt nicht unterbrochen gewesen wäre. Daran, daß eine solche Unterbrechung stattgefunden hatte, erinnerte indessen die Haltung der Moskau-Petersburger Presse, die sich während der letzten Wochen des Jahres 1867 in heftigen

Klagen darüber erging, daß die „sonst so unschuldigen“ Pariser Zeitungen in das Netz der Intrigen gezogen worden seien und den baltischen Deutschen ein unbegreifliches Wohlwollen zuzuwenden Miene machten. Gegenstand besonderer Verstimmung war für die Katkow und Genossen eine in der Chronik der „Revue des deux mondes“ gemachte Bemerkung über den Unverstand, mit dem die Moskauer Nationalen die Monarchie ihrer sichersten Stützen beraubten; daß von dieser „Warte zweier Welten“ ertönende Warnungen eines gewissen Widerhalls in der St. Petersburger Hofgesellschaft nur selten entbehrten, wußte der Beherrscher der russischen öffentlichen Meinung aus mannigfachen Erfahrungen. Im übrigen gingen die Dinge ihren gewohnten Gang. Obgleich die in den „Grenzboten“ veröffentlichten Aufsätze über Vergangenheit und Gegenwart der russischen Ostseeprovinzen nicht ganz unbeachtet geblieben waren, fehlte an wirklicher Teilnahme der deutschen Presse für die baltische Sache außerordentlich viel. Um in dieser Rücksicht nachzuhelfen und um zugleich für Erweiterung meiner immer noch schmalen Existenzbasis tätig zu sein, beschloß ich, im Februar 1868 abermals nach Berlin zu gehen.

In Berlin eingetroffen und in dem Hause 75/76 der Wilhelmstraße vorgestellt, suchte ich den Legationsrat v. Keudell auf, der in einem seitdem verschwundenen Nachbarhause, der Nr. 75, drei finstere, unbequem aussehende Stuben bewohnte. Das Gespräch setzte mit einer Bemerkung ein, die der Vertraute des Ministers über das Verhalten Rußlands und seiner Presse zu der neuesten deutschen Entwicklung machte. Ich glaubte widersprechen zu dürfen und tat das so nachdrücklich, daß Keudell sich zur Rechtfertigung seiner Meinung auf eine Korrespondenz der „Kreuzzeitung“ berief, in der die Summe neuester russischer Äußerungen über die deutsche Tagesangelegenheit gezogen worden sei. Das bot erwünschte Gelegenheit, auf die Mängel deutscher Zeitungsberichte über Rußland näher einzugehen und dem Herrn Legationsrat zu sagen, daß zuverlässige Analysen russischer publizistischer Erzeugnisse in unsrer Presse ebenso selten zu finden seien wie richtige Beurteilungen der Bedeutung und Stellung der maßgebenden russischen Organe und Parteien. Jedenfalls sei man in St. Petersburg über Stimmungen und Äußerungen der Berliner und der Pariser Presse besser informiert als umgekehrt.

Herr v. Keudell hörte aufmerksam zu, erkundete, ob ich der russischen Sprache mächtig sei, forderte mich auf, an einem der nächsten Tage wiederzukommen, und fragte schließlich, ob ich bei dem „Chef“ bereits Besuch gemacht hätte. Als ich die bezüglichen Antworten gegeben, sagte er: „Wahrscheinlich bin ich morgen abend bei der Gräfin. Ich werde zu vermitteln suchen, daß Sie eingeladen werden. Vielleicht findet sich da Gelegenheit, auf den Gegenstand unsrer Unterhaltung weiter einzugehen.“ — Damit schieden wir. Als ich abends in meinen Gasthof zurückkehrte, fand ich die von Keudell versprochene Abendeinladung in das Bismarcksche Haus.

In dem mir bekannten Salon war dieses Mal eine größere Gesellschaft um den Teetisch versammelt. Zur Rechten des Hausherrn, der auf dem Sofa Platz genommen hatte, den bekannten dunkelblauen Uniformsrock trug und hübscher aussah, als ich ihn mir gedacht hatte, saß ein alter Herr, der, so-

viel ich verstand, v. Arnim hieß, als Verwandter des Hauses kurzweg „Onkel Alexander" genannt wurde, und mit dem Graf Bismarck in eine Unterhaltung über den ostpreußischen Notstand vertieft war. Zur Linken Bismarcks hatte eine junge Dame ihren Platz, mit der der älteste Sohn des Kanzlers, damals hoffnungsvoller Primaner, beschäftigt zu sein schien. Der Typus der Schönen, die ihrem jugendlichen Verehrer an Alter und Welterfahrung sichtlich überlegen war, ließ auf eine Slawin, mindestens eine Nichtdeutsche schließen. Dem Hausherrn gegenüber saß die Gräfin vor dem Teeapparat, den sie selbst bediente, rings um den Tisch hatte eine Anzahl jüngerer Personen Platz genommen, darunter der Abgeordnete Herr Eugen von der Marwitz, Legationsrat Graf Hermann Arnim und ein englischer Legationssekretär, der der jugendlichen Tochter des Hauses, der Gräfin Marie, seine Huldigungen darbrachte. Noch hatte ich mich nicht recht umgesehen, als ich in dem Nachbarn des Herrn v. Arnim die wohlbekannte Figur des populärsten aller jemals in Riga tätig gewesenen russischen Machthaber, unsers ehemaligen Generalgouverneurs, des Fürsten Suworow, erkannte. Herr v. Keudell hatte bedauerlicherweise absagen lassen. Nach Erledigung der Begrüßungs- und Vorstellungsförmlichkeiten wandte ich mich an Suworow, der durch seine Harthörigkeit von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen war, ziemlich mißmutig dasaß und an ihn gerichtete Worte beinahe regelmäßig mit einem ärgerlichen: „Je suis sourd — parlez plus haut" beantwortete. Suworow hatte Riga bald nach meiner dortigen Niederlassung verlassen und mich höchstens ein- oder zweimal gesehen — als ich mich nannte, begrüßte der alte Herr mich indessen mit der Liebenswürdigkeit, die ihm in seltenem Maße zu Gebote stand, und von der er meinen Landsleuten gegenüber regelmäßig Gebrauch machte: „Mais comment donc, Vous vous nommez Eckardt — êtez-vous le directeur de la Rigasche Zeitung — oh j'ai bien connu votre père, votre famille und (fuhr er deutsch fort) Sie selbst sind ja ein Freund meines Freundes Oettingen. Sie haben ja auch meinen lieben, unvergeßlichen Freund Poorten gekannt, — im vorigen Jahre ist er verstorben." Bei der Nennung dieses Namens, der ihn an vergangene Zeiten und an die unvergleichliche Popularität erinnerte, die er in Riga zu erwerben gewußt, liefen dem weichmütigen Fürsten die Tränen über die Backen. — Poortens, des Zensors der „Rigaschen Zeitung" und vieljährigen livländischen Regierungsrats, ist bereits Erwähnung getan worden. Der in einem alten Turme des herrenmeisterlichen Schlosses hausende originelle alte Mann, der seine Gäste am liebsten im bloßen Hemd empfing und uns Redakteure mit „stark geschliffenem" spanischen Rohre um den Tisch jagte, wenn wir uns unehrerbietige Scherze über seine zensorialen Wahrsprüche erlaubten —, Burchard Poorten, war Suworows besonderer Günstling gewesen und hatte das Vertrauen des vom Göttinger Korpsstudenten zum Generalgouverneur gewordenen, allezeit burschikos gebliebenen Fürsten durch die Rücksichtslosigkeit seiner Wahrheitsliebe und die Possierlichkeit seiner Formen in ungewöhnlichem Maße erworben. Mit verständnisvoller Miene gab ich meinem Anteil an dem Tode dieses pudeltreuen Vertreters der russischen Zensur den entsprechenden Ausdruck. Die Unterhaltung mit dem vor-

trefflichen Fürsten hätte ich fortgesetzt, wenn das ohne Störung der übrigen Gesellschaft ausführbar gewesen wäre. Bismarck, der sich einen Augenblick hatte unterbrechen lassen, nahm das Gespräch mit Herrn v. Arnim wieder auf, um sich mit unverhohlenem Ärger über Preßangriffe gegen den von ihm besonders geschätzten, andern Leuten höchst unliebsamen, weil reaktionären Regierungspräsidenten Maurach zu beklagen. Ohne Rücksicht auf Krankheiten und Todesfälle im eignen Hause habe Maurach außerordentlich zweckmäßige Maßregeln gegen den Notstand getroffen und eine aufopfernde Tätigkeit entwickelt, die ihm mit schreiendem Undank gelohnt wurde usw. — Während der Fortsetzung der diesem Gegenstande gewidmeten Äußerungen hatten Suworow und dessen Tochter (die auf dem Sofa sitzende junge Dame) sich erhoben, um Abschied zu nehmen und (wie sie sagten) noch an dem nämlichen Abende die Heimreise nach St. Petersburg anzutreten. „Ottochen," fragte die Gräfin, als die russischen Gäste das Zimmer verlassen hatten, „was ist dieser General Suworow eigentlich?" — „Er ist etwas, was es bei uns leider nicht gibt," lautete die Antwort, „er ist mit 30000 Rubeln jährlich zur Disposition gestellt." An dieses Scherzwort knüpften sich Neckereien gegen den Grafen Herbert, der von der erfahrenen St. Petersburger Schönen eine erste Lektion im Hofmachen erhalten haben sollte, — dann aber wandte das Gespräch sich andern Gegenständen zu. Der Anfang entging mir, weil ich einige von der Gräfin gestellte Fragen über Suworow, dessen Verhältnis zu Herrn v. Oettingen usw. zu beantworten hatte und wahrscheinlich eingehender als nötig beantwortete. Als ich wieder aufmerken konnte, hörte ich den „Onkel Alexander" in ernstem Tone Klagen über die schweren Opfer vorbringen, die „wir Konservativen" der Regierung und der im Zuge begriffenen neuen Ordnung der deutschen Dinge bringen müßten, und die „uns" um so schwerer ankämen, als es dabei nicht ohne Verletzung geheiligter Prinzipien abgehe. „Von was für Prinzipien reden Sie, Onkel Alexander?" fragte Bismarck, „und welche Opfer haben Sie mir denn eigentlich gebracht?" Der alte Herr erwiderte, die Prinzipien, die er meine, seien diejenigen des Wiener Kongresses, und von den gebrachten Opfern wolle er nur *eines*, die Entlassung „unsres würdigen B. . ., der jetzt so schlecht behandelt wird," erwähnen. „Sie reden von den Prinzipien des Wiener Kongresses," fuhr Bismarck lebhaft auf, „was waren denn das für Prinzipien? Die revolutionärsten von der Welt! Länder und Völker wurden auf diesem Kongresse wie alte Hosen und Röcke zerschnitten, aus denen der jüdische Händler neue Kleider machen will. Wir sind bei den Annexionen, die wir 1866 vornehmen mußten, unvergleichlich konservativer verfahren, als damals in Wien geschehen war, wo man in Wahrheit gar keinen Prinzipien gefolgt ist. Und was Ihren B. . . . anlangt, so kann ich Ihnen nur sagen, daß dieser gute Konservative ein schlechter Kerl ist. Er hat aus purer Feigheit die Flinte ins Korn geworfen, als es das Vorgehen gegen Österreich galt. Und dabei hat er schamlos gelogen! B. . . . ist der größte Lügner, den ich kenne." — „Nein, Otto," unterbrach die Gräfin, „P. . . . war ein noch größerer Lügner als B. . . ." — Bismarck aber fuhr in der begonnenen Auseinandersetzung weiter fort. „Sie reden von Opfern, die Sie, die

Konservativen, mir gebracht haben und nennen dabei einen Menschen wie B. . . ., der immer noch dem Vorstande Ihrer Partei angehört. Die Sache liegt umgekehrt, — ich habe Ihnen die schwersten Opfer gebracht und bringe noch fortwährend solche Opfer. Rücksichten auf Sie verwickeln mich immer wieder in Schwierigkeiten, die ich mit den verständigsten Leuten der übrigen Parteien habe, und die ich mir sonst sparen könnte. Und dafür wird mir von Ihnen mit schwarzem Undank gelohnt. Jetzt z. B., wo die prinzipiell und praktisch höchst wichtige Angelegenheit des hannöverschen Provinzialfonds vorliegt, ist die konservative Partei drauf und dran, gegen mich zu stimmen."

Es darf eingeschaltet werden, daß die Frage, ob den Ständen der frisch annektierten Provinz Hannover die selbständige Verwaltung ihres Provinzialvermögens und der aus ihm erhaltenen Anstalten, Wegeanlagen usw. belassen werde solle, damals zur Diskussion des preußischen Landtages und inmitten der öffentlichen Aufmerksamkeit gestellt war. Noch tags zuvor hatte ich bei einem Besuch, den ich Georg v. Vincke machte, von diesem sagen hören, die hannoversche Geschichte sei die „Veranlassung zu parlamentarischen Verschiebungen geworden, wie wir sie bisher in Preußen noch nicht erlebt haben". Indessen die Hannoveraner aller Parteien auf der Forderung ausgedehnter Selbstverwaltung einmütig und dringend bestanden, sie für eine conditio sine qua non für die Aussöhnung mit der neuen Ordnung erklärten und dabei von den Vertretern der übrigen neuen Provinzen und der Mehrzahl einsichtiger Anhänger der nationalen Sache lebhaft unterstützt wurden, stieß der bezügliche Regierungsvorschlag in beiden Häusern des Landtags auf den entschiedenen Widerspruch des Altpreußentums. Konservative und liberale Vertreter der neun alten Provinzen wollten von solcher „Bevorzugung" der „ohnehin überreichlich begünstigten" neuen Landesteile schlechterdings nichts wissen. — Am lautesten und nachdrücklichsten aber protestierte Georg v. Vincke, der gefeierte Führer der Altliberalen. In seinem Eifer für die Erhaltung der „altpreußischen Traditionen" ließ der berühmte Westfale sich in der Folge gar herbei, einen von mir geschriebenen Aufsatz, „Der hannoversche Provinzialfonds und die deutsche Frage", in einer an die „Grenzboten" gerichteten, sechs Seiten langen Zuschrift ausführlich zu widerlegen.

Auf Dinge, die von der Heerstraße altpreußisch-konservativer Routine so weit ablagen, wie die Fragen der hannoverschen Selbstverwaltung, schien Herr v. Arnim sich nicht einlassen zu wollen. Statt seiner ergriff jetzt der Abgeordnete v. d. Marwitz das Wort, der bisher neben dem Grafen Hermann Arnim schweigsam dagesessen hatte. „Ich muß dir sagen, lieber Bismarck", hob er mit einiger Befangenheit an, — „ich muß dir aufrichtig sagen, daß wir Konservativen dir in dieser Sache nicht zu folgen vermögen. Dergleichen Abweichungen von der erprobten altpreußischen Ordnung können unsre Sache nicht sein, wo die neuen Verhältnisse ohnehin immer wieder Störungen verursachen. Ich glaube, daß der größte Teil unsrer Fraktion in beiden Häusern dagegen stimmen wird, und du wirst dich darüber nicht wundern können." „Und ich," fuhr Bismarck heftig heraus, „und ich sage dir: Wenn Ihr mir

diese wichtige Sache verderbt, so sollt Ihr eine Kreisordnung bekommen, die so aussehen wird, als wäre sie von lauter Kreisrichtern gemacht worden."

Herr v. d. Marwitz stutzte: „Du sagst das wohl, lieber Bismarck," lautete sein im Ton der Begütigung vorgetragener Einwurf, „aber tun wirst du es nicht." —

„So!" fuhr der mehr und mehr in Feuer gekommene Minister auf. „Da kennt Ihr mich schlecht. Im Jahre sechsundsechzig haben die Österreicher auch gesagt: Schießen wird der Bismarck nicht, — das tut er doch nicht! Nun, habe ich geschossen?"

Daß und warum auf dieses unvergleichliche Argument die Antwort ausblieb, braucht nicht erst gesagt zu werden. Den Wortlaut von Bismarcks weiteren Ausführungen vermag ich nicht wiederzugeben, weil sie zu rasch und zu überstürzend vorgetragen wurden, als daß eine spätere Niederschrift mit der nötigen Genauigkeit hätte vorgenommen werden können. Der Sinn ging ungefähr dahin, daß freie Bewegung und schonungsvolle Behandlung der neuen Provinzen sowohl für das Zusammenwachsen derselben mit dem preußischen Staate als für den gedeihlichen Fortgang des begonnenen nationalen Einigungswerkes unerläßliche Bedingungen seien. —

In dem Katechismus der Kreuzzeitungspartei stand von Dingen, die jenseits der schwarzweißen Pfähle lagen, im Jahre 1868 noch nichts geschrieben. Den anwesenden Worthaltern der Doktrin von der „Solidarität aller konservativen Interessen" blieb darum nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Herr v. Arnim, dem man die Ermüdung ansah, verhielt sich (meines Erinnerns) stumm, v. d. Marwitz aber legte ein Bekenntnis ab, das nach Form und Inhalt bemerkenswert genug war, um in der Erinnerung haften zu bleiben.

„Lieber Bismarck," lauteten seine Worte, „du weißt, daß wir Landleute sind, die einen Kuhschwanz vom Pferdeschwanz wohl zu unterscheiden wissen — auf deine große Politik, und was mit derselben zusammenhängt, verstehen wir uns dagegen nicht. Wenn an dieser hannoverschen Geschichte wirklich so viel gelegen ist, wie du sagst, so gibt es unsrer Meinung nach nur ein Mittel, mit ihr fertig zu werden. Auf dem nächsten Hofball muß Majestät dem einen oder dem andern von uns sagen, Sie wünschten entschieden, daß wir für den hannoverschen Provinzialfonds stimmten. So wird sich vielleicht die Sache machen lassen."

Bismarck ließ sich diesen staatsmännischen Wandel seines Gastfreundes begreiflicherweise gefallen. „Übrigens," sagte er mit sichtlich wiederkehrender guter Laune, „hat Majestät bereits auf dem vorigen Hofball in diesem Sinne gesprochen, wenn auch nicht mit Glück. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde der König der Meinung war, Bethusy-Huc gehöre zu den Gegnern der Sache, während dieser und die übrigen Freikonservativen in Wirklichkeit auf meiner Seite stehen. Majestät geht also auf den Bethusy zu und sagt: ‚Lieber Graf, Sie haben sich sonst immer als patriotischer und einsichtiger Mann bewährt, und jetzt sind Sie Gegner des hannoverschen Provinzialfonds, der durchaus notwendig ist. Ich habe das zu meinem lebhaften Bedauern gehört.' —

‚Majestät,' wendet Bethusy betroffen ein, ‚Majestät wollen mir allergnädigst gestatten zu sagen' . . . ‚Mein lieber Bethusy,' antwortet Majestät, ‚ich gestatte nichts! Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, — Sie haben unrecht, und ich bedaure, wie ich Ihnen gesagt, lebhaft, daß Sie in dieser Frage Gegner meiner Regierung sind.' — Und damit läßt der König den begossenen Bethusy stehen und setzt die Runde durch den Saal weiter fort."

Mitternacht war längst vorüber, als die an diese Erzählung geknüpften Erörterungen ihr Ende nahmen. „Onkel Alexander" nahm den Hut, und uns übrigen blieb nichts übrig, als dem Beispiel des venerablen Greises zu folgen. Während wir im Vorzimmer die Überröcke anlegten, wandte Herr v. d. Marwitz sich an einen der beiden anwesenden jüngeren Herren, um zu fragen, ob niemand Lust habe, noch mit ihm ins Kolosseum (oder ein andres gleichwertiges „Lokal") zu gehen, wo es heute wieder „famos" sein werde. Graf Arnim und der Engländer lehnten ab, an mich war die ehrenvolle Aufforderung überhaupt nicht gerichtet worden.

Auf die beiden Fragen, die mich beim Heimwege vornehmlich beschäftigten, habe ich die gehörige Antwort bis heute nicht gefunden. Warum sind die bequemen und ansprechenden Geselligkeitsformen, die der erste der Deutschen für sein Haus angenommen hat, der Mehrzahl deutscher Häuser fremd geblieben, ob sie für die Gebildeten der meisten übrigen Länder gleich die herkömmlichen geworden sind? Und — fragte ich weiter, — wie ist die intime und gewohnte Gesellschaft dieses ersten Deutschen zu erklären, indessen die geistigen Führer der Nation diesem Haus entweder fremd bleiben oder nur zu außerordentlichen Gelegenheiten in dasselbe gezogen werden. — „Calculez moi ça," wie Diderot zu fragen pflegte, wenn er in der geschüttelten Wasserflasche Blasen auftauchen sah, deren Zahl und Umfang niemand zu berechnen vermochte.

Andern Tags suchte ich Herrn v. Keudell auf und zwar in seiner (Ecke des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmsstraße belegenen) Amtsstube. Unser Auswärtiges Amt war damals so schlecht logiert, daß seine Räume über mehrere, voneinander getrennte Häuser verteilt waren, und daß das kleine Zimmer, in dem der einflußreichste Rat Minister und Botschafter empfing, nur ein noch kleineres Vorzimmer besaß, in dem allein für einige Stühle und ein ziemlich schäbiges Sofa Platz war. Mehr als einmal habe ich in diesem Raume hochgestellte Ausländer, — unter andern den damaligen italienischen Botschafter Grafen de Launay — getroffen, die hier warten mußten, wenn Herr v. Keudell anderweit in Anspruch genommen war. Wenig besser sah es (beiläufig bemerkt) in dem Hauptgebäude aus, dessen unter der Kanzlerwohnung belegene Zimmer mit spanischen Wänden verstellt waren, um ihren Insassen Einzelgelasse zu bieten. — Unmittelbar nach meinem Erscheinen kam Keudell auf den Gegenstand unsres letzten Gesprächs zurück. Er hatte feststellen lassen, daß meine Angaben über den letzten, dem Norddeutschen Bunde gewidmeten Artikel des Krajewskischen Blattes „Golos", die richtigen seien, und trat jetzt mit einem Vorschlage hervor, den ich nicht geahnt und nicht erwartet hatte. Bei der Wichtigkeit, die es habe, über die

Moskauer und St. Petersburger Preßstimmen zuverlässig und fortlaufend unterrichtet zu sein und angesichts der Unmöglichkeit, diese Instruktion aus den Tageszeitungen zu erlangen, werde zweckmäßig sein, besondere Veranstaltung dafür zu treffen. Er schlage mir vor, die bezügliche Mühewaltung zu übernehmen und allwöchentlich eine möglichst gedrängte Zusammenfassung der auf die auswärtige Politik bezüglichen wichtigen Publikationen sämtlicher größeren russischen Journale für das Auswärtige Amt auszuarbeiten. Über das Honorar werde sich reden lassen, wenn er die — übrigens nicht zweifelhafte — Zustimmung des Bundeskanzlers erlangt haben werde. Für den Anfang schlage er mir den Betrag von tausend Talern jährlich vor.

Was tausend Taler im alten Deutschland bedeuteten, und was sie einem Journalisten bedeuteten, der ein festes Gehalt von sechshundert Talern bezog und für unmöglich hielt, auch nur bei Aufbietung seiner letzten Kräfte mehr als vierzehnhundert Taler jährlich hinzu zu verdienen — das wird man sich vielleicht auch in dem neuen Deutschland vorstellen können. Mit einem Schlage sah ich mich von Sorgen befreit, die über mir zusammenzuschlagen drohten, — mit einem Schlage in den Stand gesetzt, mein Einkommen um die Hälfte erhöhen und in der Gesellschaftsetage bleiben zu können, der ich angehörte. Die übernommene Arbeit war mir zu genau bekannt, als daß sie mir Schwierigkeit hätte bereiten können, und über ihre Unerquicklichkeit half das Bewußtsein hinweg, nicht für den gleichgültigen Zeitungsleser, sondern für den urteilsfähigsten Mann in Europa tätig sein zu dürfen. Keudell schlug mir weiter vor, noch einige Tage in Berlin zu bleiben, damit er Gelegenheit nehmen könne, mich seinem Chef in qualitate qua vorzustellen. Mein Einverständnis versteht sich von selbst, und ich wurde auf einen der nächsten Tage wieder bestellt. Die Sache verzog sich indessen weiter und immer weiter hinaus, und als die Woche zu Ende ging, ohne daß die passende Gelegenheit sich gefunden hatte, war ich töricht genug, der Sehnsucht nach Frau und Kindern nachzugeben, abzureisen und die in Aussicht genommene Vorstellung auf einen späteren Besuch zu verschieben. — Daß die dieses Mal versäumte Gelegenheit erst fünfzehn Jahre später wiederkehren würde, hatte ich nicht vorausgesehen, — vernünftigerweise aber voraussehen sollen. Nie werde ich das Gesicht vergessen, das Lothar Bucher mir zeigte, als ich ihm diese Jugendtorheit in späteren Jahren bekannte!

An meinem mit Herrn v. Keudell getroffenen Abkommen wurde dadurch nichts geändert. Die vereinbarten Berichte über den Hauptinhalt der russischen Zeitungen wurden wöchentlich erstattet, in der Folge auf die größten Monatsschriften Moskaus, St. Petersburgs und schließlich der russisch-galizischen Presse ausgedehnt, um fünf oder sechs Jahre lang regelmäßigen Fortgang zu nehmen. In den siebziger Jahren abbestellt, mußte die Arbeit während der Zeit des russisch-türkischen Krieges und der folgenden Ereignisse wieder aufgenommen werden. Daß die Art der Behandlung des Stoffes eine zweckmäßige gewesen, wurde mir nicht nur durch diese periodische Erneuerung des Auftrages, sondern auch durch eine zufällige Einsicht in die betreffenden

Akten bestätigt, die mir viele Jahre später zufällig gegönnt war. Der Reichskanzler hatte die mitunter ziemlich umfangreichen Berichte regelmäßig gelesen und mit Randbemerkungen versehen, die erkennen ließen, daß sie nicht tadelswürdig befunden worden waren. — Keudells Rat, mich möglichst desselben Abschreibers zu bedienen, „weil der Chef ungewohnte Handschriften nicht gern lese," wurde nach Kräften befolgt. Der erste Abschreiber, dessen Dienste ich in Anspruch nahm, war ein armer Teufel, der längere Zeit in Moskau gelebt und als Kopist für Katkow gearbeitet hatte. Dem Inhalt seiner Skripturen wußte er mit einem gewissen Verständnis zu folgen, da ihm die vieljährigen polemischen Auseinandersetzungen zwischen dem Herausgeber der „Moskauischen Zeitung" und den Redakteuren der „Rigaschen Zeitung" ihrer Zeit bekannt geworden waren.

VI.

. . . . . Die mir durch Herrn v. Keudell eröffnete neue und reichlich lohnende Tätigkeit überhob mich der peinlichen Notwendigkeit, auf dem journalistischen Arbeitsmarkt weitere Umschau zu halten und an Türen zu klopfen, in die ich — mochten sie auch mit anscheinender Freundlichkeit geöffnet werden — immer nur ungern eintrat. So benutzte ich die Wartetage, von denen oben die Rede war, zu Besuchen bei Bunsen, Wehrenpfennig und dem mir aus meiner Berliner Studienzeit bekannten ehemaligen Kultusminister v. Bethmann Hollweg. Bunsen hatte auch diesmal die Freundlichkeit, mich mit einigen seiner Freunde bekannt zu machen. Er führte mich auf die Kneipe der nationalliberalen Partei, deren linkem Flügel er sich angeschlossen hatte. In diesen Bier und Zigarren atmenden, wenig behaglichen Räumen, wurde ich unter andern den Herren v. Forckenbeck, General Stavenhagen, v. Hennig und Lasker vorgestellt; Herr v. Bennigsen, den ich erst sehr viel später näher kennen lernte, war an diesem Abend in eine lebhafte Verhandlung mit dem bekannten konservativen Parteiführer v. Blankenburg vertieft, den eine außerordentliche Mission in das nationalliberale Lager geführt haben mochte; schwarzer Anzug und weiße Binde des nahen Freundes der Grafen Bismarck und Roon ließen darauf schließen, daß er aus einer Gesellschaft kam, in der kein Bier getrunken worden war. - Lasker stand damals auf der Höhe seines parlamentarischen Einflusses. Die Privatverhältnisse des merkwürdigen Mannes, dem Noblesse der Gesinnung und ungewöhnlicher Scharfsinn zum Rufe eines Staatsmannes verholfen hatten, waren die denkbar bescheidensten. Er bekleidete die mäßig bezahlte Stelle eines Syndikus bei einem städtischen Hypothekeninstitut, wohnte in drei kleinen Stuben eines dritten Stocks und lebte so ausschließlich seinen Studien, daß er Einladungen höchst selten annahm. Wie Oppenheim erzählte, verließ sein berühmter Freund jede Gesellschaft vor zehn Uhr, um zeitig zu Bette gehen und morgens um fünf Uhr hinter den Büchern sein zu können.

Daß die Unterhaltung mit Männern, wie den vorstehend genannten, immer etwas eintrug, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Nicht minder anziehend war der Verkehr in den Häusern der mir näher bekannt gewordenen Abgeordneten Bunsen und Wehrenpfennig. Bei dem letzteren war man sicher, jederzeit ein freundliches Gesicht und ein anziehendes Gespräch zu finden, an dem die Herrin des Hauses (W.s erste Frau) lebhaften Anteil nahm. Wehrenpfennig, der zur Zeit der neuen Ära das literarische Bureau des Staatsministeriums geleitet hatte und jetzt im Verein mit Treitschke die „Preußischen Jahrbücher" redigierte, wurde mir zu einer Quelle politischer und publizistischer Belehrung, zu der ich mit immer gleicher Dankbarkeit zurückkehrte. Gingen unsre Anschauungen auch schon damals rücksichtlich kirchlicher und sozialer Probleme zuweilen auseinander, so waren wir über den Hauptpunkt, die Notwendigkeit energischer Zusammenfassung aller Kräfte um die Bismarcksche Fahne, völlig gleicher Meinung. Da Treitschke damals in Heidelberg lebte, war Wehrenpfennig der eigentliche Leiter der „Preußischen Jahrbücher", die während der Jahre 1866—1877 einen kaum zu überschätzenden Einfluß übten und eine Realpolitik predigten, die zu der Unsicherheit und dem Doktrinarismus der nationalliberalen Durchschnittsmasse in erquickendem Gegensatz stand. Bunsen, bei dem man Männern der verschiedensten Lebensstellungen, Länder- und Völkerschaften begegnete, repräsentierte das zeit- und bedingungsweise auf die nationale Seite getretene Fortschrittlertum, dessen gesellschaftsfähige Repräsentanten vielfach in seinem Hause verkehrten. Außerdem stand er aber zu so zahlreichen mir anderweit bekannt gewordenen Personen in Verbindung, daß Berührungspunkte auch da nicht fehlten, wo die politische Differenz zutage lag. Zu Bunsens Bekannten gehörte unter anderm der würdige Bethmann Hollweg, in dessen Hause ich bereits als Student verkehrt hatte. Der Kultusminister der neuen Ära war zum alten Herrn geworden, der der Politik längst den Rücken gewendet, aus den Tagen seiner ministeriellen Tätigkeit indessen eine Abneigung gegen Herrn v. Bismarck herüber genommen hatte, die bei jeder Berührung mit der neuen Ordnung deutscher und preußischer Dinge zu unverhohlenem Ausdruck kam. Bei dem letzten Besuche, den ich ihm machte, schlug dieser Gönner vergangner Tage mir vor, seinen ehemaligen Kollegen, den einstigen Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, Herrn v. Gruner, aufzusuchen. Gruner sollte an russischen und baltischen Verhältnissen lebhaften Anteil nehmen, meinen Namen kennen, meine Bekanntschaft zu machen wünschen usw.

Der Name Gruner war mir nicht ganz unbekannt. Ich wußte, daß der Sohn des Tugendbündlers und mannhaften Patrioten der Freiheitskriege während der Reaktionszeit Geh. Legationsrat in Frankfurt a. M., unter der neuen Ära Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen gewesen war, und daß er für einen nicht-ungescheiten, aber ängstlichen, vor lauter „Erwägungen" niemals zu einem Entschluß gelangten Herrn gegolten hatte. Diese Entschlußlosigkeit war — wie Wehrenpfennig aus der Zeit seiner Preßdirektion erzählte — so weit gegangen, daß der Herr Unterstaatssekretär sich kaum jemals zu Informationen an das offiziöse Preßbureau hatte entschließen können. Zum Ergötzen der Beteiligten waren Mitteilungen harmlosester Beschaffenheit wie Staatsgeheimnisse behandelt, „strengster Diskretion" empfohlen

und in nicht ganz seltenen Fällen „zurückgenommen" worden, nachdem sie längst durch alle Zeitungen getrieben waren. Bei aller liberalen Bismarck-Feindlichkeit sollte Herr v. Gruner übrigens ein liebenswürdiger und wohlwollender Mann sein und ein sehr angenehmes Haus machen, in dem man Berühmtheiten aller Parteien und Kategorien zu sehen bekommen könne. — Unter solchen Umständen lag kein Grund vor, die unerwartete Aufforderung unbenutzt zu lassen. In einem — seitdem längst von der Erde verschwundenen — schönen zweistöckigen Hause der Viktoriastraße fand ich einen sehr distinguiert aussehenden alten Herrn, dessen von reichem weißen Haar eingefaßter Kopf einstmals von auffallender Schönheit gewesen sein mochte: jede Miene des ausgearbeiteten, bartlosen Gesichts verriet den Mann von feiner Bildung. Da der Empfang ein liebenswürdiger, das Gespräch ein außerordentlich belebtes und die Bekanntschaft des Exdiplomaten mit außerdeutschen Verhältnissen eine umfassende war, focht es mich wenig an, daß mein neuer Bekannter „Aperçus" aller Art, aber niemals eine Meinung von sich gab, und daß ihm nicht sowohl an bestimmten Resultaten, als an Zusammenstellung von Gründen für und wider die eine oder die andre Auffassung gelegen zu sein schien. In der Folge wurde ich der Frau des Hauses — einer außerordentlich resoluten Dame, die das Widerspiel des Gemahls bildete — vorgestellt und zu weiteren Besuchen eingeladen, die regelmäßig ein gewisses Interesse boten. Gruner verkehrte vornehmlich mit Malkontenten und Oppositionsleuten, außerdem aber mit Gelehrten, denen zu begegnen ich sonst keine Gelegenheit hatte. An seinem gastlichen Tische bin ich den beiden Reichensperger, dem ehemaligen Justizminister v. Bernuth, dem Legationsrat und ehemaligen Generalkonsul in Kairo v. Jasmund, Lepsius, dem schon damals uralten Ranke und andern vielgenannten Männern wiederholt begegnet; die Bekanntschaft Jörgs (der in den siebziger Jahren als Reichstagsabgeordneter nach Berlin gekommen war, und dessen berufene „Historisch-politische Blätter" ich seit Jahren verfolgt hatte) ist mir zufälligerweise entgangen. Der Zuschnitt des Hauses stellte einen seitdem verloren gegangenen Typus dar: einfache Eleganz ohne jede Spur von Ostentation und Vornehmtuerei der Geselligkeit, bei der nicht Speise und Gerät, sondern die Unterhaltung die Hauptsache bildete. Tischgenossen von der Ausgiebigkeit der Herren August und Peter Reichensperger bin ich selten begegnet. Je lebhafter man widersprach, desto liebenswürdiger wurde insbesondere der jüngere der beiden Brüder. Als ich einmal die Behauptung aufstellte, als Organisation und „Gemeinschaftsreligion" sei der Katholizismus den evangelischen Kirchengemeinschaften überlegen, zu der innerlichen Vertiefung und frommen Subjektivität protestantischen religiösen Lebens vermöge er seine Gläubigen aber nicht zu führen, entspann sich eine Debatte, in der der berühmte Zentrumsführer den Reichtum seines Geistes und seiner Bildung in so glänzender Weise zur Anschauung brachte, daß ihm auch die Gegner mit einer gewissen Andacht zuhören mußten. Daß Ranke ihm nicht replizierte, mag an der körperlichen Hinfälligkeit des alten Herrn gelegen haben. Im Einzelgespräch zeigte der anscheinend gebrechliche Greis, daß er sich den Vollbesitz seiner

geistigen Kräfte zu erhalten gewußt habe; sein Gedächtnis war von so wunderbarer Frische, daß ihm bei einer die Einzelheiten des Nordischen Krieges betreffenden Unterhaltung keine Zahl und kein Name fehlte. — Politische Fragen des Tages wurden in dieser mitunter ziemlich heterogen zusammengesetzten Gesellschaft in der Regel nur gestreift und, wenn sie nicht vermieden werden konnten, mit einer gewissen Zurückhaltung erörtert. Charakteristisch ist mir erschienen, daß die Bismarcksche Politik von den Altliberalen der sogenannten neuen Ära mit einer Schärfe beurteilt wurde, die hinter der prinzipiellen Gegnerschaft der Zentrumspartei kaum zurückblieb. Gruner selbst kam über gelegentliche Äußerungen seines Mißvergnügens nur selten hinaus (am Hofe der Kaiserin Augusta soll er das Versäumte reichlich nachgeholt haben), — Herr v. Bernuth sprach dafür seine Meinung mit einer Lebhaftigkeit aus, die man hinter dem zurückhaltenden und maßvollen Herrn nicht gesucht hätte. Den einzigen Grafen Schwerin ausgenommen, dürften die Minister der Regentschaftszeit sämtlich den nämlichen Standpunkt festgehalten haben. Daß Verschiedenheit des Temperaments und der sittlichen Grundanschauung dazu mindestens ebenso erheblich mitgewirkt haben wie Gegensätzlichkeit des politischen Programms, habe ich bereits empfunden, bevor die in den Bernhardischen Tagebüchern vorliegenden Beweisstücke dafür bekannt geworden waren.

Die im Februar 1868 angeknüpften Verbindungen wurden während der späteren Besuche, die ich an der Spree machte, weitergesponnen; die Summe des aus denselben gewonnenen Ertrages habe ich im voraus zu ziehen versucht. Je länger ich in Leipzig lebte, desto stärker wurde das Bedürfnis, periodisch nach Berlin hinüber zu gehen und aus direkter Anschauung zu erfahren, wie die Dinge eigentlich lagen. Durch kaum drei Eisenbahnstunden voneinander getrennt, lebten die beiden Städte ein so verschiedenes Leben, daß von der einen zur andern reichende Wirkungen kaum wahrnehmbar waren. In Leipzig ging zu viel vor, als daß man zu regelmäßiger Aufnahme und Verarbeitung dessen, was Berlin bewegte, Zeit und Platz übrig gehabt hätte. Sich nach französischer Art von den Abfällen des hauptstädtischen Lebens zu nähren, war an einem Orte undenkbar, der den Anspruch erheben durfte, selber ein Faktor deutscher Entwicklung zu sein und auf manchen Gebieten die Spitze derselben zu repräsentieren. Daß Leipzig in musikalischer Beziehung eine führende Stellung einnahm, war ebenso allgemein anerkannt, wie daß seine Universität hinter derjenigen der preußischen Hauptstadt schlechterdings nicht zurückstand. Indessen die Berliner Hochschule für Musik erst in der Bildung begriffen war, nahm die Frequenz des Leipziger Konservatoriums von Jahr zu Jahr zu und strömten Kunstjünger aus beiden Welten der von Reinecke, David, Moscheles usw. geleiteten Anstalt zu. Unvergleichlich besser als Herr v. Mühler hatte der vielfach angefeindete Dresdner Kultusminister v. Falkenstein für das Emporblühen der ihm unterstellten Landesuniversität zu sorgen gewußt. Vergleichungen zwischen den Berliner Hoftheatern und der Dresdner Bühne konnten für ausgeschlossen gelten, und wenn das neue Leipziger Schauspielhaus sich nach Mustern umsah, so suchte

es sie nicht in dem Kunsttempel am Gensdarmenmarkt, sondern in dem Semperschen Prachtbau am Elbufer. Eine reiche Nachblüte des Dresdner Musiklebens war eben damals durch die Berufung des vielfähigen Gewandhausdirigenten Julius Rietz begonnen worden. Auf buchhändlerischem Gebiet vermochte Leipzig die privilegierte Ausnahmestellung früherer Jahre nur noch mit einiger Anstrengung zu behaupten, wenn es gleich immer noch als primus inter pares angesehen werden mußte. Mit den von dieser Seite dem Gesamtleben der Stadt gegebenen Anregungen ging es aber wie andern: wegen der Beschränktheit des Ortes und wegen der Abwesenheit so mächtiger Faktoren, wie es diejenigen der Berliner Staats- und Militäreinrichtungen waren, übten die Einflüsse des künstlerischen, wissenschaftlichen und literarischen Lebens die unvergleichlich größeren Wirkungen. — —

... Eingeführt durch ein Schreiben meines Freundes und Verlegers C. Geibel trat an einem trüben Herbsttage ein alter, immer noch stattlich aussehender Herr bei mir ein, der sich als „Andreas Baron Rosen, einer der letzten überlebenden Dekabristen" vorstellte und durch seine prononciert russische Sprechweise sofort verriet, daß er Russe geworden war. „Dekabristen" (Dezembermänner) hießen in Rußland die Teilnehmer der St. Petersburger Militärverschwörung, die am 12. (24.) Dezember 1825 (dem Tage der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus) den Versuch angestellt hatten, Rußland in eine Republik — und wenn das nicht ausführbar war —, in eine konstitutionelle Monarchie nach französischem Muster zu verwandeln. Der Zahl der zu diesem Zwecke verbündeten, zumeist noch jugendlichen Schwärmer hatte auch mein neuer Bekannter angehört. Als vierundzwanzigjähriger Gardeleutnant war er dem sogenannten „Bunde des Nordens" zugetreten, dem die Blüte des russischen Adels angehörte, mit dem er, der geborene Estländer und Protestant, nichts weiter als die Begeisterung für die „neuen Ideen" gemein gehabt. An den Ereignissen des Erhebungstages direkt beteiligt, hatte Rosen den kurzen Rausch mit mehrmonatlicher Untersuchungshaft, Verlust seines Ranges und Adels, vieljähriger harter Strafarbeit in Ostsibirien und darauf folgender Ansiedelung in der westsibirischen Stadt Kurgan (dem einstigen Exilorte Kotzebues) zu büßen gehabt, um erst bei der Thronbesteigung Alexanders II. vollständig begnadigt zu werden. Daß er eine idealistische Natur sei, bewies der alte Herr aber noch jetzt. Mit blitzenden Augen sprach er davon, daß das Bewußtsein, für ein hohes Ziel und in der Gesellschaft „der edelsten Männer, die es gibt," gelitten zu haben, ihm die Beschwerden des Exils leicht gemacht habe und daß er in das Strafgefängnis des eisigen Tschita gern zurückkehren würde, wenn er daselbst seine alten, zumeist längst verstorbenen Freunde wiederfinden könnte. „Eine bessere Gesellschaft hat es niemals gegeben", fügte er mit gerührter Stimme hinzu. — Die Geschichte der Verschwörung und seines vieljährigen Zwangsaufenthalts in Sibirien und Transkaukasien hatte Rosen deutsch-russisch niedergeschrieben, zufolge des vieljährigen Verkehrs in einer ausschließlich russischen Umgebung die Herrschaft über die Muttersprache indessen so vollständig verloren, daß sein an und für sich vortrefflich geschriebenes Buch kein deutsches, sondern ein mit deutschen

Worten geschriebenes russisches Werk darstellte. Die russische Version sollte in Moskau gedruckt, die deutsche von mir umgearbeitet und in Leipzig veröffentlicht werden; an diese sollte sich eine französische Ausgabe reihen, die der Verfasser mit einem in Leipzig lebenden Franzosen unter meiner Beihilfe ausarbeiten wollte. Da der alte Herr mir gefiel und sein Buch vielfaches Interesse bot, nahm ich den Vorschlag unter der Bedingung an, daß die Hauptabschnitte in den „Grenzboten" veröffentlicht würden. Das etwas weitschweifige Werk wurde um etwa ein Dritteil abgekürzt und Satz für Satz umgeschrieben. Der Erfolg war ein unerwartet günstiger. Die in den „grünen Blättern" veröffentlichten Auszüge erwiesen dem Wachstum unsres Abonnentenkreises schätzbare Dienste, — das Buch selbst wurde unter dem Titel „Memoiren eines russischen Dekabristen" von S. Hirzel publiziert und zweimal aufgelegt. Rosen, mit dem ich während seines mehrmonatlichen Aufenthalts in Leipzig vielfach verkehrte, hat noch viele Jahre lang auf dem in Südrußland belegenen Gute seiner Frau gelebt und das Zeitliche erst als hoher Achtziger gesegnet. Wenige Jahre vor seinem Tode wurde er von Räubern überfallen, schwer verwundet und durch seine mit einem alten Säbel bewaffnete fünfundsiebzigjährige Frau gerettet. Von dieser treuen Gefährtin seiner Sträflings- und Exiljahre konnte der ritterliche alte Mann nie ohne Tränen sprechen. Er stellte einen merkwürdigen, längst ausgestorbenen Typus dar, denjenigen des russischen Liberalen aus der Zeit Alexanders I.; strenge Religiosität, Loyalität gegen die Person dieses Monarchen waren bei diesen, im übrigen aristokratisch gearteten Männern mit leidenschaftlichem Kultus demokratischer Ideen verbunden. — —

Darüber verging der Winter 1868/69. Als der Frühling ins Land kam und das zweite Jahr meines Leipziger Aufenthaltes dem Ende entgegenging, konnte ich meine Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht mehr bemeistern. Mit gewohnter Freundschaft erteilte Freytag mir den gewünschten vierwöchentlichen Urlaub, Dr. Jordan übernahm den hauptsächlichen Teil der Redaktionsarbeit, und an einem der ersten Tage des Mai (1869) konnte ich die ersehnte Fahrt endlich antreten. Die Warnungen guter Freunde durfte ich unberücksichtigt lassen, da mir bekannt war, daß Schuwalow, der Chef der politischen Polizei, sich in unverändert freundlichem Sinne über mich ausgesprochen hatte, und daß der Generalgouverneur Albedinsky nicht der Mann war, über mich herzufallen.

(Weitere Artikel folgen.)

Die historische Semiramis und ihre Zeit.

Von

C. F. Lehmann-Haupt[1]).

Trotz der sagenhaften Umhüllung, in der die Nachrichten über Ninos und Semiramis uns bei Ktesias entgegentreten, konnte man ehedem glauben, daß wirklich am Anfang der Geschichte des gesamten Zweistromlandes als Begründerin Ninives oder gar Babylons eine Herrscherin des Namens Semiramis gestanden hätte. Diese Zeiten sind endgültig vorbei. Die Entzifferung der Keilschrift durch Georg Friedrich Grotefend und die Erschließung der inschriftlichen Schätze des Zweistromlandes lehrten uns die Anfänge der Geschichte Babyloniens und des von ihm erst nachträglich sich ablösenden Assyrien kennen: für eine Reichsgründerin Semiramis fand sich dort nirgends eine Spur, noch Raum. So hätte man denken können, daß, was Ktesias, der als Leibarzt des persischen Großkönigs Artaxerxes II. um 400 v. Chr. in Susa lebte, über die Semiramis berichtete, Sage, nichts als Sage sei, die er der iranischen Volksüberlieferung — den Gesängen und Mären der Meder und Perser — abgelauscht habe.

Da das Perserreich den ganzen vorderen Orient umfaßte, so ließ sich damit auch die Tatsache vereinigen, daß der Geburtsort der Semiramis ins westliche Syrien verlegt wurde: dort sei ihr, die einst — von den Tauben, den heiligen Vögeln der Astarte wie der Aphrodite, genährt, — unter der Obhut eines Hirten aufgewachsen war, und die dann als Gemahlin eines andern vom Könige Ninos zum Weibe begehrt wurde — göttliche Verehrung zuteil geworden.

Aber auch der Gedanke, daß es sich um eine reine Sagengestalt, um eine historisch in keiner Weise greifbare Persönlichkeit handle, mußte, ehe er noch Wurzel fassen konnte, aufgegeben werden.

Die ersten epochemachenden englischen Entdeckungen im Zweistromlande erfolgten in den heute Nimrud genannten Ruinen der altassyrischen Residenzstadt Kalach, die — etwas südlich von Ninive gelegen — auch im Alten Testamente genannt wird. Schon ein Jahrzehnt nach dem Beginn der Ausgrabungen wurde dort eine auf zwei Statuen des Gottes Nebo gleichlautend wiederholte Inschrift gefunden — dem Gotte geweiht vom Statthalter von Kalach für das Leben Adad-nirari's (um 800 v. Chr.) und seiner „Palastfrau", die den mit Semiramis so gut wie völlig identischen Namen Schammuramat führte.

[1]) Vortrag, gehalten in der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin am 6. Februar 1910.

Sie war also — so mußte man zunächst annehmen — die Gattin Adadniraris, wie denn in einem Briefe, den Goethe im „Westöstlichen Divan", wenn auch schwerlich in ganz richtiger Übersetzung, wiedergibt, der Schah von Persien zum Kaiser von Rußland von der Zarin als von der „Frau des Palastes" spricht. Schon die Erwähnung einer Frau in einer offiziellen Urkunde war an sich etwas höchst Außergewöhnliches. Zudem bezeichnet sie der Statthalter als seine Herrin, genau wie den König als seinen Herrn. So ergab sich, daß tatsächlich in Assyrien eine Herrscherin Semiramis gelebt hatte, von ungewöhnlicher Bedeutung und wohl geeignet zum Mittelpunkt eines Legendenkreises, dessen Entstehung im einzelnen man nachzugehen versuchen konnte. —

Daß sie die Gemahlin Adadniraris war, erschien zwar, wie bemerkt, als das Nächstliegende, aber nicht als das einzig Denkbare. Über ihre Stellung innerhalb des assyrischen Königshauses hat erst die allerjüngste Zeit Klarheit geschaffen durch einen bei den Ausgrabungen unsrer Deutschen Orient-Gesellschaft in Assur gewonnenen Fund: einen Denkstein, der wohl als der wichtigste unter einer ganzen Gruppe höchst eigenartiger Monumente zu bezeichnen ist.

Unweit einer der Befestigungsmauern von Assur sind nach und nach zwei einander parallele Reihen von Stelen gefunden worden, eine nördlichere und eine südlichere. Nur wenige stehen noch aufrecht. Manche von ihnen sind mit der Vorderseite nach unten zu Boden gestürzt, von den Sockeln herunter, in die ihr zapfenartig auslaufendes Ende eingelassen war. Die Stelen der einen Reihe tragen Inschriften von assyrischen Herrschern, die andre weist auf ihren Steinsäulen nur die Namen von Statthaltern und Großwürdenträgern auf. Meist zeigen sie die Form viereckiger Steinpfeiler, die ihrer Anlage nach niemals ein Bildwerk getragen haben können. Das zu Beginn ihrer Inschriften stets erscheinende assyrische Wort, das man bisher als Bildsäule auffaßte, wird daher auch die Bedeutung Denksäule gehabt haben. Diese Inschrift ist jedesmal im oberen Teil der Vorderseite in einer vertieften Nische von der Form eines Amuletts angebracht. Abweichender Form sind namentlich nur eine sehr verstümmelte, 4 m hohe Königsstatue und ein achtseitiger Basaltpfeiler. Eine in ihrer Anlage ganz ähnliche, aber inschriftlose Stelenreihe ist, wie beiläufig bemerkt sei, bei den englischen Ausgrabungen in der palästinensischen Stadt Gezer gefunden worden. Freilich handelt es sich dort schwerlich um Denksäulen für Herrscher und Statthalter, während andrerseits der Gedanke, es seien die zwölf Stämme Israels mit je einer Stele zum Zwecke des Kultus vertreten, noch weiterer Prüfung bedarf.

Eine der Stelen der monumentalen Königsliste von Assur trägt nun die folgende Inschrift:

„Säule der Schammuramat, der Frau des Palastes Samsi-Adads, des Königs der Welt, Königs von Assyrien, der Mutter Adadniraris des Königs der Welt, Königs von Assyrien; der" — das nächste Wort ist fraglich — „des Sulmanuasaridu, Königs der vier Weltgegenden."

Semiramis war also die Mutter Adadniraris IV., als dessen Palastfrau sie in der Inschrift auf der Nebostatue genannt wurde. Sie ist die

einzige Frau, die in dieser Reihe von Denksteinen mit einer solchen Stele vertreten ist. Auch hat man sich nicht begnügt, von ihr etwa zu sprechen als der Gemahlin Samsi-Adads, des Vaters Adadniraris, sondern das Verhältnis der königlichen Frau zu drei Assyrerkönigen wird besonders hervorgehoben. Den an dritter Stelle erscheinenden Namen Salmanassar trägt sowohl der Vater ihres Gemahls, Salmanassar III., wie der Nachfolger des Sohnes, Salmanassar IV. Die diesem Namen vorausgehenden Keilschriftgruppen sind nicht völlig klar. Die Genealogie aber schreitet in der Inschrift von oben nach unten fort; ein Zurückspringen wäre etwas sehr Ungewöhnliches. So wird die Königin hier eher als Großmutter oder Vormünderin des jüngeren, denn als Schwiegertochter des älteren Salmanassar genannt sein.

Wie dem immer sei: die zeitlichen Grenzen für unsre Betrachtung sind durch die Regierungen dieser beiden gleichnamigen Herrscher jedenfalls gegeben.

Auf unsrer Stele wird Semiramis als Palastfrau Samsi-Adads, ihres Gemahls, bezeichnet. Dieselben Titel erhält auf einer ebenfalls in der Nähe des Stelenplatzes neuerdings gefundenen Skulptur auch die Gemahlin Assurbanabals, die auf dem wohlbekannten Relief mit ihrem Gemahl gemeinsam in der Weinlaube dargestellt ist. Wenn dieser Titel, wie die länger bekannte Inschrift auf der Nebostatue uns zeigt, der Semiramis auch unter der Regierung ihres Sohnes verblieben ist, so spricht auch das für das Vorhandensein und die Fortdauer eines außergewöhnlichen, weit über das Frauengemach hinausreichenden Einflusses auf die eigentlichen Regierungsmaßnahmen, der ihrem Sohne schwerlich immer willkommen gewesen sein wird.

Und merkwürdigerweise hat sich auch in der Semiramis-Sage eine Hindeutung auf dieses Verhältnis erhalten, die wir erst jetzt, da wir wissen, daß Schammuramat die Mutter Adadniraris gewesen, als einen historischen Zug voll zu würdigen imstande sind. Ninyas, ihr Sohn — so hören wir durch Ktesias — habe durch einen Eunuchen einen Anschlag auf das Leben der Semiramis versucht; sie aber habe ihrem Sohne nach dessen Entdeckung nicht nur nichts Übles zugefügt, sondern ihm die Herrschaft übergeben und die Statthalter angewiesen, ihm zu gehorchen; sie selbst aber habe sich das Leben genommen, als sei sie in Erfüllung eines Orakelspruchs zu den Göttern entrückt. Andre behaupteten, sie sei in eine Taube verwandelt worden.

Daß kriegerischer Sinn und bedeutende Eroberungszüge der sagenhaften Vertreterin des kriegerischen Assyrerreiches zugeschrieben wurden, war an sich selbstverständlich. Nun aber trifft weiter zu, daß die Zeit, in der die geschichtliche Semiramis lebte, an kriegerischen Unternehmungen besonders reich waren. Salmanassar III. (860—826), ihr Schwiegervater, hat seine Waffen im Süden nach Babylonien, im Westen gegen Damaskus, Hamat und deren Verbündete, nicht minder auch nach Osten und Norden getragen, wie uns denn der bekannte Obelisk Salmanassars aus Kalach-Nimrud die Erfolge, die der Herrscher in allen Himmelsrichtungen errungen hatte, in den Tributen und Geschenken der unterworfenen und bekämpften Völker — darunter dem des Jehu von Israel — vor Augen führt. Sein Sohn aber, der Gemahl, und sein Enkel, der Sohn der Semiramis, haben es ihm nachgetan.

Zwei Völkerschaften treten in dem sagenhaften Berichte bei Ktesias besonders hervor, im Osten die Meder, im Norden die damaligen Bewohner des nachmals als Armenien bezeichneten Gebietes.

Und darin klingen nicht minder geschichtliche Vorgänge aus den Zeiten der Semiramis nach, Vorgänge, die zudem den Schlüssel zur Entstehung der Sage in sich bergen.

Mit den Medern, dem ersten arischen Volk, das von Norden her im Osttigrislande erschien, ist zuerst der Schwiegervater der Schammurammat in feindliche Berührung gekommen; ebenso hat ihr Gemahl einen, ihr Sohn dagegen als König acht Feldzüge gegen sie richten müssen.

Die Kämpfe mit den Bewohnern des späteren Armeniens wiederum sind ein der Sage von Ninos und Semiramis besonders fest und zäh anhaftender Zug; er begegnet uns noch in einem neuerdings auf einem Papyrus in Ägypten gefundenen Ninos-Roman wieder, der im übrigen die Personen und Motive der Sage gründlich umgestaltet. Namentlich ist aus Ninos ein tugend- und empfindsamer Jüngling, aus seiner Erwählten, die schlechtweg als „die Maid" ohne Namensnennung bezeichnet wird, das Musterbild einer sittigen Jungfrau geworden. Trotzdem aber läßt der Dichter, der offenbar gar keine Vorstellung hat von den ungeheuren Schwierigkeiten, die ein Kriegszug von Assyrien aus gegen das armenische Bergland mit sich brachte, den Ninos mit seinen 150 Elefanten gegen Armenien ziehen. Ktesias aber läßt nicht nur — eine im Grunde gewiß richtige Beobachtung — die Semiramis das Steinmaterial zu den assyrischen Stelen den armenischen Gebirgen entnehmen, sondern er berichtet auch, daß Ninos, ehe er gegen die Meder zog, die Bewohner Armeniens und ihren König besiegt, dann aber diesem die Herrschaft großmütig belassen habe. Darin spiegelt sich in eigentümlicher, aber deutlicher Weise die geschichtliche Wahrheit wider, daß von allen Völkern und Reichen Vorderasiens in der Tat nur ein zu den Zeiten der Semiramis im armenischen Berglande blühendes Reich den Assyrern nachhaltig widerstanden und ihnen gegenüber seine Selbständigkeit bis zu Ende aufrecht erhalten hat.

Das Quellgebiet der Ströme, die die Lebensader ihres Landes bildeten, mußte Babyloniern und Assyrern von jeher bedeutsam und verlockend erscheinen, schon weil die wichtigste Erscheinung im Leben der Ströme und des Landes, das jährliche gewaltige Anschwellen der Wassermassen durch die Schneeschmelze in den armenischen Gebirgen — wie das auch Herodot betont — veranlaßt wurde. Die uralte Verehrung der Quellen und die Schwierigkeit des Vordringens zu ihnen gaben einen weiteren Anreiz zu kriegerischen Entdeckungszügen, die schon bald, nachdem Assyrien um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sich von Babylonien unabhängig gemacht hatte, zum Teil mit bedeutendem Erfolge ins Werk gesetzt wurden.

Gerade zu den Zeiten der Semiramis aber vollzog sich im Quellgebiet der beiden Ströme eine bedeutsame Veränderung. Ein neues, wahrscheinlich von Westen eingewandertes, freiheitliebendes und kampfesfrohes Volk, die Urartäer, unter einem kraftvollen und zielbewußten Herrscherhause, vereinigte die Naïri-Völker, die bisher zerstreuten Stämme des armenischen Berglandes, zu einem mächtigen Reiche Urartu, dessen Name in einer etwas

abweichenden Form uns allen von Jugend an wohlvertraut ist: blieb doch auf einem Berge des Landes Ararat die Arche Noäh haften.

Die Urartäer, die als Hauptgott den Chaldis verehrten und deshalb auch als Chalder bezeichnet werden, haben von den Assyrern, deren Lehrmeister sie in vieler Hinsicht geworden sind, die Keilschrift fast unverändert übernommen und für ihre, freilich mit dem assyrischen nicht verwandte Sprache verwendet. So kommt es, daß den assyrischen Berichten aus den Zeiten der Semiramis gleichzeitige, urartäische Nachrichten, sie kontrollierend, gegenüberstehen. Das ist von hoher Wichtigkeit; denn eine einigermaßen objektive Würdigung fremdländischer Verhältnisse ist mit dem Charakter der assyrischen Königsinschriften ebenso unverträglich wie mit dem der ägyptischen und römischen Berichte. Jeder Widerstand gegen das Vordringen Assurs wird als Rebellion bezeichnet. Angeblich sind die Assyrer immer erfolgreiche Sieger. Wie viele Niederlagen und Mißerfolge dabei vertuscht werden, kann man aus ihren Berichten allein nur gelegentlich ahnen.

So sind wir über die urartäisch-assyrischen Beziehungen zur Zeit der Semiramis besonders ausgiebig unterrichtet. Da es nun an gleichzeitigen medischen Nachrichten, auf die wir für unsre Betrachtung noch größeren Wert zu legen hätten, völlig mangelt, so bleiben wir, wenn wir uns die kampferfüllte Zeit der Semiramis möglichst lebendig vor Augen führen wollen, darauf angewiesen, die kriegerischen Verwicklungen zwischen den Assyrern und den Urartäern, den vorarmenischen Bewohnern des Quellgebiets der beiden Ströme, in den Mittelpunkt unsrer Betrachtung zu rücken.

Es kommt hinzu, daß eine Dankespflicht gegen einen deutschen Pionier der Keilschriftforschung, der als ein Opfer wissenschaftlichen Forschungsdranges und Wagemutes sein Leben gelassen hat, die Blicke in diese Richtung zwingt.

Lange ehe die französischen und englischen Ausgrabungen im Zweistromlande begonnen wurden, hat ein junger hessischer Gelehrter, Professor Eduard Schulz, auf Anregung Karl Ritters Armenien bereist (1828), und dort zahlreiche Keilschriften entdeckt und kopiert, welche in der Umgebung von Van zumeist in Felsen gehauen sich vorfanden und der Semiramis zugeschrieben wurden.

Und noch ein andres geschichtliches Interesse wohnt diesem einstigen Schauplatze der assyrisch-urartäischen Kriegszüge inne. Hier war es, wo unser Moltke, als Offizier in türkischen Diensten, in den Kurdenkriegen die ersten Erfahrungen in der praktischen Strategie sammelte, als deren Meister er sich — Deutschland zum Heile — ein Menschenalter später erweisen sollte. Er war es auch, der, als er im Jahre 1840 von der türkischen Provinzialhauptstadt Charput zum Euphrat gezogen kam, dort an einem Felsen die westlichste und eine der allerwichtigsten vorarmenischen Keilinschriften entdeckte, in der Nähe einer nach urartäischer Weise in den lebendigen Fels gehauenen Festungsanlage mit einem künstlichen Durchblick nach dem benachbarten wichtigen Euphrat-Übergang.

Ich selbst aber bin in der glücklichen Lage, die Schauplätze dieser Züge und Kämpfe und mancher Altertümer, die sich aus dieser Urzeit erhalten haben, aus eigener Anschauung zu schildern, wie ich sie auf einer mit Förderung

und Unterstützung Sr. Majestät des Kaisers 1898/99 unternommenen Forschungsreise vorgefunden und aufgenommen habe.

Von meinen Routen kommt — entsprechend den beiden Hauptkriegsschauplätzen — für uns besonders das Stück zwischen Ninive und dem Gebiet der beiden Tigrisquellströme, — des Ost-Tigris oder Bohtan-su und des bei Argana zwischen Charput und Dijarbekir entspringenden West-Tigris und ferner das zwischen dem Van-See und dem Urmia-See in Betracht. — Folgen wir zunächst Salmanassar III., dem Schwiegervater der Semiramis, auf seinen Kriegszügen gegen die Urartäer.

Bei Djezireh, in dessen Nachbarschaft der Tigris überschritten wird, blicken wir nordwärts zum Djebel Djudi, der — zu den südlichen Randgebirgen des Landes Ararat gehörig — vielfach als der Gebirgsstock gilt, an dem das Schiff des Xisuthros, des babylonischen Noah, durch Cyklone und Springfluten aus dem persischen Golfe nach Norden getrieben, einstmals haften geblieben ist. Eine großartige Brückenruine aus mongolischer oder persischer Zeit gibt heute einen eindrucksvollen Rahmen für das herrliche Landschaftsbild ab.

Den Ost-Tigris südlich von Söört zu überschreiten, erweist sich wegen der Steilheit der Uferberge zu beiden Seiten, zwischen denen der Strom in tiefer Schlucht dahinfließt, als unmöglich. Erst westlich von Söört, kurz oberhalb der Vereinigung des Bohtan-su mit dem West-Tigris, kann das urartäische Ufer erreicht werden, in der Nachbarschaft der Furt, die im Jahre 404 die zehntausend Griechen auf ihrem Rückzuge benutzt haben. Und an dem Zusammenfluß der beiden Tigrisarme wird Rast und Umschau gehalten.

Schon Salmanassars III. Vater erwähnte die Stadt und Feste Tilla unter dem Namen, den sie noch heute führt.

Von der Südspitze der felsigen Halbinsel erblickt man tief unter sich — zwei großen Silberschlangen vergleichbar, die ihrer Vereinigung eher zu widerstreben als zuzueilen scheinen und deshalb kurz zuvor noch einmal sich winden und krümmen, — zur Rechten und gerade von Westen kommend den westlichen Tigris, zur Linken von Norden her fließend den Bohtan-su. Eben an der Südspitze von Till, die sich als letztes Bollwerk zwischen sie schiebt, vermählt sich das häufig rotgefärbte Wasser des Bohtan-su mit dem hellgrünlichgrauen des West-Tigris. Gemeinsam machen sie dann einen mächtigen, edel geschwungenen Bogen nach Süden — der Strom ist hier kaum weniger als ½ Kilometer breit —, um alsdann in südöstlicher Richtung, von Felsen eingeengt und den Blicken bald entzogen, weiter zu strömen; von der Schönheit des Farbenspiels, besonders zur Abendzeit, läßt sich schwer ein Begriff geben. Bei und nach Sonnenuntergang lagen hoch über dem West-Tigris die Wolken in Rotviolett und Gold getaucht; der ganze Strom, wie er vor Till vorbeifließt, war rosig gefärbt, so daß das nicht mehr beleuchtete rote Wasser des Bohtan-su dagegen fahl und farblos erschien. Das im Osten lagernde schwere Gewölk erstrahlte mit den Bergen darunter in tiefdunklem Purpurglanze.

Der West-Tigris ist von Dijarbekir ab schiffbar. Von Till aus sah ich zwei mit Säcken schwer beladene Keleks dicht hinter einem Felsen, den sie geschickt

passiert hatten, mit großen Rudern gesteuert, von Westen her den Gesamt-Tigris hinabgleiten. Auch die Bewohner von Till bedienten sich dieser Gefährte zum Übersetzen über den Bohtan-su und bei der Fischerei.

Ihre Herstellung ist einfach genug. Aufgeblasene Hammelhäute (sog. Burdjuks) werden unter einem Gerüst, das bei kleineren Keleks aus Weidenruten oder sonstigem biegsamen Material besteht, angebracht; darüber wird eine Schicht von Brettern und auf diese Stroh, Schilf oder Moos gelegt, und das Fahrzeug ist zur Aufnahme von Personen oder Lasten bereit. Die Größe wie auch die Festigkeit des Gerüstes schwankt je nach der Zahl der Schläuche; es können für größere Fahrten und Warentransporte ihrer bis zu 300 und mehr zusammengefügt werden. Das Kelek, gewiß in mancher Hinsicht ein recht unbequemes Gefährt, hat doch auch seine Vorteile: es bewährt sich namentlich auf Gebirgsströmen von ungleichmäßiger Tiefe und wechselnder Stromgeschwindigkeit. Hier trägt es seine Insassen, wie es vor allem unser Moltke erprobt hat, glücklich durch die Stromschnellen hindurch, wenn es auch, vom Wirbel erfaßt und beständig herumgedreht, ihnen ein gründliches und bei der herrschenden Hitze meist nicht unwillkommenes Bad verschafft.

Mit dem Kelek aber ragt wiederum die älteste Zeit lebendig in die Gegenwart hinein. Genau so wie sie heute den Tigris hinabfahren, waren die Fahrzeuge aus Hammelhäuten schon auf den Reliefplatten der assyrischen Paläste dargestellt, und die Fische, die das assyrische Schlauchfloß umspielen, geben in größter Naturtreue eine für den Tigris noch heute charakteristische, schmackhafte Karpfenart wider, die ich in Till zu kosten bekam.

Das Durchschwimmen der Ströme mittels eines einzelnen Burdjuks, wie es die assyrischen Darstellungen mehrfach zeigen, ist gleichfalls heute noch üblich. Ich selbst habe es an historischer Stätte zwischen Mosul und Ninive beobachten können. —

Zwei bis drei Tagereisen in nordwestlicher Richtung führen Salmanassar III. und uns, die wir ihm folgen, zu einer Stätte, wo ein Teil der Wasser, die die Mauern von Ninive, Kalach und Assur bespülten, aus felsigem Dunkel zutage treten.

Unter einer natürlichen Felsenbrücke hindurch gelangen wir zu einem mächtigen Felsentor, aus dem ein Tigris-Quellzufluß hervorströmt, und finden an dessen Wänden ein kleines Bildnis und eine Inschrift Tiglatpilesers I (vor 1000 v. Chr.), die er bei seinem dritten Feldzuge in die Nairi-Länder hier angebracht hat, und stellen ferner — vielfach abweichend von den Vorstellungen, die man sich auf Grund der Berichte und der Abklatsche früherer, der Keilschrift nicht kundiger Besucher der Stätte gebildet hatte, — zwei große Inschriften unsres Salmanassar fest.

Ihre Lesung wird erschwert durch den höchst unregelmäßigen Verlauf ihrer Zeilen auf der Felsfläche. Daß dies eine unerfreuliche Eigentümlichkeit des Hofsteinmetzen Salmanassars III. war, zeigen Inschriften desselben Königs, die in Assur bei den Ausgrabungen der deutschen Orient-Gesellschaft gefunden worden sind.

Aus den historischen, epigraphischen und geographischen Ergebnissen, die

in unerwarteter Fülle hier der Forscher harrten, seien nur einige wenige hervorgehoben; im übrigen muß hierfür wie für manches andre auf die Schilderung und die Abbildungen in meinem soeben erschienenen Reisewerk[1]) verwiesen werden.

Im Gegensatz zu Tiglatpileser I., seinem einzigen erweislichen Vorgänger an dieser Stätte, behauptet Salmanassar III. in jenen — aus seinem 15. Regierungsjahre stammenden — Inschriften der Tigrishöhle, sie seien an der Quelle des Tigris angebracht. Dabei ist ihm aber nachweislich nicht wohl zumute gewesen. Denn als eigentliche Quelle des Westtigris betrachtet Salmanassar, genau wie wir, den bei Argana viel weiter im Westen entspringenden Tigrisarm. „Den Ort selbst, wo die Wasser hervorquellen", — so drückt er sich in seinen Annalen aus — hatte der König in einem früheren Regierungsjahre aufgesucht und dort auch die der Quelle und ihrer Gottheit gebührenden Opfer dargebracht.

Dieser Vorgang tritt uns auch im Bilde entgegen auf den Kupferbeschlägen, die die Tore des Palastes schmücken, den Salmanassar sich in der heute Balawat genannten, assyrischen Stadt errichtete.

Auf den ersten Blick sieht man, daß es sich um eine von der bisher geschilderten gänzlich verschiedenen Örtlichkeit, um eine aus dem Felsen, in einzelnen kleinen Quellhöhlungen, im übrigen aber frei und unmittelbar hervortretende Quelle handelt.

Für diese Verschiedenheit der Örtlichkeiten ergeben sich nun — und zwar wiederum durch Ineinandergreifen heutiger Beobachtungen an Ort und Stelle und inschriftlicher Zeugnisse — noch weitere Beweise. Fast allgemein wurde heutzutage angenommen, daß der Wasserlauf, der jenem Felsentor entströmt, im Innern des Felsens entspringe, so daß man vor einer Quellgrotte zu stehen glaubte. Und der Wunsch, bis zu der Stelle vorzudringen, wo in dem Innern der Höhle das Wasser hervortritt, schien ebenso berechtigt wie unerfüllbar. Ich war daher sehr überrascht, als eines Tages mein ortskundiger kurdischer Begleiter den Ursprungsort des Flusses als bekannt erwähnte und auf meine erstaunte Frage sich bereit erklärte, mich ihm näher zu bringen. Der Felsen, dem der Fluß entströmt, trägt eine vorarmenische Felsenfestung und zeigt die für die Urartäer charakteristischen Felsentreppen und Felsenkammern. Durch einen natürlichen giebelförmigen Durchgang in mittlerer Höhe des Felsens gelangen wir auf dessen nördliche Seite, und zwischen blühenden Weißdornsträuchern aufwärts steigend zu einer Felsenkanzel, von der ich in der Tiefe, so weit das Auge reicht, ein Gewässer im offenen Bette auf mich zufließen sah. Rechts neben mir und hinter mir aber öffnete sich ein enges, düsteres Felsentor, durch das der Bach mit ziemlich scharfer Wendung in den Berg eintritt und darin verschwindet. So

[1]) Armenien einst und jetzt. Reisen und Forschungen. Herausgegeben mit Unterstützung des königlich preußischen Kultusministeriums, der Averhoff-Stiftung und der Bürgermeister Kellinghusen-Stiftung zu Hamburg, der Rudolf Virchow-Stiftung zu Berlin sowie befreundeter Förderer. Erster Band: Vom Kaukasus zum Tigris und nach Tigranokerta. Mit 117 in den Text gedruckten Abbildungen, einer Tafel und einer Farbenskizze. Berlin, B. Behrs Verlag. 1910.

haben wir es denn nicht mit einer Quellgrotte zu tun, sondern mit einem Felsentunnel, den der Fluß nach längerem freien Laufe durchströmt.

In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut!

Daß der Durchbruch dereinst erheblich weiter aufwärts begonnen haben, der Tunnel an seinem oberen Ende durch Einsturz in Trümmer gegangen sein mußte, zeigten die reichlich verstreuten Felsstücke. Diese benutzend drang ich in den Tunnel ein, als plötzlich der mich begleitende türkische Kavallerist, ein Mitglied meiner Eskorte, mir türkisch in ungewohnt respektloser Weise zurief: „Mach, daß du wegkommst!" und diese seltsame Aufforderung mit sehr nachdrücklichen Gebärden begleitete. Alsbald sah ich ihn ein lebhaftes Bombardement mit Steinen auf eine gewaltige, braungrün schillernde Schlange eröffnen, die zur Spirale gerollt dalag, die größte ihrer Art, die ich auf meiner Reise sah. Leider verpaßte ich den Augenblick, in dem sie es vorzog, sich durch die Flucht hinter ein Felsenstück den Steinwürfen zu entziehen.

Die Tatsache aber, daß es sich hier um einen von einem Tigrisarm durchflossenen Tunnel, nicht um eine Quellgrotte handelte, war Salmanassar III. bekannt. Denn zu eben dem Regierungsjahre, an dem er die Stätte besuchte und seine Inschriften dort anbrachte, berichten seine in Assyrien niedergeschriebenen Annalen, er sei an der Quelle des Tigris, am Ausgang seines Tunnels gewesen. Das bisher nicht richtig verstandene assyrische Wort für Tunnel nakâbu lebt noch heute in dem Namen Ngûb, eines aus assyrischer Zeit stammenden Tunnels fort, der zur Ableitung des Wassers des großen Zab nach der assyrischen Hauptstadt Kalach von Salmanassars III. Vater angelegt und somit bereits zu den Zeiten der Semiramis bestehend, später von Assarhaddon (681—668 v. Chr.) umgebaut wurde. Und dieselbe Bezeichnung für den Tunnel findet sich in der althebräischen Inschrift, die in unsern Tagen an dem zum Siloah-Teich führenden Durchstich aus König Hiskias Zeiten entdeckt worden ist. Dieser Tigristunnel spielt auch in den teils richtigen, teils verfehlten Anschauungen, die wir bei den klassischen Autoren über den Oberlauf des Tigris finden, eine wesentliche Rolle.

Der Grund, warum der Schwiegervater der Semiramis wider besseres Wissen den Ausgang des Tunnels zur Tigrisquelle stempelt, ist leicht gefunden. Salmanassar III. war im Norden und Nordwesten trotz mehrfacher Siege nichts weniger als erfolgreich gewesen. Das Gebiet um die eigentliche, westlicher belegene Tigrisquelle, die er noch im siebenten Regierungsjahre hatte besuchen können, war inzwischen den Assyrern im Kampfe mit den Urartäern verloren gegangen, und so mußte der weit östlichere Tigristunnel-Ausgang an ihre Stelle treten. —

Die schwierigen Gebirgsmärsche, die die Assyrer vom Tigristunnel zum Euphrat und weiter durch das armenische Hochland führten, haben sie uns in Worten wiederholt geschildert, und gelegentlich, wenn auch recht unbehilflich, im Bilde dargestellt.

Durch die Torbeschläge von Balawat, die uns Assyrer und Urartäer im Handgemenge zeigen, lernen wir die Bewaffnung der letzteren kennen, — nur Speer und Wurfspieß, im Gegensatz zu den mit Schwert und Bogen aus-

gestatteten Assyrern, aber in Übereinstimmung mit Xenophons späteren Schilderungen dieses Bergvolkes der Chalder, die er fälschlich mit dem Namen der südbabylonischen Chaldäer bezeichnet. Und ferner beobachten wir, daß auf urartäischer Seite zwei verschiedene Rassen, eine hochgewachsene, den Assyrern ebenbürtige, und eine wesentlich kleinere, kämpfen.

Das Feldzeichen — das schon die Babylonier der ältesten Zeit verwendeten — wurde auf diesen Kriegszügen mitgeführt: auch den Assyrern galt die Fahne als Symbol und Vertreter des Herrschers, bei dessen Bilde sie aufgepflanzt wird, und des Gottes, für den dieser und sie kämpften. Vor dem Königsbild und dem Feldzeichen werden die Opfer dargebracht.

Wie dann Salmanassar III. die urartäische Hauptstadt Arzaskun berennt und schließlich erstürmt, können uns die Reliefs aus dem Palaste seines Vaters veranschaulichen. Wir sehen die Belagerungsmaschine, den Widder, in Tätigkeit, deren Ansturm die Steine der Stadtmauer weichen müssen, bis eine Bresche von genügender Größe erzielt ist und der Sturm beginnen kann.

Die Gefangenen und die Beute werden hinweggeführt. Große Schwierigkeiten bereitet der Transport eines riesigen Tonkruges, der mit vollem Recht als den Urartäern eigentümlich von Salmanassar dargestellt wird. Denn genau solche riesige Gefäße fanden sich bei unsern Ausgrabungen in den Magazinen der letzten Residenz der Chalderkönige — der um 600 v. Chr. zerstörten Felsenburg Toprakkaleh bei Van.

Auch reichliche Vorräte an Eisen, in dessen Bearbeitung die Chalder die Lehrmeister der Assyrer wie der Griechen geworden sind, werden, damals wie später, in den Hauptstädten aufgespeichert und von den Assyrern als gute Beute mitgeführt worden sein. Mehr als 600 eiserne Geräte und Waffen — wiederum nur Lanzen und Pfeilspitzen, keine Schwerter — traten bei unsern Ausgrabungen auf Toprakkaleh zutage. Daneben werden — ganz wie später — der Palast des Herrschers und der Tempel des Gottes Chaldis schön ausgeführte Bronzearbeiten geliefert haben, wie denn bronzene Weiheschilde zum Bestande eines solchen Tempels gehörten. Von einem Herrscher- oder Götterthron aus Toprakkaleh haben sich zahlreiche Bestandteile erhalten, so der geflügelte Stier, der eine der Stangen des Baldachins trug. Der Kranz aus umgeklappten Blättern als Ornament ist dem Throne mit einem herrlichen ebendort von uns geborgenen, jetzt im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe befindlichen Kandelaber gemeinsam, auf dessen in Bocksklauen auslaufenden Beinen kleine Keruben assyrischer Bildung ruhten. —

Trotz mancher Erfolge war doch all dieser Kraftaufwand Salmanassars III. vergeblich. Die Macht der Urartäer blieb im Wachsen, und Salmanassars Angriffe hatten nur den Erfolg, daß ihr Reich in der heutigen Stadt Van am gleichnamigen See ihren geeigneten Mittelpunkt fand. Schon der Nachfolger von Salmanassars urartäischem Gegner Aram legte am Fuße der Felsenburg von Van ein Kastell an, das Angriffen von Westen, über den See her, zu trotzen bestimmt war, und dessen Vorgelände durch Quellen, die unter seinem Gemäuer hervortreten, unter Wasser gesetzt werden konnte. Dessen Sohn und Nachfolger Ispuinis hat die Verlegung der Residenz nach Van angebahnt, sein Sohn und Mitregent Menuas, der bedeutendste der Herrscher

von Ararat, sie durchgeführt. Mit ihnen hatte zunächst Samsi-Adad, der Gemahl der Semiramis, später ihr Sohn Adadnirari, zu kämpfen.

Van[1]), die Semiramisstadt, wie sie noch heute bei den Armeniern heißt, liegt von wohlbewässerten Gärten umgeben in einer fruchtbaren Ebene. Aus ihr erhebt sich nahe dem Ufer des Sees und für den, der sich der Stadt von Osten nähert, weithin sichtbar, ein isolierter Kalksteinrücken, der heute die türkische Zitadelle der Gouvernements-Hauptstadt trägt.

Auf diesem Felsrücken haben die Herrscher von Urartu zu Schammuramats Zeiten residiert. Ihre merkwürdigen Anlagen im lebendigen Felsen gelten heute als Schöpfungen der Semiramis.

Der Vansee enthält salziges, borhaltiges Wasser. „An der Ostseite des Salzsees", so berichtet die armenische Tradition, „habe Semiramis eine Stadt gegründet. Der Burgfelsen sei so hart, daß niemand mit Eisen darauf eine Furche zu ziehen vermöge. Dort errichtete Semiramis Kapellen, Gemächer, Schatzkammern und ausgedehnte Höhlen. Niemand weiß, wie die Ausführung so wunderbarer Werke möglich gewesen ist."

Die Kammern mit den so geschilderten Inschriften, die außen an den geglätteten Felsenwänden angebracht sind, hat Schulz als der Erste wiederentdeckt; die bedeutendsten rühren her von Argistis I., Menuas Sohn, gegen den vielleicht schon der Sohn, sicher der Enkel der Semiramis und zwar nicht weniger als sechsmal zu Felde gezogen ist. Erstaunlicher noch ist eine andre Anlage auf dem Zitadellenberge von Van, wo eine breite, aus dem lebendigen Felsen gehauene Treppe hinabführt zum Eingang in einen riesigen, künstlich zu beleuchtenden Felsensaal, der mit einer Anzahl sorgfältig gearbeiteter Nebengemächer als Sommerwohnung eines Chalderkönigs diente.

Vom Fuße des Vanfelsens setzt uns das Fernobjektiv in den Stand, eine anderthalb Stunden entfernte Stätte, Dorf und Felsenburg Aralesk, wo nach der Sage Semiramis ihren Geliebten Ara mit — sehr anschaulich geschilderten — Küssen vom Tode zu erwecken suchte, aufzunehmen.

Um in der Ebene, möglichst im Schutze des Vanfelsens, eine städtische Ansiedlung zu schaffen, mußte, da das Wasser des Sees untrinkbar ist, eine Wasserleitung angelegt werden, der Semiramiskanal, der — ein Wunder der Wasserbaukunst — noch heute funktioniert und einem großen Teil der Ebene von Van Leben und Fruchtbarkeit spendet.

Daß er vom Könige Menuas herrührt, also wirklich aus der Zeit der Semiramis, wenn auch keineswegs von ihr herrührt, besagen zahlreiche Inschriften an dem cyklopischen Gemäuer des erhöhten Bettes, in dem dieser 70 km lange Aquädukt vielfach an den Rändern tief einschneidender Schluchten entlang- und herumgeführt werden mußte. Sehr merkwürdig ist die Stelle, wo der Kanal in hölzernem, im Laufe der Jahrhunderte wohl mehrfach erneuertem Bette über den Fluß Choschab, der von Osten her in den Vansee fällt, hinübergeleitet wird.

[1]) Über „das vorarmenische Reich von Van", soweit es vor unsrer deutschen in meinem Reisewerk (S. 78, Anm. 1) geschilderten Expedition nach Armenien bekannt war, habe ich im Dezemberheft 1894 der „Deutschen Rundschau" (S. 402 ff.) gehandelt.

Im oberen Choschab-Tal erhebt sich eine malerische Feste, die heute die Ruinen eines Kurdenschlosses trägt, das 360 Zimmer enthalten und dessen Besitzer über 360 Dörfer geboten haben soll, — einer von vielen Belegen für das Fortleben der für unsre Zeit und Kreisteilung maßgebenden altbabylonischen Sechziger-Rechnung im Volksmunde des heutigen Orients. An dieser ihrer Feste vorbei gelangten Menuas und Argistis in die fruchtbaren Gebiete westlich des Urmiasees, um die sich die Kämpfe zwischen Urartu und Assyrien zu Semiramis Zeiten hauptsächlich drehten. Die gegebene urartäische Zwingburg für diese Gegend war die „Taubenfeste" die — ein orientalisches Vineta — die Stätte einer in den See versunkenen Stadt bezeichnen soll, und die im Mittelalter tatsächlich die Schatzkammer des mächtigen Mongolenkaisers Hulagu-Chan gewesen ist.

Bis sie aber dorthin gelangten, waren auf vielfach schwierigen Märschen die Gebiete diesseits der persisch-türkischen Grenze zu durchkreuzen und schließlich die Grenzgebirge selbst zu übersteigen. Auf der Höhe des Passes, der von Osten in das südliche Seegebiet führt, steht noch heute, so wie sie vor 2700 Jahren von Ispuinis und Menuas errichtet wurde, eine Stele, Kel-i-schin, „der grüne Pfeiler", wie ihn die Kurden nennen; sie hat dem Berge und dem Passe selbst den Namen gegeben. Von der älteren und der jüngeren Sage umsponnen — die Zuweisung an die Semiramis fehlt auch hier nicht —, gibt dieser Pfeiler mit seiner zweisprachigen urartäisch-assyrischen Inschrift noch heute Kunde aus den Zeiten der Semiramis. Eine unheimliche Stätte, im Winter durch gewaltige, plötzlich entstehende Schneewehen gefährdet, im Sommer berüchtigt durch die Überfälle der in diesen Grenzgebieten besonders zügellosen, räuberischen Kurden, hat die Stele kaum einen Besucher gesehen, der nicht bei einem auch nur flüchtigen Aufenthalte hier mit Naturgewalten oder den Bewohnern der Nachbarschaft ein ernsteres Abenteuer zu bestehen gehabt hätte. Ich darf bei den eigenen Erlebnissen und Ergebnissen unsrer Expedition hier nicht verweilen, sondern muß auf deren Schilderung im achten Kapitel meines Reisewerkes verweisen.

Mit Hilfe der persischen Kurden aus dem Dorfe Haek, bei denen wir zu Gaste waren, gelang es uns während eines zweimaligen Besuches, die bisher nur aus schnell gefertigten Abklatschen bekannten Inschriften des Kelischin im Original zu prüfen.

Die Stele ist gleich andern urartäischen Schriftdenkmälern dieser Art mittels eines Zapfens in einen über den Boden hinausragenden quadratischen wuchtigen Sockel eingelassen. Ganz das gleiche ist in Assur der Fall, und da die dortigen Stelenreihe weit über die urartäische Zeit zurückgeht, so erkennen wir, daß die Urartäer mit der Schrift (S. 75) auch die Form der Urkunden in wesentlichen Zügen von den Assyrern übernommen haben.

Die Kelischin-Stele war das letzte Monument, das Schulz, der Pfadfinder auf diesem Forschungsgebiete, besuchte; wenige Tage später fiel er von der Hand eines räuberischen Kurdenhäuptlings.

Auf den ersten Blick keineswegs unsympathisch, läßt das Antlitz der Kurden doch zumeist alsbald einen lauernden, auf Blutgier und Grausamkeit deutenden Zug erkennen, ob sie nun den persisch-türkischen Grenzgebieten oder

beispielsweise den Gebirgen südlich des Vansees angehören, wo ich der Schlimmsten einen — Schäkir-Agha —, den Leiter der Armenier-Metzeleien in Van im Jahre 1895, mit seiner Sippe kennen lernte.

Da, wo die vom Kelischin nach Osten herabführende Straße in die Ebene einmündet, liegt unweit Haek das Kurdendorf Singa, überragt von einer stattlichen Feste. Sie heißt Kiz-kalah, die Mädchenburg, weil sie von einem Mädchen in einer Nacht erbaut sein soll. Dieser Name und diese Legende finden sich in diesen Gebieten wiederholt für Anlagen aus unvordenklicher Zeit. Bedenkt man, daß schon im griechischen Ninos-Roman aus der Semiramis die namenlose Jungfrau geworden war (S. 74), so ist der Schluß nicht abzuweisen, daß dieses Mädchen eine letzte verblaßte Gestalt darstellt, in der die große Bauherrin des alten Orients noch heute bei den Mohammedanern fortlebt. In der Tat ist dieser Burghügel ein Tell, das heißt ein Ruinenhügel, dessen Kern die durch Ziegel erbaute und steil gebaute Plattform einer assyrischen Feste bildet; die Mädchenburg von Singa ist ohne Zweifel ein Sperrfort, das zu Semiramis' Zeiten von den Assyrern gegen die über den Kelischin zum Urmiasee vordringenden Urartäer errichtet ward. —

Auf dem Urmiasee hat schon Salmanassar III. den Anwohnern Kämpfe geliefert. Dabei kamen neben den Keleks Schiffe zur Verwendung, deren Rumpf aus Tierhäuten besteht, die über ein Holzgestell oder Rohrgeflecht gespannt wurden.

Auch diese Fahrzeuge wurden, wie ein assyrisches Relief zeigt, gleich den Keleks zum Transport gebraucht, und in dieser Verwendung schildert sie Herodot als das größte Wunder, das ihm im Zweistromlande begegnet sei, mit einer Genauigkeit, die keinen Zweifel daran läßt, daß er sie aus eigener Anschauung kennt.

Zu Lande bildet heutzutage im nordwestlichen Persien das Dromedar das Haupttransportmittel. In diese oder in die weiter nach Südosten belegenen medischen Gebiete führt uns die Darstellung eines assyrischen Zeltlagers aus unsern königlichen Museen, in der zwei zärtliche Kamele eine Hauptrolle spielen, während in einem Zelte einem ermüdet heimkehrenden Krieger beim Eintreten ein Trunk geboten und das Ruhelager bereitet wird. Auch die gut beobachtete Verfolgung des flüchtigen Kamelreiters auf einer Reliefplatte im Britischen Museum wird häufig genug stattgefunden haben.

Solange der Sohn der Semiramis, größtenteils unter der Leitung seiner Mutter regierte, hielten sich Assur und Urartu in diesen Gebieten die Wage, wenn auch ein allmähliches Vordringen der Urartäer nicht zu verkennen ist und auch die Meder trotz allem allmählich an Boden gewannen.

Das wichtigste Erfordernis für die Bildung der Sage, eine *nachdrückliche und achtunggebietende kriegerische Betätigung der Assyrer* in der Zeit der geschichtlichen Semiramis ist somit vollauf erfüllt. Daß damals eine Frau die Geschicke des Reiches lenkte, mußte überall auffällig erscheinen und zur Legendenbildung auffordern. In verstärktem Maße war das der Fall, wenn etwa Semiramis gleich andern Herrscherinnen des Altertums, so der Schwestergemahlin Ptolemaios' IV. von Ägypten, ihren Gemahl bei seinen zahlreichen Kriegszügen ins Lager begleitete und durch ihre Gegenwart den Kampfeseifer der Truppen hob.

Den entscheidenden Wegweiser für die Entstehung der Semiramis-Legende aber gibt der Umstand, daß Semiramis und ihr lediglich nach Ninive benannter Gemahl in der Sage als erste Herrscher Assyriens gelten, während in Wahrheit zu ihrer Zeit das assyrische Königtum bereits auf ein mindestens achthundertjähriges Bestehen zurückblicken konnte. Eine solche Vorstellung kann unmöglich auf assyrischem oder babylonischem Boden entstanden sein, sondern nur bei einem Fremdvolke. Wenn ein Fremdvolk von primitiven Sitten zur Zeit, da die Schammuramat an der Leitung der Geschicke Assyriens so bedeutsam beteiligt war, zum ersten Male mit den kriegerischen Assyrern in nähere Berührung kam und von dem Reichtum und der Pracht seiner Städte hörte, so erklärt es sich vollauf, daß diese Herrscherin als Begründerin der assyrischen Macht und Herrlichkeit betrachtet wurde. Das trifft in besonderem Maße zu für die Meder, deren erste nachdrücklichere Zusammenstöße mit den Assyrern, wie wir hörten, gerade unter Adadniraris Regierung fielen, d. h. in die Zeit, da in Wahrheit Semiramis, seine Mutter, die Geschicke des Reiches lenkte. Und medisch-persische Volksgesänge und Legenden waren es, wie betont, denen Ktesias seine Kunde der älteren Zeit vorwiegend entnahm.

War aber aus der Lieblingsgemahlin eines Assyrerkönigs dergestalt die Reichsgründerin geworden, so ergab sich damit die weitere sagenhafte Entwicklung von selbst.

Die Lenkerin und Begründerin des kriegerischen Reiches verschmolz mit der Göttin Istar (Astarte), in deren Namen größtenteils die Kriegszüge der Assyrer erfolgten. Ohnehin war diese Gottheit in den Gebieten östlich des Tigris lange vor dem Einrücken der Meder eine wohlbekannte Gestalt. Davon legt noch heute ein Felsrelief Zeugnis ab, das ein uralter vormedischer König dieser Kriegsgöttin, der Förderin seiner Siege, gewidmet hat. Die Frauengestalt, die einen unterworfenen Fürsten, dem eine ganze Anzahl seiner Untergebenen gebunden folgen, an einem durch die Lippe gezogenen Ringe herbeiführt, konnte den Medern ohne weiteres als eine Darstellung der Semiramis gelten.

Die Istar war aber gleichzeitig Kriegs- und Liebesgöttin. Im babylonischen Nationalepos weist dessen Held Gilgamisch ihre Werbungen ab und wirft ihr dabei ihre Liebschaften und die Behandlung, die sie ihren Liebhabern hat angedeihen lassen, vor: „Tammuz, dem Buhlen deiner Jugend, Jahr für Jahr bestimmtest du ihm Weinen. Als du den bunten Hirtenknaben-Vogel liebtest, schlugst du ihn und zerbrachst seinen Flügel. Im Walde steht er und ruft: mein Flügel!“ . . . „Als du den Hirten der Herde liebtest, der dir beständig Salz hinschüttete, dir täglich Zicklein schlachtete, schlugst du ihn und verwandeltest ihn in einen wilden Hund. Es verjagen ihn seine eigenen Hirtenknaben, und seine Hunde beißen sein Fell.“ Ebenso schlimm ist es dem Ischullanu ergangen, „dem Gärtner deines Vaters, der dir beständig Blumensträuße zuträgt, täglich deinen Tisch strahlen macht“, und Gilgamisch schließt: „Auch mich willst du, mich lieben und jenen gleich machen.“ So wären aus der bloßen Verschmelzung mit der Istar auch die Liebesabenteuer, die der Semiramis in der Sage zugeschrieben werden, erklärlich, selbst wenn die geschichtliche Semiramis dazu etwa keinen Anlaß bot.

Andrerseits ist es ein im alten Orient seit den ältesten babylonischen Zeiten immer wiederkehrender Zug, daß der Begründer einer Dynastie — man denke an Cyrus — im Verborgenen, von einem Hirten oder Gärtner erzogen, aufwächst; so ist es nur natürlich, daß dieses ständige Merkmal der Königsberufungssage nebst andern verwandten Elementen auch der mythischen Semiramis anhaftet. —

Das Quellgebiet des Euphrat und Tigris geriet um 600 v. Chr. unter medische Herrschaft, und gleichzeitig wanderten von Westen her die heutigen Armenier, die Urartäer unterwerfend und verdrängend, ein, um alsbald die medische mit der persischen Oberherrschaft zu vertauschen.

Mit den Iraniern wird sich dann die Sage von der Semiramis auch nach Armenien ausgebreitet haben. Und wenn kurz vor Christi Geburt der Kleinasiate Strabo in seiner Geographie betont, daß außerhalb des Zweistromlandes in vielen Gebieten Asiens Bauten der Semiramis gezeigt werden, so wird er dabei, und nicht an letzter Stelle, auch Armenien im Auge haben.

Aber von andern Bedenken abgesehen, die Armenier wissen im übrigen sehr gut, daß ihre nunmehrige Heimat einst *gegen* die Assyrer hatte verteidigt werden müssen, und sie rechnen den ersten Urartäerkönig, den Gegner Salmanassars, *Aram*, unter ihre eigenen Nationalhelden.

Sollte es da lediglich der werbenden Kraft und der Wucht, die gerade der Semiramissage innewohnt, zuzuschreiben sein, daß die Semiramis aus einer Feindin zur Förderin der großen Werke, die die Armenier in ihrer neuen Heimat vorfanden, erwuchs? Viel leichter würde sich diese, die Tatsachen umkehrende Verschmelzung erklären, wenn wirklich Frauenhand und Frauenklugheit auf urartäischer Seite an der Schöpfung der großartigen Felsen- und Wasserbauten mitgewirkt hätte. —

Und in der Tat, die Frau muß bei den Urartäern eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben. Sonst würde nicht in der geflügelten Sonnenscheibe, die überall — bei den Ägyptern, von denen sie ausgegangen ist, bei den Assyrern und bei den Persern — stets das Bild der *obersten* Gottheit trägt, bei den Urartäern eine Frau erscheinen. So wird die geflügelte Sonnenscheibe dargestellt in den Henkelfiguren großer Bronzegefäße, die mehrfach in Armenien, aber auch in deutlicher Nachahmung dieser urartäischen Vorbilder in Olympia und an andern Stätten älterer griechischer Kultur zutage getreten sind. Die Haartracht der Göttin gleicht der der heutigen Georgierinnen, und die Georgier haben auch aus andern Gründen als Reste jener kleinasiatischen Urbevölkerung zu gelten, der die Urartäer angehören.

Und eine urartäische Königin mit ihrer Dienerin stellt nach der neuesten und besten Deutung jenes Goldplättchen in getriebener Arbeit dar, das — nicht viel kleiner als ein Fünfmarkstück — durch unsre Ausgrabungen auf dem Königssitze Toprakkaleh bei Van in einem jener bereits besprochenen riesigen Krüge des Magazins gefunden worden ist. Als Kunstwerk an sich, als Darstellung des urartäischen Frauentypus und als die älteste aller Medaillen, die auf uns gekommen sind, darf diese Goldplatte ein besonderes Interesse beanspruchen. Sie ist mit der Mehrzahl der übrigen Ergebnisse unsrer Ausgrabungen kürzlich in den Besitz unsrer Königlichen Museen übergegangen.

Vernahmen die Armenier bei ihrer Einwanderung in das Quellgebiet des Euphrat und des Tigris, daß bei den Chaldern, die sie verdrängten, damals und vor Zeiten, als jene großartigen Felsen- und Wasserbauten entstanden, der Frau im Kultus, im Leben und in der Herrschaft eine überragende Rolle zuerkannt wurde, so ergab sich nun die Einsetzung der Semiramis, die bei dem herrschenden Volke, den Persern, als größte Herrscherin und Bauherrin der Vorzeit gepriesen wurde, naturgemäß und ungezwungen.

So wäre die Entstehung der Semiramis-Sage bei den Medern und ihr Fortleben bei den heutigen Armeniern erklärt.

Aber eine Frage harrt noch der Aufklärung. Woher stammte die Semiramis? Auch sie läßt sich befriedigend beantworten: Sie war eine Babylonierin. Herodot gedenkt ihrer als einer babylonischen Königin in einer nüchternen, von sagenhaften Beimischungen völlig freien Weise, wiewohl ihm erweislich auch Elemente der Semiramis-Sage zu Ohren gekommen sind. Er bestimmt ihre Lebenszeit ungefähr richtig und schreibt ihr zu, was jedem babylonischen Herrscher, der es ernst mit seinen Regierungspflichten nahm, oblag: erfolgreiche Bemühungen um die Regulierung der Bewässerung. Ebenso hat der babylonische Priester Berossos, der — ein Zeitgenosse Alexanders des Großen und seiner Nachfolger — auf Grund seiner Kunde der heimischen Keilschriftdenkmäler eine babylonische Geschichte in griechischer Sprache schrieb, ihrer in seiner babylonischen Geschichte in der Reihe der Beherrscher Babyloniens gedacht und dabei gegen die von den Griechen unter Ktesias' Führung verbreiteten Sagen, soweit sie Babylonien betrafen, energisch Front gemacht.

Weit deutlicher aber ergibt sich ihre babylonische Herkunft aus der Tatsache, daß auf ihre Veranlassung der babylonische Gott Nebo, der bis dahin in Assyrien ganz unbekannt war, dort eingeführt wurde. In einer chronikartigen assyrischen Liste heißt es zum Jahre 787 v. Chr.: „Nebo zieht in den neuen Tempel ein." Und zwar sollte er als oberster Gott gelten; denn die für ihn und ihres Sohnes Leben gesetzte Inschrift der Nebo-Statue (S. 71) schließt:

„Wer immer du später sein mögest, auf Nebo verlasse dich, auf einen andern Gott vertraue nicht."

Scheinbar nur dem Kultus angehörig, war diese Maßregel in Wahrheit hochpolitischer Natur. Sie sollte die staatsrechtliche Vereinigung Babyloniens mit Assyrien anbahnen. Die Assyrer erstrebten seit langem die Herrschaft über das durch Fruchtbarkeit und Handelsbeziehungen gleichermaßen reiche Babylonien. Aber einer Einverleibung stellte sich der lebhafte nationale Sinn der Babylonier entgegen.

Schon Salmanassar III. hatte in babylonische Thronwirren mit ordnender Hand erfolgreich eingegriffen, König Samsi-Adad zwei aufeinander folgende Babylonierkönige bekämpft, den zweiten nach Assyrien entführt und keinen andern an seine Stelle gesetzt, sein Sohn Adadnirari die Gefangenen nach Babylonien zurückgeführt und „unter Freude und Jubel" gleich seinem Vater den babylonischen Göttern geopfert. Wer aber nicht mit heimkehrte, war die Semiramis, die, offenbar als babylonische Gefangene, zur Hauptgemahlin Samsi-Adads erhoben worden war. War sie königlichen Geblüts — was aus

der Form ihres Namens wenigstens nicht ersichtlich ist —, so bedeutet die Vermählung den ersten Schritt zur Legitimierung der tatsächlichen Herrschaft ihres Gatten über Babylonien.

Selbst dann aber — und noch mehr, wenn sie keine Beziehungen zum babylonischen Herrscherhause hatte — mußte der Vereinigung der beiden Reiche eine staatsrechtliche Grundlage gegeben werden.

Babylonischer König konnte von Rechts wegen nur sein, wer zum Neujahrsfest im Nisan die Hände des Gottes Bêl-Marduk in Babylon erfaßt hatte und diese Zeremonie alljährlich wiederholte. So sind die späteren Assyrerkönige von Pulu (Phul) ab, der als assyrischer Usurpator den Thronnamen Tiglatpileser (745—727) annahm, während er als babylonischer König seinen ursprünglichen Namen beibehielt, und der daher mit beiden Namen im Alten Testament auftritt, tatsächlich verfahren. Aber sollte ein einheitlich assyrisch-babylonisches Reich begründet werden, in dem der Nachdruck auf Assyrien lag und der Assyrerkönig der demütigenden und lästigen Verpflichtung überhoben sein, alljährlich zu Neujahr nach Babylon zu pilgern, so war die Einführung eines für das babylonische Staatsrecht maßgebenden Kultus das zweckdienliche Auskunftsmittel. An Bel-Marduk selbst, den babylonischen Hauptgott, durfte man nicht denken; den älteren Bel in Assyrien einführen, hieß den eigenen Hauptgott, Bel-Assur, entthronen und das Ziel der Maßregel verfehlen. Aber Nebo — nach älterer, auch in der Semiramis-Inschrift der Nebo-Statue vertretener Auffassung der Bruder, nach späterer der Sohn des Marduk — wurde aus seinem Haupttempel in Borsippa, heute der Trümmerstätte Birs-Nimrud, alljährlich zum Neujahrsfest nach Babylon gebracht und war so gegenwärtig bei und mittelbar beteiligt an der Krönungszeremonie des Handerfassens und ihrer jährlichen Wiederholung. So bot die Einführung seines Kultes nach Assyrien den gegebenen und wirksamen Ausweg. Der Haupttempel des Nebo in Borsippa trug ebenso wie seine Kultkapelle im Tempel Esaggil den Namen Ezida; so wurde auch zum Zeichen der engen inneren Zusammengehörigkeit der neue Tempel in Kalach benannt.

Zu alledem fügt es sich aufs beste, daß in der neuen Inschrift von Assur der hinter Adadnirari genannte König Salmanassar nicht wie die beiden andern den Titel „König von Assyrien, König des Alls", sondern den uralten Titel der Babylonierkönige „König der vier Weltgegenden" und nur diesen erhält. Der Enkel der Semiramis, der Sohn Adadniraris ist offenbar noch zu Lebzeiten seines Vaters und seiner Großmutter zum Unterkönig von Babylonien ernannt worden; oder aber: es wurde ihm überhaupt eine Mitregentschaft übertragen, und man ließ dabei — in diesem ersten Falle der rechtmäßigen Vereinigung beider Reiche auf Grund des Nebo-Kultes — das babylonische Königtum in den Vordergrund treten.

Daß ihr Enkel — so oder so — als babylonischer König zu gelten hatte, ist einer der Ruhmestitel der Semiramis, der deshalb auf ihrer Denksäule besonders hervorgehoben wird. Sie war sich gewiß von vornherein im klaren darüber gewesen, daß schließlich der Gewinn dieser von ihr geförderten religiös-staatsrechtlichen Verschmelzung den Babyloniern als den in jeglicher Kultur Höherstehenden zufallen würde. So betrachtet stellt sich,

ganz entgegen den Absichten der Assyrer, die Einführung des Nebo-Dienstes als eine friedliche babylonische Eroberung dar. In der diplomatischen Umgehung der Anstöße, der Schonung der nationalen Empfindlichkeit wie der Babylonier so der Assyrer, der scheinbaren Anerkennung der assyrischen Obmacht verrät sich deutlich das Wirken einer klugen und umsichtigen, zur Herrscherin geschaffenen Frau.

Da Semiramis Babylonien nicht minder wie Assyrien angehörte, so konnte sie vom Standpunkt der Sage aus mit einem Schein von Berechtigung als Schöpferin Babylons und seiner Bauten gelten. Fördernd wirkte dabei freilich die Tatsache mit, daß Darius, als er um 520 v. Chr. die Verwaltung und Besteuerung des persischen Reiches neu ordnete, Assyrien und Babylonien zu einer Satrapie vereinigte, wodurch einer Vermengung und Verwechslung beider Begriffe Tür und Tor geöffnet wurde. So wird denn das große Babel Nebukadnezars, dessen wichtigste Ruinen durch die deutsche Orient-Gesellschaft dem Schutte wieder entrissen worden sind, bei Ktesias, der die Einzelheiten vielfach zutreffend schildert, durchweg der Semiramis zuerteilt. Mit einer sehr merkwürdigen Ausnahme freilich.

Gerade die hängenden Gärten, die in der landläufigen Vorstellung am engsten mit der Semiramis verknüpft sind, werden auch bei Ktesias ausdrücklich nicht der Semiramis zugeschrieben, sondern der Gemahlin eines späteren Königs. In Wahrheit wurden sie nach dem Zeugnis des Berichts von Nebukadnezar für seine medische Gemahlin erbaut, um ihr die bergige Landschaft der Heimat im Abbilde nahe zu bringen. Anpflanzungen auf Dächern oder Terrassen nach Art solcher hängenden Gärten mögen in kleinerem Maßstabe schon vor Nebukadnezar öfter ausgeführt sein, wenigstens hat man ein assyrisches Relief in diesem Sinne deuten wollen. Daß mitten in der Sage dieser auf medische Dinge bezügliche, rein historische Zug sich erhalten hat, kann als eine weitere Bestätigung für die Entstehung der Semiramis-Sage bei den Medern gelten. Auf die Meder weist noch ein andrer Zug dieser Sage. Nach Ktesias soll Semiramis bei ihren Feldzügen im Osten eine Kleidung erfunden haben, die unmöglich machte zu unterscheiden, ob der Träger ein Mann oder eine Frau sei. Diese Tracht sei so kleidsam gewesen, daß später die Meder und nach ihnen die Perser sie angenommen hätten. Die Hose, als deren Erfinderin somit den Griechen die Semiramis galt, ist tatsächlich zuerst bei den Medern nachweisbar.

Erst die spätere Weiterentwicklung der Sage hat dann auch die hängenden Gärten der mythischen Semiramis zugesprochen. Die Fundamente der hängenden Gärten in Babylon aber werden auf dem Gelände des großen Palastes Nebukadnezars, ihres Erbauers, oder in deren Nachbarschaft zu finden sein.

In Kalach hingegen besteht noch heute eine Stätte, an der das Andenken der historischen Semiramis unmittelbar lebendig zu uns spricht.

Wir betreten die einst vom Tigris bespülte Plattform von Nimrud und lassen die Pyramide, die den von Salmanassar III. erbauten Tempel des Ninib birgt, und die uns aus der Ferne gegrüßt hat, genau wie sie Xenophon in seiner Anabasis schildert, hinter uns. Einen Augenblick verweilen wir auf dem mit unzähligen freiliegenden Skulpturen und Inschrift-

platten von den englischen Ausgrabungen her übersäten Trümmerfelde, an einem Paar von Keruben, die an der Stelle, wo sie einst als Torhüter aufgestellt waren, umgestürzt sind und in besonders eindrucksvoller Weise zueinander und zu uns von der Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit zu sprechen scheinen. Dann nähern wir uns dem Südostrande der großen Stadtruine und sehen dort von mehreren Seiten bequem zugänglich eine Statue zur Hälfte aus der Erde hervorragen. Trotz ihrer Verwitterung gibt sie sich ohne weiteres als eine Wiederholung der Nebostatue, deren Inschrift uns mehrfach beschäftigt hat, zu erkennen, die in den europäischen Museen noch mehrere, teils beschriebene, teils inschriftlose Genossinnen hat. Der Nebotempel, der auf Semiramis Betreiben erbaut wurde, war eben mit zahlreichen Statuen des Gottes ausgestattet, und dieses letzte dort verbliebene Bild des Gottes bezeichnet noch heute die Stätte jenes Tempels, und bildet so an Ort und Stelle bis auf diesen Tag ein Wahrzeichen des Wirkens der historischen Semiramis!

Wir stehen am Schlusse. Von der sagenhaften Umhüllung befreit sehen wir Semiramis vor uns als eine Herrschergestalt, die zu einer Zeit, da sonst der Frau eine Beteiligung am öffentlichen Leben versagt war, die Geschicke zweier, vornehmlich durch ihre Klugheit und Umsicht verbundener Reiche in Krieg und Frieden entscheidend und durchgreifend geleitet hat.

Wir sahen, daß noch die Sage gewisse historische Einzelzüge bewahrt hat, und konnten die Hauptmomente erkennen, die für die Anknüpfung des Mythus an die geschichtliche Persönlichkeit maßgebend waren. Ist das schon ein nicht alltäglicher Gewinn der Forschung, so ist doch dieses Gesamtergebnis über den einzelnen Fall hinaus in mehreren Richtungen bedeutungsvoll.

In dem Ringen zwischen Geschichte und Sage haben die Ausgrabungen in den alten Kulturgebieten des Ostens eine wesentliche Stärkung der historischen Forschung ergeben. Das goldreiche Mykene, das von den Griechen zerstörte Troja der Ilias sind durch Schliemann und Dörpfeld wieder zu Wirklichkeiten geworden. Und — ein Beispiel aus märkischem Boden — die Überlieferung, daß in dem Grabe von Seddin ein Herrscher in einem dreifältigen Sarge bestattet sei, hat der Befund der Ausgrabung bestätigt. Aber Hektor und Agamemnon, Hekuba und Klytaemnestra bleiben als Persönlichkeiten im Nebel der Sage verborgen; nur die Umgebung, in der sie sich bewegen, die Hauptzüge der Geschehnisse, an denen sie oder ihresgleichen mitgewirkt haben, treten in das Licht der Geschichte.

Daß eine Persönlichkeit, die die Trägerin und den Mittelpunkt einer ganzen Gruppe von Legenden bildet, als solche der Geschichte zurückgewonnen wird, ist eine große Seltenheit. Und wenn wir so die assyrische Königin Semiramis den geschichtlichen Gestalten zugesellen dürfen, die ob ihrer Bedeutung und ihres großen Wirkens zu Helden der Sage geworden sind, einem Harun-al-Raschid, Karl den Großen, Dietrich von Bern, Friedrich Barbarossa und Friedrich II. von Hohenstaufen, so erwächst dadurch dem Vertrauen auf das Vorhandensein eines historischen Kernes in den sagenhaften Überlieferungen, die bei einem Volke oder dessen Nachbarn über dessen Vorzeit verbreitet sind, eine hocherwünschte Stärkung.

Seien der deutschen Orient-Gesellschaft, die in Ägypten die Pyramidenbauer der fünften Dynastie und ihre eigenartigen Schöpfungen, in Palästina die vorisraelitische, cananäische Periode, in Kleinasien das Hetiterreich mit seinen auch nach Westen, zur Griechenwelt hinüber weisenden Beziehungen wieder zum geschichtlichen Leben erweckt hat, auch im Zweistromlande ferner so bedeutsame Funde beschieden wie die Semiramis-Inschrift aus der Stelenreihe von Assur!

Anmerkungen.

S. 74: Steintransport aus Armenien durch Semiramis Diodor II, 11, 4. — Ninos gegen Armenien: Diodor II, 1, 8 u. 9. — Der Ninos-Roman: Hermes 28, S. 161 ff.

S. 80: Für die Ergebnisse der mit Unterstützung der Rudolf-Virchow-Stiftung vorgenommenen Ausgrabungen auf der Chalderburg Toprakkaleh bei Van verweise ich bis zum Erscheinen des II. Bandes meines Reisewerkes (S. 78 Anm. 1) auf meine Abhandlung „Materialien zur Kultur und zur Herkunft der Chalder vornehmlich aus den Ausgrabungen auf Toprakkaläh bei Van", die als zweiter Abschnitt meinen „Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens" (Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philosophisch-Historische Klasse. Bd. IX, Nr. 3. Weidmannsche Buchhandlung. 1907) einverleibt ist.

S. 81, Abs. 4: Für die armenische Tradition über Semiramis findet sich der wichtigste unter vielen Belegen im 16. Kapitel des ersten Buches der armenischen Geschichte, die den Namen des im fünften nachchristlichen Jahrhundert lebenden Moses von Chorene trägt, aber wahrscheinlich einige Jahrhunderte später verfaßt ist.

S. 84: Meine Ansicht, über die Entstehung der Semiramis-Sage und ihr Verhältnis zur historischen Semiramis habe ich 1894 zum ersten Male ausgesprochen und alsdann ausführlicher entwickelt in dem Aufsatze „Die historische Semiramis und Herodot". (Klio. Beiträge zur alten Geschichte. Bd. I, S. 256 ff. 1900.) Nur nahm ich damals an, daß Semiramis (in assyrischer Aussprache: Schammuramat, in babylonischer: Sammuramat) die Gemahlin Adadniraris, nicht, wie wir jetzt wissen, seine Mutter gewesen sei. Dort wurde auch gezeigt, daß Herodot (I, 184) seine Kenntnis von der geschichtlichen Semiramis babylonischen Nebopriestern verdanken wird, woraus sich für die Kritik des Herodot Wichtiges ergibt. Wenn dagegen Herodot (III, 155) in der auf mündlicher Erkundung beruhenden Mär von der zweimaligen Einnahme Babylons (I, 188—191; III, 150—160) ein Tor von Babylon nach der Semiramis benennt, so liegt hier ein Element der im persischen Volksmunde verbreiteten Semiramis-Sage vor, die wahrscheinlich schon Herodots Oheim, Panyasis, dichterisch verwertet hat. — Die Stellen aus dem Gilgamisch-Epos zitiert nach P. Jensens Bearbeitung und Übersetzung in Schraders keilinschriftlicher Bibliothek. Bd. VI. Erster Teil. S. 168 ff.

S. 85, Abs. 1: Über die Königs-Berufungssage und Verwandtes siehe u. a. meinen Aufsatz „Belitanâs und Beletaras" in der Festschrift für Theodor Nöldeke (1906), S. 1004 ff.

S. 85, Abs. 3: Strabo XVI, 1, 2.

S. 85 unten: Über die Henkelfiguren mit Darstellungen der geflügelten Sonnenscheibe siehe meine „Materialien", S. 86 ff. — Daß auf dem Goldmedaillon von Toprakkaleh eine Königin im Gespräch mit ihrer Dienerin, nicht, wie ich annahm, eine Anbetungsszene vor einer sitzenden weiblichen Gottheit dargestellt ist, hat L. Messerschmidt in den amtlichen Berichten aus den Königl. Kunstsammlungen (31. Jahrgang, Nr. 3, Dezember 1909, Spalte 55) gezeigt.

S. 86: Für Berossos' Kunde von der historischen Semiramis sei auf meine Darlegungen (Klio, Bd. I, 259, 277, 481; III, 149; VII, 230) verwiesen.

S. 87: Den Versuch, die Tatsachen zu verdrehen und den assyrischen Hauptgott als den älteren Bel, den Vater des babylonischen Bel-Marduk, hinzustellen, ist von den Assyrern auch einmal gemacht worden, als Sanherib Babylon zerstört und Babylonien zur assyrischen Provinz gemacht hatte (s. Klio I, 267 f.: VII, 461). Für eine friedliche Vereinigung beider Reiche, wie sie von Semiramis angestrebt wurde, war er natürlich völlig ungeeignet.

S. 88: Die hängenden Gärten nicht von der Semiramis herrührend: Diodor (nach Ktesias) II, 10, 1. — Die Hose als Erfindung der Semiramis Diodor II, 6, 6.

S. 89: Über das Königsgrab von Seddin siehe A. Kiekebusch in der Sonntagsbeilage, Nr. 1 der „Vossischen Zeitung" vom 2. Januar 1910.

Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik.

Von
Konrad Burdach.

(Schluß.)

VII.

Schiller hat in Briefen betont, daß seine 'Braut von Messina' sein 'erster Versuch einer Tragödie in strenger Form sei' (an Wilhelm v. Humboldt 17. Februar 1803), ja er nennt dieses Werk 'das erste, so viel ich weiß, das in neueren Sprachen nach der Strenge der alten Tragödie verfaßt ist' (an Cotta 11. Februar 1803), er gesteht, er habe darin 'einen kleinen Wettstreit mit den alten Tragikern versucht' (an Iffland 22. April 1803), er habe sich mit ihnen 'in ihrer eigenen Form messen und zugleich die dramatische Wirkung des alten Chors erproben' wollen (an den Dresdener Historiker und Archäologen Wilhelm Gottlieb Becker 2. Mai 1803). Aber dies darf nicht irre machen. Die antike Tragödie war nicht sein direktes, jedenfalls nicht das einzige und den Anstoß gebende Vorbild. Dieses Ergebnis steht nach meiner bisherigen Darlegung wohl fest.

Nur aus der großen europäischen Bewegung gegen das rhetorische Sprechdrama des französischen Klassizismus, die in England und Italien ihre Lebensquellen, aber auch in französischen Geistern, wie Dubos, Batry, Diderot, Rousseau und manchen andern hier Übergangenen ihre Vorkämpfer hatte, begreift man Lessings und Sulzers, Herders und Wielands Gedanken und Träume von einer Reform der Oper in der Richtung auf das dramatische Kunstwerk. Trotz Gluck und Mozart sollten sie sich im nächsten halben Jahrhundert nicht erfüllen. Aber diese Impulse zu einer Verbrüderung oder Annäherung von Wort und Gesang wurden fruchtbar für das ganze moderne künstlerische Leben. Wenn seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der europäischen Kultur die Künste ihre eigentliche Natur und dadurch ihre wahre Macht errangen, wenn ihr musischer Charakter endlich wieder frei hervortrat, so ist daran der tief im Innern der europäischen Menschheit sich vollziehende Umschwung und Aufschwung der Musik, die wachsende Sehnsucht und das gesteigerte Bedürfnis nach Musik sicherlich beteiligt. Das nachzuweisen lohnte schon der Mühe. Aber es würde ein eigenes Buch. Man denke allein an

Winckelmanns neuen ästhetischen Idealismus, an sein Traumbild der hellenischen Einfalt und stillen Größe oder an des grundmusikalischen Heinse Phantasmagorie der Antike und der Renaissance. Der guten Frau Dacier, gegen die noch Lessing streiten mußte, erschien die Dichtung Homers als der symmetrischeste Garten, den man sich denken könne. Winckelmann fand: 'die hellenischen Dichter vom Homerus an reden nicht allein durch Bilder, sondern sie geben und malen auch Bilder, die vielmals in einem einzigen Worte liegen und durch den Klang desselben gezeichnet und nur mit lebendigen Farben entworfen werden.' Jene Impulse, welche die Musik poetischer und die Poesie musikalischer machten, haben sich als Lebensbringer und Blütenwecker bewährt in der deutschen Instrumentalmusik, die immer sprechender wurde, in der deutschen Lyrik, im sangbaren Lied und seiner immer lebensvolleren persönlichen Komposition: am sichtbarsten gezeigt haben sie sich zunächst im gesprochenen Drama. Dieses nahm nach dem Beispiel der Bardiete Klopstocks, der lyrisch-musikalischen Dramen Wielands und Herders, der durch Rousseau angeregten Melodramen von Brandes, Benda, Gotter und ihren Nachfolgern in den tragischen Stil starke lyrische Elemente auf, die sich bis zum Musikalischen, bis zur wirklichen Beteiligung der Musik steigern.

Die 'Braut von Messina' ist in dem großartigen Aufstieg Schillers auf der Bahn nach der ersehnten Höhe des tragischen Stils keineswegs bloß ein 'Nebenwerk' und 'nur der am weitesten vorgerückte Versuch nach der Seite der antiken Tragödie hin'. Trotz jenen eben gehörten brieflichen Äußerungen Schillers darf man die Einführung des Chors gewiß nicht als einen bloßen Notbehelf ansehen, der nicht aus der Entwicklung des nationalen Dramas erwachsen, sondern nur der Antike entnommen gewesen wäre. Die 'Braut von Messina' ist in ihrem Stoff und in ihrem Stil vielmehr eine Station auf dem Wege zum romantischen Drama. Schiller hat, wie er betont, um das gewählte 'Ideenkostüm' zu motivieren, zum Schauplatz das mittelalterliche Sizilien gewählt. Den Treffpunkt ererbter hellenischer, byzantinischer, romanischer und staufischer Kultur, das Gebiet, wo sich Reste antiken Heidentums, mittelalterliches Christentum und die Aufklärung des Islam berühren und schneiden. Hier mischten sich, wie er selbst dargelegt hat, die Kulturwelten dreier Mythologien. Und Schiller hat für seine Chortragödie nicht rein antike Formen, er hat sie jedenfalls nicht ausschließlich oder überwiegend benutzt, sondern für den Dialog und die Monologe den fünffüßigen Jambus, niemals — bis auf eine Szene (IV, 8) — den jambischen Trimeter, für die Chöre aber neben gereimten Strophen, die sich der modernen Art des Liedes nähern, reimlose freie Rhythmen, also jene Versform Klopstocks, die aus der älteren deutschen Oratorien-, Kantaten- und Madrigalpoesie wieder aufgenommen und im Hinblick auf das Choridеal des angeblichen Dithyrambus und alttestamentlicher oder altgermanischer Gesänge (s. oben Märzheft S. 423 ff., 427) umgebildet, von Herder und Hamann und Lessing für das Drama und für die Musik, von Herder gerade auch für die Nachdichtung der antiken tragischen Chöre empfohlen war. Während er in der Epoche seines 'Don Karlos' die metrischen Systeme in den Chören der Euripideischen 'Iphigenie

in Aulis' nur durch freie, gereimte Strophen verdeutscht hatte, lebt nun das Lieblingsmaß des Geniestils wieder auf: zuerst in den nicht sicher datierbaren Versfragmenten der Zwischenaktschöre seines Malteserdrauerspiels, vollendet dann in dieser Chortragödie von den feindlichen Brüdern.

Es ist etwas in ihr von der Atmosphäre der Helena-Tragödie des 'Faust', die damals entstand und auf eine romantische Fortbildung des antiken Stils angelegt war, etwas von der Luft des 'Alarcos' Friedrich Schlegels, der im Mai 1802 unter Schillers Leitung im Weimarischen Theater aufgeführt wurde, gerade als die Konzeption der 'Braut' in ihm wuchs. Von einer strengen Nachbildung des Stils einer Aischyleischen Tragödie oder einer Euripideischen blieb Schillers Schicksalstragödie weit entfernt. Viel näher steht es den 'Schauspielen mit Chören' von den Brüdern Stolberg, die anderthalb Jahrzehnte früher erschienen waren, die es freilich hoch überragt. Nicht minder unterscheidet sich, wie oft genug gesagt worden ist, der Begriff des Schicksals, der in diesem angeblich so rein antikisierenden Drama waltet, von dem der Alten. Auch hier spürt man romantische Stimmung.

Gewiß belehrten die antike Tragödie, die Lektüre des Euripides und Aischylos Schiller über die möglichen Mittel für die heiß ersehnte tragische Wirkung, für den idealen Stil des Dramas. Aber Schiller war viel zu sehr Kenner und dankbarer Schüler der Bühne, um nicht von den dort in den vorangegangenen Jahrzehnten gemachten Versuchen einer Umbildung und Erhebung des Singspiels, der Oper, des Melo- oder Monodrams zu lernen. Und er war viel zu sehr tragischer Dichter, viel zu sehr ein moderner Mensch, um nicht berührt zu sein von der unaufhaltsamen Bewegung und Umgestaltung der modernen Musik, die sich seit Gluck durchrang zu ihrem innersten Wesen: Ausdruck des Tragischen zu sein. Nur im Scherz bezeichnete er sich Humboldt gegenüber als 'einen Zeitgenossen des Sophokles'. Neckend erinnert er den Freund an dessen früheres Urteil, das ihn 'den modernsten aller neueren Dichter genannt' hatte, und verrät, wie gut er die Kluft sah, die ihn von den Alten trennte, wie er an der Auffassung festhielt, daß die griechische Tragödie 'der Gegenwart als Maßstab und Muster aufzudrängen, die Kunst eher töten als beleben hieße'.

Die Praxis des Theaters seiner Zeit, die sich verstärkenden Ansätze zu einer Reform des Singspiels, des lyrischen Dramas, des Melodramas, der Oper, die Anregungen Klopstocks, Wielands, Herders, vor allem aber auch Goethes und der erwachenden Romantik haben sicherlich das dramatische Wagnis seiner beiden Chordramen bestimmt. Die für ihn entscheidende Auffassung steht jenem Programm nicht fern, das Sulzer (s. oben Märzheft S. 415 f.) entworfen hatte. Wie dieser geht auch Schiller aus von der Oper und dem Singspiel seiner Zeit. Hatte er doch selbst in seinen Ludwigsburger Knabenjahren (1767—1772) und dann auch in der Stuttgarter Zeit die ersten starken theatralischen Eindrücke empfangen von der großen heroisch-mythologischen Oper Jomellis, des Genossen und Fortführers der Reform Metastasios, des Vorläufers Glucks. Von diesem Neapolitaner rühmte Schubart, der Apostel Bachs und Klopstocks, der Lehrer und bald auch der Bewunderer und Herold Schillers,

den der Dichter der 'Räuber' als Kind in der Ludwigsburger Stadtkirche auf der Orgel hatte phantasieren hören, und von dessen neuestens durch Holzer, Max Friedländer und Abert gewürdigtem Wirken als Dichterkomponist wie als Musikästhetiker ich in dem Zusammenhang dieser Darlegung eigentlich ausführlich reden müßte: 'Er studierte seinen Dichter [Metastasio], verbesserte ihn oft . . ., kannte die Sänger, das Orchester, die Hörer, selbst den Ort nach den Wirkungen des Schalls und *schmolz* sie durch die genauesten Verabredungen mit Maschinist, Dekorateur und Ballettmeister *in ein großes Ganzes zusammen*, das des kältesten Hörers Herz und Geist erschütterte und himmelan lüpfte.' Jomelli strebte, wie sein trefflicher Biograph klarstellt, als Stuttgarter und Ludwigsburger Oberkapellmeister und Operndirektor in der Tat nach der Gesamtwirkung von Poesie, Musik, dramatischer Aktion und Szenerie. Freilich im Sinne welscher, höfischer Kunst, aber erfüllt von dem großen Beispiel der neuen dramatisch beseelten, 'singenden', d. h. gleichsam mit menschlicher Stimme sprechenden Orchesterkunst des Johann Stamitz (s. oben Märzheft S. 414). Und seine Kompositionen der Dichtungen des Metastasio waren im Gegensatz zu der konventionellen italienischen Solo- (d. h. Arien- und Ensemble-)Oper *Chor-Opern*, in denen wie bei Gluck die Masse teilnahm an der dramatischen Handlung und ihrem musikalischen Ausdruck. Ihn unterstützte dabei der Pariser *Noverre*, dessen Lettres sur la danse et sur les ballets (Lyon 1760) Lessing und Bode übersetzten, Sonnenfels und Herder dankbar nutzten, der einstige Solotänzer Friedrichs des Großen: als Ballettmeister der Stuttgarter Oper brachte er die Zwischenakts-Ballette in einen inneren Zusammenhang mit dem Inhalt der Oper, gab der Tanzpantomime in möglichster Annäherung an die Natur dramatischen Charakter und mimische Bewegung und setzte die reichen Tänze, Gruppierungen und Aufzüge der Oper selbst in eine organische Verbindung mit der Handlung. Die Neueinstudierung des 'Phaëton' von Metastasio mit der Musik Jomellis unter Noverres Nachfolger Dauvigny (1768) prägte dem jungen Schiller ein unvergeßliches Bild ein von großartiger szenischer Kunst im Dienst des durch die Musik gehobenen Dramas, in dem auch die *Massen* entscheidend agierten. An dieser Kunst hatte auch die italienische Dekorationsmalerei Colombas und Servandonis Anteil, die antike Bauform in einem strengen, rein klassischen Stil nachbildeten, der in Deutschland noch als neu auffiel und von den Württembergern damals ebenso angestaunt wurde wie Servandonis Schöpfungen 1755 in Dresden.

Es ist meines Wissens noch nicht ausgesprochen worden, daß Jomellis, Noverres, Colombas und Servandonis in persönlichem Zusammenwirken durchgesetzte Stuttgarter Opernreform nicht bloß von der nationalen französischen Choroper Lullis und Rameaus angeregt, sondern eine Frucht war der wichtigen neuen italienischen Renaissance (s. oben Märzheft S. 405 f., 431), die, vom römischen Kreise der Königin Christine und Clemens XI. ausgehend, durch Muratori, Gravina, Metastasio, Riccoboni, Maffei, den Grafen Algarotti, den Kardinal Albani (den Gönner Jomellis und Winckelmanns!), Calzabigi, Cesarotti, Alfieri, Conti, Traëtta, Arteaga und andre die Ära des

sogenannten Risorgimento heraufführte und in deren Atmosphäre auch der Genius Winckelmanns zu seinen Taten sich erfrischt, der idealistische Klassizismus Goethes und Schillers sich geformt, mindestens gestärkt hat. Graf Algarotti — auch das ist noch nicht beachtet worden —, der theoretische Verfechter einer Opernreform in der Richtung auf die antike Tragödie als Gesamtkunstwerk, war zugleich der Vorkämpfer des strengen Stils des Palladio, jenes Künstlers, den Goethe sich als Führer erkor zur Erkenntnis antiker Form. Innerhalb dieses national-italienischen, an die alte heimische Renaissance wiederanknüpfenden neuen Klassizismus vollziehen sich auch die oben erwähnten Versuche Riccobonis, den antiken Chor in der Tragödie wieder einzuführen. Sie wurden vor und nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fortgesetzt durch Granelli, Varano, Ippolito Pindemonte, aber mit Ausweichungen und Mischungen des Stils, unter denen der Einfluß Shakespeares, Klopstocks, die Übernahme nordischen Kostüms und der Klopstockschen Bardenchöre seltsam genug erscheinen (vgl. oben Märzheft S. 426). Ob Schiller etwas davon wußte, bedarf der Untersuchung.

Einen Nachklang jener jugendlichen Operneindrücke Schillers bemerke ich mit Minor — um von dem verlorenen Singspiel 'Der Jahrmarkt' abzusehen — in der 'lyrischen Operette Semele', die so kühn mit Regenbogen, Erdbeben und Sonnenfinsternis wirtschaftet. Im Poetischen dient ihr allerdings Wielands 'Alceste' als Vorbild. Der Chor fehlte ihr. Aber eine Art Chor — Scherer und Minor haben es richtig so genannt, und nur Kurzsichtige können darüber spotten! — brachten in eigentümlicher Weise dann zuerst 'Die Räuber'. Und hierin möchte ich einen Reflex erkennen der dramatischen Massenbilder aus den Choropern Jomellis, der auch später noch in Schillers Dramen fortgewirkt hat. 'Die Räuber' sollten, in der Einkleidung der Handlung und in wichtigen Motiven durch musikalisch-poetische Gebilde, Goethes Briganten-singspiel 'Claudine' und altenglische Balladen vom edlen Räuber Robin Hood bestimmt, in den Reden ihres Helden aus Ossian und 'Werther' genährt, nach dem ursprünglichen Plan der Musik eine Beteiligung einräumen, die über die jetzigen Gesangseinlagen weit hinausging.

Schillers 'Anthologie' enthielt außer der 'Semele' noch andre für die Musik bestimmte Dichtungen: vor allem die 'Leichenphantasie', die Hymne 'Triumph der Liebe', die Kantate 'Elysium' nebst dem Gegenstück 'Gruppe aus dem Tartarus' und Hovens Übersetzung aus Ossian.

Seine 'Luise Millerin' konzipierte Schiller im 'Viehhof' zu Oggersheim bei Mannheim (Oktober 1782), während der treue Streicher, dessen Urenkel jetzt dem erlauchten Namen durch musikalisches Schaffen neue Ehre erstrebt, in der Dämmerung durch Klavierspiel in dem Auf- und Abgehenden die Stimmung erweckte, und im Posthause zu Worms, auf der jammervollen mantellosen Flucht nach dem Asyl von Bauerbach, am 30. November 1782, hörte der um alle Hoffnungen Betrogene, aller Mittel Entblößte von einer Wandertruppe das Melodram 'Ariadne auf Naxos'. Seine Reisebegleiter belustigten sich über die armselige Aufführung. Er aber, der ausgestoßene Titan, war davon bis ins Innerste ergriffen und lauschte wie geistesabwesend.

Wer will ermessen, was damals in seiner Seele vorging! Welches menschliche und zugleich welches künstlerische Erlebnis! Jener Stunde, glaube ich, verdanken wir die lyrischen Monologe der Johanna, der Maria, der Beatrice, in denen das Melodram, wie es Benda geschaffen hatte, nachlebt.

Mehr als wir es uns heute vorstellen können, hatte überhaupt Schillers dichterischen Anfängen die Musik in den beiden befreundeten Musikern Zumsteeg und Streicher nahe gestanden, und die Gesänge seiner 'Räuber', so manches seiner Gedichte gleich nach ihrem Entstehen zu idealer Wirkung gesteigert[1]). Hatte er doch auf Körners Rat Rousseaus Musiklexikon studiert und sich daraus angefüllt mit der Idee ursprünglicher Einheit von Poesie und Musik. Hatte er endlich doch fraglos die mannigfachen Anregungen Herders in sich verarbeitet. Der Unterschied zwischen dem Standpunkt Herders, Wielands, Sulzers und dem seinigen war jetzt nur der: jene suchten als Ziel eben ein musikalisches Drama, Schiller eine gesprochene Tragödie mit lyrischen Chören, wenn er auch auf Wielands Wunsch 1787 es unternahm, aus dessen 'Oberon' einen Operntext zu schaffen; er stand bald von der Aufgabe ab, die dann Carl Maria von Weber, im Kampf mit dem schlechtesten Libretto so wunderbar erfüllte.

Schiller hatte, wie er an Goethe schrieb (29. Dezember 1797), 'immer ein gewisses Vertrauen zur Oper gehabt, daß sich aus ihr wie aus den Chören der alten Bacchusfeste das Trauerspiel in einer edleren Gestalt loswickeln sollte'. 'Die Oper', meint er, 'stimmt durch die Macht der Musik das Gemüt zu einer schönern Empfängnis; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet', und hier findet er jene 'symbolischen Behelfe, durch deren Einführung er die gemeine Naturnachahmung' verdrängen und 'der Kunst Luft und Licht verschaffen' möchte.

Dieses Trauerspiel in edlerer Gestalt trat als künftiges Ideal aus der Kunstform der Oper Schiller am ergreifendsten entgegen, als er im Dezember 1800 für Goethe die Proben zur Tauischen 'Iphigenie' Glucks leitete. Sie rührte ihn zu Tränen und verschaffte ihm 'einen unendlichen Genuß': 'es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmut auflöst' (d. h. die tragische Katharsis bewirkt). Damals weilte Goethe in Jena, um seine Nachdichtung des 'Tancred' Voltaires zu vollenden und ihr durch Hinzufügung von Chören zwischen den Akten 'mehr Leben und Masse zu geben'. Und indem Schiller den Chor, dasjenige Ausdrucksmittel, wodurch sich das Musikdrama Glucks vom Sprechdrama wie von der älteren italienischen Arien- und Ensemble-Oper so charakteristisch unterschied, in seine 'Braut von Messina' übertrug, hoffte er jenes Ideal des durch die Oper veredelten Trauerspiels zu verwirklichen. Auf dem Wege zur Ausführung des neuen Gedankens ging freilich nicht wenig verloren.

Daß seine Chöre nach musikalischem Ausdruck riefen, daß ihre Stimmung nur dem Gesang kündbar sei, stand ihm fest. Zunächst ergibt es sich für

[1]) Eine überraschend reiche Übersicht gibt für das ganze Schaffen Schillers Max Friedländers Aufsatz 'Kompositionen zu Schillers Werken': Deutsche Rundschau Mai 1905, S. 261–271.

jeden, der deutliche Worte überhaupt verstehen kann, unwiderleglich aus der seinem Drama vorangestellten Abhandlung 'Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie'. Dort erörtert er die Leistungen des Chors in der Tragödie und fährt dann fort: 'Aber er [der Chor] tut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen, lyrischen Freiheit ... und er tut es von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet.' An Körner schrieb er (16. Oktober 1803), daß 'die Braut von Messina ganz auf dem Lyrischen beruht'. Er ist 'überzeugt, daß bloß ein Dutzend lyrischer Stücke nötig sein werden, um auch diese Gattung, die uns jetzt fremd ist, bei den Deutschen in Aufnahme zu bringen, und er würde dieses allerdings für einen großen Schritt zum Vollkommenen halten'. Und er hatte mit Goethe dabei auf Zelter gerechnet. 'Wir hielten es nicht für unmöglich' — schreibt er an den musikalischen Berater und Helfer der beiden Freunde (28. Februar 1803) — 'die lyrischen Intermezzos des Chors, deren fünf oder sechs sind, nach Gesangsweise rezitieren zu lassen und mit einem Instrument zu begleiten.' Damals hatte er aber diese Ansicht bereits fallen lassen müssen. 'Ihr Wegbleiben vernichtet nun zwar diese Hoffnung, und wir werden das Stück mit samt den Chören bloß deklamieren lassen. Vielleicht aber interessieren Sie sich doch für diese Arbeit und Sie überraschen uns einmal mit einer musikalischen Ausführung derselben.' Schiller hielt also innerlich an dem Ideal, das seine Konzeption bestimmt hatte, fest, wenn er auch aus praktischen Gründen zunächst auf seine Verwirklichung verzichtete, um die Aufführbarkeit durch das deutsche Theater seiner Zeit zu sichern, das ja damals nach dem Rückschlag gegen Glucks Musikdrama eine andre dramatische Musik als die konventionelle Oper und andre Chöre als die Opernchöre nicht kannte, jedenfalls ihm in Weimar keinen Gluck zur Verfügung stellen konnte. Das Stück 'mitsamt dem Chor auf die Bühne bringen zu können', faßte er erst etwas mehr Hoffnung, als er erkannte, es sei 'dazu nichts nötig, als den Chor, ohne an den Worten das Geringste zu ändern, in fünf oder sechs Individuen aufzulösen' (an Körner 6. Februar 1803). Diese Individuen nennt er in einem Briefe an Cotta (13. März 1803) 'spezifische Personen', denen er eigene Namen gegeben, damit man sie 'ordentlich austeilen kann', d. h. damit die besten Sprecher unter den Schauspielern sie als Rollen acceptieren. Freilich hatte Schiller wenige Tage vorher in einem Brief an Körner (10. März 1803) in seinem Chor 'einen doppelten Charakter' anerkannt. 'Einen allgemein menschlichen, wenn er sich im Zustande der ruhigen Reflexion befindet, und einen spezifischen, wenn er in Leidenschaft gerät und zur handelnden Person wird'. 'In der ersten Qualität ist er gleichsam außer dem Stück und bezieht sich mehr auf den Zuschauer; er hat als solcher eine Überlegenheit über die handelnden Personen, aber bloß diejenige, welche der Ruhige über den Passionierten hat: er steht am sicheren Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft.' 'In der zweiten Qualität, als selbsthandelnde Person, soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen.' Diese Zwiespältigkeit hebt den Chor ganz heraus aus der Reihe der

sprechenden, handelnden Personen des Stückes, die alle dramatische, d. h. einheitliche, zeitlich und räumlich gebundene reale Charaktere sind und sein müssen. Nur die Musik, nur der instrumental begleitete Chorgesang hätte vermocht, diesen Gestalten, die von der Wirklichkeit des dramatischen Vorganges hinaufragen in eine ideale Welt der Reflexion und der Empfindung, in die Welt des idealen Zeugen, Zuschauers und Richters der dramatischen Handlung, künstlerisches Leben zu verleihen. Schiller aber verteilte auf Körners unglücklichen Rat seinen Chor an fünf bis sechs sprechende spezifische Personen mit festen individuellen Namen, kehrte damit völlig zu der Auffassung zurück, die Corneille von dem Chor der Tragödie geäußert hatte, und brachte so nur den einen Charakter seines Chors zur Darstellung, und gerade den, der dem ursprünglichen Wesen des antiken tragischen Chors fremd ist; der andre Charakter, der eigentliche, der 'allgemein menschliche', ging dabei in der künstlerischen Darstellung verloren. Und selbst die realistische Natur des Chors, die sogenannte 'spezifische', d. h. die dumpfe, leidenschaftliche Masse als selbsthandelnde Person, wird durch die Verteilung an mehrere Einzelsprecher höchst unvollkommen ausgedrückt, und war auf der Bühne seiner Zeit nur dadurch zum Leben zu bringen, daß man ihm die eigentliche Seele seines Wesens nahm: den gemeinsamen, gleichzeitigen, d. h. eben chorischen Ausdruck einer Massenempfindung, der einzig im Gesange möglich, aber auch dessen innerstes eigentliches Recht ist. Der Chor ward durch seine Auflösung in Einzelreden herabgestimmt auf das immer halb peinliche, halb das Komische streifende Zusammensprechen. Schiller schrieb am 28. März 1803 von der ersten Aufführung, die am 19. März 1803 stattfand, er habe 'zum ersten Male den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen', und Goethe schien 'der theatralische Boden durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden'. Andre Urteile lauteten von vornherein viel ungünstiger. Schiller selbst gab zu, 'über den Chor und das vorwaltend Lyrische in dem Stück sind die Stimmen sehr geteilt'. Auch Zelter gestand den durch Iffland einstudierten gesprochenen Chören der Berliner Aufführung nur für 'mehrere Stellen Wirkung' zu, hatte aber sonst dagegen offenbar sehr begründete Bedenken.

Eine Gefahr lag in jenem Doppelcharakter des Chors. Aber eine größere lag darin, daß die Nachbarschaft mit der Oper dem idealen Stil, der Schiller vorschwebte, verhängnisvoll ward. Wohl hatte Glucks Reform die Opera seria gerade dadurch umgestaltet und auf eine höhere dramatische Stufe gehoben, dem tragischen Stil genähert, daß er dem Chor, wenn er ihn auch homophon behandelte, eine bedeutsame, in die Aktion tief eingreifende musikalisch und poetisch hervorragende Rolle schuf. Der Chor war in den Anfängen der italienischen Renaissanceoper geflissentlich, im Gegensatz zu den früheren Choreinlagen in humanistischen Dramen oder Mysterien, die kontrapunktisch im Madrigalstil behandelt waren, rein harmonisch gehalten. Später verkümmerte er immer mehr und ward vielfach durch das sich aus ihm abzweigende Ballett ersetzt. Jomellis und Glucks Tat fand doch keine ebenbürtige Fortführung. Der Opernchor blieb nach wie vor ein konventionelles Verlegenheitsprodukt,

ohne musikalische und vor allem ohne dramatische Bedeutung, ein Ornament für Auge und Ohr, kein organischer Bestandteil des Kunstwerks.

Der kompetenteste Beurteiler, E. T. W. Hoffmann, der geniale romantische Dichter, Komponist und Maler, hat in Kotzebues 'Freimütigem' am 9. September 1803 unter der Maske eines Klostergeistlichen ironische, aber den Kern treffende Kritik geübt. Seine Meinung — und sie entspricht der Wahrheit — ist: 'Die Chöre der griechischen Tragödie haben sich gewiß noch mehr als die Deklamation der übrigen Verse dem eigentlichen Gesange genähert'. Er bezieht sich auf einen früheren Bericht im Freimütigen über die erste Weimarische Aufführung (März 1803), 'daß der Chor von sieben Männern gesprochen worden sei, und daß es geklungen habe, als sagten Schüler ihre Lektionen auf', und stimmt dem zu: 'Ich kann mir auch in der Tat nichts Läppischeres und Ungereimteres denken, als wenn mehrere Leute auf dem Theater Verse hersagen, ohne an jene notierte Deklamation, die sie zum Halten des Tons und des Rhythmus nötigt, gebunden zu sein.' Er ist aber mit der vorschwebenden Intention der Wiedereinführung des tragischen Chors völlig einverstanden. Hat man nur erst die Melopöie — man erinnere sich an die oben (Märzheft S. 402) mitgeteilte Ausführung des Dubos — wieder hergestellt, und sind die Leute über das Ungewöhnliche des ersten Eindrucks weg, so wird sich das weitere wohl geben. Ohne Klanginstrument, ohne notierte Deklamation wird alles nur ein unnützes Geplapper sein'. Also Gesang und instrumentale Begleitung, das ist's, was er verlangt.

So urteilte der theoretische und praktische Vorkämpfer des musikdramatischen Gesangskunstwerkes, dessen Schriften auf Wagner so tief gewirkt haben, dessen jetzt wieder aus der Vergessenheit hervorgezogene Märchenoper ein wunderbarer Vorklang Carl Maria von Webers ist. Man wird sein Urteil nicht in den Wind schlagen dürfen, denn es ist das Urteil eines als Dichter, Musiker und Dramaturg gleich kompetenten Richters.

Wichtiger noch ist Goethes Stellung zu der Frage. Zelter hatte auf den erwähnten Wunsch Schillers sich sofort nach den ersten Berliner Aufführungen durch Iffland, wo die Chöre nach dem Takt rezitiert wurden, ernsthaft mit ihrer musikalischen Komposition beschäftigt. Mit gesundem Instinkt bekannte er: 'Über die Chöre möchte ich lieber nichts sagen, weil mir alles dunkel und unbekannt vorschwebt. Wetten wollte ich, daß Schiller recht hat und daß etwas dahinter liegt, was wir alle nicht kennen!' Aber er stieß sich begreiflicherweise an dem, auch in der Vorrede betonten zwiespältigen Charakter der Chöre und an dem starken Stilgegensatz zwischen den Reden der handelnden Personen des Dramas und den lyrischen Chorstrophen. In seiner Verlegenheit fragt er Goethe. Und der stimmt prinzipiell lebhaft der musikalischen Komposition der Chöre zu. Als Beilage zweier Briefe (28. Juli, 4. August 1803) übersendet er ihm eine höchst interessante Abhandlung über die verschiedenartigen Formen des antiken Chors, seinen Ursprung, Entwicklungsgang und Verfall. Dabei stellt er Aischylos in den Vordergrund und unterscheidet bei ihm 'den alten Stil' ('Sieben'), wo zwischen dem episch-lyrischen Chorgesang mythologischen und genealogischen Inhalts wenige

Personen auftreten, den 'hohen Stil' ('Eumeniden', 'Bittenden'), wo der Chor als mystische Hauptperson selbständig, die Herrscher und Götter nur als 'begleitende Personen' erscheinen. Den Chor dieser ersten zwei Epochen findet er für die Komposition geeigneter als den der dritten, des 'schönen Stils' (Sophokles), wo die Figuren der Fürsten und Helden hervortreten, 'der Chor begleitend wird und sich auf die Reflexion wirft und das Amt eines berufenen und willkommenen Zuschauers übernimmt', und als den Chor der vierten Epoche (Euripides), 'wo sich die Handlung immer mehr ins Privatinteresse zurückzieht' und der Chor 'als ein aufgeerbtes Inventarienstück, unnütz und als lästiger Vertrauter und Zeuge von Geheimnissen störend wird ('Helena', 'Iphigenie auf Tauris'). Man sieht, nach Goethes Gruppierung würde Schillers Chor, da in ihm geflissentlich die Reflexion waltet, in die Klasse der dritten und vierten Periode gehören, also der Komposition größere Schwierigkeit bereiten. Goethe verweist Zelter auf das Oratorium, damit er aus diesem den angemessenen tragischen Stil für den Chor des modernen Dramas gewinne. Also nicht der homophone Opernchor Glucks soll Vorbild sein, sondern der polyphone Chor des geistlichen Musikdramas, wie es Händel und Bach am vollendetsten gestaltet haben. Er berührt sich, wie man sieht, völlig mit Herders oben (Märzheft S. 426 f.) dargestellter Absicht, aus Kantate und Oratorium eine Reform des Dramas herauswachsen zu lassen.

Goethe sprach hier als Teilhaber, ja vielleicht als Anreger des kühnen Schillerschen Versuches. Seine Poesie hat von Anfang mit der Musik Fühlung gehabt. 'Nur nicht lesen, immer singen!' rufen wirklich die meisten seiner Lieder. Aber es gibt in dem Verhältnis seiner Dichtung zum Gesang merklich verschiedene Perioden, oder vielmehr die Musik, die sein Dichten als adäquaten Ausdruck verlangt, ändert sich. Freilich die Komponisten, die sich ihm boten, haben nur selten mit dem poetisch-musikalischen Wandel der innern Form seiner Lyrik Schritt gehalten. Was nun das Drama betrifft, um das es sich hier handelt, so kam die Vorliebe, die Goethe sein Leben lang für lose und innige Verbindung zwischen ihm und dem Gesang, der instrumentalen Musik, hegte, schon oben (Märzheft S. 431 ff.) zur Sprache.

Manche von Goethes schönsten Liedern entstanden oder dienten bekanntlich als komponierte Einlagen von Singspielen: 'Ein Veilchen auf der Wiese stand', 'Ein Schauspiel für Götter' ('Erwin und Elmire'), 'Es war ein Buhle frech genung' ('Claudine'), 'Erlkönig' ('Fischerin'). Auch der 'König von Thule' ist ähnlich zu beurteilen. Die dramatische Stilform des 'Faust' schwankt in den Anfängen der Dichtung zwischen dem deutschen Singspieltypus (Prosa mit eingelegten strophischen Liedern), dem lyrischen Drama des Herderschen 'Brutus', wie er in Goethes 'Mahomet' und 'Prometheus' vorliegt, und dem italienischen Singspieltypus des Metastasio, wie ihn Wielands 'Alceste' gestaltet hatte (s. oben Märzheft S. 424 f., 429 f.). Dialog und reflektierender Monolog sind bestimmt für Sprechvortrag (in Prosa oder freiem Knittelvers), die lyrischen Elemente (der pathetische Monolog in freien Rythmen, monodisches Lied und Ensemblestücke in gereimten Strophen; Chöre in Reimversstrophen oder in reimlosen unstrophischen freien Rhythmen) sind bestimmt für

Gesang oder melodramatische Rezitation. Während der 'Götz' nach Shakespeares Vorbildern musikalische Gesangseinlagen gelegentlicher illustrativer Art aufweist, greift die musikalische Beteiligung vokaler und instrumentaler Musik beim Egmont viel tiefer in die innere Struktur des tragischen Stils, und bewirkt jene opernhaften Züge, die der Rezensent Schiller tadelte, um dann später mit seiner 'Jungfrau', 'Turandot', 'Braut von Messina', 'Tell' gleichfalls der Sphäre der Oper sich zu nähern. Im 'Egmont' erscheint das in der 'Proserpina' als selbständige tragische Kunstform mit Chören kunstvoll nach den Anregungen Rousseaus und Bendas ausgebildete Melodram als idealisierendes Element der Tragödie, steigernd und verklärend, von Beethoven genial bemeistert. Aber Goethe drängte auch seinen 'Faust' mit uns befremdender Gewaltsamkeit der Umarbeitung in ein 'Monodram' nach dem Muster der 'Proserpina'. Bedeutsame Nachwirkungen Diderots, Rousseaus und der viel beachteten, von Sonnenfels und Herder aufmerksam gewürdigten Propaganda des Franzosen Noverre für das Ballett verrät 'Der Geist der Jugend', ein 'pantomimisches Ballett, untermischt mit Gesang und Gespräch', für die Herzogin zum 30. Januar 1782 gedichtet: ein graziös tiefsinniger Poetentraum, Abbild der Wirklichkeit und zugleich ideales Vorbild. Dann setzen die Operndichtungen ein. Von ihnen und von dem Wege, der durch die leichtgewogenen Singspiele des italienischen Typus aufwärts führte zu dem neuen großen Stil für die Wiederaufnahme des 'Faust' einerseits und für die Aischylos nachstrebenden Chordramen der 'Danaiden' und der 'Befreiung des Prometheus' anderseits, habe ich oben (Märzheft S. 433) geredet.

Zu Anfang des neuen Jahrhunderts tritt in seiner eigentlichen Lyrik, in dem nun sich herausbildenden 'geselligen Lied' der Chor stärker hervor. Auch die Kantate wird jetzt eine beliebte Form seiner Lyrik. Gleichzeitig ungefähr, parallel mit Schillers Chordramen, unternimmt er es, den 'Tancred' von Voltaire für die Weimarische Bühne zu übersetzen, und plant, die einzelnen Aufzüge durch Zwischenaktschöre zu verbinden. Das war eine Rückkehr zu dem vorklassizistischen Renaissancedrama und vielleicht durch die italienischen Reformversuche (s. oben Märzheft S. 406) angeregt. Doch hatten die Theoretiker des Dramas, wie oben bemerkt, mehrfach diese Erneuerung vorgeschlagen. Goethe selbst nennt seinen Versuch einen Aufenthalt 'in dem romantisch tragischen Kreise'. Gleichzeitig auch schafft er sich einen eignen dramatischen Typus voll musikalischer Elemente mit einem in das Romantische hinüberspielenden neuen Stil des Antikisierens: 'Helena', 'Palaeophron', 'Pandora', 'Epimenides' sind alle angelegt auf reichliche Mitwirkung von Gesang und instrumentaler Musik, enthalten alle Chöre, mischen alle antike und moderne romantische Versformen und beleben das szenische Bild durch malerische, mehr noch durch plastische Motive und stilisierte mimische Bewegung.

Auf diesem Boden der Goethischen Theaterpraxis und Theaterdichtung sind auch Schillers Chordramen erwachsen. Schiller ist jedoch insofern in der 'Braut von Messina' seinen eigenen Weg gegangen, als er die lyrischen Maße (reimlose Systeme und gereimte Strophen) auf den Chor und Monologe beschränkt hat und dem Dialog mit Ausnahme sporadischer Reime an ge-

hobenen Stellen den Sprechvers des Weimarischen Dramas, den fünffüßigen Jambus bewahrte. Das irritierte Zelter, der zweifelte, ob nicht auch der Dialog zu komponieren sei, und der mindestens die Beatrice durch eine Sängerin besetzen wollte. Schillers Absicht war das nicht, mag er auch ihren großen lyrischen Eröffnungs-Monolog im zweiten Akt, wo Stanzen mit freien gereimten Rhythmen des echten Singspieltypus wechseln, nach dem Vorgang seiner 'Maria Stuart' und 'Jungfrau' für die durch Rousseau, Benda-Brandes, Gotter, Goethes 'Proserpina' ihm nahe gebrachte Form des Melodrams bestimmt haben. Aber den idealen tragischen Stil, die Wucht, Größe und Fülle der Sprache und die Weite der Gedanken, die er den gesprochenen Teilen seines Dramas verlieh, motivierte er als eine Folge, als einen Abglanz der Musik und der mimischen Bewegungen der gesungenen und begleiteten Chöre, in denen die Lyrik, in denen die ideale Person, der ideale Schauplatz den tragischen Stil auf den Kothurn erhebt. Der singende, in feierlichem Rhythmus sich bewegende Chor sollte dem Drama aus dem Geiste der Musik das vollenden, wofür Goethe gleichzeitig außer der Tonkunst auch äußerliche Hilfskräfte aufrief: die antiken Masken, die er den Weimarischen Schauspielern für Terenzaufführungen und allegorische Maskenspiele umhing, die plastischen oder malerischen Gruppenbilder der dramatischen Szene, die er mit künstlerischer Absicht suchte, die Experimente einer stilisierten, der Musik sich nähernden Rezitation. Der Chor war es, der nach Schillers Meinung auch zurückwirken mußte auf die dramatischen Charaktere: die Personen des tragischen Stils sind 'keine wirklichen Wesen' mehr, 'die bloß ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen'. So befiehlt es die Vorrede zur 'Braut von Messina' in Übereinstimmung mit der Kunst und dem Denken des alternden Goethe, die den Typus suchen.

Diese Vorrede ist das Tiefste und Reifste, was Schiller von den letzten Dingen in der Kunst gesehen und gesagt hat. Zugleich Ergebnis und Ausdruck der beglückenden Ideen- und Arbeitsgemeinschaft mit Goethe. Es ist das heilige Vermächtnis unsres edelsten Dichters, den schon der Tod gestreift hat, und der nun für seine Nation den Schleier hebt und sie in den Urgrund der Poesie und ihrer höchsten Offenbarung, der Tragödie, blicken läßt. Wir haben in Ehrfurcht und Andacht zu betrachten, was uns Schiller zeigt und deutet. Es ist ein System hoher Gedanken, dessen künstlerischer Unterbau aus dem idealisierenden Klassizismus Winckelmanns, dessen philosophisches Fachwerk aus der Ästhetik und Sittenlehre Kants herrührt. Die Anpassung des Ganzen an die Tragödie aber ist Schillers eigenstes Werk. Dennoch, trotz aller Dankbarkeit und Bewegung, mit der wir seiner Lehre lauschen, richten wir unwillkürlich die Blicke sehnsüchtig nach einer andern Ecke unsrer modernen geistigen Entwicklung. Dorthin, wo die beiden großen Landsleute Kants sitzen: Hamann und Herder.

Herder grollte einsam im Winkel, verfolgte die Taten des Freundespaars, das ihn aus dem Triumvirat längst ausgeschaltet hatte, mit einer bis zur Ungerechtigkeit scharfen Kritik, ja mit einer Verstimmung, die an den

Haß grenzt, und mühte sich vergeblich, die dramatischen Leistungen der beiden Großen durch eigne musikalisch-dramatische Werke ('Aeon und Aeonis', 'Ariadne-Libera', 'Prometheus', 'Admetus Haus') zu verdunkeln. Wir müssen den Bruch tief bedauern. Müssen es beklagen, daß für Herders genetisch-historische, organisch-realistische und zugleich mystisch-metaphysische Betrachtung der Kunst in der gemeinsamen Arbeit Schillers und Goethes kein Platz mehr war. Schon Goethes Charakteristik des antiken Chors in den Briefen an Zelter korrigiert die in Kants Kategorien eingeordnete absolute Konstruktion, die alles historische Material in einen rationalistischen Pragmatismus verflüchtigt. Wie viel klarer und wahrer, lebendiger und unmittelbar wirksamer wäre die Formulierung der Theorie des tragischen Stils und des tragischen Chors in Schillers Vorrede ausgefallen, hätte sich von dem Standpunkt der durch Kant inspirierten Betrachtung des Dramas und der Musik zu der universalgeschichtlichen Auffassung, dem intuitiven Enthusiasmus Herders eine Brücke schlagen lassen.

Tatsächlich gibt es zwischen jener Vorrede Schillers, seiner 'Braut von Messina' und Herders theoretischen Rhapsodien über Ursprung, Geschichte, Wesen und Zukunft des Dramas und seiner Beziehungen zur Musik ein Gemeinsames.

Klopstocks Ode 'Die Chöre' hatte mit überschwenglichem Preis die Wonnen der geweihten Musik, den religiösen Chorgesang, der 'den Geist mit Schauer erfüllt' und in dem erzitternden Volk Feuer des Himmels glühen läßt, hingerissen verherrlicht. Daran knüpfte Herders 'Cäcilia' an: 'Die Basis der heiligen Musik ist Chor'. Seine 'Kalligone' (1800) wirft dann Kants 'Kritik der Urteilskraft' den Fehdehandschuh hin: 'Musik ist mehr als ein schönes Spiel der Empfindungen, die von außen erzeugt werden, und das sich gleichwohl doch muß allgemein mitteilen lassen.' Musik ist eine Kunst der Menschheit. Alles was in der Natur tönt, ist Musik. Die ursprüngliche Macht der Töne beruht nicht auf akustisch-mathematischen Proportionen, sondern es verrät sich darin die Stimme der Natur, die harmonische Bewegung. Durch ein Band der Natur sind Musik, Tanz und Gebärdung als Typen und Ektypen einer gemeinschaftlichen Energie verbunden. So konnte ihnen die Mitstimme der Empfindenden nicht fehlen. Wir stimmen ein, wo Stimmen erklingen: daher stammt die Gewalt der Chöre, insbesondere ihres Einfallens und Wiedereinfallens. Die Beispiele musikalisch-poetischer Tanz- und Freudenvölker bezeugen die hohe Wirkung der natürlichen Einheit von Musik, Tänzen, Liedern. Noverres 'Briefe über die Tanzkunst' belehren über die Macht von Musik und Tanz. Händels, Glucks, Mozarts Zaubertöne bewegen die ganze Seele. Leibniz wird herbeigerufen als Gewährsmann: Gemälde oder Töne erwecken starke Eindrücke; der Eindruck durch Töne aber ist stärker, denn er enthält Bewegung. 'Gesänge also, die sowohl Bilder erwecken als durch Töne bewegen, haben eine unglaubliche Gewalt.'

Konnten solche Gedanken nicht dem Chor in Schillers Drama, der plastisch-malerisches Bild und mimische Bewegung gleichfalls durch Musik und Gesang begleitet, als Stütze dienen? In der 'Adrastea' (Zweiter Band,

viertes Stück, entstanden Ende 1801, versendet März 1802) führt Herder das weiter aus. Er läßt den antiken Hellenen unser modernes Sprechdrama kritisieren.

'In Athen war es anders . . . Ob unsre Aussprache, unsre Deklamation, Aktion und Musik euch gleich verloren sind, eure Kammer wird euch zu eng, euer Haus voll schallender Luftgenien werden, indem ihr sie nur leset. Denkt euch dies bestimmtfortgehende, immer wechselnde Melos; hört es im Geist und verstummt über eure verstummte Bühne. Und diesem hohen Tongefolge, was legten wir ihm unter? . . . Einen großen Kampf menschlicher Leidenschaften unter der höchsten Macht, dem Willen des Schicksals.'

Die Rede des Griechen unterbricht er mit dem Zugeständnis: 'Nicht nur ist der Chor verstummt, sondern was daraus folgen mußte, in so vielen Stücken auch die Melodie der Handlung, das Richtmaß und der Zweck, nach und zu welchen bei den Griechen die Begebenheit dem Zuschauer theatralisch dargestellt werden sollte.' Auch Schiller erwartet von seiner Wiedereinführung des Chors eine ähnliche Wirkung, wenn er ihm eine bändigende, motivierende, beruhigende Kraft, eine Reinigung des tragischen Gedichtes zutraut. Und hören wir Herder weiter:

'Hier war die Frage nicht: warum solche Schicksale die Menschen treffen? sondern wenn und weil sie sie treffen, wie sind sie anzusehen, wie zu ertragen? Zur Antwort auf diese Frage sprach in der griechischen Tragödie bei jeder Umwende eines neuen Blatts im Buche des Verhängnisses, das ist bei der Enthüllung jedes neuen Umstandes der Begebenheit alles, was sprechen konnte: der Leidende und die Mitleidenden, die Fürchtenden und der Geprüfte, mit allen der Chor. Er war im eigentlichen Verstande die Zunge an dieser Wage; was niemand sagen durfte und mochte, sprach er.'

Solche Worte hätten auch vor der 'Braut von Messina' stehen dürfen. Und wenn er mit Anlehnung an eine Begriffsbestimmung des Aristoteles die Tragödie als Musik der Seele faßt, sie den die Gemüter reinigenden, die Seele entzürnenden Sühngesängen vergleicht, so kommt er, scheint mir, der Wahrheit ganz nahe, berührt sich aber hier wie in der Tendenz der früher (oben Märzheft S. 418) ausgehobenen Prophezeiung eines künftigen deutschen Odeums für den Verein von Drama, Musik, Aktion auch mit der tragischen Theorie Schillers.

Trotz des persönlichen und künstlerischen Gegensatzes, der Schiller und Herder trennte, bin ich überzeugt: Herders tiefe und ergreifende Würdigung des antiken Chors und seiner ewigen ästhetischen Bedeutung für die tragische Wirkung des Dramas hat auch Schiller bei dem Beschreiten der neuen Bahn gestärkt und gefördert. In der Mißbilligung des spielerischen, lässigen, äußerlich repräsentativen Elements in manchen dramatischen Hervorbringungen Goethes war Schiller mit Herder einig. Und gleich Herder war sein Vorbild niemals der 'zierliche Porzellanturm mit klingenden Silberglöckchen', den Metastasio errichtet und den Wieland, Goethe, Heinse bewundert und besucht hatten, sondern ein 'griechisches Odeum'. Hatte Herders Adrastea (Viertes Stück) den lapidaren Satz geprägt: 'Genuß mit andern erhebt und begeistert, daher die Chöre. Auf dem Gipfel der Begeisterung ist man trunken; daher die

Tänze', so war auch das im Sinne Schillers. Wer denn hätte so sehr aus dem eigensten dramatischen Bedürfnis die Wucht und Größe, die künstlerische Bedeutung der gemeinsamen oder widersprechenden Empfindungen und Entschlüsse einheitlich gestimmter oder in sich geteilter Massen erkannt und für die tragische Handlung verwertet wie er? Die Räuberszenen, Wallensteins Lager, das Gastmahl der Generäle im 'Wallenstein', der Rütlibund im 'Tell', der Reichstag im 'Demetrius' sind dafür nur einzelne Beispiele. Scherer hat mit feinem Verständnis die eigentliche dramatische Wurzel des Schillerschen Chors in seiner 'Braut' dort gefunden: in der Neigung und Kraft, große Volks- und Gesellschaftsgruppen auf der Bühne als Träger der Handlung, als Opfer und Werkzeug des Schicksals in Aktion zu setzen.

Auch Schiller, da er sein Chordrama schuf, wollte sich gleich Herder 'aufschwingen in ein Empyreum des Urlichts', auch er wollte in dieser Tragödie das, was Herder vom Drama forderte: 'ins Heiligtum der Vernunft und des Verstandes führen, die doch auf nichts als auf den innern Zusammenhang der Dinge hinausgehen' (Adrastea, viertes Stück). Auch die nachher von Herder so bitter verhöhnte 'Braut von Messina' ist durch seine historisch-genetische und metaphysische Ästhetik der Musik befruchtet.

Aber all diese hohen Ideen von der Wiedergeburt des Musik, Aktion, Poesie vereinenden Chors, von der Entstehung des tragischen Stils aus der Musik strafte die Wirklichkeit Lügen. Die Tragödie mit dem neubelebten Chor kam auf die Bühne, jedoch das Melos des Chors blieb stumm. Kann man sich wundern, wenn Herder mit dieser Erneuerung des antiken Chors, dem die Seele, der singende Klang und die harmonische, polyphone Verschlingung und Häufung der Stimmen fehlte, höchst unzufrieden war, wenn überhaupt die Bedenken und Zweifel gegen die Daseinsberechtigung dieses Chordramas auf die Dauer die Oberhand behielten? Die Auflösung des singenden Chores in einzeln oder in Gruppen gleichzeitig redende Sprecher war doch nur ein Surrogat und als solches, wie man heute niemand zu versichern braucht, kunstwidrig, ja barbarisch. Es war ein unendlich nüchterner Notbehelf, was für die eigentlich gewollte neue Kunstform geboten wurde: die zugrunde liegende künstlerische Absicht war verlassen und ein niemals lebensfähiges, an einem inneren Widerspruch leidendes, durchaus stilwidriges Scheinwesen hervorgequält. Dabei ist es denn leider bis heute in der Hauptsache geblieben. Die modernen Bühnen haben sich um den künstlerischen Grundgedanken des Schillerschen Reformversuchs niemals gekümmert, allerorten spielt man dieses einzigartige Stück als bloßes Sprechdrama und sucht sich mit dem Chor abzufinden in wechselnden wunderlichen Experimenten dressierter Sprechkunststücke, deren höchster Erfolg es ist, die Erinnerung an die Kinderschule zurückzudrängen, und die mehr oder minder seltsam, immer aber eintönig und stimmungslos, niemals rein künstlerisch wirken.

Das Musikdrama Richard Wagners war eine Fortbildung und großartige künstlerische Durchführung der Ahnungen und Hoffnungen des 18. Jahrhunderts über eine Wiedergeburt des Dramas aus der Oper, freilich unter Hinzunahme des polyphonen Orchesters, wovon Goethe und Schiller keine

Vorstellung haben konnten. In seinem theoretischen Hauptwerk ‘Oper und Drama’ wollte Wagner vom Chor im Drama nichts wissen. Er hat ihn aber als einen Teilnehmer der dramatischen Handlung, als eine realistisch mitwirkende Masse in der künstlerischen Praxis doch zugelassen. So im ‘Holländer’, ‘Tannhäuser’, ‘Lohengrin’, wenn auch noch mit Konzessionen an das rein musikalische Bedürfnis der älteren Operntradition. Im ‘Tristan’, im ‘Ring des Nibelungen’ schrumpft sein Chor zu einem unwesentlichen Mitglied der dramatischen Handlung zusammen. In den ‘Meistersingern’ und im ‘Parsifal’ wuchs er wieder mächtig empor, weil hier die dramatische Aktion selbst den Massenausdruck der mithandelnden Personen verlangte.

Es besteht hier zweifellos ein Gegensatz zwischen Wagner und Schiller. Schiller forderte mit Goethe für das Drama einen im strengen Sinne idealen Stil. Der tragische Stil führte nach seiner Meinung hinaus über die Realität der dargestellten Handlung. Seine Theorie des poetischen Spiels, seine Verwerfung des ‘Gauklerbetrugs der Illusion’ ließ ihn im Theater ein zweites Theater suchen: das ideale Spiel zwischen den Personen der Handlung und dem darüber schwebenden Chor.

Man bemerkt: es handelt sich hier um eine Kernfrage aller theatralischen Kunst, die in unsern Tagen wieder brennend geworden ist in dem Kampf zwischen der sogenannten naturalistischen oder illusionistischen und der stilisierenden Reformbühne. Allen Führern und Wortführern dieses Streites sei lebhaft empfohlen, sich mit dem dramaturgischen Konflikt bekannt zu machen, der damals, als die ‘Braut von Messina’ entstand, zwischen Goethe und Schiller einerseits und Herder anderseits mit großer Schärfe durchgefochten wurde. Für den Kreis Herders war dieses Chordrama Schillers ein ‘großes Unding’, ein ‘Irrlicht’, eine ‘wunderbarliche fata morgana’, die ganze Theaterpraxis Goethes und Schillers ein ‘Puppenspiel auf den Brettern’, das ‘ausstaffierte falsche Götzenbilder’ aufstellt.

Offenbar steht Wagner in diesem Kriege, der niemals wohl zu einem dauernden Frieden führen wird, weil ihn nicht bloß künstlerische Bedürfnisse, sondern menschliche Weltauffassungen führen, in mancher Hinsicht Herder näher als dem großen Freundespaar, wenn ihn auch seine durchaus abweichende Wertung und Abgrenzung des Moralischen jenem völlig fern rückt. Der Gegensatz zwischen Schiller und Wagner, der sich am greifbarsten in der verschiedenen theoretischen Schätzung der dramatischen Bedeutung des Chors offenbart, ist aber nicht so tief, als es zunächst scheint. Auch Wagner, indem er dem Orchester mit Lessing (s. oben Märzheft S. 412) die Rolle eines idealen Mitspielers im Drama gibt, der über der dargestellten Handlung steht, sie beleuchtet und deutet, ihren Sinn und ihre Stimmung heraushebt oder ausklingen läßt, teilt in einer ihm eignen Anwendung Schillers Anschauung von der idealen Natur des tragischen Stils. Das Orchester Wagners ersetzt gewissermaßen den idealisierenden Chor der ‘Braut von Messina’. Denn es ist, wie Sternfeld in seiner Schillerrede von 1905 treffend bemerkte, das geworden, was nach Schillers Vorwort sein Chor sein sollte: das ‘lyrische Prachtgewebe’, das den Gehalt der fortschreitenden Handlung des Dramas wie eine durchsichtige

faltenreiche Purpurhülle umfließt und wie 'eine lebendige Mauer den idealen Boden von der wirklichen Welt' als Wehr gegen den Naturalismus scheidet.

Unleugbar droht die Gefahr, daß durch die Wucht des Wagnerschen Beispiels der Musik im Musikdrama etwas von ihrer bedeutsamsten Macht, daß ihr gerade die Ausdrucksmittel entzogen werden, die sie vor dem rezitierten Drama, vor aller rezitierten Poesie voraus hat. Es entsteht so eine Stilfrage, deren theoretische Entscheidung am wenigsten hier von mir gegeben werden kann. Fraglos hat z. B. Weber in seinen Singspielopern ('Freischütz', 'Oberon') Chöre geschaffen, die dramatische und zugleich eine musikalische, zum Teil eine wirklich ideale Bedeutung haben. Und vor kurzem erst hat der bedeutendste unter den Dramatikern unsrer Zeit, die der Bahn Schillers treu blieben, Ernst von Wildenbruch, in seinen 'Liedern des Euripides' ein künstlerisches Beispiel gegeben für den alten Typus des Schauspiels mit komponierten Chören, das auf der Bühne sicherlich tiefster Wirkung fähig ist.

Auf dem großen Eroberungszuge Schillers nach dem idealen tragischen Stil ist sein Chordrama die prachtvollste Frucht: im innern Wesen dem Wollen und Vollbringen Wagners verwandt trotz aller äußerlichen Unterschiede und Gegensätze.

Darum ist es eine Pflicht aller derer, denen das Schicksal der tragischen Kunst, denen Schillers Wirken etwas Großes bedeutet, dafür zu sorgen, daß Schillers Chordrama auch in dem ursprünglichen Sinn seines Schöpfers zur Darstellung komme. Eine Mitwirkung der Musik ist dazu unerläßlich. Aber nicht einer antikisierenden, einer auf die Einstimmigkeit und die dürftige Instrumentalbegleitung der antiken Musik, die im Grunde uns stets ein Phantom bleibt, künstlich und willkürlich zurückgeschraubten Musik! Schillers Tragödie von den feindlichen Brüdern war das Werk fortschreitender, moderner Kunst, die den tragischen Stil sucht in einem Ausgleich des Klassizismus und der Romantik, wie ihn Goethes 'Tancred', 'Helena', 'Pandora', 'Epimenides' erstrebten. Auch die Musik, die, wie er träumte, seinem Chor ideale Weihe geben, ihn zur Quelle des tragischen Stils für das ganze Drama und vor allem zur Quelle der tragischen Katharsis machen sollte, war die Musik der Zukunft: die Musik, die durch die großen Meister des neunzehnten Jahrhunders, Beethoven, Schubert und Wagner auf dem Grunde der vier großen Alten, Bach, Händel, Gluck und Mozart, geschaffen wurde. Diese Musik ist berufen, die Lücke auszufüllen, die Schiller bei der dramaturgischen Noteinrichtung seines Chordramas lassen mußte, und das eigentliche künstlerische Ziel seines nur unvollkommen und widerspruchsvoll von ihm verwirklichten Reformversuchs zu erreichen.

Aber solche Prophezeiungen und Wünsche, sind sie nicht in ihrer abstrakten Möglichkeit bedenklich? Sind sie überhaupt am Platze, wo doch in den Angelegenheiten künstlerischer Stilentwicklung einzig der Satz gilt: 'Im Anfang war die Tat'?

Gewiß! Aber die Tat, von der ich als einer künftigen, als einer zu

erhoffenden, spreche, sie ist längst getan. Sie ist getan im Sinn und im treuesten Dienste Schillers und Wagners von einem echten deutschen Meister.

Der am 9. Juni 1906 verstorbene Königsberger Tondichter Constanz Berneker, ein litauischer Lehrerssohn, Schüler der Berliner Hochschule für Kirchenmusik und der Berliner Akademie der Künste, einer der frühesten, ehrlichsten und vor allen Dingen selbständigsten Schüler Richard Wagners, hat die verhängnisvolle Lücke in unsern theatralischen Darstellungen des Chordramas Schillers lebendig gefühlt und mutig versucht, von dem Standpunkt, der durch Wagners Musikdrama für die dramatische Tonsprache gewonnen war, Schillers künstlerischen Gedanken in seinem Kern zu erfüllen. So schuf er im Jahre 1892 mächtige polyphonische Chöre im freirezitierenden Stil mit reicher polyphoner Orchestermusik: ein Werk von hoher, von wahrhaft ungewöhnlicher Bedeutung und nach des Komponisten eigener Ansicht das Beste, was ihm gelungen ist. Das musikalische Schaffen Bernekers ist während seines Lebens wenig über seine Heimat hinausgedrungen, wo er seit dem Jahre 1874 eine stets wachsende Gemeinde begeisterter Verehrer fand. Erst seitdem 1904 Ludwig Wüllner einen Zyklus dramatischer Gesänge 'Weltuntergangslieder' hier in Berlin wie in allen größeren Konzertstädten Deutschlands und Hollands vortrug, seitdem — schon etwas früher — in Rußland, nachher in Deutschland Felix Senius prächtige lyrische Lieder Bernekers, vor allem die eigenartigen, wundervollen 'Sonnenlieder' sang und seitdem — schon nach Bernekers Tod — auf dem großen Mannheimer Jubiläums-Musikfest 1907 seine wuchtig festliche, gefühlstiefe und großartig bewegte 'Krönungs-Kantate' mit inniger Teilnahme der großen Zuhörerschaft ertönte, beginnen weitere Kreise zu erkennen, was die deutsche Kunst in diesem still schaffenden, in scheuer Bescheidenheit stolzen Meister besaß, der weltunkundig wie ein Kind die Mittel des äußeren Erfolgs und der geschäftlichen Ausnutzung seiner Werke niemals anwenden wollte[1]). Auch in Berlin regt sich, zwar noch in engem Kreise, das Interesse für seine Kompositionen. Ein Liederkonzert vor zwei Jahren, ein großes Kirchenkonzert im vorigen März, beide nur den Werken Bernekers gewidmet, bezeugten es.

[1]) Für die künstlerische Bedeutung Bernekers und die weitere Verbreitung seiner Tondichtungen traten unter andern ein: Louis Köhler, Allgemeine Deutsche Musikzeitung 1879, 21. März, Nr. 12, S. 95 f. — Albert Hahn, Die Tonkunst. Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik. 1879. Band VII, Nr. 8, 22. Februar, S. 123 ff. — H. Gehrmann, Königsberger Allgemeine Zeitung 1900, 23. November, zweite Beilage zur Morgenausgabe. — Ernst Flügel, Schlesische Zeitung 1904, 22. November. — E. O. Nodnagel, Allgemeine Musikzeitung 1905, Nr. 9, 3. März, S. 168, und 'Die Musik'. 1906. Fünfter Jahrgang. Zweites Augustheft, S. 222—230 (mit Bild). — H. Kretzschmar, Führer durch den Konzertsaal. Erster Teil Kirchliche Werke. Dritte Auflage. Leipzig 1905. S. 577. — Paul Ehlers, Neue Musikzeitung. (Stuttgart, Grüninger.) 1906. 2. August, S. 465 f. (mit Bild), und Neue Revue, Berlin 1908. Erster Jahrgang. Nr. 14, zweites Maiheft. — K. Burdach, Deutsche Revue 1907. November, Dezember, S. 229 ff., 325 ff. — Rudolf Louis, Die deutsche Musik der Gegenwart. München 1909. S. 239. — V. Laudien, Konstanz Berneker. Mit Bernekers Bildnis und einem Vorwort von K. Burdach. Charlottenburg 1909. (Mit Notenbeilagen und Kompositionenverzeichnis). — Richard Münnich, Monatsschrift für Schulgesang. 1909. 15. Dezember, S. 201 ff.

Als Wagner noch dem größten Teil des deutschen musikliebenden Publikums der Baalspriester eines schändlichen Götzendienstes der Kunst-Entartung zu sein schien, hat Berneker hier in Berlin zu Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts sich zu ihm bekannt und seinen Weg geteilt, im schroffsten Widerspruch zu seinen ultra-klassizistischen Lehrern Grell, Taubert, Löschhorn, Haupt, August Wilhelm Bach, und im grellen Gegensatz auch zu seinen Mitschülern der Hochschule, unbekümmert darum, daß er durch seinen Anschluß an die verfemte Richtung sich die Gunst seiner einflußreichen, ihn außerordentlich schätzenden und ihm sehr wohl gesinnten Lehrer verscherzte, sein Fortkommen sich erschwerte.

Aber nicht als Sklave, nicht als Nachtreter hat er sich dem Gewaltigen hingegeben. Er hat sich nicht in die Reihe der wagnerianischen Opernkomponisten gestellt. Er hat die großen Errungenschaften des Neugestalters unsrer dramatischen Musik und des modernen Orchesters fruchtbar zu machen gesucht auf einem andern Gebiet, dort nämlich, wohin ihn seine eigene persönliche Anlage rief.

Bernekers Eigenart, wodurch er für sich selbst steht, zeigt sich in einem Dreifachen. Er hat von den Spiel- und Komponierversuchen der Kindheit an sich mit ausgeprägtester Entschiedenheit der kirchlichen, der vokalen, der Chor-Musik ergeben.

Er ist sein ganzes Leben hindurch Vokalkomponist geblieben und seine Lieder für eine Singstimme, so treffliche ihm schon in der Berliner Zeit und noch später bis in die letzten Lebensjahre gelungen sind, so merkwürdig und beachtenswert auch hierin sein Talent sich entwickelt hat, waren und blieben ihm doch mehr Nebensache. Der mehrstimmige Gesang ist es, dem sein ganzes Herz gehörte. Ihm will er eine neue, eine reichere, beseeltere Sprache gewinnen mit Hilfe der musikalischen Ausdrucksmittel, die in der neudeutschen Musik, vor allem durch Wagner geschaffen waren. Und innerhalb dieser Chormusik, die zu bereichern und zu vertiefen sein Lebensziel wird und bleibt, tritt nach einem jugendlichen liebestrunkenen Frühling weltlicher Chorkompositionen, die alle der Zeit seines eigenen Liebesglücks in Brautstand und junger Ehe angehören, beherrschend die kirchliche Chormusik, Oratorium, Kantate, Motette hervor.

Berneker hat dabei ein merkwürdig inniges Verhältnis zur Poesie Schillers gehabt. Sein erstes größeres Chorwerk war die außerordentlich wirkungsvolle, ganz im neudeutschen Stil gehaltene Komposition des 'Siegesfestes' für Männerchor, Soli und Orchester, die hier in Berlin gelegentlich der Einweihung des Begasschen Schillerdenkmals im November 1871 bei einer Feier in der Tonhalle nach Reden des Abgeordneten Löwe-Calbe, des Dr. Max Hirsch und dem Vortrag eines Trägerschen Gedichts mit großem Erfolg zur ersten Aufführung kam und dann im nächsten Jahre in Arnims Hotel Unter den Linden wiederholt wurde.

Bernekers Chöre zur 'Braut von Messina' sind in Königsberg wiederholt aufgeführt worden, aber nur in der vom Komponisten hergestellten Konzerteinrichtung. Und sie haben dort in dieser Form begeisterte Aufnahme

gefunden. Auch in diesem Winter wurden sie dort (am 17. Dezember 1909) als 'Schillerfeier' mit reichen künstlerischen Mitteln unter Leitung von Prof. Schwalm zu Gehör gebracht. Wie Goethe es Zelter für die Komposition der 'Braut von Messina' riet, hat Berneker seinen Stil für diese Chöre sich gebildet am Oratorium und an der Kantate, nur daß er, was Zelter nicht schaffen konnte, den dramatischen Ausdruck, die mannigfaltigere Farbe der Stimmung auf der Grundlage der modernen Orchestermusik und der dramatischen Tonsprache unsrer Zeit, vor allem in Anlehnung an Wagner, in freier Eigenart hinzubringt. Im Einklang mit Goethes dramaturgischer Einrichtung der 'Proserpina' läßt auch Berneker eine dreifache Abstufung des Vortrages zu: Rezitation, Melodram, Gesang. Seine Kunst hat er darin meisterlich bewährt, daß er auch den gesungenen Chören, aus denen sich Einzelgesänge für Baß und Tenor sowie ein Gesang für drei Tenorstimmen und ein Quartett herausheben, einen Stil gibt, der sich der Rezitation nähert und, ohne jemals ein Wort zu wiederholen, den vollen Stimmungsgehalt dieser mächtigen Poesie ausschöpft. Auch der Chor selbst ist einmal (IV, 4) vorübergehend melodramatisch behandelt: mit erschütternder Wirkung.

In der bisher üblichen Darstellung, wo alle Chöre unisono durch eine Vielzahl oder durch einzelne Sprecher oder Gruppen von Sprechern rezitiert wurden, enthüllen diese Schillerschen Verse im glücklichsten Fall, wenn es gelingt, die Erinnerung an die hergeplapperten Schullektionen auf ein Minimum herabzumindern, einen Teil ihres rhetorischen Glanzes und ihrer Gedankenfülle, niemals aber das lyrische Element der von ihnen ausgehenden dramatischen Wirkung, niemals die Wucht eines künstlerisch geformten Massenausdrucks teils widersprechender, teils sich kreuzender, teils gemeinsamer Empfindungen, wie er Schiller vorschwebte, niemals die in ihnen wohnende Farbenfülle ihrer latenten musikalischen Natur. Und vor allem bloße Sprechchöre können niemals die tragische Ergriffenheit, die heiligen Schauer der echten tragischen Katharsis erregen, die Bernekers Kunst durch das wundervoll abgetönte Zusammenwirken von Einzel- und Massenstimmen, Sprechen, musikalisch begleitetem Sprechen und Gesang unter Beteiligung des reichen Orchesterkolorits selbst in der Konzertaufführung hervorruft. Das Orchester verbindet in allen melodramatischen Stellen mit einer erstaunlichen Prägnanz die äußerste Sparsamkeit der Ausdrucksmittel. Die moderne Ästhetik ist dem Melodram im ganzen ja nicht wohlgesinnt. Wagner hat es verworfen. Aber Webers 'Preziosa', das erste Beispiel des künstlerischen dramatischen Melodrams in der seitdem maßgebenden Form, hat doch unvergängliche Reize. Und die neudeutsche Richtung hat nach dem Beispiel von Berlioz ('Lelio'), Liszt (Bürgers 'Leonore', Herders 'Admetus', Schillers 'Ideale') und Schumann ('Manfred') immer wieder glückliche Versuche damit gemacht: man erinnere sich an Rosmer-Humperdincks 'Königskinder'. Auch der Übergang von Rezitation zum Gesang und umgekehrt, der Wechsel zwischen begleitetem und unbegleitetem Sprechen lassen sich künstlerisch so ausführen — und das ist in Bernekers Werk geschehen —, daß sie dem unbefangen sich hingebenden Zuhörer nicht zum Bewußtsein kommen. Nur

wer es erlebt hat, hält es für möglich, wie diese Musik schon im Konzertsaal den dramatischen Vorgang und den Seelentumult der von ihm betroffenen dramatischen Personen mit der innersten Gewalt zum Ausdruck bringt, die Wirkung der flutenden Worte nicht lähmt, sondern unbeschreiblich steigert. Hier erreichen in der Tat Musik und Poesie vereint im Drama das, was Herder (Adrastea 1801, drittes Stück, Suphan 23, 355) ihr, was er insbesondere dem althellenischen Chor nachrühmt: indem sie die Leidenschaften bis auf das Äußerste erregen, reinigen sie die Gemüter wie durch Sühngesänge, entzürnen sie die Seele und bringen so Besänftigung, Befreiung, Erhebung, 'das erhabene Gefühl der Vollendung' (Kalligone 3. Teil V 7; Suphan 22, 272).

Bernekers Schöpfung harrt des Theaters. Aber freilich, sie bedarf der Mitwirkung eines kongenialen Dramaturgen, eines verständnisvollen musikalischen Dirigenten. Denn die Doppelnatur, die Schiller seinem Chor nach dem Vorbild des antiken gegeben hat, bereitet moderner Darstellung Anstöße, die nie überwunden, nur durch behutsamen Ausgleich und vorsichtige Anpassung gemildert werden können. Zu erwägen ist, ob nicht bestimmte Gesänge des Chors, in denen sein dramatischer Charakter zurück und seine Rolle als idealer Zuschauer hervor tritt, nach Zelters Vorschlag 'unbeweglich auf ordentlichen Tribünen' vorgetragen werden sollten. Bernekers Komposition hat Schillers Verteilung der Chorverse an Einzelstimmen und Chor nicht überall streng eingehalten. Hier widerspricht Schillers Verfahren mehrfach dem, was die Musik ausdrücken kann. Aber eine Abweichung von seinen Verfügungen bedeutet gewiß keine Pietätlosigkeit gegen seine künstlerische Konzeption. Ist doch die ganze Aufteilung des Chors überhaupt erst eine nachträgliche Konzession an die Bedürfnisse der Schauspieler. Treten nun für sie oder neben sie Sänger ein, so muß hin und wieder die Teilung der Stimmen, da nun auch musikalische Gründe mitsprechen, diesen Abänderungen unterliegen.

Wir leben in der Zeit zahlloser dramaturgischer Experimente. Der große Kampf um das Recht und die Grenze der Illusion und der idealen Form theatralischer Kunst hat sich erneut wie in den Tagen, da Herders Adrastea gegen Goethes und Schillers Theaterleitung und dramatische Dichtung stritt. Sollte es heute wirklich keinen Künstler, keinen künstlerisch empfindenden Bühnenleiter geben, der es wagt, mit Benutzung der grandiosen Komposition Bernekers auch szenisch das Bild, das Schiller ursprünglich vorschwebte, zu verwirklichen und dem singenden Chor in seiner Doppelrolle als Akteur und als zuschauender Person den dramatischen und idealen Schauplatz zu schaffen, dessen er bedarf, um Schillers Idee des tragischen Stils in die Erscheinung zu bringen?

Indessen jede Aufführung dieses Chordramas mit Bernekers Chören, sei es auch nur in der konzertmäßigen Einrichtung, in der von den handelnden Personen nur Isabella und Cesar auftreten, ist die schönste Huldigung für Schiller und für Wagner zugleich. In der langen Entwicklung des Glaubens an die Einheit oder Verwandtschaft von Drama und Musik und in der ausgedehnten Reihe künstlerischer und dramaturgischer Bemühungen, Wort- und

Tondrama einander zu nähern und durch einander zu befruchten, ist Schillers Chordrama der künstlerische Höhepunkt, das Produkt reifster und konzentriertester Durchführung des Reformgedankens. Ohne diese Vorgeschichte, die ich, freilich unvollkommen genug, anzudeuten versuchte, läßt sich das Gesamtkunstwerk Wagners weder begreifen noch denken. Es ruht auf ihm ein Abglanz von Schillers idealistischer Kunstlehre, von Schillers eigenartigster Erneuerung des alten ererbten Ideals der Tragödie. Die Weimarische Wiedergeburt des tragischen Stils aus der Musik, wie sie, Klopstocks früheren Versuch mit reiferer Sprachkunst und künstlerischer wiederholend, Wielands 'Alceste' und 'Herkules', wie sie Goethe in der Umdichtung des Voltaireschen Tancred, in seiner Helena, seiner Pandora, seinem Epimenides, Herder in seinen lyrischen Dramen, wie sie Schillers klassisch-romantische Chordramen erstrebten, hat sich ähnlich und doch anders herrlich erfüllt in dem Musikdrama von Bayreuth. Es wäre eine Tat von ergreifender geschichtlicher Symbolik, wenn nun der große Vorklang des Gesamtkunstwerkes, wenn Schillers 'Braut von Messina' in der von ihrem Dichter erträumten echten künstlerischen Gestalt zu wirklichem und dauerndem Leben auferstünde durch eine Musik, die Goethes und Herders Weisungen entsprechend sich am deutschen Oratorium, an der deutschen Kantate, an Bach und Händel genährt hat und an der Tonkunst des gewaltigen Erben und Vollstreckers Schillerschen Geistes.

Ich stehe am Ende, wenn auch noch fern vom Ziel. Erst eine in die Tiefe gehende, weit ausgreifende stilkritische und stilgeschichtliche Analyse könnte meinen, übrigens auch stofflich noch sehr unvollständigen Betrachtungen volle Kraft geben und sie vor jedem Mißverständnis, vor falschen Konsequenzen sichern. Weder dem Sprechdrama noch dem Musikdrama darf sein Recht geschmälert werden; beide haben ihr festes Reich und ihre bestimmten Grenzen erstritten und lebendig bewährt. Aber in Fühlung und Austausch können und sollen die beiden Souveräne treten. Dafür hat jedoch in der Hauptsache allein die künstlerische Bühnenpraxis zu sorgen. Genug also der theoretischen und geschichtlichen Erörterung. Der Dramaturg habe nun das Wort. Und dieses Wort sei die Tat: die endliche Darstellung des Chordramas Schillers im ursprünglichen, echten Sinne seines Dichters, in jenem tragischen Stil, den die instrumentale Musik und der gesungene Chor verklären.

Die deutsch-englischen politischen Beziehungen vom Jahre 1870 bis zur Gegenwart.

Von

Felix Salomon.

Die deutsch-englischen Beziehungen sind in den letzten Jahren viel erörtert worden; es möchte scheinen, als bliebe bei dem bisherigen Stande unsres Wissens nichts Neues zu sagen übrig. Indessen ist nicht meine Absicht, auf Gesagtes zurückzukommen; ich will die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit schildern, die bisher im Zusammenhange noch nicht dargelegt worden sind; ich will die Grundlinien ziehen, so wie ich meine, daß sie bis auf weiteres etwa gezogen werden können, um die öffentliche Meinung zu klären. Es handelt sich für mich dabei mehr um ein politisches als um ein wissenschaftliches Anliegen: um ein politisches im Sinne der Pflege politischer Bildung. Der Historiker ist sich bewußt, daß er bei der Behandlung der Zeitgeschichte nicht die Gewissenhaftigkeit bewahren kann, die ihm in seiner Wissenschaft oberstes Gebot ist; er hat gleichwohl nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sein Urteil abzugeben. Er vermag die zeitgenössischen Vorgänge in einen geschichtlichen Verlauf einzureihen und hat vor andern den Vorteil seiner wissenschaftlichen Methode voraus; er muß daraus Nutzen ziehen, um Tendenzschriftstellern entgegenzuwirken und Verleumdungen des Auslandes zu bekämpfen [1]).

[1]) Ich erinnere gern an verwandte und mit gleicher Absicht verfaßte Vorträge und Aufsätze, zu denen meine anspruchslose Skizze eine ganz vorläufige Ergänzung nach der politischen Seite hin bildet. Zuerst nenne ich die treffliche Arbeit von Erich Marcks, Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation. Stuttgart 1900. Alsdann den für die Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse sehr empfehlenswerten Überblick von v. Schulze-Gaevernitz, England und Deutschland. Eine wirtschaftspolitische Studie. Berlin-Schöneberg 1908.] Weniger auf den Kern der Dinge dringen H. Weber, Das Verhältnis Deutschlands zu England. Posener Akademierede 1904, nnd A. Zimmermann, Der englisch-deutsche Gegensatz. „Zeitschrift für Politik". Bd. II, S. 236 ff. Auf die auswärtige Politik Englands in ihrem geschichtlichen Zusammenhange komme ich demnächst in einer Abhandlung über „Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart" zurück.

Der Zeitraum von 1870 bis zur Gegenwart gliedert sich in drei Abschnitte, von denen jeder von charakteristischer Bedeutung ist. Der erste führt von 1870—1884; er zeigt noch kein bestimmtes Verhältnis zwischen den Mächten, beider Hauptinteressen berühren sich nicht, es handelt sich um ein gegenseitiges Sich-Beobachten und Sondieren. Der zweite führt von 1885—1901; hier wird ein bestimmtes Verhältnis zwischen den Mächten geknüpft; England gerät durch Bismarcks Staatskunst in etwas wie eine Abhängigkeit von Deutschland. Dieses Verhältnis wird von Bismarcks Nachfolgern gepflegt; 1901 löst es sich auf. Der dritte Abschnitt führt von 1901 bis zur Gegenwart; England tritt Deutschland in voller Unabhängigkeit gegenüber, und nun mit offenkundiger Feindseligkeit, deren Vorhandensein nicht zu leugnen, deren Tragweite und Wesen zu erklären sind. Meine Aufgabe ist es, kurz diese drei Abschnitte zu charakterisieren und mit Erklärung der heutigen Sachlage zu schließen.

Als Ausgangspunkt wählen wir den englischen Standpunkt und orientieren uns über das Aufgabengebiet der englischen Politik, das im Jahre 1870 übernommen wurde. Es muß hier einem Irrtum entgegengetreten werden, der bei uns vielfach herrscht; er lautet: Englands auswärtige Politik sei ausschließlich oder vorwiegend stets Kaufmannspolitik gewesen; politische Sympathien und Antipathien seien im Inselbereiche bestimmt durch Handelsinteressen, Warenstatistik und ähnliches. Dem ist nicht so; die wichtigsten Aufgaben der äußeren Politik sind alle Zeit rein politische gewesen; unter ihnen hat stets in erster Reihe gestanden die Aufgabe der Sicherung Englands und seines sich weitverzweigenden Besitzstandes. Die Geschichte hatte gelehrt, wie groß die Gefahren für diesen werden konnten, auch woher sie kamen; demgemäß waren immer wieder Schutzvorkehrungen getroffen. Eine allgemeine neue Orientierung hatte 1815 stattgefunden; im Wiener Friedenswerk waren internationale Abmachungen getroffen; von da an datieren die Traditionen, die bis 1870 gültig geblieben sind. Vorsicht gegenüber Frankreich! lautete das erste Gebot; von dort konnte ein neuer Eroberer die Welt aus den Fugen heben wollen; eine möglichst wirksame Schutzwehr wurde errichtet. Dazu gehörte die Wiederherstellung eines starken Preußens; Preußen konnte die Wacht am Rhein übernehmen, einen Angriff Frankreichs von dessen Ostgrenze her erschweren; die englische Diplomatie ließ es sich angelegen sein, Preußen in der Rheinprovinz zu installieren. Aber auch jeder andern Ausdehnung Frankreichs sollten Schranken gesetzt werden; planvoll hinderte England die Neubildung eines französischen Kolonialreiches. Vorsicht gegenüber Rußland lautete das zweite Gebot; Rußlands Nachbarschaft in Asien begann in den Gesichtskreis englischer Politik zu treten; als wichtiger aber galt noch Rußlands Machtstellung im europäischen Orient. In den bei Rußland beobachteten Absichten, das osmanische Reich zu vernichten, lag eine Gefahr für England, weil dann auch Ägypten zur Liquidation kam, und weil Ägypten in den Händen einer England feindlichen Macht für Indiens Sicherheit verhängnisvoll werden konnte. Darum wurde es zum Dogma englischer Politik, Rußland gegenüber für die Unversehrtheit des osmanischen Reiches zu sorgen. Das dritte Gebot, das aus den Erfahrungen der Vergangenheit

geschöpft war, lautete: Sicherung Indiens durch Freihaltung des Seeweges. Um den Seeweg unter den Schutz der englischen Flotte zu bringen, wurde das Kap der guten Hoffnung in Besitz genommen; im weiteren haben die Engländer nie aus den Augen verloren, wie sie die Posten auf dem Wege nach Indien vermehren könnten. So beschaffen war die Sicherungspolitik der englischen Regierungen von 1815—1870. Neben das besondere Interesse Englands, seinen Besitzstand zu schützen, trat das allgemeine, den europäischen Frieden aufrechtzuerhalten. Es war Englands Hauptanliegen. Ein Abgehen von der Besitz- und Machtverteilung, wie sie 1815 stattgefunden, stieß in London darum meist auf Schwierigkeiten, weil eine Störung des Friedens besorgt wurde. Aus diesem Grunde waren die englischen Staatsmänner Anwälte des deutschen Bundes, der unter ihren Auspizien gegründet war; sie liebten ihn, weil sie in ihm etwas Unbewegliches sahen. Der preußisch-österreichische Antagonismus war nicht in ihrem Sinne; Sympathien waren auf beiden Seiten; es wurde im Sinne eines friedlichen Ausgleiches gewirkt. Erst allmählich hat man der Bismarckschen Blut- und Eisenpolitik in London bessere Seiten abgewonnen; Lord Palmerston äußerte 1865, ein starkes Deutschland sei wünschenswert, um Frankreich und Rußland im Zaume zu halten. Und der Fall Napoleons III. im deutsch-französischen Kriege hatte für England den Vorteil, daß der Mann beseitigt wurde, der immer unheimlicher geworden, weil von ihm die Aufnahme der Traditionen des großen Napoleon besorgt wurde. So war es mit der Tätigkeit der auswärtigen Politik Englands bis 1870 beschaffen; fremd war ihr der Wunsch nach Gebietserweiterung. Anerbieten, sich etwa an einer Teilung des osmanischen Reiches zu beteiligen und auf diese Weise sich Ägyptens zu versichern, wurden mehrfach abgelehnt. Die koloniale Expansion war eine rein koloniale Angelegenheit; sie wurde nie vom Mutterlande gefördert, manches Mal gehemmt. Ebensowenig planvoll und beabsichtigt war die Ausdehnung Indiens. Was hat nun im Jahre 1870 für England einen neuen Ausgangspunkt gebracht?

Die Besitzordnung und die Machtverteilung, die sich auf die Verträge von 1815 gründeten, waren endgültig beseitigt; jegliche besondere Interessengemeinschaft Englands mit den Kontinentalmächten war gelöst, England war isoliert und einflußlos auf dem Kontinent geworden. Es lag darin keine unmittelbare Gefahr, aber es stellten sich Anzeichen ein, daß Schwierigkeiten entstehen könnten. Rußland schuf sich 1870 eine neue günstige Angriffsposition im Orient; man zweifelte nicht, daß es im Einvernehmen mit Deutschland geschehe. Und Deutschland? War es nicht doch ein ganz unsicherer Faktor geworden? Lord Odo Russell, der britische Botschafter in Berlin, warnte: Bismarck strebe nach der Hegemonie in Europa. Das Gerücht, das 1870 aufkam, er wolle den Krieg gegen Frankreich erneuern bis zur Vernichtung des Gegners, wirkte in London sehr verstimmend. Königin Viktoria schrieb an Kaiser Wilhelm, er möge Maß halten. Das Ministerium Gladstone kam zu keiner Entscheidung; anders das konservative Ministerium Lord Beaconfields. Dieses hatte Rußlands weiteres Vorgehen auf der Balkanhalbinsel vor Augen, das in einen Krieg mit der Türkei führte; es hatte den Verlauf des Krieges vor

Augen, der den Vertrag von San Stefano brachte; dieser Vertrag bedeutete die Zerstückelung des osmanischen Reiches in Europa. England durfte nicht ruhig bleiben; es war wie gesagt Tradition, das osmanische Reich zu stützen, neu war die Art, wie Lord Beaconsfield die Gefahr zu beschwören suchte. Er ging von der Politik der Liberalen ab, die jede neue Verbindlichkeit scheuten. Er hatte schon sein Ministerium mit bedeutsamen Maßnahmen begonnen, mit dem Ankauf der Aktien des Suezkanals und mit der Krönung der Königin zur Kaiserin von Indien, womit symbolisch angedeutet wurde, daß der Zusammenhang Englands mit Indien unzerreißbar sei; jetzt wurde ein Abkommen mit der Türkei getroffen, das, um die Türkei vor dem Schlimmsten zu bewahren, England zum Garanten ihrer Existenz machte; dafür sollte Cypern an England abgetreten werden. Wie aber diese Position gegen Rußland behaupten? Falls Rußland Bundesgenossen suchte und fand? Vielleicht in Frankreich? Hier ist ein andrer scharfer Bruch mit der Vergangenheit vollzogen worden: England trat ins Einvernehmen mit Frankreich, räumte die Schranken hinweg, die es dessen kolonialer Ausdehnung bisher immer in den Weg gestellt hatte, und erklärte sein Einverständnis mit der Besitznahme von Tunis durch die Franzosen. Auf diesem Wege und in diesem Zusammenhange sind auch Beziehungen zu Berlin gewonnen worden.

Bismarck hatte seine uns ewig denkwürdige Politik von Anfang an eingestellt auf ein gutes Verhältnis zu Rußland; es datierte von seiner Petersburger Gesandtenzeit her. Die englische Politik hatte ihn oft ergrimmt; 1866 hatte Königin Viktoria, im Herzen deutschfreundlich, persönlich gegen ihn Stellung genommen. Sie hatte in König Wilhelm gedrungen, Bismarck zu entfernen, sie fürchtete, er würde das Erbe ihrer Tochter zugrunde richten. Aber Bismarck war nicht der Mann, Persönliches nachzutragen; schon in Versailles stellte er gute Beziehungen zu England als wünschenswert hin; ja, er ließ das Verlangen nach einem Bündnis durchblicken. Dies war wahrscheinlich ein diplomatischer Kunstgriff; er wußte, daß in England keine Stimmung dafür vorhanden war, daß eine Abneigung bestand, eine Bürgschaft für Elsaß-Lothringen zu übernehmen; dann hatte er ein Zeugnis guten Willens gegeben, und England war der Teil, der abgelehnt hatte. Das Hauptanliegen Bismarcks nach 1870 war, sich mit den Kontinentalmächten gut zu stellen, feindliche Koalitionen zu hindern, für den Ausbau des Reiches den Frieden zu sichern. Es ist ihm 1871 gelungen, mit Rußland und Österreich gute Beziehungen zu knüpfen. 1875 änderte sich die Situation; der russische Kanzler Gortschakow intrigierte gegen uns; der russisch-türkische Krieg war für Bismark nicht ohne Bedenken, weil jeder Konflikt auf dem Balkan einen allgemeinen Konflikt der Großmächte herbeiführen konnte. Da bot Lord Beaconsfields Politik, die sicher rechtzeitig nach Berlin gemeldet worden sein wird, für Bismarck eine große Erleichterung; die Ablenkung Frankreichs vom Kontinent durch koloniale Aufgaben war Bismarck unendlich willkommen. Was sonst zwischen Bismarck und Lord Beaconsfield verhandelt worden, ist noch unbekannt; wir wissen nur, daß Bismarck mehrfach Sympathien für Beaconsfield geäußert hat. Der Ausgang der orientalischen Krisis mit den

Arbeiten des Berliner Kongresses war für England und Deutschland anders als erwartet: für England insofern, als es sich herausstellte, daß Rußland, im Augenblick zurückweichend, auf seine Absichten im Orient doch nicht verzichtete und nur einen andern Weg einschlug, um seinen Willen durchzusetzen: Von Asien her suchte es auf England zu drücken. Für Bismarck, insofern ihm die Rolle des ehrlichen Maklers nicht ganz gelungen war; Bismarck hatte sich die Gegnerschaft Rußlands zugezogen. Das Verhältnis Deutschlands zu England blieb davon nicht unberührt; der Anlaß zum Wechsel ging von England aus. Die Mehrheit des englischen Volkes hatte genug von Lord Beaconfields kostspieligen auswärtigen Unternehmungen; Gladstone kam wieder ans Ruder; die junge Freundschaft zwischen Berlin und London fand mit Lord Beaconfields Rücktritt ein Ende.

Denn Gladstone schlug einen andern Weg als sein Vorgänger ein; er suchte den Frieden durch Nachgiebigkeit und Verständigung mit Rußland zu erhalten. Auch die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu Frankreich war ihm viel lieber als ein Einvernehmen mit Deutschland; er bewahrte eine tiefe Scheu vor Bismarck. Da trat unter ihm das Ereignis ein, das vor allem andern für eine neue Regelung der politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England bestimmend geworden ist: die Okkupation Ägyptens. Die verwickelten Vorgänge, die dazu geführt haben, sind nicht hier zu erzählen; nur das eine sei scharf betont: einem Wunsche Gladstones ist nicht im mindesten damit entsprochen worden. Er hielt es mit der Tradition, daß Ägypten nie in die Hände einer andern Macht übergehen dürfte, aber fand es unter osmanischer Herrschaft am besten aufgehoben. Die ägyptische Aktion begann angesichts eines Aufstandes in Ägypten, der den europäischen Besitz bedrohte, mit einem gemeinsamen Vorgehen Englands und Frankreichs, als der an den Finanzen Ägyptens meist interessierten Staaten; sie endete damit, daß die Franzosen den Engländern unbegreiflicherweise allein das Feld überließen, und daß die Engländer nach geglückter Waffentat in Kairo einzogen. Das Datum ihres Einzuges ist der 15. September 1882; seitdem sind die Engländer Herren Ägyptens geblieben. Die veränderte Lage war Gladstone, obwohl er nur an ein Provisorium dachte, ungemütlich genug; es sollte noch schlimmer kommen. Die Nachfrage nach kolonialem Besitze wurde stärker und allgemeiner; die Franzosen, mit Tunis noch nicht zufrieden, suchten sich für Ägypten anderswo schadlos zu halten; in andern Teilen Afrikas, in Asien, in Australien näherten sie sich den englischen Interessensphären. Gleichzeitig stieß der Versuch einer Verständigung mit Rußland auf Schwierigkeiten, die schwer lösbar waren, da Rußland nicht nachgeben wollte. Gladstone hatte Abscheu vor den Türken, aber die Russen nach Konstantinopel lassen, wie sie es noch immer vorhatten, das war auch ihm ungeheuerlich. Was tun? Feindschaft in Paris, Gegnerschaft in Petersburg, es blieb nichts übrig, als neue Fühlung in Berlin suchen. Aus dieser Sachlage hat Bismarck Nutzen gezogen, um ein neues Verhältnis zwischen Deutschland und England zu begründen.

Auch er war inzwischen nicht auf Rosen gebettet; Gefahren feindlicher Koalitionen gingen ihm durch den Kopf. Ihnen zu begegnen, hatte er 1879

das Bündnis mit Österreich geschlossen, das 1882 durch Italiens Beitritt zum Dreibund erweitert wurde. Im Verkehr mit London blieb er beflissen, einen freundlichen Ton zu wahren; nichts mehr als das; den englischen Lockungen, sich an der englischen Orientpolitik gegen Rußland zu beteiligen, an jener Politik, die die Russen von Konstantinopel fern halten sollte, hatte er wohlweislich widerstanden. Der Lohn blieb nicht aus; die russische Politik fand es nützlich, eine teilweise Verständigung mit Deutschland wieder zu suchen; am 21. März 1884 ist ein Neutralitätsvertrag zwischen Berlin und Petersburg zustande gekommen. Er sicherte Deutschland dagegen, daß Rußland einen französischen Rachekrieg unterstütze, er sicherte Rußland gegen ein Eingreifen Deutschlands in einen eventuellen Konflikt mit England, sei es wegen Konstantinopel, sei es wegen Asien. Für Bismarck eine höchst günstige Wendung. Als jetzt Gladstones Annäherung Englands wachsende Verlegenheit ersichtlich machte, war er der Mann, die Gunst der Lage auszunutzen. Er bewirkte Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik. Er gab in London zu verstehen, daß Englands Position in Ägypten in Berlin Sympathien fände; England solle ruhig dort bleiben; dafür möchte man sich in London damit vertraut machen, daß auch Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eintrat. Er beschwichtigte Englands Feindseligkeit und sorgte, daß England mit Pate stand bei der Gründung unsres Kolonialreiches. Gladstone suchte nach Auswegen, bis die Vorgänge im Sudan die letzte Möglichkeit, rasch aus Ägypten herauszukommen, raubten, dann schlug er ein. Bismarcks Namen in Verbindung mit Ägypten war damals in England in vieler Munde; darum bereitete es einen gelinden Schrecken, als die Nachricht kam, Bismarck wolle aus Gesundheitsrücksichten den Winter in Ägypten zubringen; der Einfluß seiner Persönlichkeit wurde befürchtet. Er wurde interpelliert, ob das Gerücht wahr sei; die Antwort Bismarcks lautete: „Jawohl, ich werde auf dem Kamel nach Ägypten gehen, welches die Nachricht von meiner Reise verbreitet hat."

Der zweite Abschnitt führt uns von 1885—1901; jetzt entwickelt sich das Verhältnis beider Mächte zueinander auf den von Bismarck gelegten Grundlagen. Höchst kunstvoll ist die von ihm geschaffene Kombination gewesen; ein diplomatisches Meisterstück. Deutschland geht mit Rußland in kontinentalen Fragen, mit England in kolonialen. Deutschland stützt Englands Weltstellung in Ägypten, um Englands Freundschaft für seine Kolonien einzutauschen; es gibt Rußland freie Hand gegen England in Asien und in Konstantinopel, um Rußlands Wohlwollen als Bürgen für den europäischen Frieden zu gewinnen. Beide Mächte, Rußland und England, gerieten dadurch in eine gewisse Abhängigkeit von Deutschland; es ist das Verhältnis, das Deutschlands Einfluß in der Weltpolitik, oder wie die Gegner sagen: seine Hegemonie in Europa begründet hat. Bismarck hat seine Machtstellung nicht mißbraucht; er hat den kolonialen Besitz nur noch wenig vermehrt; sein Hauptanliegen blieb die Sicherung des Friedens. Es war eine ungeheuer schwierige Aufgabe, im Gegensatze der Weltmächte eine feste Position zu behaupten; er beruhigte die Russen mit der Versicherung, Deutschland sei eine

gesättigte Macht, England mit der Erklärung, er werde in kolonialen Dingen nichts ohne Verständigung mit England unternehmen.

In England wurde das liberale Ministerium Gladstones nach 1885 abgelöst durch das konservative des Marquis of Salisbury, das mit kurzer Unterbrechung bis 1901 am Ruder geblieben ist. In Salisbury erhielt England einen würdigen Partner Bismarcks, einen der größten Staatsmänner Englands auf dem Gebiet der auswärtigen Politik. Er hatte die veränderten Weltverhältnisse vor Augen und erkannte, daß nichts dringender war, als die Sicherung des britischen Besitzstandes von neuem vorzunehmen. Das kühne Draufgehen Lord Beaconsfields erschien ihm ebenso wenig geboten wie die Zurückhaltung Gladstones. Seine Politik wurde von folgenden Gesichtspunkten geleitet: Als oberstes Gebot erschien ihm die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa. Er brachte das Vordrängen der Russen in der Richtung auf Konstantinopel durch listige Unterstützung des Staatsstreiches in Ostrumelien zum Stillstand; jetzt waren die Russen dort beschäftigt; mehr wollte er nicht. Er wünschte dann die ganzen Machtmittel Englands zu verwenden, um für die Kolonien und Indien zu sorgen; hier, meinte er, hätte die Sicherungspolitik neu einzusetzen. Schon waren aus der Kapkolonie, aus Australien Warnrufe nach London erklungen, es ginge so nicht weiter; er wollte Beruhigung verschaffen. Es war nicht leicht, gegen Frankreich und Rußland gleichzeitig Front zu machen; er verwendete verschiedene Behandlungsweisen auf beide Mächte: Mit Rußland versuchte er es auf dem Wege gegenseitiger Konzessionen und stiller Vorkehrungen; die ganze aktive Kraft richtete er gegen Frankreich. Überall trat er dessen kolonialen Unternehmungen in den Weg; die Regierung genehmigte jetzt und förderte die koloniale Expansion, besonders um den Franzosen zuvorzukommen. Ägypten wurde als Stärkung der englischen Macht wenig in Anschlag gebracht; die Mittelmeerroute war zu unsicher für den Kriegsfall geworden; der Suezkanal war gar zu leicht zu sperren; zur Sicherung des Weges nach Indien blieb das Kap entscheidend, mit ihm wuchs die Bedeutung des afrikanischen Hinterlandes in dem Maße, daß Südafrika als Zentrum der Sicherung der britischen Weltmacht angesehen wurde. Unter diesen Umständen war Salisbury geradezu auf ein Einvernehmen mit den Kontinentalmächten angewiesen, die gleich ihm für die Aufrechterhaltung des Friedens eintraten; also vollzog sich Englands Anlehnung an die Tripelallianz ohne vertragsmäßige Bindung. Deutschlands Freundschaft im besonderen sicherte gewissermaßen die Neutralität Ägyptens, eine erwünschte Erleichterung für die englische Politik.

Es nimmt nach dieser Darlegung kein Wunder, daß die Regierung Kaiser Wilhelms I. in gutem Einvernehmen zwischen Deutschland und England ablief; die Reden der Staatsmänner bezeugen die Wärme der Stimmung. Am 11. Januar 1887 sagte Bismarck im Reichstage: „Ich spreche von Italien und England gar nicht, weil gar kein Grund vorliegt, daß wir für beide Regierungen und sie für uns gegenseitig nicht das größte Wohlwollen haben sollten. Unsre Beziehungen zu den beiden sind derart, daß ich sie hier nicht mit in Betracht ziehe, sie sind in jeder Hinsicht freundschaftlich."

Die kurze Leidenszeit Kaiser Friedrichs III. blieb für die auswärtige Politik ohne Bedeutung; der Thronwechsel in Berlin, der die Regierung unsres Kaisers eröffnete, ist auch in London empfunden worden. Die Wärme der Stimmung zwischen Berlin und London wurde noch erhöht; das deutsch-englische Einvernehmen erreichte jetzt seinen Höhepunkt. Es ist nicht hier der Ort, die Vorgänge zu schildern, die mit Bismarcks Sturz im Zusammenhange standen, und die auswärtige Politik des neuen Kurses zu erläutern; Caprivi fand Bismarcks Politik zu kompliziert und kündigte das mit Rußland getroffene Abkommen. Ein grundsätzliches Abgehen von Bismarcks Politik war nicht beabsichtigt; es scheint — unsre Kunde ist gerade hier noch sehr gering — ein mehr episodischer Vorgang zu engerer Anlehnung Deutschlands an England den Anlaß gegeben zu haben. Zwischen Österreich und Rußland entstand 1890 ein Zwist bezüglich Bulgariens; die russische Politik suchte einen Druck auf Deutschland auszuüben und einen Keil zwischen Deutschland und Österreich zu schieben; unser Kaiser stellte die Bundestreue gegen Österreich allem voran; er nahm eine schroffe Haltung gegen Rußland ein; diese mußte — so dürfen wir schließen — ein um so besseres Verhältnis zu England wünschenswert machen. Aus dieser Situation, die Salisbury meisterhaft ausgenutzt zu haben scheint, ist, so darf angenommen werden, auf englische Anregung das deutsch-englische Abkommen von 1890 hervorgegangen: Deutschland erhielt Helgoland und verzichtete auf wertvolle Ansprüche in den Kolonien. Caprivi wurde der Verzicht nicht schwer; Stanley gratulierte seinen Landsleuten: England habe einen Hosenknopf gegeben und einen neuen Anzug dafür erhalten. Bismarck, zur Zuschauerrolle verdammt, war in Deutschland der gewichtigste Kritiker; er selbst war schon für den Erwerb Helgolands eingetreten, aber er hatte die Angelegenheit für eine günstige Stunde zurückgestellt; er fand die Konzessionen viel zu groß; er donnerte aus dem Sachsenwalde, die deutsche Politik habe die Fähigkeit des Abwartens verlernt. Über das vorliegende hinaus mochte Bismarck besorgen, daß die deutsche Politik in englisches Fahrwasser einlaufen würde; dem ist nicht so gewesen. Auf dieses wärmste Einvernehmen zwischen Deutschland und England ist alsbald eine starke Abkühlung gefolgt; die asiatischen Angelegenheiten haben sie veranlaßt; der chinesisch-japanische Krieg 1894 bis 1895 hat den Anstoß gegeben.

Englands wirtschaftliche Interessen in China waren enorm; sie bedingten ein Offenhalten des chinesischen Marktes und Fernhaltung politischer Störungen. Chinas Niederlage und seine Beschützung gegen die Ansprüche des siegreichen Japan durch Deutschland zusammen mit Frankreich und Rußland war für England eine höchst unerwünschte Wendung. Um so mehr als der guten Tat der Beschützer der Lohn auf dem Fuße folgen sollte: China sollte die Hilfe vergüten. Unter denen, die bedacht sein wollten, befand sich Deutschland: es wollte die Gelegenheit nutzen, auf dem Wege zur Weltpolitik eine weitere Etappe zu vollziehen; nachdem die deutsche Flagge in Afrika und Australien gehißt war, sollte sie auch in Asien wehen. Hier trat England ebenso entschieden in den Weg, als Rußland in Berlin freundliche Sympathien aussprach; die Folge war eine Spannung zwischen Berlin und London, wie sie

seit dem Bestande des Deutschen Reiches noch nicht dagewesen war. Und weil die Engländer in ihrer störenden Haltung gegen Deutschland verharrten, wollte die deutsche Politik, so erscheinen uns bis auf weiteres die Zusammenhänge, auch ihre Macht zeigen: sie fand die verwundbarste und empfindlichste Stelle heraus, wo sie, ohne an alten Beziehungen zu rühren, England treffen konnte. In Südafrika begann die Bewegung, die in den Burenkrieg führen sollte; Deutschland gab zu verstehen, daß es ein Interesse für die Buren hätte. Schon Bismarck hatte dies Interesse gezeigt, um es als diplomatisches Druckmittel zu verwenden; er hatte es nie praktisch betätigt; jetzt 1896 wurde die Welt durch das Telegramm unsres Kaisers an den Präsidenten Krüger überrascht, das die Möglichkeit einer offenen Stellungnahme unsrerseits auf seiten der Buren offenbarte. Gleichzeitig sagte unser Botschafter in Paris, Deutschland werde ein Abgehen von den Verträgen von 1884, auf die sich die damalige Stellung der Burenrepubliken gründete[1]), nicht dulden. Am politischen Himmel Englands standen damals dunkle Wolken; die Möglichkeit einer deutsch-russisch-französischen Kombination zugunsten der Buren war vorhanden; die Gefahr für England zog unter uns noch verborgenen Umständen vorüber; wie weit das Verdienst der englischen Diplomatie dabei im Spiele war, entzieht sich unsrer Beurteilung.

Die englische Regierung hätte nachtragend gegen uns sein können, sie war es offenbar nicht; die Zeiten blieben zu ernst; sie war zufrieden, als sich die Möglichkeit einer Wiederherstellung eines Einvernehmens zwischen Berlin und London bot. Als die afrikanische Krisis sich zuspitzte und der Burenkrieg unvermeidlich wurde, als gleichzeitig ein Zusammenstoß mit den Franzosen auf afrikanischem Boden bevorstand, es war damals die Expedition Marschands auf dem Wege, da wichen die englischen Staatsmänner zurück: sie gaben zu, was sie nicht hindern konnten: Deutschland sollte in Kiautschou keine Schwierigkeiten von englischer Seite finden.

Und weiter gestalteten sich die Dinge so: in Berlin kam der Staatssekretär von Bülow zur Leitung. Wir haben ihm die Erkenntnis zu verdanken, daß für absehbare Zeit vielleicht die letzte Stunde gekommen war, um Deutschlands kolonialen Besitz, der schon stattlich gewachsen, aber im Vergleich mit dem der andern Kolonialmächte doch noch verschwindend gering war, zu vergrößern; er handelte darnach und suchte einzubringen, was bei der Teilung der Welt für Deutschland noch zu haben war; er nutzte Englands Verlegenheiten kräftig weiter aus. Er gab die Buren preis; dafür sollte sich England dankbar erweisen. Was er uns eingebracht hat, ist nicht wenig gewesen; das Bedeutsamste war vielleicht der noch geheim gehaltene Vertrag von 1898, der unsre Kolonien für den Fall der Liquidation des portugiesischen Besitzes sichergestellt haben wird. Auch jetzt blieb die englische Regierung uns gegenüber noch in guter Laune; aber als der Burenkrieg zu Ende ging, da suchte sie das deutsch-englische Einvernehmen zu *ihren* Gunsten auszubauen; sie

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über „Die englische Afrika-Politik". Deutsche Rundschau, Bd. CIII, S. 36—51.

suchte es auf neuerwachsende asiatische Schwierigkeiten auszudehnen. Hier hat Deutschland nein gesagt: hierüber ist es zum Bruch gekommen, dessen Folgen wir heute verspüren.

Der dritte Abschnitt führt von 1901 bis zur Gegenwart. England beendete den Burenkrieg, ohne auf eine feindliche Koalition zu stoßen. Die Verständigung mit Deutschland hatte zur Folge, daß in Berlin ein Vorschlag Frankreichs und Deutschlands, dem Kriege ein rascheres Ende zu machen, abgelehnt wurde. Es war ein befriedigender Abschluß der Arbeiten Salisburys; jetzt trat eine jüngere Kraft in den Vordergrund, der Kolonialminister Chamberlain. Dieser hatte mit der Wirkung des Burenkrieges auf die internationale Lage sich zu befassen; sie bestand darin, daß Rußland die Zeit nicht unbenutzt gelassen hatte. Schon im Jahre 1896 hatte der Zar zum Fürsten Hohenlohe gesagt, wenn die sibirische Bahn erst fertig sei, werde Rußland in der Lage sein, jeder Eventualität die Stirn zu bieten; jetzt war es bald soweit, Rußland begann sein ostasiatisches Programm, das die Einverleibung der Mandschurei und den Vorstoß zum Stillen Ozean bezweckte, zu enthüllen. Für England lag darin eine noch größere Gefährdung seiner chinesischen, überhaupt seiner asiatischen Machtstellung als in den Vorgängen von 1895; es wollte und durfte China nicht preisgeben. 1895 waren, wie gesagt, Deutschland, Rußland und Frankreich in der ostasiatischen Frage zusammen gegangen; diese Kombination durfte sich keinesfalls wiederholen. Das nächstliegende Mittel, ihr zu begegnen, war eine Aussprache und Übereinkunft mit Deutschland; Chamberlain hat die Sache in die Hand genommen[1]). Er hat mehrmals mit Bülow konferiert: einmal im Jahre 1899 mit zunächst befriedigendem Ergebnis; ein Abkommen zwischen Deutschland und England wegen China wurde unterzeichnet, das die Integrität Chinas verbürgte. 1901 nach dem Tode der Königin Viktoria und der Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs, gelegentlich des Trauerbesuches unsres Kaisers in London, fand eine andre Unterredung statt; sie muß ergebnislos gewesen sein. Es geschah, daß Bülow wenige Monate später im Reichstage bekannt machte — die Mitteilung machte Sensation — die Mandschurei sei im englisch-deutschen Vertrage nicht eingeschlossen. Seine Worte waren ungewöhnlich scharf und ließen schließen, daß bei den Verhandlungen eine erhitzte Atmosphäre geherrscht haben muß. Er sagte: „Wir werden nicht den Don Quixote für England spielen . . . Ich bin ein Freund bester Beziehungen zu England, aber nur im Rahmen unsrer vollen Selbständigkeit." Daraus läßt sich schließen, daß die Engländer bedacht gewesen sind, uns ganz von Rußland abzuziehen und auf ihre Seite zu bringen; das hat Bülow nicht gewollt. Und nun geschah, was sich von Eingeweihten voraussehen ließ: Chamberlain suchte eine Verständigung nach

[1]) Nach den Mitteilungen von Theodor Wolff, „Die deutsch-englische Allianz. Neue Beiträge zur Zeitgeschichte". (Berliner Tageblatt, 8. Februar 1909) hat Chamberlain 1899 und 1901 ein Bündnis mit uns in Vorschlag gebracht. Nachdem Chamberlain diese Tatsache kategorisch abgeleugnet hat, ist der Historiker vorläufig nicht in der Lage, diese Mitteilungen zu verwerten, obwohl aus Chamberlains damaligen Reden zu schließen ist, daß irgend etwas im Spiele gewesen sein muß.

andrer Seite hin. England durfte nicht länger isoliert bleiben, und Deutschlands Willen durfte im fernen Osten nicht den Ausschlag geben. Eine erste neue Maßnahme, etwas noch nie Dagewesenes war das Bündnis Englands mit Japan von 1902. Für uns bedeutsamer war die Einigung zwischen England und Frankreich kraft Abkommens vom April 1904; sie war vorbereitet durch die auch in Frankreich herrschende Absicht, nicht Deutschland im Falle eines Zusammenstoßes im fernen Osten zum Schiedsrichter werden zu lassen. Die Grundzüge des Abkommens waren: Frankreich gestand Englands Position in Ägypten zu; England versprach Frankreichs Ansprüche in Marokko zu vertreten. Für uns wollte das heißen: die Grundlage, auf die Bismarck seine geniale Kombination aufgebaut hatte, schwand; England hatte uns nicht länger nötig; Ägypten wurde ihm ohne uns gesichert: England wurde frei von Deutschland.

Was folgt, fasse ich kurz zusammen; es ist in aller Erinnerung: wir gingen jetzt ganz mit Rußland. Rußland fand in Japan einen Gegner, der durch das englische Bündnis in seiner Kampflust angeregt wurde; zwischen Rußland und Japan kam es zum Kriege. Die Äußerungen unsrer Sympathie für Rußland während des Krieges sind bekannt; unser Kaiser gab zu verstehen, daß Rußlands Leiden und Freuden auch die unsrigen seien. Um so übler für uns Rußlands große Niederlage; schlimmer noch die dann folgende, Rußlands Aktion, lähmende Revolution. England, von seinem stärksten Gegner befreit und in Freundschaft mit Frankreich, hatte jetzt die Oberhand gewonnen; das sollte Deutschland spüren. Deutschland sollte die Politik des Druckes auf England nicht sobald wiederholen können; überall wurde Deutschlands Einfluß bekämpft, damit er nicht schädlich würde. Die deutsche Politik wehrte sich; sie setzte den Hebel in Marokko ein; das englisch-französische Abkommen war solange nicht perfekt, als internationale Verträge im Wege standen, die auf Marokkos Souveränität beruhten. Deutschland hatte solchen Vertrag mit Marokko geschlossen; Bülow erklärte, über Deutschland hinweg könnten andre Mächte sich nicht in Marokko verständigen. England stellte sich jetzt offen auf Frankreichs Seite; es hat Krieg gegen uns ganz gewiß nicht gewollt, aber die versteckte Drohung wurde laut: würde Deutschland an Frankreich Rache nehmen wollen und es auf dem Kontinent angreifen, so würde England auf Frankreichs Seite zu finden sein. Ein Krieg wegen Marokko war auch nicht in unsrem Sinne; die Spannung entlud sich in diplomatischen Konferenzen; in Algesiras wurde die Angelegenheit erledigt. Es waren schlechte Tage für uns; Deutschland erschien nahezu isoliert. Die englische Politik setzte hiernach die Maßnahmen fort, die als Einkreisung Deutschlands, als völlige Isolierung bei uns verstanden, auf die persönliche Initiative des regierenden Königs zurückgeführt worden sind. Hier hatte England den Bogen überspannt: der Dreibund und besonders der deutsch-österreichische Bund hielt fest zusammen; das liberale Ministerium, das heute am Ruder ist, gab den Gedanken einer Isolierung offiziell preis. In bemerkenswerter Rede faßte Sir Edward Grey den jetzigen Stand der Dinge am 30. März 1909 zusammen. Er gab zu verstehen, daß zwei Konfliktsmöglichkeiten zwischen England und Deutschland

in Zukunft vermieden werden müßten: die eine würde Englands Versuch sein, Deutschland zu isolieren; das würde, sagte er, eine Nation von der Stärke und Stellung Deutschlands nie dulden. Die andre Konfliktsmöglichkeit würde sein: der Versuch einer Macht, die Politik des Kontinents zu dirigieren; das würde England nie zugeben. Zwischen den beiden Extremen, Isolierung und Herrschaft, gebe es ein weites Gebiet, auf dem die Völker in völlig freundschaftlicher Weise miteinander verkehren könnten.

Ich komme zum Letzten: zur Wertung des heutigen Gegensatzes nach den in der jüngsten Vergangenheit beobachteten Kräften und Strömungen. Es gibt Leute, die eine üble Prognose stellen: der deutsch-englische Gegensatz werde der große Gegensatz des neuen Jahrhunderts bleiben. Ich halte diesen Pessimismus für unberechtigt; unsre Betrachtung des geschichtlichen Verlaufes führt nicht zu dieser Annahme. Meine Ausführungen haben zu verstehen gegeben, daß die wirtschaftliche Rivalität die ihr zugeschriebene ausschließliche oder vorwiegende Bedeutung nicht haben kann; die wirtschaftliche Konkurrenz ist seit 1885 in stetem Wachsen, die politischen Beziehungen sind nicht dadurch bestimmt worden. Darum ist die Wiederkehr guter politischer Beziehungen zwischen uns und England auch bei Andauer eines wirtschaftlichen Interessenkampfes sehr wohl möglich. Etwas andres ist aber seit 1901 im Verkehr zwischen Deutschland und England in den Weg getreten: Ich erwähnte, daß die Sorge Englands um die Sicherung seines Besitzstandes in Englands auswärtiger Politik stets die erste Rolle gespielt habe; seit 1901 ist das Verhältnis Englands zu uns unter diesen Gesichtspunkt gebracht. Die Abkehr von uns hat die englische Regierung gegen unsre Machtmittel mißtrauisch gemacht; noch ist die Sicherung der Außengebiete längst nicht vollendet, da erscheint es, als seien die eigenen Küsten durch unsre wachsende Flotte bedroht. Nicht, daß wir England im Augenblick angreifen wollen, aber daß wir es angreifen könnten und einen noch schärferen Druck als bis 1901 ausüben, das ruft Unbehagen und Beängstigung hervor. Unsre Haltung vor dem Burenkriege gilt als gefährliches Beispiel; die damalige politische Drohung hat tiefere Spuren hinterlassen, als irgendeine unsrer wirtschaftlichen Errungenschaften auf Englands Kosten. Also ist die Animosität Englands gegen uns im Kerne das Symptom und der Ausfluß eines vorübergehenden politischen Schwächezustandes; das gewaltige, uns an Hilfsmitteln so wesentlich überlegene Reich ist noch nicht hinlänglich konsolidiert und fühlt die verwundbaren Stellen, die es bietet, heraus. Aus dieser Erkenntnis folgere ich: eine aufkeimende, in den Wurzeln nicht auszurottende Gegensätzlichkeit der Interessen liegt keinesfalls vor; es wird auf eine sorgsame Pflege des gegenseitigen Verständnisses in beiden Ländern ankommen, um Mißverständnisse zu beseitigen. Auf englischer Seite muß begriffen werden, daß unsre politische Sicherung Rücksichten auf Rußland bedingt, auf die wir nicht verzichten können, und daß unsre wirtschaftlichen Verhältnisse ein Vorwärtsschreiten in der Weltpolitik auch für uns unentbehrlich machen. Auf deutscher Seite muß die Besorgnis genommen werden, daß es in unsrer Absicht oder in unsrem Nutzen liegt, auf eine Gefährdung des britischen Besitzstandes zurück zu kommen und die Konsolidation

des britischen Weltreiches zu hemmen. Dann wird die Animosität in England gegen uns mit der Abnahme des Schwächezustandes nachlassen und mit der Konsolidation des britischen Weltreiches schwinden. Die geschichtliche Betrachtung weist auf die Wiederherstellung einer Interessengemeinschaft hin: es ist für uns ein Unding, die im Einvernehmen mit England begonnene Weltpolitik im Gegensatz gegen England weiterzuführen; Bismarcks Politik muß unsre Losung bleiben. Es ist für England ein Unding, den Aufgaben seines Weltreiches gerecht zu werden, der in der Natur der Dinge gelegenen und darum nur zeitweilig zurücktretenden Gegnerschaft gegen Rußland gewachsen zu sein, dazu den sich mehrenden inneren Schwierigkeiten in Indien, Ägypten und anderswo die genügende Aufmerksamkeit schenken zu können, ohne aus den kontinentalen, europäischen Sorgen herauszukommen. Dazu gehört nach der Verständigung mit Frankreich vor allem und unumgänglich die Verständigung mit Deutschland.

Ich wünsche nun, es möge bei uns allgemein zum Bewußtsein kommen, daß wir weder zu denen gehören, die nie ein Wässerchen getrübt haben, noch zu denen, die uferlose Pläne hegen und hegen dürfen. Wir haben gesunden Egoismus betätigt und werden uns nicht abhalten lassen, ihn weiter zu bekunden. Aber unser nationales Interesse weist uns im Einklange mit dem englischen auf eine Verständigung hin: möchte jeder Berufene an seiner Stelle mitarbeiten an dieser Verständigung zum Segen unsres deutschen Vaterlandes.

Die Ausstellung von Werken französischer Kunst des achtzehnten Jahrhunderts in der Berliner Akademie.

Von
Werner Weisbach.

Die Ausstellungen alter Kunstwerke in der Berliner Akademie werden unter der Präsidentschaft Artur Kampfs Ereignisse ersten Ranges und lassen sich den berühmten traditionellen Winterausstellungen der Royal Academy in London an die Seite stellen. Und was besonders wertvoll ist: man merkt, daß eine einheitliche Idee den verschiedenen Veranstaltungen zugrunde liegt. Eine ähnlich umfassende Überschau über die englischen Maler aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts wie die vor zwei Jahren war vorher in Deutschland niemals geboten worden. Im vorigen Jahre wurde uns der Bildhauer Gotfried Schadow mit seiner vom Ende des 18. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts sich erstreckenden Tätigkeit ins Gedächtnis zurückgerufen. Dieser Winter brachte eine Ausstellung französischer Kunst des 18. Jahrhunderts, die Werke von einer Qualität beieinander zeigte, wie sie nur selten zusammenkommen. Ein leitender Gedanke für die verschiedenen Unternehmungen ist unverkennbar. Sie wollen eine Epoche aufhellen, die in weiteren Kreisen Deutschlands nur wenig bekannt war. Denn wenn es auch, nachdem der Haß des Klassizismus wie der Romantik gegen Rokoko und Zopf überwunden war, zu einer Nachahmung der Stile des 18. Jahrhunderts in der alles nachahmenden zweiten Hälfte des 19. kam, so wurde doch bei uns ein auf Qualitätswertung beruhendes Verständnis für die Kunst jener Zeiten und ihr eigentliches Wesen nicht allgemeines Kulturgut. Die Renaissance und die Gotik lagen uns „näher". Der Deutsche weiß im Durchschnitt in der Kunst des 18. Jahrhunderts wenig Bescheid.

Das ist ganz natürlich. Das Rokoko gehört Frankreich. Es ist dort bis heute lebendig geblieben, wenn es auch zeitweise zurücktrat. Das Beste, was in Deutschland in diesem Stil geleistet wurde, ist von Franzosen geschaffen oder von ihnen abhängig. Und wenn das Rokoko hier stellenweise auch eine eigene Note erhielt, indem namentlich die Ornamentik krauser, phantastischer ausgestaltet wurde, so stammen doch die Grundideen des Stils aus Frankreich. Wer von den großen Herren im 18. Jahrhundert das

Rokoko schätzte und einführte, der war auch ein Verehrer französischen Geschmacks und französischer Kultur.

Das 18. Jahrhundert ist die letzte Epoche, die einen einheitlichen Stil geschaffen hat. Alles, womit der Mensch in Berührung kam, ist von demselben Geiste getragen: die Dekoration der Innenräume an Wand und Decke, das Mobiliar, die Werke der Plastik und Malerei, die Bücher, bis zu den kleinsten Gegenständen des täglichen Gebrauches. Man bewegte sich in einem Ensemble von vollkommener Stilharmonie. Es ist wohl auch die letzte Epoche, die einen durch weitere Kreise hindurchgehenden Sinn für Qualität besessen hat. Der Amateur stellte die größten Ansprüche; sie wurden befriedigt. Das Kunsthandwerk stand in hoher Blüte. Was man auf dem Gebiete der Holzschnitzerei, der Intarsia, der Tischlerei, des Bronzegusses, der Weberei, der Buchausstattung geleistet hat, ist nicht zu übertreffen. Der Geschmack — mag man ihn nun in seiner besonderen Art teilen oder nicht — war jedenfalls ein gewählter und weit verbreitet. Das Gefühl für die Qualität der Dinge lag dem Kulturmenschen gleichsam im Blute. Mit feinschmeckerischem Sinn wußte er das Höchstmaß jeder Leistung zu genießen. Ein Raffinement wurde in jener Gesellschaft entwickelt, die ihr Leben und ihre Geselligkeit in ein heiteres Spiel verwandelte, die für äußere Kultur einen lebhaften Sinn bekundete, die im geistigen Verkehr, in der Causerie die größte Regsamkeit und Beweglichkeit entfaltete. Und dieses Raffinement erstreckte sich auch auf das Gebiet der Erotik, das einen wesentlichen Faktor bildete, worauf die Kunst Rücksicht zu nehmen hatte. Das 18. Jahrhundert ist die letzte Periode eines Aristokratismus in der Kunst. Sie sucht vor allem die Bedürfnisse des verwöhnten Genußmenschen zu befriedigen. Sie ist exklusiv — sowohl in der Wahl der Stoffe wie in dem artistischen Raffinement. Im 19. Jahrhundert greift eine immer weiter schreitende Demokratisierung der Kunst um sich. Der Fürst steigt zum Volk hinab — auch in seinem Geschmack.

Aus den in der Akademie vereinigten Werken wurde der Geist jener Zeit in seinen verschiedenen Äußerungen lebendig. Die für die Geschichte und Kultur maßgebenden Persönlichkeiten tauchten in Bildnissen vor uns auf. Für den Kenner der Zeit gewann alles Gestalt und Farbe. Uns sollen die Dinge hier nur nach ihrem künstlerischen Charakter beschäftigen. Ein vollständiges Bild von dem Wesen jener Kunst vermochte die Ausstellung nicht zu bieten. Dazu hätte vor allem eine reichere Ausstattung der Räume mit Mobiliar gehört, wie man es in der retrospektiven Abteilung der Pariser Weltausstellung von 1900 sah. In dem Mobiliar und in allen den Gegenständen, die für den häuslichen Gebrauch geschaffen wurden, hat der Stil seine feinsten Blüten getrieben. Die Kunstwerke sind größtenteils bestimmt gewesen, mit dem Mobiliar zusammenzuwirken, und kommen in ihrem Milieu erst voll zur Geltung. Die Maler schufen damals noch nicht das Bild an sich ohne Gedanken an den Raum, den es schmücken sollte. Aber ein Ensemble von Prunkstücken der Möbelkunst, wie es der Louvre, die Jones-Sammlung im South-Kensington Museum, die Wallace-Collection vereinigen, konnte selbstverständlich nicht zusammengebracht werden. Doch hätte sich wohl etwas mehr als das Gebotene ausfindig machen lassen. Die

paar Stücke, die in den Räumen verteilt waren, wirkten zu vereinzelt. Und völlig verfehlt im Charakter war der grobe, weiße Anstrich der Wände in den der Graphik eingeräumten Sälen.

Ein Zweig, der von dem Luxusbedürfnis der damaligen Gesellschaft besonders profitierte, sind die Bibelots. Die Dosen und Stockgriffe der Herren, die Gegenstände, die eine elegante Dame in die Hand nahm und auf ihren Toilettentisch stellte, wurden zu kleinen Kunstwerken ausgestaltet. Ein verfeinerter Geschmack bewährte sich in der Wahl des Materials, der formalen Durchbildung, der farbigen Zusammenstellung. Was man leisten konnte, war in seiner technischen Durchführung vollendet, und der wählerische Amateur hatte die Genugtuung, einen in seiner Art vollkommenen Gegenstand sein eigen zu nennen. Es bedurfte dazu aber auch eines empfänglichen, das Geleistete richtig einschätzenden Publikums. In einer kleinen Tischvitrine waren einige solcher Köstlichkeiten und Kostbarkeiten vereinigt, die die Gattung spärlich vertraten. Eine andre Vitrine in demselben Saal enthielt eine Sammlung von Medaillen, die von der Höhe der französischen Medailleurkunst Zeugnis ablegten.

Ein wenig zureichendes Bild gewann man von der Plastik. Was man sah, erschien etwas willkürlich zusammengebracht. Die Neigung der Ausstellungsleitung lag offenbar nicht nach dieser Seite. Das Interesse der französischen Plastik jener Zeit wird sich für uns in nicht allzu vielen Werken erschöpfen. An den manieristischen, schwülstigen Arbeiten der großen Skulptur kann man nur wenig Gefallen finden. Am meisten bieten uns heute noch die Porträtbüsten und die graziöse Kleinplastik. In der Ausstellung überwog die Porträtskulptur. Eine Büste Richelieus von Warin zeigte die repräsentative Auffassung des 17. Jahrhunderts. Auch Coyzevox, von dem eine manierierte Bronzestatuette Ludwigs XV. als Imperator zu Pferde und eine Gruppe des Bellerophon zu sehen war, gehört mit seinem Stil noch jener Zeit an. Der Akademiker des 18. Jahrhunderts par excellence, Bouchardon, wußte sich, wenn er der Natur gegenübertrat, eine gewisse Unbefangenheit und Frische zu wahren. Die Bronzebüsten der schwedischen Könige Gustav III. und Karl XII. aus dem Besitz des Kaisers sind unmittelbar packend, elegant, von großem Wurf. Auf Eleganz der Erscheinung hinzuarbeiten ist das Hauptstreben der höfischen Bildnerei und Malerei. Diese Eigenschaft besitzt in hohem Grade Delvaux' Büste des Grafen Moritz von Sachsen, Marschalls von Frankreich. Sie ist aber auch psychologisch fein im Ausdruck. Die Marmorbehandlung zeigt jene virtuose Beherrschung des Materials, in der die französischen Bildhauer sich auszeichneten. Im Gegensatz zu der Ruhe und Geschlossenheit, auf die es die auf den Schultern der italienischen Renaissance stehende Plastik absieht, trachtet die des 18. Jahrhunderts nach Bewegung und Auflösung der Massen. Das brachte die Büste des Helvetius von Caffieri deutlich zum Bewußtsein. Wir sehen den Generalpächter, der in dem Leben seiner Zeit durch Reichtum, die Geselligkeit seines Salons, philosophische Interessen eine so große Rolle spielte, in malerischem Aufzuge. Der umgeworfene Mantel bildet nach unten den Abschluß der Büste, ein Ausschnitt des Hemdes läßt ein Stück der Brust offen. Der

Kopf macht eine der Stellung des Rumpfes entgegengesetzte Wendung. Im Ausdruck vereinigen sich hochmütige Würde, geistige Überlegenheit, Sarkasmus. Ein Schwung geht durch das Ganze hindurch. Das Momentane der Haltung ist glänzend getroffen. Eleganz ist eine Haupteigenschaft der Büste der russischen Großfürstin Natalie von Pajou, dem Meister anmutiger und koketter Damenbildnisse.

Die Porträtskulptur des 18. Jahrhunderts erreicht ihren Höhepunkt in Houdon. Auch er arbeitet mit malerischen Wirkungen, sucht das Packende eines momentanen Eindrucks zu verewigen. Seine Charakterisierung ist scharf und sicher. Er zieht die farbige Erscheinung bestimmenden Faktoren, Licht und Atmosphäre, in Rechnung, verwendet impressionistische Darstellungsmittel. Man kann das z. B. an seiner Behandlung der Augen sehen. Er weiß ihnen eine ganz neue Lebendigkeit zu verleihen. Leider erhielt man von ihm kein genügendes Bild durch die beiden männlichen Büsten: Voltaire in Marmor und Prinz Heinrich von Preußen in Bronze.

Von der Kleinplastik gab es sehr wenig zu sehen. Man lernte sie nur aus einigen Arbeiten in Bronze und Ton in der Richtung des Clodion und aus der Marmorfigur der „Nymphe nach dem Bade" von Falconet kennen. Der geniale Falconet, der in dem Denkmal Peters des Großen in St. Petersburg das gewaltigste Reitermonument des 18. Jahrhunderts schuf, hat in seinen kleinen Gruppen und Figuren, die er zum Teil als Vorbilder für die Porzellanmanufaktur von Sèvres arbeitete, das höchste Ideal weiblicher Anmut, das der Zeit vorschwebte, zu verkörpern gewußt.

Der Schwerpunkt der Ausstellung lag in der Malerei und der Graphik. Es war eigentlich eine Ausstellung von Werken der zeichnenden Künste, in die einige Arbeiten aus andren Gebieten als dekorative Zutaten aufgenommen wurden. An den Wänden des ersten großen Saales hing die berühmte Serie von Gobelins mit Szenen aus der Esther-Geschichte nach Kartons von Jean François de Troy. Wenn uns auch die mit schwülstigem Pathos vorgetragenen und pomphaft ausstaffierten Darstellungen vom rein künstlerischen Standpunkte nicht zu befriedigen vermögen, so ist doch das Ganze als technische Leistung dekorativ und farbig bewunderungswürdig. Man wußte, was man tat, wenn man Gobelins in Prunkräumen als Wandschmuck verwandte. Reflexe, wie sie bei Malereien entstehen, werden vermieden. Ein einheitlicher, milder Glanz liegt über dem Gewebe. Der Festlichkeit der Stimmung wußten die aus den französischen Manufakturen hervorgegangenen Arbeiten in hohem Maße Rechnung zu tragen.

In der Reihe der Gemälde waren alle Richtungen von dem repräsentativen Barock des Louis XIV.-Stils bis zu dem Klassizismus am Ende des 18. Jahrhunderts vertreten. Zwischen diesen Grenzen liegt die für das 18. Jahrhundert eigentlich bezeichnende, aus dem Geiste des Rokoko heraus geborene Kunst.

Ludwig XIV. hat den Franzosen eine Akademie gestiftet, nach dem Vorbilde der italienischen Akademien. Sie hatte ein Seiteninstitut in Rom. Ein Lockmittel bildete der Prix de Rome, der dem jungen Künstler, der im

Wettbewerb siegreich hervorging, einen fünfjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt ermöglichte. Als höchste offizielle Auszeichnung winkte Amt und Rang des premier peintre du roi. Durch die beständige Verbindung mit Italien nahm die Kunst, die an der Akademie gepflegt wurde, einen internationalen, kosmopolitischen Charakter an. Klassische Tendenzen blieben immer bis zu einem gewissen Grade maßgebend. Der Zusammenhang mit dem Hof brachte es mit sich, daß die Kunst ein höfisches Gepräge erhielt. Am Hof und in seiner Umgebung herrschte die Neigung zu Pracht und Pomp. Dem hatte die Malerei Rechnung zu tragen.

Die Entfaltung von Prunk macht sich bei den verschiedensten Arten von Bildern geltend. Die Zeremonienbilder und Mythologien können gar nicht genug mit reichem Beiwerk überladen werden. Die Figuren werden in schwungvolle, als schön geltende Posen gebracht. Von den schwülstigen mythologischen Darstellungen Coypels sah man zwei, das Opfer der Iphigenie und Aeneas vor Dido in Gobelinnachbildungen, aus dem Besitz des französischen Staates. Das große Ölgemälde Carle van Loos, das zwei berühmte Tragöden, Mademoiselle Clairon und Lekain in den Rollen von Medea und Jason darstellt (Besitzer: der Kaiser), gehört in dieselbe Kategorie mythologischer Spektakelstücke. Van Loo war seinerzeit viel bewundert. Im Jahre 1762 wurde er premier peintre du roi, 1763 Direktor der Akademie.

Die Kunst van Loos und seiner Anhänger entsprach aber nicht dem Geschmack aller Kunstfreunde. Gegen die ganze akademische Richtung trat eine Opposition hervor. Ihr geschicktester, geistvollster und erfolgreichster Wortführer wird Diderot. Aus ihm spricht ein neuer bürgerlicher Geschmack. Er verurteilt den akademischen Unterricht, „ces sept pénibles et cruelles années", wo der Schüler nur eine „Manier" im Zeichnen annehme. Er macht positive Vorschläge. Er ruft zum Studium der Natur auf.

Wie die Mythologien und Allegorien, so war auch das Bildnis der akademisch-höfischen Gattung von Prunk und Pose beherrscht. Die beiden Porträtisten, die den Louis XIV.-Stil in das 18. Jahrhundert überleiten, Nicolas de Largilliere und Hyacinthe Rigaud, zeigten sich in einigen, zum Teil vortrefflichen Werken. Durch sie wurden Muster für das offizielle aristokratische Porträt aufgestellt, die lange Zeit maßgebend blieben und von den übrigen Nationen nachgeahmt wurden, bis in unsre Tage. Ein glänzendes Beispiel für das repräsentative Fürstenbildnis gab Rigauds August III. von Sachsen als Kronprinz. Er steht in reicher Umgebung, über der Rüstung den Hermelinmantel kokett umgelegt, die Rechte auf den Marschallstab gestützt, die Linke am Degengriff. Eine pretentiöse Haltung. Ein Mohr trägt seinen Helm. Alles Beiwerk, bewegt, schwellend, üppig. Dieselbe prunkhafte Aufmachung wurde den Bildnissen niederer Sterblicher zuteil. Ebenso anspruchsvoll tritt der Chirurg Ludwigs XV., François Gigot de la Peyronie, auf mit seiner Allongeperücke, in sammetnem Staatsrock mit Spitzenmanschetten und Jabot. Sein roter Mantel, mit weißem Pelz besetzt, hängt über der Lehne des goldenen Stuhls. Auf dem reichen Bureau neben ihm ein Stilleben von Büchern. In statiöser Pose sitzt der Herr, seiner Würde

und des ihn umgebenden Glanzes bewußt. Durch Helldunkel vor allem und den Glanz prächtiger Lokalfarben wird auf malerische Wirkungen hingearbeitet.

In Nattier fand das repräsentative Bildnis seine Fortsetzung und wurde dem Rokokogeschmack dienstbar gemacht. Fast in jedem Saal gab es von ihm Werke, teils guter, teils geringer Qualität. Er war der bevorzugte Maler des Hofes und der eleganten Damenwelt. Die Damen stellte er zuweilen unter der Maske mythologischer, allegorischer und bukolischer Gestalten dar. Für uns Deutsche ist er wohl nur noch in wenigen seiner besten Arbeiten, wo er uns durch das höchste Aufgebot seines Raffinements zu betören vermag, genießbar. In seinen großen Bildern tat er auch alles für eine pompöse Ausstattung. Er war ein Kenner der Toilette und ihrer geheimen Möglichkeiten. Auf jede Weise suchte er die weiblichen Reize zu steigern — bis zur Pikanterie. Steife Würde und kokette Grazie wußte er zu vereinigen. Als Maler wendet er eine zarte, weiche Tönung an. Seine Malweise ist ganz auf das elegante Genre, das er vertritt, und den Geschmack seiner Kunden zugeschnitten; sie hat etwas Süßlich-Verblasenes. Auf seiner Höhe zeigte ihn das Bildnis einer Dame, die in der rechten Hand eine Schale mit Blumen, in der linken eine Nelke hält (Baronin Henry de Rothschild). Wer sich auf den Standpunkt zu stellen vermag, daß hier ein gewisses Genre höfisch-eleganter Bildnismalerei wirklich zu höchster Vollendung gebracht ist, und wer für die einschmeichelnden Reize des pastellartig duftigen, auf ein feines Silbergrau gestimmten Kolorits und für das große dekorative Geschick empfänglich ist, der wird es vielleicht begreiflich finden, daß der Künstler noch heute in seiner Heimat die größte Bewunderung genießt. Fast unerträglich wird die Süßlichkeit in männlichen Bildnissen. Gegenüber von Rigauds sächsischem Kronprinzen hing Nattiers Graf Moritz von Sachsen, nach demselben Rezept wie Rigauds Bild gemalt, nur im ganzen mehr verweichlicht. Man möchte meinen, der französische Marschall sei nur gemalt, um die schöne, elegant herabhängende rechte Hand zur Schau zu stellen.

Auch von den andren Porträtisten, die auf Nattiers oder Bouchers Bahnen wandelten, Tocqué, Roslin, Drouais, erhielt man eine gute Vorstellung. Man konnte verfolgen, wie der pompöse Stil Nattiers allmählich zurücktritt und einer größeren Einfachheit Platz macht.

Ein Rivale war dem akademisch-höfischen Ölbildnis in dem seit den zwanziger Jahren immer weiter um sich greifenden Pastell erwachsen. Nachdem es durch die venezianische Malerin Rosalba Carriera in Paris eingeführt worden war, eroberte es sich rasch das Interesse der maßgebenden Kreise. Die Akademie suchte sich anfangs gegen die ihr unbequeme Kunst zu wehren und schloß sie von ihren Ausstellungen aus. Aber es half ihr nichts. Die Begeisterung des Publikums für das neue Verfahren steigt bis ins Absurde. Das macht sich Maurice Quentin de la Tour zunutze und widmet sich ganz dem Pastell, das er aufs äußerste verfeinert. Er ist der größte Pastellist des 18. Jahrhunderts und zugleich sein vortrefflichster Menschenschilderer. Nur eine Seite seiner Kunst lernte man in den Bildnissen des vielgemalten Moritz von Sachsen und seiner Gemahlin kennen, die die Dresdener Galerie geliehen hatte.

Es sind mit minutiöser Wiedergabe jedes Details bis ins kleinste durchgeführte Bilder, wie es der Respekt vor einem vornehmen Besteller erforderte. Wer la Tour wirklich lieben lernen will, muß das Museum seiner Vaterstadt Saint-Quentin besuchen, das den größten Teil der von ihm hinterlassenen Entwürfe (préparations) enthält, Studien, die zum Teil unmittelbar nach dem Modell gemacht wurden. Dort, wo einem die Verve des ersten Anlaufs entgegentritt, wird man immer von neuem durch das Charakterisierungsvermögen, die Schärfe in der Beobachtung eines momentanen Ausdrucks, den Geschmack in der farbigen Anlage entzückt. Die eine „préparation", die in der Ausstellung zu sehen war, gehört nicht zu den glücklichsten Würfen des Meisters. Während la Tour auch in gesellschaftlicher Beziehung das enfant gâté der Pariser Kreise wurde, ging es seinem Rivalen auf dem Gebiete des Pastells, Perronneau, schlecht genug, so daß er auf Verdienst im Ausland angewiesen war. Ein sympathisches männliches Bildnis gab eine Vorstellung von seiner Art. Er hat aber dem Pastell nie dieselbe Kraft wie la Tour zu verleihen gewußt.

Wer von den französischen Malern sich in Deutschland ansiedelte, gehörte nicht zu den Koryphäen der Kunst. Louis de Silvestre, der sächsische Hofmaler, zeigte sich in seinem Porträt des Grafen Brühl als Maler mittleren Ranges. Friedrich der Große bemühte sich vergeblich, Carle van Loo und Boucher an seinen Hof zu ziehen. Er mußte sich begnügen mit Antoine Pesne, der bereits unter Friedrich I. nach Berlin gekommen war, und den er schon als Kronprinz in Rheinsberg beschäftigte. Pesne ist uns vertraut und lieb als Maler des großen Königs und seiner Umgebung. Ein Genie war er nicht. Aber er war ein tüchtiger Arbeiter und ein sympathischer Künstler. Mit einer Nüchternheit und einer gewissen Biederkeit der Ausdrucksweise, die sich in seine neue Heimat gut einpaßte, verleugnet er fast seine französische Abstammung. Es war kein glücklicher Gedanke, in einer von künstlerischen Gesichtspunkten veranstalteten Ausstellung das große dunkle Bild des Künstlers im Kreise seiner Familie vom Jahre 1718 in dem Ehrensaal inmitten der glänzendsten Leistungen seiner Zeitgenossen aufzuhängen. Die Harmonie dieses Saales wurde dadurch beeinträchtigt.

Der Schöpfer der eigentlichen Rokokomalerei ist Antoine Watteau. Wie im 18. Jahrhundert an Stelle der schweren, überladenen Dekorationsformen des Louis XIV. die leichteren, beweglichen und graziösen Gebilde der Régence und des Rokoko traten, so machte Watteaus Kunst diesen Umschwung mit. Er kam aus einem dem Pariser Zentrum fernen Milieu. Geboren als Sohn eines Dachdeckers in einem flämischen Gebiet, das erst vor kurzem Frankreich zugefallen war, verleugnet er in einzelnen Jugendwerken nicht den Zusammenhang mit der heimischen flämischen Malerei Teniersscher Richtung. Das trat deutlich zutage an der „Hochzeitszene" aus der Galerie des Herzogs von Arenberg. Das vielfigurige Bild ist wahrscheinlich entstanden, als er nach seiner Pariser Lehrlingszeit bei Claude Gillot und Claude Audran für einige Zeit seine Vaterstadt Valenciennes besucht hatte und von neuem flämische Eindrücke aufnahm. Im Landschaftlichen und in der Färbung erinnert es an Teniers. Es ist als Ganzes wenig erfreulich und zeigt noch große Mängel.

Er weiß die verschiedenen Gründe nicht zusammenzubringen, die Massen nicht zu organisieren. Auch farbig fällt alles auseinander. Die Gesichter der Figuren sind zum Teil recht fade. Aber einzelne Wendungen und graziöse Bewegungen sind schon typisch für den späteren Watteau.

Als Schüler der Akademie hatte er sich 1709 um den prix de Rome beworben. Er erlangte aber nur den zweiten Preis. Nach Italien ist er nicht gekommen — vielleicht zu seinem Glück. Später wählte man ihn zum Mitglied der Akademie, aber er machte nicht viel Gebrauch davon und soll nur zwei Sitzungen besucht haben. Er wurde aufgenommen unter dem Titel: maître des fêtes galantes. Als Rezeptionsbild sandte er die „Einschiffung nach der Insel Cythera" ein, die sich heute im Louvre befindet. Eine veränderte und bereicherte Wiederholung davon besitzt der deutsche Kaiser. Das Werk war nicht ausgestellt. Die Teilnehmer des historischen Kongresses im Sommer 1908 hatten Gelegenheit, es im Berliner Schloß zu sehen. An Qualität steht die zweite Fassung dem Pariser Exemplar nach.

Im übrigen war aber das beste, was die Sammlungen des Kaisers an Watteauschen Bildern besitzen, der Ausstellung geliehen worden. Einiges davon gehört zu dem Vollkommensten, was aus seinen Händen hervorgegangen ist. Die prachtvolle Sammlung französischer Bilder, die in den preußischen Königsschlössern von Berlin und Potsdam verteilt ist, wurde von Friedrich dem Großen zusammengebracht. Wenn es ihm auch nicht gelang, einen der führenden Künstler an sich zu fesseln, so suchte er doch das beste, was zu haben war, in seinen Besitz zu bringen. Er unterhielt dafür Agenten in Paris, mit denen er in eifriger Korrespondenz stand.

In der Erwerbung Watteauscher Bilder ist der König besonders glücklich gewesen. Von den scènes galantes, die in der Ausstellung waren, überragten zwei, L'amour paisible und La leçon d'amour, an Qualität alles andre. Ganz besonders ist die durch Grazie in der Bewegung der Figuren, duftige Behandlung, helle Farbigkeit ausgezeichnet. Einen reizvollen Farbenakkord bilden das vom Licht getroffene Meergrün und Hellblau an den Röcken der beiden am Boden sitzenden Damen, die dem vor ihnen die Gitarre spielenden Kavalier zuhören. Ein Lieblingsgebiet Watteaus waren auch die Szenen aus der französischen und italienischen Komödie. Eine Gruppe französischer Komödianten gibt ein kleines Bild in kaiserlichem Besitz. Typen der italienischen Komödie, Gilles, Scaramouche, Scapin und Harlekin, sind auf einem umfangreicheren Gemälde der Sammlung Porges zusammengestellt — aber wo sich Watteau in einem größeren Format ergeht, ist er nicht so glücklich wie in seinen kleinfigurigen Bildern. Weit ab von dem bloßen Zeitgeschmack und bis zu dem Grunde von Watteaus Seele führt das berühmte Bild „der Tanz" (Neues Palais): ein kleines Mädchen, das sich zum Spiel seiner Altersgenossen im Tanzschritt bewegt. Von welcher Empfänglichkeit für das Kindergemüt zeugt dieses Werk!

Ein Unikum unter Watteaus Sujets ist das Ladenschild Gersaints. Für die, die das Werk nicht kannten, war es wohl die größte Überraschung der Ausstellung. Er hat es, schon schwer krank, kurz vor seinem Tode für seinen Freund, den Kunsthändler Gersaint, bei dem er wohnte, gemalt, „um sich die

Finger geschmeidig zu machen", wie er sagte. Es ist später — man weiß nicht, wann — in zwei Hälften zerschnitten worden. Ein Kupferstich von Aveline, der auch ausgestellt war, zeigt es noch im ursprünglichen Zustand. Watteau gibt hier ein echtes Stück aus dem Leben seiner Zeit, ohne poetische Idealisierung, aber umkleidet mit dem Zauber seines ganz persönlichen Schönheitsgefühls. Auf der einen Seite sieht man eine Gesellschaft von Herren und Damen, die Kunstwerke in dem Laden Gersaints betrachten, auf der andern findet die Verpackung der Bilder statt. Das anmutige und preziöse Gebaren der hohen Kreise ist in wunderbarer Weise getroffen. Wie der gestreifte Reifrock der sitzenden Dame gemalt ist, das gehört zu dem Hinreißendsten, was je ein Pinsel hervorgebracht hat. Watteau war ein Kolorist, der alles, was er anrührte, in malerische Werte umzusetzen wußte, mit einem außerordentlichen Farbengeschmack begabt. Louis Courajod, der größte französische Kunsthistoriker, der allerdings dem 18. Jahrhundert im ganzen nicht sehr freundlich gegenüberstand, nannte ihn le seul artiste génial du XVIIIe siècle.

Viel besprochen wurde das Watteau zugeschriebene Brustbild einer älteren Dame (bei Herrn A. Reyre in Paris). Er hat nur wenige Bildnisse gemalt. Eine Beglaubigung hat dieses nicht. Die Töne im Inkarnat erinnern an Watteaus Art der Behandlung. Wie die Augen malerisch in Valeurs angelegt sind, das zeugt von koloristischer Begabung.

Watteau hat mit den akademischen Überlieferungen gebrochen und eine neue koloristische Ära für Frankreich eröffnet. Eine eigentliche Schule hat er nicht gebildet. Aber das Genrebild des Rokoko ist von seiner Kunst abhängig. Seine Nachfolger Lancret und Pater zehren von dem Gute, das er angehäuft hatte. Beide waren mit einigen ihrer besten Arbeiten vertreten. Friedrich der Große hat sie eifrig gesammelt. Dasselbe Darstellungsgebiet wie bei Watteau: galante Szenen, Liebesabenteuer, allerhand Belustigungen, Feste. Keiner bringt eine wirklich neue, originelle Note. Sie haben das Watteausche Gold in Scheidemünze umgeprägt. Bei Lancret wirkt das, was bei Watteau graziös und ursprünglich war, plumper und nachempfunden. Die Gesichter seiner Figuren haben etwas Stumpfes und Blödes. Pater hat eine geschickte Hand und kommt seinem Lehrer manchmal nahe. Aber alles ist bei ihm oberflächlicher und spitzer im Ausdruck.

Als Kolorist läßt sich Watteau in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur Chardin an die Seite stellen. Eine Reihe von Werken, die in einem Kabinett vereinigt waren, brachte ihn voll zur Geltung. Ihn hat erst eine spätere Zeit ganz gewürdigt, während er in seinen Tagen hinter den höfischen Modemalern zurückstehen mußte. Aber er hatte einen kleinen Kreis verständnisvoller Kunstfreunde hinter sich, die an seinen koloristischen Problemen Geschmack fanden. Diderot vor allen wurde der begeisterte Anhänger und Prophet seiner Kunst. Chardin führte zwei neue Gebiete in die französische Kunst ein und brachte sie zu hoher Blüte: das bürgerliche Genrebild und das Stilleben. Von kleinem Herkommen, Sohn eines Tischlers, lebte er in bescheidener Einfachheit und verzichtete auf allen äußeren Glanz. In seinem Alter sah er schlechte Tage. Das Gebiet der galanten Szenen vermied er. Er wurde der Maler der Bourgeoisie, schöpfte aus dem Milieu, das ihn umgab

und das er kannte. Diderot feierte ihn als echten Realisten und als Koloristen. Cet homme est le premier coloriste du Salon, et peut-être un des premiers coloristes de la peinture. Wir Heutigen, die wir in koloristischer Beziehung sehr anspruchsvoll sind, können dieses Urteil bestätigen. Zwei Bildchen mit kleinen Figuren, die Fürst Liechtenstein gesandt hatte, eine Köchin, die vom Einkauf zurückkehrt, und ein kleiner Junge, der für den Gang in die Schule zurechtgemacht wird, standen neben andern auf dem Gebiete des Genrebildes an Qualität besonders hoch. Das Figürliche und die Umgebung, alles wird als malerische Erscheinung gefaßt. Mit einem fetten, fleckigen Farbenauftrag sind die Valeurs eingesetzt. Es liegt etwas Markiges in der malerischen Behandlung. Bei aller Liebenswürdigket der Auffassung verfällt diese Kunst nicht in Süßlichkeit. In größerem Format gibt Chardin meist nur einzelne Figuren. Hier zeigte er sich in den beiden Bildern des kleinen Mädchens mit Ballschläger und des zeichnenden Knaben von seiner besten Seite. Die Briefsieglerin im kaiserlichen Besitz wirkt etwas schwer. Das Bild hat auch gelitten. Ein so großes Format lag dem Künstler nicht. Glänzend war die Auswahl der Stilleben. Die herrlichen Bilder der Karlsruher Galerie gaben den Ton an. Wie Chardin ein paar einfache Gegenstände, die er mit größter Anspruchlosigkeit zusammenstellte, mit einem sensiblen Künstlerauge zu den entzückendsten farbigen Gebilden zu gestalten wußte, das wird ihm immer einen der ersten Plätze unter den Stillebenmalern sichern.

Neben Chardin vertrat einen Realismus im Sinne des 18. Jahrhunderts Greuze. An unsrer heutigen Kunst gemessen ist das alles ein sehr zahmer Realismus. Greuze brachte das Anekdotenbild in großen Figuren mit dramatischer Zuspitzung und moralisierender Tendenz auf, eine Parallele zu dem Familienroman, wie er sich von England aus verbreitete. Diese Seite seines Schaffens, die künstlerisch nicht sehr von Belang ist, lernte man auf der Ausstellung nur in Stichreproduktionen kennen. Am verbreitetsten ist eine andre Klasse seiner Gemälde, die mit ein paar Beispielen vertreten war: Köpfe und Brustbilder halbwüchsiger junger Mädchen, die durch die Art des Augenaufschlags und eine Entblößung des Busens einen Stich ins Pikante und Sinnliche erhalten. In die erotischen Varietäten des 18. Jahrhunderts brachte das eine neue Nuance. Von einer besonders günstigen Seite zeigte sich Greuze in der Ausstellung als Porträtist. Die Bildnisse des Malers Jeaurat und des Kupferstechers Wille fielen durch Natürlichkeit in der Auffassung und freiere koloristische Behandlung auf.

Der hauptsächlich Richtung gebende Geschmack für das 18. Jahrhundert kam neben Watteau durch die Schule Lemoynes auf, aus der Meister wie Natoire und Boucher hervorgingen. Lemoyne und seine Schüler blieben im Zusammenhang mit der akademischen Richtung. Aber sie entziehen sich nicht den Einwirkungen des neuen freieren Stils, wie er durch Watteau eingeführt war. Es kommt eine Mischung von klassischen Allüren und Rokokograzie zustande, die zu einer gewissen Glätte und Süßlichkeit führte. Gegen diese Manier richtete sich Diderots ganzer Haß. Es fällt uns heute schwer, diese Klasse von Werken ganz gerecht zu beurteilen. Die Künstler sind vor allem glänzende Dekorateure gewesen. Nach der dekorativen Seite wurden die größten

Ansprüche an sie gestellt. Nur der wird ihre Absichten zu würdigen vermögen, der solche Schöpfungen an Ort und Stelle innerhalb der glänzenden Dekoration eines Rokoko-Interieurs gesehen hat, wie etwa die Malereien Natoires im ovalen Salon des Hôtel de Soubise in Paris.

Boucher zeigte sich in der Ausstellung von verschiedenen Seiten. Die Kategorie der Mythologien war durch ein Bild aus dem Besitz des Kaisers vom Jahre 1742 vertreten: Venus, Merkur und Amor, in manierierten Stellungen auf Wolken und Tuchdraperien zusammengruppiert. Von den vielfigurigen mythologischen Feerien und den galanten Schäferstücken, wie er sie als große dekorative Gemälde und als Entwürfe für die Gobelin-Manufaktur geschaffen hat, war nichts vorhanden. Dagegen konnte man von seinen verhältnismäßig seltenen Porträts mehrere sehen. Das lebensgroße repräsentative Bildnis seiner Gönnerin, der Madame de Pompadour (1758), hatte als Hauptstück an der Rückwand des zweiten Mittelsaales einen Ehrenplatz erhalten. Mit minutiösem Eingehen auf jedes Detail ist das reiche hellblaue Kostüm mit seinem Besatz von Röschen, seinen Chiffonnerien, Schleifen und Bändern gegeben. Die Fähigkeit zu charakterisieren ist gering, die farbige Wirkung trocken. Man hat doch nur den Eindruck eines vergrößerten Modebildes. Koloristisch feiner ist das kleine, genrehaft aufgefaßte Bildnis der Pompadour in einem Intérieur, die linke Hand auf den Tasten eines Spinetts ruhend, ein Stilleben zu ihren Füßen. In der Anbringung von Beiwerk kann sich diese Kunst gar nicht genug tun. Mit Leichtigkeit und Leichtsinn verfolgt sie als Hauptzweck gefällige dekorative Arrangements. Boucher verlor schließlich jeden Zusammenhang mit der Natur. Er arbeitete aus dem Kopf, nur von seinem persönlichen Geschmack und seinem dekorativen Geschick, worauf er sich verließ, geleitet.

Von jener Kategorie Boucherscher Salonbilder kleineren Formates mit erotischer Note war eins aus Frankreich gesandt worden: ein auf ihrem Lager ruhendes Mädchen, orientalisch ausstaffiert. Das Inkarnat ist von marzipanener Glätte und in jenem süßlichen rosa Ton gehalten, wie es bei Boucher und seinen Anhängern üblich wurde. Die Farbengebung, die nur darauf ausgeht, das Sinnliche zu pointieren, ist uninteressant und konventionell. Ein kaltes Hellblau herrscht in den Stoffen vor, wie Boucher überhaupt vorzugsweise mit kalten Farben operiert.

Das galante Genre wurde gegen Ende des Rokoko noch einmal durch einen echten Kolorismus auf eine hohe künstlerische Stufe gehoben. Der Provençale Fragonard hat ihm mit seinem feurigen Temperament und beweglicher südlicher Phantasie neues Leben einzuhauchen gewußt. Nachdem er ein paar Monate bei Chardin gearbeitet hatte, ging er in das Atelier Bouchers über und wurde dort mitten in den Rausch des galanten Treibens hineingerissen. Das Atelier, in dem Mädchen von lockerem Lebenswandel als Modelle aus- und eingingen, war wegen seiner Zuchtlosigkeit berüchtigt. Fragonard hat nicht die geleckte, trockene Malweise seines Lehrers angenommen. An koloristischem Feingefühl steht er weit über ihm und gehört in die Reihe der Watteau und Chardin. Während seines Aufenthaltes in Italien hat er sich in Tiepolo vertieft. Er

hat Rembrandt studiert, sein Helldunkel und die Breite seines Vortrags für seinen malerischen Stil verwertet.

In Deutschland ist er wenig bekannt. Man kann sich bei uns nirgends eine Vorstellung von ihm machen. Um so dankenswerter war es, daß die Ausstellung eine Reihe verschiedenartiger und zum Teil glänzender Arbeiten von ihm brachte, die alle aus Frankreich stammten und einen hohen Begriff von seiner Kunst zu geben vermochten. Er vereinigt die höchste Pikanterie in der Behandlung schlüpfriger Szenen mit einer naiven Harmlosigkeit und Kindlichkeit in den Genrebildern. Einige kleinere Bilder von ihm zeigten häusliche und Familienszenen. Was er vornimmt, sieht er als koloristisches Problem an. Schon darin, wie er das Licht in Berechnung zieht, bildet er eine Ausnahme. Er differenziert es je nach den gegebenen Umständen. Auf dem Bilde „die gute Mutter" glauben wir eine wirkliche Sonnenlandschaft zu sehen. Ungemein interessant als koloristischer Eindruck und seltsam als Sujet ist „der Pascha" (Paris, Dr. Charcot). Dem weißgekleideten Pascha, der auf einem gelben Ruhelager sitzt, werden von einem Orientalen Mädchen zugeführt. Die Mädchen sind echte Französinnen und Rokokofiguren. Der orientalische Pomp sieht stark nach Theater aus. Aber wie die Figuren in ihrer farbigen Erscheinung in dem dämmerigen Gemach auftauchen, wie hinter dem Lager des Pascha zwei unheimliche Eunuchengesichter hervorblicken, das alles bewirkt eine gewisse märchenhafte Stimmung. Nur wer die ungemein feinen Nuancierungen, die berauschenden Farbenklänge zu genießen vermag, wird das Bild richtig einschätzen können. In manchen Partieen wird man an Rembrandtsche Tonkombinationen erinnert.

„Die Leserin" zeigte den Künstler in einem größeren Bildnis. Hier hatte man Gelegenheit, die Breite und Virtuosität seiner Pinselführung zu bewundern. Ein Bild von leuchtender Farbenpracht. Es geht offenbar auf eine Freilichtstudie zurück. Eine Beleuchtung bei Sonnenuntergang muß die glühenden Töne auf dem Gesicht und dem Kleid des jungen Mädchens hervorgebracht haben. Welch ein Geschmack waltet bei der Verteilung der Farben an dem Kleide Wie ist jedes Stück durch eine mit Flecken operierende Valeurmalerei in seiner Stofflichkeit charakterisiert. An manchen Stellen ein ganz dicker Farbenauftrag, und mit dem Pinselstil in die feuchte Farbe gegraben. Hier ist mit einer Zersetzung der Farben gerechnet, ähnlich der, wie sie der moderne Impressionismus vorgenommen hat. In einer modernen Ausstellung würde sich solch ein Bild halten.

Ganz impressionistisch sind die beiden Panneaux angelegt, die Gesellschaftsspiele im Freien darstellen und Gegenstücke bilden: Le cheval fondu und La main chaude. Kleine Figuren bewegen sich mit Grazie in breit hingesetzten Landschaften. Aber es ist nicht die süßliche Grazie Bouchers, in allem weit mehr Energie. Eine kühne Verteilung von Farbenflecken dient, die Illusion der Bewegung möglichst zu steigern. Die Bilder sind über einer leichten grünen Grundierung gemalt. Sie bergen eine Helligkeit und eine Fülle von Licht, wie es niemand sonst im 18. Jahrhundert erreicht hat. Einzelne Partien des Bildes „La main chaude" sind nur angelegt. Die Verve der Strichführung hat etwas Hinreißendes. Ein Paar sitzt dort allein im Vordergrunde auf einer Bank, die Dame in einem brennend roten Kleide. Und ringsherum

leuchten aus Beeten und von Sträuchern bunte Blumen. Die Lebensfreude der Menschen klingt wider in der Festlichkeit der Natur. Eine frohe Künstlerseele lacht aus dieser Schöpfung. Ist diese strahlende Buntheit und Helligkeit von dem modernen Impressionismus wirklich so weit überboten worden?

Fragonards Studiengenossen in Italien, den Landschafter Hubert Robert, lernte man in den ausgestellten Bildern hauptsächlich von einer Seite kennen: als Schöpfer dekorativer Prospekte und mehr oder weniger stilisierter südlicher Landschaften. Es gibt aber auch kleine Bilder von ihm, in denen er sich als feiner und temperamentvoller Kolorist zeigt. Zuweilen hat er Vorgänge aus dem Leben seiner Zeit dargestellt, wie den Brand der Oper, von dem Platz des Louvre aus gesehen (Paris, Sammlung Doucet), und die Fédération nationale in Versailles 1790 (Musée de Versailles). Hier ist mit einer ähnlich impressionistischen Technik wie bei Fragonard auf den Gesamteindruck der Erscheinungen hingearbeitet. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts tritt das Bestreben hervor, mit der wirklichen Natur in engeren Kontakt zu treten und ein Stück Außenwelt, so wie es sich zeigt, koloristisch zu bewältigen. Louis-Gabriel Moreau, von dem der Louvre zwei Landschaften besitzt, sonst ein seltener Meister, kann als ein Vorläufer des „Paysage intime" angesehen werden.

Die Ernüchterung, die mit dem Umsichgreifen des Klassizismus eintrat, gab sich in einigen Werken von Übergangsmeistern von dem 18. zum 19. Jahrhundert kund. Man hätte vielleicht besser getan, die Übersicht nicht noch auf diese nur sehr bruchstückweise vertretene Richtung auszudehnen. David, der Führer des neuen Klassizismus, erschien nur in zwei Porträts, die seiner Stellung und Besonderheit nicht ganz gerecht wurden. In einer ganzen Reihe meist ziemlich trockener Arbeiten zeigte sich Madame Vigée-Lebrun als Bildnismalerin. Einen Grad tiefer steht ihre Rivalin, Madame Labille-Guiard. Die Werke von Danloux werden manchen an englische Porträts, wie sie vor zwei Jahren an derselben Stelle zu sehen waren, erinnert haben. Vornehmlich kulturgeschichtliches Interesse bot das Bild des Ateliers, in dem der Bildhauer Houdon, umgeben von seiner Familie, ein Porträt modelliert, von Boilly, der uns auch von dem Atelier Davids eine Darstellung hinterlassen hat (im Louvre). Steife, eckige Figuren mit jenem Anflug von Spießbürgerlichkeit, der die neue Bourgeoiskunst ankündigt. Von der zarten, gefühlvollen, in malerischem Helldunkel sich ergehenden Kunst Prud'hons vermochte das repräsentative Bildnis des Fürsten Talleyrand vom Jahre 1809 in echtem Empire-Geschmack dem, der mit dem Maler nicht vertraut ist, kaum eine Vorstellung zu geben. Auch in dem nicht gut erhaltenen Brustbilde der Herzogin von Talleyrand zeigte er sich nicht von seiner besten Seite.

Eine vortreffliche Ergänzung zu den Malereien boten die ausgestellten Zeichnungen und graphischen Arbeiten. Die Maler, die wir genannt haben, lernte man zum großen Teil auch in ihren Zeichnungen kennen. Daneben sah man Entwürfe der großen Dekorateure wie Oppenort, Gillot u. a. Die artistisch fühlende Gesellschaft des 18. Jahrhunderts fand großen Gefallen an der Zeichnung, in der sich die Handschrift des Künstlers ja am unmittelbarsten zu erkennen gibt. Die Künstler trugen dem Rechnung und schufen Zeichnungen in verschiedenen Techniken, zum Teil leicht koloriert, die gleich für den Verkauf

bestimmt waren. Aus dem Atelier Bouchers gingen zahlreiche solcher Arbeiten hervor, deren Sujets sich vorwiegend in dem Genrehaften und Erotischen bewegten, und die durch ein möglichst gefälliges Aussehen auf einen Durchschnittsgeschmack berechnet waren. Aber auch die Skizze, die den ersten Gedanken eines Künstlers festhält, die Studie, in der er Motive für auszuführende Werke entwirft, fand ihr Publikum. Diderot hat im Salon von 1765 eine geistvolle Betrachtung über das Verhältnis von Bild und Skizze angestellt, die darauf hinausläuft, daß die Skizze gemeinhin mehr Feuer und Verve hätte als das Bild und die Seele des Künstlers klarer offenbare.

Watteau leitet auch auf dem Gebiete der Zeichnung gleich in charakteristischer Weise das Rokoko ein, wie man an einigen seiner beweglichen graziösen Studien sehen konnte, die teilweise in ungemein pikanter Weise mehrfarbig gehalten sind. Neben ihm war Fragonard als Zeichner überraschend gut vertreten mit Landschaften, Figurenstudien und Gruppendarstellungen. Er war ein Meister der flotten Skizze. Seine Tuschzeichnungen haben stellenweise etwas Rembrandtsches in der Helldunkelanlage und in der Kühnheit der andeutenden Strichführung.

Man lernte auch in einigen Blättern jene Gruppe von Kleinmeistern kennen, die fast nur gezeichnet haben, wie Saint-Aubin, Moreau le jeune, Eisen. Sie gingen darauf aus, Szenen aus dem Leben der Zeit oder Illustrationen zu literarischen Werken mit dem der Epoche eigenen Esprit und pointenreich manchmal in winzigem Format zu Papier zu bringen. Bis auf diese Arbeiten erstreckt sich der gewählte und sichere Geschmack, und die besten unter ihnen haben in ihrer Kleinheit nichts Glattes und Kleinliches. Von Saint-Aubin gibt es sehr flotte und ganz impressionistisch angelegte Blätter. Der Kreis dieser Künstler hat hauptsächlich für die Bedürfnisse der Graphik gearbeitet und dem Kupferstich Entwürfe geliefert.

Dank dem Entgegenkommen des Herrn J. Model in Berlin, der seine hervorragende und lückenlose Sammlung französischer Graphik zur Verfügung stellte, konnte über alle Zweige dieses Gebietes eine Übersicht gegeben werden. Die ausgezeichnete Qualität der Exemplare gewährte einen besonderen Genuß. Man hatte Gelegenheit, alle Techniken von dem Linienstich bis zum Aquatinta-Verfahren und Farbendruck kennen zu lernen. Wenn der Originalstich auch zurücktritt, so wird das Technische doch von den Graphikern bis zu höchster Vollendung geführt. Von den großen Malern hat sich Fragonard besonders in der Radierung betätigt. Die leichte Anmut, die das ganze 18. Jahrhundert durchzieht, hat auch den graphischen Künsten ihr Gepräge gegeben. Auf Einzelheiten einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen, das hieße einen geschichtlichen Überblick über die französische Graphik geben.

Die Erfolge, die der Berliner Akademie ihre letzten drei Winterausstellungen gebracht haben, legen ein Weiterschreiten auf diesem Wege nahe. Als willkommene Ergänzung würde sich eine Übersicht über die noch fehlenden Erscheinungen des 18. Jahrhunderts anschließen lassen: Italien mit Longhi, Tiepolo, Canaletto, Belotto, Guardi, Piranesi, Spanien mit Goya. Dieser Wunsch sei zum Schluß mit dem Dank für das bisher Gebotene ausgesprochen.

Shakespeare und Montaigne.

Von

L. Kellner.

Wir wissen so herzlich wenig vom geistigen Wachstum Shakespeares, sind bei der Erschließung seines inneren Wesens, seiner Gemütsart, Denkweise, Weltanschauung, so sehr auf Vermutungen angewiesen, daß uns die winzigste Tatsache bedeutungsvoll erscheint. Der Nachweis, daß Goethe dieses, Schiller jenes Buch gekannt und gewürdigt habe, regt niemanden auf; die Feststellung des Umstandes, daß Shakespeare die „Essais" Montaignes in der englischen Übersetzung des Florio benutzt hat, war ein Ereignis in der Welt, die sich für Shakespeare interessiert. Diese Entdeckung an sich ist über hundert Jahre alt; ihre biographische und ästhetische Deutung beschäftigt heute noch den Scharfsinn der Forscher. Der neueste Deutungsversuch wurde von dem hochangesehenen Parlamentsmitgliede J. M. Robertson unternommen[1]), der sich nach den verbitternden Kämpfen der Parteipolitik zum Studium Shakespeares flüchtet und bei ihm seine Menschlichkeit erneut.

Robertson, der außer Sachkenntnis und innerster Teilnahme das schottische Erbteil scharfen Denkens für die Untersuchung mitbringt, macht den gewagten Versuch, eine Beeinflussung Shakespeares durch Montaigne streng methodisch nachzuweisen und das Wirken von Geist auf Geist wie einen chemischen Vorgang darzustellen. Die Lektüre von Robertsons Buch war reizvoll genug, um zur sorgfältigen Nachprüfung anzuregen; das Ergebnis war eine selbständige Auffassung der Sachlage, die Robertson in Einzelheiten mehrfach berichtigt, in den wesentlichsten Punkten ergänzt.

I. Der Tatbestand.

Die „Versuche" des vielerfahrenen, vielgereisten, überaus belesenen, geistesstarken und gedächtnisschwachen Ratsherrn von Bordeaux, Michel de Montaigne (1533—1592), hatten in der Ursprache bereits zwölf Auflagen erlebt und auch außerhalb Frankreichs zahllose Bewunderer gefunden, als der Londoner Sprachlehrer John Florio sie ins Englische übertrug. Diese Übersetzung wurde fertig, als das 16. Jahrhundert zur Neige ging, denn 1599 wurde sie auf die Buchhändlerliste gesetzt und 1600 in der Handschrift von Sir William Cornwallis gesehen; im Druck erschien sie 1603. Nun besitzt das Britische Museum in London ein Exemplar dieses Werkes, das den Namen „William

[1]) John M. Robertson, M. P., Montaigne and Shakespeare, and other Essays on Cognate Questions. London, Adam & Charles Black. 1909.

Shakespeare", allem Anschein nach ein Autogramm, trägt, und die Forscher zögerten nicht, das Buch als das Eigentum Shakespeares anzusehen. Doch wurden von verschiedenen Seiten Bedenken erhoben, und die Echtheit scheint in der Tat nicht erwiesen. Dagegen ist die von Capell im Jahre 1767 gemachte Entdeckung, daß Shakespeare die Essays Montaignes benutzt hat, gegen jede Zweifelsucht gefeit. Capell las den Essay „über die Kannibalen" und wurde von einer Stelle lebhaft an eine Tirade des Höflings Gonzalo in Shakespeares „Sturm" erinnert. Er schlug das Stück auf und war von der Ähnlichkeit der beiden Stellen aufs höchste überrascht. Hier sind sie nebeneinander.

Shakespeare.

Hätt ich dies Eiland anzubauen, Herr,
Und wäre König drauf, was tät ich? Ratet!
Ich würde das Gemeinwohl einzig fördern
Durch Gegenteiligkeit; denn keine Art
Von Handel würd ich dulden; Richter nicht
Einmal dem Namen nach; die Schrift wär hier
Verbannt, nicht minder arm und reich; es gäbe
Nicht Dienstbarkeit, Vertrag, noch Erbschaft,
Auch Grenzen, Zäune, Wein- und Ackerbau,
Auch kein Metall, noch Korn, noch Wein, noch Öl,
Und keine Arbeit. Jedermann ging müßig,
Die Weiber ebenso, doch keusch und rein.
Auch gäb es keine Herren . . .,
Natur brächt alles allen gleich hervor,
Ganz ohne Müh und Schweiß. Verrat, Betrug,
Schwert, Lanze, Messer, Schießpulver, noch sonst
Ein Kriegsgerät würd ich hier dulden. Denn
Für mein unschuldig Völklein spendet alles
Natur im Überfluß aus eignen Gaben.
Mein Reich, Herr, müßte so vollkommen sein,
Daß es das goldne Alter überträfe.

Montaigne.

Es ist ein Volk, bei dem es gar keinen Handelsverkehr, keine literarischen Kenntnisse, keine Wissenschaft der Zahlen, keine Titel für Behörden oder für politische Machthaber, keine Neigung zu Dienstleistungen, noch zu Reichtum oder Armut, keine Übereinkünfte, keine Erbschaften, keine Teilungen, keine andern Beschäftigungen als müßige, keine andre Ehrfurcht vor der Verwandtschaft als die allen gemeinsame, keine Kleider, keinen Landbau, keinerlei Metall und keinen Genuß von Wein oder Getreide gibt. Sogar die Worte, welche Lüge, Verrat, Heuchelei, Geiz, Neid, Verleumdung bedeuten, sind dort unbekannt.

Die vorsichtigste Kritik wird diesen mit den gleichen Worten[1]) ausgedrückten gleichen Gedanken gegenüber nicht von Zufall reden wollen; der

[1]) Im Urtext tritt dies natürlich noch schärfer hervor:

I' the commonwealth I would by contraries
Execute all things; for no kind of traffic
Would I admit; no name of magistrate;
Letters should not be known; no use of service,
Of riches, of poverty; no contracts,
Succession; bound of land, tilth, vineyard, none:
No use of metal, corn, or wine, or oil:
No occupation, all men idle, all;
And women too: but innocent and pure:
No sovereignty . . .
All things in common nature should produce
Without sweat or endeavour: treason, felony,
Sword, pike, knife, gun, or need of any engine,
Would I not have; but nature should bring forth.
Of its own kind, all foison, all abundance . . .

It is a nation (would I answer Plato) that hath no kind of traffic, no knowledge of letters, no intelligence of numbers, no name of magistrate, nor of politic superiority; no use of service, of riches, or of poverty; no contracts, no successions, no dividences, no occupations, but idle; no respects of kindred, but common; no apparel, but naturel; no manuring of lands, no use of wine, corn, or metal. The very words that import lying, falsehood, treason, dissimulation, covetousness, envy, detraction, and passion, were never heard of amongst them.

mildeste Ausdruck für diese Entlehnung wäre unbewußte Reminiszenz. Die Wahrheitsliebe sträubt sich freilich gegen diese zimperliche Verdunkelung der Tatsachen; viel einfacher ist es zu sagen: Shakespeare erinnerte sich im gegebenen psychologischen Augenblick des Kapitels über die Kannibalen bei Montaigne, griff in den Bücherschrank, holte sich seinen Florio herunter und benutzte die Stelle über die Insel-Utopie wie etwa Schiller den Tschudi für den „Tell" benutzte. Und jetzt, nachdem eine Beziehung zwischen Shakespeare und Montaigne aufgedeckt war, fand man plötzlich den Geist des französischen Essayisten an allen Ecken und Enden — im Hamlet, im Othello, im Coriolan; namentlich im Hamlet sah man förmlich eine Dramatisierung Montaignes. Ein deutscher Kreisgerichtsrat, namens G. F. Stedefeld, machte aus Hamlet „ein Tendenzdrama gegen die skeptische und kosmopolitische Weltanschauung des Michael de Montaigne" (Berlin 1871) und Jakob Feis, ein Rheinländer, der als Kaufmann in London lebte und sich als Übersetzer von Ruskin und Tennyson unbestrittene Verdienste erworben hat, vertrat, ohne seinen Vorgänger zu kennen, mehr oder weniger die gleiche Anschauung [1]). Nach Feis hatte „Hamlet" in erster Reihe den Zweck, das unfruchtbare Räsonnieren Montaignes dem Gelächter der Welt preiszugeben (S. 103), die Unbeständigkeit und impulsive Unberechenbarkeit des Franzosen der geklärten Festigkeit des Engländers gegenüberzustellen — also Hamlet ist Montaigne, Horatio dagegen Shakespeare.

Man darf sich von dieser Phantastik nicht verleiten lassen, die Untersuchung von Jakob Feis in Bausch und Bogen zur Seite zu schieben. Der Grundgedanke ist undiskutierbar: der ganze Hamlet als Polemik gegen Montaigne wäre nur unter der Voraussetzung denkbar, daß Montaigne (und zwar im Urtext!) Gemeingut und Tagesgespräch der Londoner geworden war — eine ganz unmögliche Annahme. Hätte Shakespeare wie Molière ausschließlich für die feine Gesellschaft geschrieben, so könnte man sich vorstellen, er habe gleich Molière eine literarische Mode der feinen Gesellschaft mit seinen Geißelhieben bedacht; aber auch diese Voraussetzung trifft nicht zu; damit fällt die Hypothese von Stedefeld und Jakob Feis. Aber es wäre verfehlt, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wie es J. M. Robertson tut. Feis hat zuerst nach weiteren Übereinstimmungen zwischen Shakespeare und Montaigne gesucht und ihrer eine ganze Menge zu finden geglaubt. Das war der richtige Weg, denn vor allen Dingen gilt es, das Tatsächliche festzustellen, die Beziehung zwischen Shakespeare und Montaigne methodisch aufzudecken und dem Nebelreich der Hypothese zu entrücken. Dazu sind eben die Parallelstellen geeignet. Nur müssen es wirklich Parallelstellen sein.

Es ist nicht überflüssig, an einem und dem andern Beispiel zu zeigen, was nur entfernter Anklang, nicht aber Übereinstimmung ist. Hamlet benützt die Anwesenheit der Schauspieler in Helsingör, um seinen Onkel während der Aufführung zu beobachten und sich auf diese Weise Gewißheit zu verschaffen. Es liegt nahe, diesen Einfall Shakespeares auf eine Stelle im 27. Kapitel des II. Buch von Montaignes „Essays" zurückzuführen: „Alexander, der Tyrann

[1]) Shakespeare and Montaigne. London 1884.

von Pherä, mochte keiner Aufführung eines Trauerspiels im Theater beiwohnen, damit ihn seine Untertanen nicht bei den Schicksalen der Hekuba und Andromache weinen und schluchzen sähen — ihn, der täglich so viele Opfer ohne Mitleid hinschlachten ließ." Bei näherer Prüfung zeigt es sich, daß hier nur eine äußere Ähnlichkeit vorliegt, die den eigentlichen Gedanken nicht berührt.

Eine andre Zusammenstellung, nämlich die des Monologs, den Heinrich V. vor der Schlacht bei Azincourt hält, mit Montaigne III, 7, trifft auch wohl nicht ganz zu.

Dagegen wird man, wie Robertson hervorhebt, bei der Lektüre des Essays „über die Ungleichheit der Menschen" (Buch 1, Kap. 42) wirklich Schritt für Schritt an den Monolog Heinrichs V. erinnert:

Wie mancher Herzensfreude muß ein König
Entbehren, die den einzelnen erquickt!
Was hat ein König, das der einzelne
Nicht auch besäß, als hohles Schaugepränge?
Was bist du denn, du Götze Königsprunk?
Was für ein Gott, der doch die Erdennot
Weit mehr erträgt als jene, die ihm dienen?

Fürsten können nicht reisen, wohin sie möchten; sie müssen das Vollkommenste und Süßeste, das uns die Welt bietet, nämlich Freundschaft und traulichen Verkehr, entbehren.

Erkrank einmal, o Größe,
Und heiße deinen Ehrenprunk dich heilen!
Wähnst du, es weiche deine Fieberglut,
Wenn Schmeichelei mit Titeln sie umfächelt?

Schonen Fieber, Kopfschmerzen und Gicht ihn etwa mehr als uns? Wenn die Angst vor dem Tode ihn durchschüttelt, wird ihn die Anwesenheit seiner Kammerherren beruhigen?

In die gleiche Kategorie gehört folgende von Robertson angeführte „Parallelstelle". Das 13. Kapitel des 2. Buches von Montaigne ist dem Gedanken gewidmet, daß wir Menschen uns so wichtig dünken, daß wir die Himmelskörper mit unsern winzigen Schicksalen in Verbindung bringen:

Da haben wir den köstlichen Selbstbetrug der Welt: wenn es uns schlecht geht — oft das Ergebnis unsres eignen Tuns — klagen wir Sonne, Mond und Sterne als Ursachen unsres Unglücks an — als wären wir Schurken aus Notwendigkeit; Dummköpfe durch himmlischen Zwang; Schufte, Diebe, Spitzbuben durch den Einfluß der Sphären . . . (Lear I, 2, 128.)

Das Folgende war ich selbst im Findereifer geneigt, für beweisend zu halten, schied es aber bei nachträglicher Prüfung als unpassend aus.

Duncan.

Dies Schloß hat eine angenehme Lage;
Gastlich umfängt die lichte, milde Luft
Die heitern Sinne.

Banquo.

Dieser Sommergast,
Die Schwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt
Durch ihren fleiß'gen Bau, daß Himmelsatem
Hier lieblich haucht;
Wo sie am liebsten heckt und wohnt, da fand ich
Am reinsten stets die Luft.
(Macbeth I, 6, Anfang.)

Wählen die Schwalben, die im Frühling alle Ecken unsrer Häuser umschwärmen, ohne Verstand von tausend Orten gerade den, der ihnen am besten für eine Wohnung paßt? Schützen sie sich gegen den Regenwind und bauen ihr Nest gegen Osten, ohne die verschiedenen Eigenschaften dieser Winde zu kennen, ohne zu bedenken, daß der eine ihnen heilsamer als der andre? (II, 12.)

Außer dieser subjektiven Fehlerquelle ist noch eine objektive zu vermeiden. Gemeinplätze antiker Prägung, die sich bei Shakespeare und Montaigne finden, zählen für die Beziehung der beiden Männer kaum mit; Cicero, Seneca und Lucrez waren Shakespeare ebenso zugänglich, vielleicht ebenso geläufig wie Montaigne. Solche Stellen sind Hamlets Worte an seine Mutter über die Macht der Gewohnheit (III, 4, 161):

Gewohnheit, dieses Ungeheuer, das
Im Alltagsleben jegliches Gefühl
Verschlingt . . .

mit dem Montaigne (I, 22 und III, 10) verglichen wird; Hamlets Lob der Beständigkeit (III, 2, 68), mit dem Montaigne (I, 19 und III, 3) übereinstimmt; der Ausspruch im Macbeth (II, 3, 129), daß ein großes Leid uns Sprache und Bewegung raubt, zu dem sich Montaigne (I, 4) wie ein Kommentar ausnimmt. Diese und manche andre Stellen kommen höchstens im Zusammenhang, mitten im Indizienbeweis, in Betracht; an sich würden sie gar nichts für unsre Frage bedeuten.

Nach Abzug dieser belanglosen oder minder beweiskräftigen Ähnlichkeiten reduziert sich die Zahl der Parallelstellen sehr wesentlich, und die Behauptung, daß man Montaigne bei Shakespeare an allen Ecken begegne, erscheint als arge Übertreibung.

Haben wir es bei den Aussprüchen über Tod und Todesbereitschaft, die schon im „Maß für Maß" einen breiten Raum einnehmen und dann im „Hamlet" förmlich zum Leitmotiv werden, mit Gemeinplätzen der Weltliteratur oder mit einem Nachhall der Essays zu tun? Wer die ersten Kapitel des ersten Buches der Essays, namentlich aber Kapitel 19 gelesen hat, der wird sich kaum die Überzeugung nehmen lassen, daß Shakespeare Geist vom Geiste Montaignes zum Ausdruck bringt. Das wuchtige eindrucksvolle Wort Hamlets:

„Bereitschaft ist alles" (V, 2, 34).

klingt wie eine Zusammenfassung eben dieses 19. Kapitels:

„Um wenigstens den Versuch zu machen, dem Tode seine Überlegenheit über uns zu nehmen, schlagen wir einen entgegengesetzten Weg ein als den gewöhnlichen: nehmen wir ihm seine Fremdartigkeit, üben wir uns auf ihn ein, gewöhnen wir uns an ihn; denken wir an nichts so oft wie an den Tod . . . ich habe mich von jeher mit nichts so sehr befaßt wie mit den Vorstellungen vom Tode."

Die Männer, die aus dem Sterben „ein Studium machen" wie der Than von Cawdor (Macbeth I, 4, 19) werden auch von Montaigne gerühmt: voilà des morts étudiées et digérees (11, 13).

Und vollends in der Stelle

„Ein Ziel aufs innigste zu wünschen" (Hamlet III, 1, 60).

ist die Erinnerung an Montaigne nicht von der Hand zu weisen. Es ist nötig, den ganzen Passus herzusetzen:

Sterben, schlafen — weiter nichts;
Und sich zu sagen, daß im Schlaf wir enden
Des Herzens Weh, die tausendfachen Leiden,
Die unsres Fleisches Erbteil: —'s ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen.

Bei Montaigne heißt es vom Tode:

Si c'est un anéantissement de notre estre, c'est encores amendement d'entrer en une longue et paisible nuict; nous ne sentons rien de plus doulx en la vie qu'un repos et sommeil tranquille et profond sans songes. (III, 12.)

An sich ist dieser Gedanke Montaignes ein antiker Gemeinplatz, und Shakespeare hätte ihn ebensogut direkt von Plato oder Cicero haben können; aber ein Wort verrät uns Montaigne als Quelle. Der englische Übersetzer Florio gibt nämlich anéantissement mit consummation wieder, und eben dieses Wort hat auch Shakespeare:

a consummation
Devoutly to be wished[1]).

Hamlets Worte:

Es gibt mehr Dinge zwischen Erd und Himmel
Als eure Schulweisheit sich träumen läßt,

erinnern an das 26. Kapitel des I. Buches von Montaignes Essays: „Über die Torheit Wahrheit und Unwahrheit nach unserm Verstande beurteilen zu wollen," und der Anklang wird noch stärker, wenn man die Stelle in „Ende gut, Alles gut" vergleicht:

Man sagt, es geschehen keine Wunder mehr; es fehlt uns nicht an philosophischen Leuten, die uns die übernatürlichen und unbegreiflichen Dinge als gewöhnlich und vertraut darstellen. Daher kommt es, daß wir mit Schrecknissen Scherz treiben und uns hinter Afterwissenschaft verschanzen, statt uns der Furcht vor dem Unbekannten zu unterwerfen (II, 3, 1)[2]).

Der Gedanke, daß ein gespielter Affekt dieselben physiologischen Wirkungen auslöst wie ein echter, ist Shakespeare und Montaigne gemein.

Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier
Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum
Der Leidenschaft vermochte seine Seele
Durch reine Phantasie so sehr zu zwingen,
Daß sein Gesicht durch ihre Macht erblaßte,
Sein Auge naß, Bestürzung in den Mienen,
Gebrochne Stimme, ja die ganze Haltung
Beherrscht von jener Phantasie!
(Hamlet II, 2, 576.)

Quintilian erzählt, er habe Schauspieler gesehen, die sich in eine tragische Rolle derart einlebten, daß sie noch weinten, als sie schon ihr Heim erreicht hatten; und daß er selbst, da er einen andern rühren wollte, zu seiner Überraschung nicht nur Tränen vergoß, sondern erblaßte und sich überhaupt so benahm wie einer, der von Schmerz überwältigt ist.
(III, 5.)

Der Ausspruch Hamlets, daß „an sich nichts gut oder böse sei, daß erst das Denken es dazu mache" (II, 2, 255) ist wohl, wie bekannt, den Alten entnommen, gelangte aber zu Shakespeare höchstwahrscheinlich durch die Vermittlung Montaignes, dessen Lieblingsgedanke es ist.

Das ganze 40. Kapitel des ersten Buches ist ihm gewidmet: „Que le goust de biens et des maulx depend, en bonne partie, de l'opinion que

[1]) Wie Florio dazu kam, anéantissement, das er sonst mit annullation übersetzt, hier durch das unzutreffende consummation (Vollendung) wiederzugeben, ist eine offene Frage; vielleicht ist es eine sprachliche Entgleisung statt consumption, vielleicht eine freie Übersetzung. Für alle Fälle ist die Auffassung „Ziel" für Shakespeares consummation nicht gerechtfertigt.

[2]) Ich kann übrigens das Gefühl nicht unterdrücken, daß diese Stelle nicht von Shakespeare herrührt.

nous en avons." Montaigne zitiert gleich am Anfang einen Ausspruch des Epiktet, daß die Menschen nicht durch die Dinge selbst leiden, sondern durch die Vorstellungen, die sie von ihnen haben. Und im 50. Kapitel des ersten Buches heißt es: „Ne prenons plus excuse des externes qualitez des choses; c'est à nous à nous en rendre compte. Nostre bien et nostre mal ne tient qu'à nous."

Ein andrer Gemeinplatz antiken Ursprungs, nämlich der Gedanke, daß das Schicksal unsre Pläne und Absichten durchkreuzt und zwar nicht gerade zu unserm Schaden, kehrt mehrmals bei Shakespeare wieder, geradeso wie bei Montaigne; für eine Hamletstelle ist mit großer Wahrscheinlichkeit eine Reminiszenz an die Essays anzunehmen.

. . . daß eine Gottheit ist,
Die unsren Plänen Form gibt und Gestalt,
Wie aus dem Groben wir sie hauen mögen. (V, 2, 10.)

erinnert an Montaigne (III, 8):

Mein Nachdenken entwirft die Sache im Umriß und betrachtet sie oberflächlich prima facie; das Wesentliche und Hauptsächliche habe ich mich gewöhnt dem Himmel zu überlassen.

Vergleicht man die angeführten Worte Hamlets im Urtext mit Florios Wiedergabe der Stelle aus Montaigne, so weist ein gemeinsames Wort auf Entlehnung hin.

There's a divinity that shapes our ends,
Rough-hew them how we will.

My consultation doth roughly hew the matter, and by its first shew lightly consider the same: the main and chief point of the work I am wont to resign to Heaven.

Zu diesen von Jakob Feis angeführten Parallelstellen fügt J. M. Robertson mehrere neue hinzu.

1. „So ein Wurm, das ist euch ein wahrer Kaiser, was die Tafel betrifft", sagt Hamlet (IV, 3, 22); bei Montaigne heißt es: „Herz und Leben eines großen und siegreichen Kaisers bilden die Tafel eines kleinen Wurms" (II, 12).

Ferner:

2. Zweitausend Menschenleben, zwanzigtausend Dukaten reichen nicht, den Streit zu schlichten um einen Strohhalm.

Wie jeder Umstand gegen mich doch zeugt,
Und meine schlaffe Rache spornt?

Wir sehen alltäglich, wie in unsern Kriegen Tausende und aber Tausende um einen Pappenstiel ihr Leben aufs Spiel setzen . . . (II, 23.)

Beispiele, groß und greifbar wie die Erde,
Ermuntern mich. So dieses Heer, so groß
An Stärk und Zahl, geführt von einem zarten,
Blutjungen Prinzen, dessen Geist, geschwellt
Von göttergleichem Ehrgeiz, in die Zähne
Dem ungewissen Ausgang trotzig lacht;
Er gibt, was sterblich und gebrechlich ist,
Dem Spiel des Schicksals, der Gefahr, dem Tod
Für eine Eierschale preis! — In Wahrheit,
Groß sein heißt nicht, sich ohne großen Anlaß
Nicht rühren, nein, für einen Strohhalm selbst
Sich groß erheben, wenn's die Ehre gilt.
(Hamlet IV, 4, 25 ff.)

Hat sich nicht der letzte Herzog von Burgund um eine Wagenladung Schafhäute ins Verderben gestürzt? Der Mensch setzt im Kriege Ehre und Leben aufs Spiel; und fragen wir ihn, wofür? so wird er nicht antworten können, ohne zu erröten — so töricht und geringfügig ist die Veranlassung. (III, 10.)

3. Das Gewebe unsres Lebens besteht aus zweierlei Garn, gutem und schlechtem durcheinander: unsre Tugenden würden übermütig, wenn unsre Fehler sie nicht geißelten, und unsre Vergehen müßten verzweifeln, wenn sie nicht durch unsre Tugenden aufgeheitert würden.
(Ende gut, Alles gut IV, 3, 83.)

Jeder Mensch, und wäre er der ehrlichste und frömmste, segelt in seinen Gedanken und Handlungen hart an den Gesetzen vorbei.
(III, 9.)

Wenn ich mir selber beichte, so finde ich, daß meiner besten Eigenschaft etwas Lasterhaftes beigemischt ist ... Der Mensch ist ein buntes Flickwerk. Nicht einmal das Recht kann ohne eine Beimischung von Unrecht bestehen.
(II, 20.)

4. Wir deuten das Geheimnis dieser Welt
Als guckten wir dem Herrgott auf die Finger.
(Lear V, 3, 16.)

(Zu diesen gehören auch) die Ausleger und Nachprüfer von Gottes geheimnisvollen Absichten, die sich anmaßen, das Geheimnis des göttlichen Willens auszuspähen.
(I, 31.)

Aber auch Robertson hat die vorhandenen Berührungen zwischen Shakespeare und Montaigne nicht erschöpft. Ich glaube, man wird folgende Ähnlichkeiten, die sich mir bei einer neuerlichen Lektüre von Florios Montaigne aufdrängten, als Parallelstellen gelten lassen.

Diese Einrichtung, diese Ehrerbietung vor dem Alter verbittert uns die Welt in der besten Lebenszeit, unser Vermögen wird uns vorenthalten, bis wir zu alt sind es genießen zu können. Dieser Druck der Alterstyrannei kommt mir nachgerade vor wie zwecklose Knechtschaft aus Gutmütigkeit; denn nicht ihre Stärke, lediglich unsre Duldung gibt ihr Macht.
(Lear I, 2, 48.)

Es ist nackte Ungerechtigkeit, einen verschrumpften, halbtoten Greis zu sehen, wie er allein am Kamin sitzt und sich eines Vermögens erfreut, das viele Kinder auskömmlich erhalten könnte, die jetzt aus Mangel an Mitteln ihre besten Tage und Jahre verlieren.
(II, 8.)

Kressida, die ihren Troilus schmachten läßt, trotzdem sie ihn liebt, sagt:

Frau'n sind Engel, wenn umworben;
Ahnung ist Lust, doch im Genuß erstorben.
Nichts weiß ein liebend Mädchen, die nicht weiß:
Dem Mann gilt nur das Ferne hoch im Preis.
Nie ist das Glück so groß, so süß im Minnen,
Als wenn Begier gefleht, sie zu gewinnen.
Drum folg ich diesem Spruch der Liebessitte:
Gewähren zeigt Befehl, Versagen Bitte.
Drum mag mein Herz auch echte Lieb empfinden,
Nie soll ein Blick, ein Wort sie ihm verkünden.
(Troilus und Kressida I, 2.)

Was sollen die Künste der jungfräulichen Scham, der züchtigen Kälte, des abweisenden Antlitzes, der geheuchelten Naivität in den Dingen, die sie besser kennen als wir, ihre Lehrmeister — was sollen sie anders als in uns die Begierde nach Sieg zu steigern, den Wunsch, dieses Sträuben und die Hindernisse unserm Verlangen zu unterwerfen?
(II, 15.)

Es ist von Schaden für meinen Gedankengang, daß ich gezwungen bin, sowohl Shakespeare als Montaigne in deutscher Übersetzung zu geben: die Stellen verlieren dadurch viel von der überzeugenden Augenfälligkeit, die der

Gegenüberstellung im Urtext innewohnt[1]). Trotzdem, glaube ich, wird der Leser die Behauptung als bewiesen ansehen, daß Shakespeare die Essays des Franzosen gekannt hat und ferner, daß der Geist Montaignes ihn mehr als einmal bei der Dichtung umschwebte.

II. Die Theorie vom Einfluß Montaignes.

Es ist begreiflich, daß die Shakespeareforschung sich bei der Feststellung dieser Tatsache nicht beruhigt, sondern die Frage aufwirft, ob vielleicht Shakespeare dem französischen Essayisten mehr als einige klassische Gemeinplätze, ein paar kluge, selbständige Bemerkungen und die Schilderung eines utopischen Inselreiches verdanke. J. M. Robertson stellte sich das Problem von vornherein mit Beziehung auf den Werdegang, die geistige Entwicklung Shakespeares: Hat die Kenntnis der Essays von Montaigne dem Dichter neue Horizonte eröffnet, seine Welt- und Menschenanschauung beeinflußt, sein intellektuelles und ethisches Wachstum gefördert? Und seine Antwort ist eine nachdrückliche Bejahung. Robertson ist davon überzeugt, daß die lebensvollen Essays einen wesentlichen Anteil hatten an der Wandlung, die sich an der Schwelle des neuen Jahrhunderts im Gemüte wie in der Kunst Shakespeares vollzog, die aus dem übermütigen sonnigen Lustspieldichter einen schwarzseherischen menschenfeindlichen Darsteller aller tragischen Geschicke machte. Robertson weiß sehr wohl, daß die Forschung furchtbare Erlebnisse des Dichters annimmt, um diese Wandlung zu erklären, und er stimmt der Hypothese zu. Nur findet er, daß persönliche Erfahrung allein, und wäre sie von der einschneidendsten, erschütterndsten Art, nicht ausreiche, um einen solchen Fortschritt in der Kunst Shakespeares, um seinen neuen Stil zu erklären. Das geistige Wachstum, meint Robertson, werde nicht allein vom Erlebnis, sondern von der Aufnahme neuer Bildungselemente bestimmt und diese neuen Elemente habe eben Montaigne dem Dichter um die Wende des Jahrhunderts zugeführt. Und welcher Art war diese neue Bildung, die einen so tiefgehenden Einfluß auf Shakespeare ausgeübt haben soll? Montaigne, sagt Robertson, erschloß dem Dichter so recht das Leben, die Kultur und Weltanschauung der griechisch-römischen Welt. Nicht als ob Shakespeare vor der Bekanntschaft mit Montaigne dem klassischen Altertum ohne Schlüssel gegenübergestanden hätte; er las ja zur Not selber Latein, und an Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen war kein Mangel. Aber in den Essays des Franzosen trat ihm die antike Gedankenwelt zum ersten Male lebendig entgegen: denn das ist ja der Zauber Montaignes, daß er fremde Erfahrung und fremdes Denken so persönlich wieder-

[1]) Folgende Stelle zum Beispiel halte ich wegen der Wörter theoric und bookish für eine Reminiszenz; in deutscher Übersetzung bleibt nur der geringe Inhalt zum Vergleichen übrig.

Jago sagt von Cassio: a fellow
That never set a squadron in the field,
Nor the division of a battle knows
More than a spinster; unless the bookish theoric:
. . . mere prattle without practice
Is all his soldierhip. (Othello I, 1, 24–27).

These letter-puffed pedants . . . know the theoric of all things, but you must seek who shall put it in practice. I have seen a friend of mine . . . amuse the bookish sot for a whole day long with debating and contending (I, 24.)

gibt, als wäre es ein eigenes Erlebnis, daß jeder antike Gemeinplatz gewissermaßen von ihm neu gefunden wird und daher eine ganz neue Bedeutung erhält.

Diese Annahme Robertsons bin ich geneigt, vollinhaltlich zu unterschreiben; nur scheint mir seine Darstellung der neuen Bildung, die Shakespeare bei Montaigne vorfand, unzulänglich und nicht konkret genug. „Antike Kultur und Gedankenwelt" ist viel zu umfassend, daher viel zu vag. Im folgenden will ich's versuchen, die Bildungselemente näher zu bestimmen, die Shakespeare bei Montaigne vorfand, und die er — vermutlich — übernahm.

Montaigne hat von den Alten vornehmlich drei Dinge gelernt: Selbstbeobachtung und Zergliederung seelischer Vorgänge, ferner die Angewöhnung, unter allen Verkleidungen und Masken die ursprüngliche Natur zu suchen und endlich den lebhaften Sinn für das subjektive Element, die seelischen Triebkräfte der Geschichte.

1. Selbstbeobachtung.

„Alle Welt schaut vor sich, ich schaue in mich: mich interessiert nur mein Ich. Ich studiere, prüfe, befühle mich fortwährend. Andre marschieren vorwärts; ich bewege mich um mich selbst . . ." (11, 17).

„Ich suche in den Büchern nur die Kenntnis meiner selbst" (11, 10).

Man wird in der weltlichen Literatur nicht bald einem so ernst nach innen gerichteten Forscherblick, einer so rein der Erkenntnis gewidmeten Beschaulichkeit begegnen wie bei Montaigne. Er studiert seine Seele beim Aufstehen und Niederlegen, beim Essen und Fasten, im Gehen und Reiten, im Frieden wie im Krieg, im Leiden wie beim Genuß, in der Verstimmung wie in der Erhebung; kein Zustand ist ihm zu belanglos oder zu niedrig für seine Beobachtung, keine Ekstase so überwältigend, daß sein stets wachsames zweites Ich seiner freiwilligen Aufgabe untreu würde. Als er eines Tages, durch einen Unfall schwer verwundet, zwischen Tod und Leben schwebte, hatte er noch immer Wachsamkeit genug übrig, um seinen Seelenzustand bei Erwartung der letzten Stunde zu analysieren, und die Schilderung dieses Zustandes im sechsten Kapitel des zweiten Buches zeigt, bis zu welcher Fertigkeit er es in der schweren Kunst der Selbstbeobachtung gebracht hatte.

Nicht einmal die Ekstase einer Schäferstunde war stark genug, die zum Instinkt gewordene Seelenspionage zu unterdrücken (II, 11).

2. Seelenanalyse.

Von der Selbstbeobachtung zur psychologischen Analyse ist nur ein Schritt; in der Tat ist Montaigne vor allen Dingen Psycholog.

Gleich das erste Kapitel „Mit verschiedenen Mitteln erreicht man den gleichen Zweck" befaßt sich mit einem seelischen Problem. Gewöhnlich wird der Zorn der Mächtigen durch Unterwerfung, durch Anrufung ihres Mitleids und ihren Großmut beschwichtigt. Gelegentlich aber versagt dieses Mittel, während die entgegengesetzte Haltung, finsterer Trotz, den Zürnenden entwaffnet. Statt einer Erklärung kommt ein für Montaigne bezeichnendes Achselzucken: „der Mensch ist ein nichtiges, ungleichmäßiges, unbeständiges Geschöpf: es ist schwer, etwas Bleibendes, Einheitliches von ihm auszusagen".

„Unsre Gefühle gehen über uns hinaus," lautet die Überschrift des dritten Kapitels, und Montaigne greift damit tief in den Komplex von Fragen, die seit verhältnismäßig kurzer Zeit die Psychologen beschäftigen, nämlich die Entwicklungsgeschichte der Seele. „Wir sind nie bei uns, immer jenseits: die Furcht, die Hoffnung, die Begierde schnellen uns der Zukunft entgegen, nehmen uns Sinn und Gedanken für das, was ist, um uns mit dem zu beschäftigen, was sein wird, sogar jenseits unsrer Existenz." An sich genommen, ist diese Betrachtung ein Gemeinplatz:

Denn wie der Jüngling in der Zukunft lebt,
So lebt der Mann in der Vergangenheit:
Der Gegenwart weiß keiner recht zu leben.
(Grillparzer.)

Aber Montaigne ist es nicht so sehr um die Feststellung der Tatsache zu tun, daß der Mensch an die ferne, über das eigene Leben hinausgehende Zukunft denkt, als vielmehr darum, die Quelle dieser merkwürdigen Tätigkeit ausfindig zu machen, den Zusammenhang zwischen einer so hoch entwickelten seelischen Funktion und dem elementaren Seelenleben zu erkennen. Nur soll damit beileibe nicht gesagt sein, daß Montaigne bewußt Evolutionspsychologie im Sinne Herbert Spencers und Darwins getrieben habe; nun soviel kann man behaupten, daß er bei der Analyse des Seelenlebens instinktiv von einfachen Prozessen ausging und den Weg zu den komplizierten Erscheinungen suchte. Man kann sehen, daß er der Menschenseele in ihrem Ursprung und unentwickelten Zustand keinen Vorrang vor der Tierseele einräumt (I, 20: Des animaux il en est de même), daß ihn daher die Frage ganz besonders fesselt, wie sich die Seele eines Julius Cäsar zu der eines viehischen Stallknechts verhält (I, 42)[1]. Die Sorge um die Zukunft ist eine weit über das Elementare hinausgehende seelische Funktion — wie hat sie der Mensch erworben?

Ein andres Problem wirft das vierte Kapitel auf: „Wie die Seele ihre Leidenschaft auf falsche Gegenstände entladet, wenn ihr die echten fehlen." Die Liebe der alten Jungfern zu Hunden und Katzen ist ein Beispiel, das schon Plutarch erwähnt; Montaigne belegt die Erscheinung noch in andrer Weise.

Immer finden wir ihn auf der Hut vor psychologischen Fehlurteilen, und seine Art, solche Fehler richtigzustellen, ist überraschend modern:

Die Seele eines Kaisers und eines Schuhflickers ist in der gleichen Form gegossen. Dadurch, daß wir die Bedeutung und Wichtigkeit fürstlicher Handlungen im Auge haben, reden wir uns ein, daß auch die Beweggründe zu diesen Handlungen gleiche Bedeutung und Wichtigkeit haben müssen; aber das ist ein Trugschluß. Die Fürsten werden durch dieselben Motive bestimmt wie wir. Was uns veranlaßt, mit einem Nachbar zu hadern, das führt bei Fürsten zu einem Krieg; wo wir einen Lakaien durchprügeln, verwüsten sie eine Provinz. Ihr Wollen ist so geringfügig wie das unsre — nur im Können sind sie größer als wir. (II, 12.)

Die enge Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn wird von Montaigne in unzweideutiger Weise festgestellt (II, 12). Die Macht der Suggestion

[1] Er dachte über Wesen und Wachstum der Seele wohl nicht anders als Lukrez:
. . . gigni pariter cum corpore, et una
Crescere sentimus, pariterque senescere mentem.

behandelt er mehr als einmal, und sein fein geprägtes Wort, „der menschliche Geist ist ein großer Wundertäter", c'est un grand ouvrier de miracles que l'esprit humain (II, 12) könnte einer gewissen Schule von Psychiatern als Devise dienen.

„Der Tyrann von Pherae, der täglich erbarmungslos viele Leute hinrichten läßt, aber im Theater bei dem Leiden der Hekuba in Tränen" zerfließt — ist ein, so viel ich weiß, bis heute noch nicht gelöstes Problem.

„Wenn wir eine Sache sicher im Gedächtnis behalten wollen, brauchen wir uns nur vorzunehmen, sie zu vergessen."

Genug der Beispiele.

Die Kapitel über die Lügner (I, 9), über Beständigkeit (I, 12), über die Furcht (I, 17), über die Macht der Einbildungskraft (I, 20), über die Gewohnheit (I, 22), über Kindererziehung (I, 25), über die Unzulänglichkeit unsres Urteils (I, 26, 47), über die Mäßigung (I, 29), wie wir über dieselbe Sache weinen und lachen (I, 37), daß Gut und Übel zum guten Teil davon abhängen, wie wir sie auffassen (I, 40), über den Schlaf (I, 44), über das Beten (I, 56), über das Gewissen (II, 5), über die Liebe der Eltern zu den Kindern (II, 8), über die Grausamkeit (II, 11) usw. sind eigentlich ebenso viele psychologische Abhandlungen.

Nur die Analyse der Selbsttäuschung muß besonders hervorgehoben werden.

Wer das Kapitel „von der Ungleichheit der Menschen" gelesen hat, weiß, wie leicht der Blick Montaignes die Verkleidungen durchdrang, in denen sich die menschliche Armut gefällt.

„So wie die Komödianten auf der Bühne Herzöge und Könige spielen, aber bald darauf armselige Lakaien werden, was ihr angeborner und ursprünglicher Stand ist, so ist auch der Kaiser, dessen Staat auch in der Öffentlichkeit geblendet hat, hinter dem Vorhang ein ganz gewöhnlicher Mensch, vielleicht sogar gemeiner als sein niedrigster Untertan." (I, 42.)

Nicht minder scharfäugig ist er in seelischen Dingen. „Die Seele spiegelt sich selbst was vor", l'âme se pipe elle-même (I, 21) ist Montaignes Formel für mehr als ein seelisches Problem, „Selbsttäuschung", piperie, ist seine Bezeichnung für alle jene Sophistereien, deren die menschliche Seele fähig ist, wenn es gilt, ihre Armseligkeit zu verkleiden, ihre Schwäche zu verbergen, ihre Schuld auf andre abzuwälzen, und er ist ein Meister in der Kunst, mittels scharfer Analyse die ganze Nichtigkeit solcher Kniffe zu erweisen. Wenn König Eduard I. von England den Befehl erteilte, daß seine Gebeine in die Kriege gegen die Schotten mitgeführt würden; wenn der todwunde Ritter Bayard mit dem Antlitz gegen den Feind sterben wollte — so geschah das nicht, wie die mittelalterlichen Geschichtschreiber melden, weil die genannten Kriegshelden den Feind mit ihrer Anwesenheit schrecken wollten, sondern weil sie sich von dem Gedanken ihrer Unentbehrlichkeit nicht trennen konnten. (II, 13, Anfang; Vgl. III, 9).

Aus dem gleichen Grunde liebt, wie schon Aristoteles sagte, der Vater sein Kind mehr als das Kind den Vater, der Wohltäter den Empfänger der Wohltat mehr als umgekehrt (II, 8).

Eine ähnliche „piperie“ ist es, wenn Sterbende durchaus nicht an ihre letzte Stunde glauben wollen und sich fortwährend andrer Leute erinnern, denen es viel schlechter gegangen sei, und die dennoch davongekommen seien (II, 13).

Die jungfräuliche Sprödigkeit und ablehnende Strenge der Mädchen, die den werbenden Mann so sehr reizt und entzückt, ist auch eine solche piperie: Der arme Mann soll sich in den Wahn hineinreden, ihm sei durch Überwindung der strengen Keuschheit eine besondere Heldentat gelungen (II, 15).

Ich habe diese von Montaigne immer wieder vorgebrachte Selbsttäuschung der Seele besonders hervorgehoben, weil er in dieser Schwäche des Menschen ein Grundübel, eine Hauptursache unsrer Niedrigkeit erblickt; ich glaube, seine Menschenverachtung geht in erster Reihe darauf zurück. Denn Montaigne hat eine geringe Meinung von der menschlichen Art, er ist geradezu ein Menschenverächter — fast in so hohem Grade wie Swift; nur ist er milder von Natur, daher mehr zum Lachen als zum Schmähen geneigt. Deswegen sagt ihm Demokritus weit mehr zu als Heraklit (I, 50); deshalb sieht er mitleidig auf den Menschenhasser Timon herab, denn man haßt nur, was einem nahe geht.

Das Naturevangelium hat Montaigne im Gegensatz zu seiner sonstigen Art mit einem Übermaß von Eifer, mit einem überflüssigen Aufwand von Gelehrsamkeit gepredigt — erst in dem Kapitel von den Kannibalen, wie im Vorbeigehen, dann aber ausführlich, wuchtig, fast systematisch in der Verteidigung der „Natürlichen Religion“ von Raimund Sebond (II, 12). „Was hat der Mensch vor dem Tiere voraus?“ fragt Ecclesiastes. Montaigne aber sagt: „Was hat das Tier nicht alles vor dem Menschen voraus!“ Die Übel, denen alles Fleisch unterworfen ist, haben die Tiere in geringerem Maße, und was wir armseligen Menschen durch tausend Mühen und Beschwerden dem harten Geschick an etwaigem Glück abringen, das gibt ihren treuen Kindern, den Tieren, in überreicher Fülle die verschwenderische Natur. Unser ganzes Elend entstammt unsrer Überhebung, unsrer wahnwitzigen Einbildung, durch Erkenntnis, durch Wissenschaft und Kunst, in Unabhängigkeit von der Natur existieren zu können. Die sogenannten Wilden kennen keinerlei Krankheit und sterben nur infolge hohen Alters. Das haben sie nicht, wie man gewöhnlich sagt, ihrem heiteren, ruhigen Klima, sondern ihrem heiteren, ruhigen, sorglosen Gemüte zu verdanken, denn sie leben in Einfachheit und Unwissenheit, ohne Wissenschaft, ohne Gesetz, ohne König, ohne jedwede Religion (II, 12). Wir bedürfen in unserm Zusammenleben so wenig der Ämter, Regeln und Vorschriften wie die Kraniche und Ameisen in ihrem; wir sehen, sie kommen vortrefflich ohne Gelehrsamkeit aus.

3. Montaigne und die Geschichte.

Montaigne sagt es uns in dem Kapitel über Bücher, daß ihn die Lektüre geschichtlicher Werke mehr als jede andre erfreute, und wir würden, auch wenn er die Erklärung nicht selbst hinzufügte, unschwer erraten, daß der Seelenforscher in ihm und nicht etwa der Staatsmann oder Soldat vom Studium der Geschichte angezogen wurde. Eine von Montaignes hervor-

ragendsten Eigenschaften, die er selbst öfter berührt, ist die unersättliche Begierde nach Menschenkenntnis: Er erinnert in diesem Punkte an Rob. Browning, der alle Himmelsstriche, alle Zeiten, alle Rassen, alle Gesellschaftsschichten, alle Berufe nach immer neuen Menschenindividualitäten durchforschte. Auch das hat Montaigne mit Shakespeare gemein. Montaigne waren Geschichtwerke die liebste Lektüre, aber in erster Reihe die Werke jener Geschichtsschreiber, „die sich mehr bei den Entschlüssen aufhalten als bei den Ereignissen, mehr bei dem, was von innen kommt als von außen"; daher seine Vorliebe und Bewunderung für Plutarch[1]). Er kann sich nicht genug tun im Preisen dieses Schriftstellers, dessen Einfluß auf unsren Essayisten nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Mit diesen eben herausgearbeiteten Merkmalen ist die schriftstellerische Eigenart Montaignes natürlich lange nicht erschöpft, aber sie genügen für unsern Zweck, denn nur diese sind auch bei Shakespeare und zwar beim Shakespeare der großen Trauerspiele wiederzufinden. Vertiefte Seelenkenntnis, wenn nicht Seelenanalyse; geringe Bewertung, fast Verachtung des menschlichen Herzens, der menschlichen Art überhaupt; Abkehr von der Überfeinerung und statt ihrer Liebe zur Natur; Freude am rein Menschlichen, Seelischen in der Geschichte, daher tieferes Verständnis für Plutarch: diese Parallele zwischen Shakespeare und Montaigne zu ziehen, dürfte als durch die angeführten Tatsachen gerechtfertigt erscheinen. Von einem Einfluß Montaignes auf Shakespeare zu sprechen ist ein Akt der Willkür, man möchte beinahe sagen eine Blasphemie. Shakespeare hatte lange, bevor ihm die Essays durch Florio zugänglich gemacht worden waren, eine ganz einzige Kenntnis der menschlichen Seele durch die Schöpfung eines Romeo, Antonio, Shylock an den Tag gelegt, und die Königsdramen sind nicht bar jener kleinen Menschlichkeiten, die der pragmatische Geschichtschreiber übersieht. Von einer Beeinflussung Shakespeares durch Montaigne werden wir also nicht sprechen. Aber eine Stärkung und Ermutigung Shakespeares durch die geistesverwandte Art des Essayisten kann man wohl annehmen. Shakespeare war über die Akme des Lebens hinuntergeglitten; es ging jetzt bergab; die Sonne begann ihm zu sinken. Der Zauberschleier der Jugend war verbraucht, der Liebe war er hinter ihre Schliche und „piperies" gekommen; die graue Ernüchterung war ihm jetzt so geläufig, wie einst die Farbenglut der Illusion; das Verhältnis des Mannes zur Frau, der Eltern zu den Kindern lag ihm jetzt näher als das Werben des Jünglings um seine Braut.

Dieser Stimmung kamen die Essays des Franzosen befruchtend und fördernd entgegen. Shakespeare war Montaigne an Gedanken und Ausdruck tausendfach überlegen; aber es ist immer wohltuend, oft von einschneidender Bedeutung, wenn uns das dunkel Gefühlte, das Ahnen der eigenen Seele in den Worten eines kongenialen Geistes leibhaftig entgegentritt.

Eine Einwirkung solcher Art kann man den Essays Montaignes zugestehen — ein Mehr geht aus den Tatsachen nicht hervor.

[1]) II, 10.

Literarische Rundschau.

Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Vierter Band. Berlin, E. S. Mittler. 1910.

So hübsch der Titel auch klingt, eigentlich bezeichnend ist er nicht für diesen vierten Band des großen Korrespondenzwerks. Denn von den Schwertern ist in diesen von Juni 1812 bis Juni 1815 reichenden Briefen wenig zu spüren, wenn man auch zuweilen im Hauptquartier ist — dieser ganz neuen, orientalisch-prächtigen Einrichtung, wie es in einem Schreiben etwa heißt. Aber auch die Federn sind hier keine Schwerter und nicht bloß vom vielen Gebrauch stumpf. Unaufhörlich klagt Humboldt über die Unseligkeit dieses systematischen Getriebes; und wie stark empfindet sie der Leser mit ihm! Es wird uns heute ja wieder täglich das Evangelium von der heimlichen Weisheit unsrer Diplomaten gepredigt; aber jedenfalls haben sie sie immer trefflich zu verstecken gewußt. Da ist nun der berühmte Wiener Kongreß, die Paulskirche der alten Diplomatie: niemals waren so viele Talente zusammen, niemals haben sie mehr enttäuscht. Einer machte eine Ausnahme: was Talleyrand für Frankreich geleistet hat, ist erstaunlich; seit de Torcy Ludwig XIV. rettete, hat vielleicht nie ein Diplomat, der so wie er eine furchtbare Niederlage vorfand, sie zu einem Sieg umgestaltet. Und die Engländer, so brutal sie auftreten, wissen doch, was sie wollen. Aber was haben diese Metternich und Gentz, diese Nesselrode, diese Hardenberg und — Humboldt alles versäumt, alles verdorben! Wie viel weiser war die Stimmung im Volke — der „Entrüstungsrummel" würde man heute sagen! Wenn damals Elsaß-Lothringen wiedergewonnen wäre, welch ein Glück wäre es für Deutschland, welcher Segen selbst für Frankreich gewesen! Aber auch Wilhelm v. Humboldt, der sich fortwährend die besten Einsichten und Absichten bescheinigt, und nicht ohne Recht, findet die Sache der Mediatisierten doch ungleich wichtiger, weil interessanter. Die erstaunliche Harmlosigkeit dieses Protektionswesens teilt der Unbestechliche mit dem von allen Seiten besoldeten Gentz — der ihm lange nicht so unsympathisch ist wie Grolman. Er ist glücklich, dem Papst den Kirchenstaat gerettet zu haben und der Fürstin von Schwarzburg ihre Souveränität; denn Rom darf nichts von seiner Romantik verlieren, und die Fürstin ist Humboldt lieb. Deshalb gefällt sich der protestantische Deist darin, seinen Nepotismus auf die Legationen Ferrara und Ancona zu erstrecken, und der Verfechter deutscher Einheit in Rettung eines beliebigen Duodezstaates. Es ist dies die Epoche, in der der aufgeklärte Despotismus der Fürsten auf die leitenden Minister übergeht, nicht ohne an Größe zu verlieren.

In all dem bewahrt Humboldt nicht bloß trotz allen Ärgers über Sachsen und Österreich seine halkyonische Ruhe — er ist unter allen Umständen mit einem gewissen Eigensinn glücklich — sondern auch jene eigne Kunst, ein harmonisches Selbstlob durch

bescheidenen Ausdruck in anspruchslosen historischen Bericht zu wandeln. Er hat für die Reichsverfassung, für die Freiheit der Rheinschiffahrt, für die Zurückweisung napoleonischer Reliquien, die die ablaufende Sintflut auf dem deutschen Boden abgesetzt hatte, wie Eugen Beauharnais' gewiß das Beste getan; aber eigentlich macht ihm die Imperturbabilität — wer wollte dafür ein deutsches Wort setzen? — seines Wesens mehr Freude als seine besten Leistungen. Daß er vor einem höchst merkwürdigen Duell mit dem Kriegsminister v. Boyen mit homerischem Appetit frühstückt, oder von allen diplomatischen Noten zu seiner Agamemnon-Dichtung zurückkehrt — das ist es eigentlich, was ihm an Wilhelm v. Humboldt imponiert.

Hier liegt die Paradoxie seines Wesens. Er spricht sich einmal mit fast indiskreter Selbsterkenntnis über das Wesen seiner gefürchteten Paradoxen aus; sie sind ihm, gerade wie die Ironie den Romantikern, das unfehlbare Mittel, eine billige, aber gefährliche Wahrheit kunstvoll in eine geistreiche, aber unschädliche Form einzufassen. Im Grunde liegt auch der Paradoxie seiner Äschylos-Übersetzung im Feldlager, so sehr sie ihn durch ihre Paradoxie befriedigt, einfach die Tatsache zugrunde, daß ihn eigentlich die Wiedergabe der antiken Poesie viel mehr interessierte, als die Wiederherstellung des deutschen Reiches:

Tout passe; l'art auguste
Seule a l'éternité.
La buste
Survit à la cité . . .

Aber wenn Humboldt klagt, selbst dieser große Moment finde ein kleines Geschlecht, so liegt doch auch wieder dies eigentlich nur daran, daß der Augenblick für Menschen zu groß war und — zu lange dauerte. Wie wären diese Briefe unerträglich, wenn sie durch drei Jahre der Verhandlungen ein Jahnsches Pathos trügen! Schon Carolinens politische Vorlesungen wirken zuweilen leicht komisch; und sieht man die sentimentale Elise v. d. Recke mit dem alten rationalistischen Tiedge anrücken, ein „vierbeiniges Tintentier", wie Adolf Stahr und Fanny Lewald, immer in gegenseitigem Einklang, immer in gegenseitiger Bewunderung, und hört man dann Caroline klagen, Elise predige immer, so ist man fast geneigt, einen boshaften Scherz des Schicksals zu wittern (das ja auch gern ironisch wird, wenn es etwas ernsthaft meint): hat es nicht vielleicht Wilhelm und sie Tiedgen und Elise als ein karikiertes Ebenbild vor die Augen gestellt?

Aber auch andre bestehen schlecht. Goethe scheint Humboldt gealtert, und mit soviel Empfindung, als ihm möglich ist, erzählt er, wie der große Dichter sich von der Ehrenlegion nicht trennen will. Hardenberg ist ihm angenehm, aber er wird von den Weibern „abgesponnen wie ein Rocken". Rahel muß sogar von Caroline gegen seine Manie verteidigt werden. Am besten halten eigentlich die Leute stand, bei denen ein für allemal nur das Talent anzuerkennen ist, und die auf Charakter gar keinen Anspruch erheben: die Gentz, die F. A. Wolff.

Viele geistreiche Worte fallen, viele bedeutende Aussprüche, manche tiefe Erkenntnis wird geoffenbart. Aber wenn der gealterte Alfieri gefragt, weshalb er das einst so gepriesene Volk jetzt verachte, zur Antwort gab: „Damals kannte ich nur die oben", so bleibt doch ebenso aus diesem Umgang mit den Höchsten schließlich nur Bewunderung vor dem deutschen Volk der Freiheitskriege übrig . . .

Richard M. Meyer.

γ. **Geschichte des Altertums.** Von Eduard Meyer. Erster Band, erste und zweite Hälfte. Stuttgart, Cotta. 1909.

Das große Werk des Berliner Professors der alten Geschichte ist in erster Auflage bis zum dritten Bande gediehen, erlebt nun aber, ehe es vollendet ist, eine zweite Auflage, auf die alle Freunde der alten Geschichte seit langem mit Spannung gewartet haben. Denn man weiß nicht, was man bei Meyer mehr bewundern soll, die geistvolle Ausgestaltung der Erzählung oder die gewissenhafte, umsichtige und kritische Buchung der Quellenstellen und der einschlägigen Literatur, und ein Zwischenraum von mehr als dreißig Jahren hat die Zahl der zu berücksichtigenden Tatsachen und Forschungen sehr anschwellen lassen, so daß eine erneute Sichtung und Zusammenfassung sehr notwendig wurde. Der erste Band enthält eine Einleitung, eine Darlegung der Elemente der Anthropologie und die Geschichte der ältesten Völker und Kulturen bis zum 16. Jahrhundert vor Christus, der Ägypter bis zur Hyksoszeit, der Babylonier und Semiten bis zur Kossäerzeit, endlich der Völker des Nordens und Westens (der Kleinasiaten, Pelasger, Kreter, Nichtindogermanen, Indogermanen und Arier). Die Heimat der Indogermanen sucht Meyer nunmehr in dem großen zentralasiatischen Hochland, seit die Ruinenstädte am Südabhang des Tianschan aufgefunden und die dortigen buddhistischen Texte in tacharischer Sprache als indogermanisch nachgewiesen sind; es ist doch wahrscheinlicher, daß die Indogermanen von dort aus westlich gezogen sind, als die umgekehrte Möglichkeit sich empfiehlt, nach der ein indogermanischer Stamm aus der Gegend der Nord- oder Ostsee dorthin gelangt wäre. Die Entdeckung des Schädels in der Grotte von Le Moustier in der Dordogne, die A. Hauser am 12. August 1908 gelang, betrachtet Meyer als eine Tatsache von höchster Bedeutung; damit ist das Dasein eines Wesens bewiesen, das zwischen den Schimpansen und den Menschen in der Mitte stand: es bearbeitete den Stein, lebte in festen Verbänden und drückte sich lautlich in einer Art von Mitteilung aus, die über die tierische Stufe hinausging, ohne die menschliche zu erreichen!

βγ **Sainte-Hélène.** Les derniers jours de l'Empereur. Par Paul Frémieux. Paris, Flammarion. 1909.

Die Literatur über Napoleon, deren Bibliographie allein über einen starken Band umfaßt, schwillt weiter an ins Unermeßliche. Über das Schlußdrama in St. Helena haben sich nicht nur alle Gefährten seiner Gefangenschaft, unter ihnen eine Frau, Gräfin Montholon, sondern fast alle auf der Insel zwischen 1815 und 1821 anwesenden Engländer als Berichterstatter beteiligt. Es ist ein Lieblingsthema historischer und romantischer Darstellung geblieben, Lord Roseberrys Werk „Napoleon, the last Phase" ist ungenügend befunden worden und hat andre Arbeiten angeregt. Dem Verfasser von „Napoléon prisonnier" ist es im vorliegenden Buch gelungen, noch einiges Neue, besonders bisher unbekannte oder doch verschollene Berichte von Ärzten, aufzufinden und zu verwerten. Der Eindruck, den diese und andre Publikationen hervorrufen, ist dem Kaiser günstig. Im Gegensatz zur Verbitterung und den Anschuldigungen seiner Umgebung gegen die englischen Beaufsichtigungen des europäischen Mandates zeigen Napoleons Äußerungen und Gespräche ihn selbstbeherrscht, liebenswürdig und über die Drangsale seines herben Geschicks erhaben. Er war es nicht immer; ein nie versagender Gleichmut würde übermenschlich gewesen sein. Aber viele Züge von ihm stimmen mit einer Aufzeichnung der Herzogin von Dino überein, deren Gewährsmann der Kammerdiener Marschand ist. Napoleon war bereits schwer leidend, als er Marschand eines Abends aufforderte, sich auf sein Bett zu setzen und ihm etwas zu erzählen. „Was könnte ich Ihnen sagen, Sire, Sie, der soviel gesehen und getan hat?" — „Schildere mir deine Jugend", erwiderte der Kaiser; „das wird einfach und wahr und deshalb interessant sein." Madame de Dino nennt die Szene mit Recht pathetisch. Nicht weniger ist es Napoleons Vorbereitung auf sein Ende.

γ. **Die deutschen Befreiungskriege** (1806 bis 1815). Berlin, Paul Kittel (Historischer Verlag). 1909.

Es handelt sich hier um ein populäres Prachtwerk in zwei großen Bänden, dessen Text von Hermann Müller-Bohn verfaßt und das mit zahlreichen, zum Teil farbigen Kunstblättern von den Professoren Karl Röchling, Richard Knötel, Woldemar Friedrich und Franz Stassen, mit vielen Porträts und Einzelszenen innerhalb des Textes und mit Wiedergabe wichtiger Originale geschmückt ist. Von den Kunstblättern erwähnen wir beispielsweise Napoleons Einzug in Berlin (von Knötel), Kapitulation Blüchers in Ratkau (von Röchling), die Erhebung (von Stassen), Yorck in der Versammlung der ostpreußischen Stände (von Friedrich); von den Wiedergaben den Brief Steins an Friedrich Wilhelm III. vom 7. November 1808, den Aufruf an mein Volk, Körners Brief an seinen Freund Wilhelm Kunze usw. Auch an Schlachtenplänen fehlt es nicht. Der Text von Müller-Bohn beruht ohne Zweifel auf fleißigen Studien und Sammeleifer; bedeutsame Schriftstücke werden häufig im Wortlaut mitgeteilt; die Schilderungen sind oft recht anschaulich. Aber ein etwas auf den Panegyrikus gestimmter Ton ist vorherrschend, und daß wir es mit einem Fachmann nicht zu tun haben, beweisen Zitate wie: „Publikation der preußischen Staatsarchive, herausgegeben vom Geh. Archivrat Dr. Paul Bailleu I, 402", und die Darstellung des Zustandekommens der Konvention von Tauroggen, die, lediglich und ganz auf Droysens Buch aufgebaut, von der neuesten Kontroverse über diesen Gegenstand nichts zu wissen scheint. Alles in allem werden sich weitere Kreise an dem Werke gewiß erfreuen, und ihnen mag es die Erinnerung an die große Zeit von vor hundert Jahren lebendig erneuern.

γ. **Leben und Wirken der Königin Luise im Lichte der Geschichte.** Von Emil Knaake, Professor am königl. Realgymnasium

in Tilsit. Halle a. S., Verlag des Waisenhauses. 1909.

Der Verfasser dieses Werkes hat von 1906 bis 1909 vier wissenschaftliche Beilagen zu den Jahresberichten der Anstalt veröffentlicht, an der er tätig ist, und läßt sie nun unter obigem Titel als Buch erscheinen. Man kann ihm bezeugen, daß er mit emsigem Fleiß die vorhandene Literatur benutzt und eine sehr eingehende Darstellung des Lebens der Königin geliefert hat, deren warm patriotischer Ton angenehm berührt; zur Kritik wird freilich kaum ein schüchterner Ansatz gemacht (so S. 272), und daß S. 7 als das Werk über die französische Revolution schlechtweg Wilhelm Onckens „Zeitalter der Revolution" genannt wird, muß Bedenken erregen. Neben Paul Bailleus aus erster Hand geschöpftem Werk über die Königin, dem eigentlichen Standard-Werk, muß jedes andre zurücktreten; doch darf das von Knaake vermöge seines Grundtons immerhin empfohlen werden.

γ. **Kaiser Wilhelm I. und Kriegsminister Roon.** Von W. v. Blume, General der Infanterie z. D. Zweite Auflage. Oldenburg Gerhard Stalling. 1909.

Der bekannte Militärschriftsteller entwirft hier in knappen Zügen ein Bild von der militärischen Geschichte Deutschlands im Zeitalter Kaiser Wilhelms I., unter besonderer Berücksichtigung des Anteils, den der Kriegsminister Albrecht v. Roon an den Mühen und Erfolgen dieser Zeit gehabt hat. Dadurch wird der Titel gerechtfertigt, der freilich auch anders hätte lauten können; eine Monographie im strengen Sinne über das Thema Kaiser Wilhelm I. und Roon ist das Buch nicht. Aber die Hauptzüge treten in der bei W. v. Blume bekannten Art plastisch hervor, und darin, daß die militärischen Dinge übersichtlich und genau behandelt sind, liegt der Wert des Buches. Blume grenzt auch die Verdienste richtig ab, die sich der König, Roon und Moltke erworben haben. Der König hat die Armeereorganisation von 1860 mit Recht als sein eigenstes Werk bezeichnen dürfen; Roon war aber bei ihrer Ausgestaltung ins einzelne und bei ihrer Durchführung die rechte Hand seines Herrn; auch hat er sie im Parlament zäh und geschickt verteidigt; er hat auch in kritischer Stunde Bismarcks Berufung an die Spitze des Kabinetts vorgeschlagen. Moltke hat den König im Krieg durchweg beraten, und fast alle Entschlüsse, die Wilhelm I. gefaßt hat, gehen auf Moltke zurück; aber der König hat alle Vorschläge genau geprüft und sich mit selbständigem Entschluß nur deshalb dafür entschieden, weil er ihre Vortrefflichkeit erkannte. Die Verantwortung für die Kriegführung ruhte auf ihm, und deshalb gebührt ihm auch der Ruhm. Dann verstand er es, auf Offiziere und Soldaten einen persönlichen Zauber auszuüben und sie mit einer Begeisterung und einem Vertrauen zu ihrem König zu erfüllen, welche die stärksten Bürgschaften des Erfolges enthielten.

γ. **Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten Hohenlohe.** Eine Studie von Karl Alexander v. Müller. München, R. Oldenbourg. 1909.

Das vorliegende Werk ist der zwanzigste Band der von der Redaktion der historischen Zeitschrift bei R. Oldenbourg in München herausgegebenen „Historischen Bibliothek", in der schon eine Reihe vortrefflicher Beiträge zur Geschichte erschienen sind. K. A. v. Müller kann nicht den Anspruch erheben, eine abschließende Geschichte Bayerns im Jahre 1866 geben zu wollen, denn das hierzu erforderliche amtliche Material ruht noch unerschlossen in den Archiven. Müller hat aber die gedruckten Quellen in einem kaum zu überbietenden Maße zu Rate gezogen, und sie mit politischem Verständnis, mit Umsicht und Klarheit zu einer etwas breiten, aber gehaltvollen Darstellung eines der interessantesten Momente der Geschichte der deutschen Einheit verwertet. Sie wird zu einer warmen Anerkennung des unglücklichen Bayernkönigs, der 1886 ein so furchtbares Ende gefunden hat. Ludwig II. übersah, so urteilt v. Müller (S. 176) die Lage seines Staates mit scharfem, intuitivem Blick, und bewährte auch hier den hohen Idealismus seines Wesens, der ihn in den großen Entscheidungen seines Lebens immer auf die rechte Seite treten ließ und ihm den Sieg verlieh über die kranthaften Seiten seiner Natur und die entgegenstehenden äußeren Hemmnisse. Was die öffentliche Meinung Bayerns unter dem Eindruck von Königgrätz, aber ohne rechte Nachhaltigkeit, begehrt hatte, Anschluß an Preußen, dazu schuf der König mit vollem Bewußtsein dessen, was er tat, die Möglichkeit, indem er mit Hohenlohe einen ehrlich nationalen Staatsmann an die Spitze Bayerns stellte. Wir bemerken zum Schluß, daß das sonderbare Buch A. v. Ruvilles „Bayern und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches", Berlin 1909, das den Schlüssel zum Verständnis der preußisch-bayrischen Beziehungen in einem angeblich von Ludwig II. mündlich verpfändeten „Königswort" sucht (S. 273—292) von Müller gebührend zerpflückt wird.

τ. **Wörterbuch der philosophischen Begriffe.** Historisch-quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler. Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Wir begrüßen mit Freude diese neue Auflage des Eislerschen Wörterbuchs der philosophischen Begriffe, das ebenso gut ein Lehrbuch derselben genannt werden könnte. Mit größtem Fleiße sind von dem Verfasser nicht nur die Theorien und Anschauungen der verschiedenen Denker durch Quellenzitate dargelegt, sondern auch ganze Perioden der Geschichte der Philosophie mit Bezugnahme sowohl auf die gesamte in- und ausländische Literatur, als auch auf die Grenzwissenschaften, Biologie, Physik, Soziologie usw. neu bearbeitet worden. Artikel, wie „a priori", „Anschauung", „Assoziation" usw. legen von einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Arbeit, einem Reichtum von Kenntnissen Zeugnis ab, wie sie allerdings von dem Verfasser der, an dieser Stelle bereits rühmlich erwähnten „Grundlagen der Philosophie

des Geisteslebens" nicht anders erwartet werden konnten.

7. **L'Assistance et l'État** en France à la veille de la Révolution. Par Camille Bloch. Inspecteur général des Bibliothèques et Archives. Paris, A. Picard. 1908.

Wie der Titel anzeigt, hat der Verfasser nicht beabsichtigt, in diesem Buche eine allgemeine Geschichte der Armenpflege Frankreichs zu geben. Vielmehr hat er sich die Aufgabe gestellt, die Beziehungen der Wohlfahrtseinrichtungen zum Staate während des 18. Jahrhunderts klar zu legen und zu zeigen, wie in seinem Verlauf die Rolle des Staates in der Armenpflege immer vorwiegender wird, wie also die von der konstituierenden Versammlung 1790 proklamierte Doktrin, nach der die Armenpflege ausschließlich Pflicht des Staates sei, nicht im gewöhnlichen Sinne revolutionär genannt werden darf. Bloch unternimmt es, auf Grund eingehender Forschungen zu beweisen, wie sich diese Doktrin langsam während des 18. Jahrhunderts verbreitete, und zwar einerseits unter dem doppelten Einflusse philantropischer und politischer Ideen, andrerseits unter dem einer Reformbewegung im Schoße jener Verwaltungen, gefördert durch die öffentliche Meinung, die der Ausdehnung der Staatsgewalt auf die Wohltätigkeitsinstitutionen um so sympathischer gegenüber steht, als die Regierung während der letzten Dezennien des ancien régime mit dem Plane umgeht, in die Verwaltung mehr Methode und Ordnung zu bringen. Nach einem einleitenden Kapitel über „Das Elend im 18. Jahrhundert", „Die Ursachen des Pauperismus", „Die Wohltätigkeitsanstalten unter dem ancien régime", geht der Verfasser zum Studium der Doktrin über, die sich unter den Ministerien L'Averdy, Abbé Terrier, und besonders Turgot und Necker bezüglich der Armenpflege fühlbar macht. Hält sich die Blochsche Arbeit im Rahmen der Jahre 1764—1790, so ist es, weil anno 1764 ein königliches Dekret über das Vagabundentum die Reihe der Staatsenquêten und philantropischen Unternehmungen anbahnt, auf denen die revolutionäre Doktrin von 1790 sich späterhin aufbaut. Das Programm La Rochefoucauld Lanconets, nach dem das Elend als Resultat sozialer Zustände ein Recht auf Staatsabhilfe hat, wird somit von dem Verfasser sowohl aus seinen historischen Anfängen heraus erklärt, als erläutert und gerechtfertigt. Durch Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung, Fülle neuer Dokumentierung, Unparteilichkeit der Stellungnahme, bildet das Werk einen wertvollen und lehrreichen Beitrag zur Vorgeschichte sowie zur Geschichte der Revolution.

7. **Le Problème de l'Éducation.** Essai de Solution par la Critique des Doctrines pédagogiques par L. Dugas, Paris, Alcan. 1909.

Die Pädagogik ist im Lande der J. J. Rousseau, Condillac, des Abbé de l'Epée, während nahezu hundert Jahren ein Aschenbrödel gewesen. Noch in den achtziger Jahren konnte Taine darüber klagen, daß diese schöne Wissenschaft habe nach Deutschland und in die Schweiz auswandern müssen, daß es keine Arbeiten gebe über Mittel, Wege, Formen der geistigen und moralischen Erziehung, keine gut unterrichtete pädagogische Zeitschrift, keine öffentlichen Vorträge über Erziehungswesen. Das vorliegende Buch bringt einen Beweis für den Fortschritt, der diesbezüglich seither in Frankreich verwirklicht worden ist. In der Form einer Kritik derjenigen pädagogischen Doktrinen, die im Laufe der Zeit daselbst Schule gemacht haben, — von den Doktrinen Montaignes, der Port-Royalisten, J. J. Rousseaus bis zu denen Auguste Comtes — versucht der Verfasser eine Lösung des Problems zu bieten, und zugleich sein System einer „positiven Erziehung" darzulegen. Des Autors Auffassung von Ziel und Aufgabe des Erziehungswesens läßt sich dahin zusammenfassen, daß es darauf ankomme, allen Seiten der menschlichen Natur gerecht zu werden, Empfindungs- und Geistesleben, Willen und Verstand des Schülers mit gleicher Sorgfalt auszubilden, unter steter Beherzigung des kantischen Wortes, nach dem „die Idee des Ganzen die Existenz der Teile beherrschen müßte" — „daß es nicht gelte, die Kinder nach dem gegenwärtigen Stand der Menschheit zu erziehen, sondern nach einem bessern, in der Zukunft möglichen Stande: der Idee der Menschheit und ihrer Bestimmung".

gd. **Paul Heyse.** Von Helene Raff. Mit drei Bildnissen.

Paul Heyse. Der Dichter und seine Werke. Von Heinrich Spiero. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1910.

Dem Dichter, dem jüngst Fürsten und Volk an seinem achtzigsten Geburtstage huldigten, und zugleich seinen Freunden hat der Verlag seiner Werke durch die Herausgabe dieser beiden Bändchen ein wertvolles Geschenk gemacht. Helene Raff, die unsern Lesern wohlbekannte Schriftstellerin, entwirft die Grundzüge der Lebensgeschichte, für die sie Heyses ungedruckten Tagebüchern manche neue Einzelzüge und Daten entnehmen konnte; sie faßt und deutet die Dichtungen als Ausfluß der Persönlichkeit, beleuchtet die Weltanschauung und den Charakter des Dichters. Dr. Heinrich Spiero dagegen geht nach einem kurzen biographischen Abriß gleich zur Würdigung der poetischen Schöpfung Heyses über; vortrefflich analysiert er die Romane, Novellen und die Lyrik und kennzeichnet ihre literarhistorische Bedeutung. Sein Büchlein wird allen, die einen Überblick über Heyses reiches Schaffen gewinnen wollen, ein unentbehrlicher, zuverlässiger Führer sein. — Obgleich sie demselben Zwecke dienen, haben doch beide Autoren ihre Aufgabe so verschieden angefaßt, daß ihre Arbeiten sich gegenseitig nicht ausschließen, sondern angenehm ergänzen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arndt. — Leben, Liebe, Licht! Gedichte von Willy Arndt. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Asty. — Das Motiv. Novelle von A. S. Asty. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Bär. — Ahasver. Ein Tagebuch. Herausgegeben von Ludwig Bär. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Benadam. — Kommerzienrat Altmann. Drama in fünf Akten von J. Benadam. Leipzig, B. Volger. 1910.

Benndorf. — A. Mombert, der Dichter und Mystiker. Von F. K. Benndorf. Leipzig, Xenienverlag. 1910.

Berg. — Untergang. Drama in drei Akten von Ewald Berg. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Bossert. — Essais sur la littérature allemande. Par A. Bossert. Deuxième série. Paris, Librairie Hachette. 1910.

Braun. — Verse von Reinhold Braun. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Brentano. — Das Freihandelsargument. Von Lujo Brentano. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1910.

Brillowski. — Leo. Ein Gedicht. Von Johannes Brillowski. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Brugeilles. — Le droit et la sociologie. Par Raoul Brugeilles. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Butenhardt. — Das Glücksschiff. Erzählung von J. Butenhardt. Berlin, Borussia. 1909.

Bünnings. — Die Frau im Drama Ibsens. Von Dr. Emil Bünnings. Leipzig, Xenienverlag. 1910.

Carducci. — Œuvres poétiques de G. Carducci. Choisies et commentées par Guido Mazzoni et Giuseppe Picciola. Deuxième édition revue et augmentée. Traduction française par A. Lava. Paris, Librairie Delagrave. S. A.

Casellas. — Lazarus' Tod. Roman von Mammon Casellas. Cöln-Weiden, Hermann & Frenken. 1909.

Chamisso. — Chamissos Werke in fünf Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Max Sydow. Zwei Bände. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Delitzsch. — Handel und Wandel in Altbabylonien. Von Friedrich Delitzsch. Mit 30 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1910.

Duhm. — Das kommende Reich Gottes. Von B. Duhm. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Eberlin. — Lieder junger Liebe. Von Gustav Wilh. Eberlein. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Ed. — Ernste und heitere Novellen von Ed. Leipzig, B. Volger. 1910.

Eisen. — Sonnland. Gedichte von Lothar Eisen. Leipzig, B. Volger. 1909.

Ellger. — Wird das heutige Theater seiner volkserzieherischen Aufgabe gerecht? Von Hans Ellger. Duisburg. Kommissionsverlag von Dietrich und Hermann. O. J.

Etoll. — Ecce homo. Drama in drei Aufzügen von Ernst Etoll. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Eyth. — Max Eyths gesammelte Schriften. Vierter Band: Feierstunden. Fünfter und sechster Band: Im Strom unserer Zeit. Mit einem Bildnis des Verfassers und einer Einführung von A. und Lili du Bois-Reymond. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Heidelberg, Carl Winter. O. J.

Fels. — Und die Liebe kam. Novellen von E. Rochus von Fels. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Ferienkurse für Ausländer in Kaiserslautern. Ausführlicher Bericht über ihre Entstehung, ihren Zweck, ihre Entwicklung und ihren Verlauf. Herausgegeben von Ludwig Wagner, Offizier d'Académie. Kaiserslautern, Hofbuchhandlung Eugen Crusius. 1909.

Folgen. — Eine unbedeutende Frau. Novellen von A. Folgen. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Gannuschkina. — Leben. Novellen von Adda Gannuschkina. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Geiger. — Die deutsche Literatur und die Juden. Von Ludwig Geiger. Berlin, Georg Reimer. 1910.

Giraud. — Blaise Pascal. Études d'histoire morale. Par Victor Giraud. Ouvrage orné d'un portrait de Jacqueline Pascal. Paris, Librairie Hachette. 1910.

Gloeckner. — Neues Leben. Geschichte der Charlotte Stieglitz. Roman von Theodor Gloeckner. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Goethe. — Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Zweiter Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Goethes Werke. — Vollständige Ausgabe in vierzig Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt, in Verbindung mit Ermatinger, Kalischer, Riemeyer, Pechel, Riemann, Scheidemantel und Waas. Teil 5–10, 27, 28. Berlin, Bong & Co. O. J.

Griebens Reiseführer. Band 132: Wintersport im Bayrischen Hochland. Bearbeitet von Carl J. Luther, unter gefl. Mitwirkung der bayrischen Wintersportvereine. Mit vier Karten. — Band 135: Wintersport und Winterkuren in der Schweiz. Praktischer Reiseführer. Mit vier Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1910.

Harling. — Eine Wehrsteuer für Deutschland. Von Otto von Harling. Berlin, Verlag des Vaterländischen Schriftenverbandes. 1910.

Hartenau. — Insulinde. Ostindisches Schauspiel nach wirklichen Begebenheiten in drei Aufzügen. Von Gert Hartenau. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Hartenau. — Hagar. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Gert Hartenau. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Hartmann. — Der Untergang der antiken Welt. Sechs volkstümliche Vorträge von Ludo Moritz Hartmann. Wien, Hugo Heller & Co. 1910.

Hassert. — Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Zweite, erweiterte und vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 7 Karten, 2 Diagrammen, 29 Vollbildern und 59 Abbildungen im Text. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1910.

Haym. — Was ist von der Sprachreinheit und Sprachreinigung zu halten? Von Dr. R. Haym. Leipzig, Xenienverlag. 1910.

Heidsieck. — Bruderzwist und Frieden. Novelle von Antonie Heidsieck. Leipzig, B. Volger. 1910.

Hinzelmann. — Aus dem Leben eines alten Taugenichts. Roman von Hans-Heinz Hinzelmann. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Ihringer. — Alte Deutsche Fastnachtspiele. Herausgegeben von Bernhard Ihringer. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Ihringer. — Deutsches Schwankbuch. Herausgegeben von Bernhard Ihringer. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

John. — Stromaufwärts. Gedichte von Walter John. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Jonge. — Julius Caesar. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel von Moritz de Jonge. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Die Judenprogrome in Rußland. Herausgegeben im Auftrage des zionistischen Hilfsfonds in London von der zur Erforschung der Progrome eingesetzten Kommission. I. Band: Allgemeiner Teil. II. Band: Einzeldarstellungen. Köln und Leipzig, Jüdischer Verlag. 1910.

Knies. — Der katholische Literaturstreit und Nanny Lambrecht. Von Richard Knies. Cöln-Weiden, Hermann J. Frenken. 1910.

Koppelmann. — Jesus. Drama in fünf Akten von Wilhelm Koppelmann. Dresden, E. Pierson. 1910.

Krause. — Bruder Jesus. Gnostisch-soziales Drama in einem Akt von Otto Krause. Dresden, Rudolf Kraut. 1910.

Kublin. — Wissen und Wissenschaften. Neue Empirie. Von Siegmund Kublin. Leipzig, B. Volger. 1910.

Kühn. — Ein Elfentraum. Schauspiel von Friedrich Kühn. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Lanzac de Laborie. — Paris sous Napoléon. Le monde des affaires et du travail. Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Librairie Plon. 1910.

Lessing. — Die neue Form. Ein Beitrag zum Verständnis des deutschen Naturalismus. Von C. E. Lessing. Dresden, Carl Reißner. 1910.

Lonau. — Das Licht von Esom. Dramatisches Märchen in vier Akten von Walter Lonau (Osterode a. H.). Selbstverlag des Verfassers. 1909.

Maeterlinck. — Maria Magdalena. Drama in drei Aufzügen. Mon Maurice Maeterlinck. Autorisierte Übersetzung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Erstes bis drittes Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Mahler-Bloch. — Märchenspiele. Von Francisca Mahler-Bloch. Leipzig, B. Volger. 1910.

Marx. - Kleostra. Morgenländisches Drama. Von Siegfried Marx. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Maurain. — Les états physiques de la matière. Par Ch. Maurain. Nouvelle collection scientifique. Paris, Félix Alcan. 1910.

Mazelière. — Le Japon. Histoire et civilisation. Par Mis de la Mazelière. Tome IV: Le Japon moderne. La révolution et la restauration (1854 à 1869). Avec dix gravures. — Tome V: Le Japon moderne. La transformation du Japon (1869—1910). Avec huit gravures hors texte. Paris, Librairie Plon. 1910.

Mertens. — Nervenmenschen. Roman von E. Mertens. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Neumann-Hoeder. — Drei Spielmannsmären und Selfebil. Von Anna Neumann-Hoeder. Leipzig. B. Volger. 1910.

Normann. — Märchenspiele. Von Marie Louise Baronin Normann. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Pinner. — Das endverlorene Lied. Von Rudolf Pinner. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Posadowsky. — Luxus und Sparsamkeit. Ein Vortrag vom Staatsminister D. Dr. Graf A. Posadowsky-Wehner. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1909.

Pröhl. — Allerhand Leuten zu allerhand Zeiten. Dichtungen von Walter Pröhl. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Raff. — Paul Heyse. Von Helene Raff. Mit drei Bildnissen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1910.

Rahner. — „Ophelia" in Shakespeares Hamlet. Eine psychologisch-psychiatrische Studie von Dr. Richard Rahner. Leipzig, Xenienverlag. 1910.

Ratzel. — Anthropogeographie. I. Teil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Von Friedrich Ratzel. Dritte, unveränderte Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn. 1909.

Rehtwisch. — Königin Luise. Erinnerungsblätter zur Jahrhundertfeier ihres Todesjahres von Theodor Rehtwisch. Mit einer farbigen Kunstbeilage, zwölf Vollbildern und zwölf Textbildern. 1. bis 50. Tausend. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Rehtwisch. — Die Königin. Ein Buch aus Preußens schwerer Zeit. Von Theodor Rehtwisch. Mit zwei farbigen Kunstbeilagen und dreizehn Einschaltbildern. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Richter. — Carl Mende. Drama in vier Akten von Oswald Paul Richter. Leipzig, B. Volger. 1910.

Ricken. — Lehrgang der Französischen Sprache für das 4. bis 6. (7.) Jahr des französischen Unterrichts an Oberrealschulen, Realschulen, Reformschulen und höheren Mädchenschulen von Direktor Dr. Wilhelm Ricken. Berlin, Wilhelm Gronau. 1909.

Ruete. — Paul Heyse. Von Dr. Edmund Ruete. Bremen, Gustav Winter. 1910.

Saavedra. — Musikalische Kultur. Populäre Abhandlungen über Musik und ihre erzieherische Bedeutung. Von Dario Saavedra. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Schellenberg. - Gedanken über Lyrik. Ein Brief. Von Ernst Ludwig Schellenberg. Leipzig, Xenienverlag. O. J.

Schmid. — Er. Roman von Hans Schmid. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Schmidt. — Maffala. Drama in fünf Akten von Carl Schmidt. Leipzig, B. Volger. 1910.

Schreiber. — Kunala. Der Prinz mit den schönen Augen. Aus altbuddhistischer Zeit. Von Max Albert Schreiber. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Schwär. — Stunden des Lebens. Von Oscar Schwär. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Seidel. — Katechismus für Weltsprachler aller Systeme. In Deutsch und Ilo. Im Anhange: Abriß der Grammatik einer internationalen Weltsprache. Von A. Seidel. Berlin, Märkische Verlagsanstalt. 1910.

Seidel. — Wörterbuch der deutsch-japanischen Umgangssprache mit einem Abriß der Grammatik der japanischen Umgangssprache und unter Berücksichtigung der Phraseologie. Von A. Seidel. Berlin, Märkische Verlagsanstalt. O. J.

Sidgwick. — Die Methoden der Ethik. Von Henry Sidgwick. Nach der 7. englischen Auflage übertragen von Dr. Constantin Bauer. Zweiter Band. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.

Soden. — Hat Jesus gelebt? Aus den geschichtlichen Urkunden beantwortet von Prof. D. Hermann v. Soden. 1. bis 3. Tausend. Berlin, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1910.

Spiero. — Paul Heyse. Der Dichter und seine Werke. Von Heinrich Spiero. Stuttgart, J. G. Cotta. 1910.

Steingaß. — Aus Fritz von Forchtensteins Leben. Tagebuchaufzeichnungen von Didier Steingaß. Leipzig, B. Volger. 1910.

Stowasser. — Griechenlyrik. Römerlyrik. In deutsche Verse übertragen von J. M. Stowasser. Zwei Bände. Heidelberg. Carl Winter. O. J.

Teirich. — Die Dornenkrone. Ein Mysterium des Glaubens. — Severine. Ein Mysterium der Sinne. Zwei Novellen von Valentin Teirich. Korneuburg, Julius Kühlkopf. 1910.

Urbanek. — Halligen. Episches Gedicht von Max Urbanek. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Villiers. — Histoire des clubs de femmes et des légions d'amazones. 1793—1848—1871. Par Baron Marc de Villiers. Paris, Librairie Plon. 1910.

Volbehr. — Die Zukunft der deutschen Museen. Von Prof. Dr. Theodor Volbehr. Band V der „Kunst und Kultur", herausgegeben von Prof. Dr. W. v. Öttingen. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1910.

Vogt-Koch. — Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und Faksimile-Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1910.

Volkmann. — Eigenart der Natur und Eigensinn des Monismus. Vortrag, gehalten in Kassel und Königsberg, von Paul Volkmann. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Wahlen. — Schafft Sonntags wahre Freude dem Volke. Philantropische Vorschläge von Kommerzienrat Karl Wahlen. Cöln, Paul Neubner & Co. O. J.

Waldeck. — Lieben ist nicht Pflicht. Lustspiel in fünf Aufzügen. Von Oskar Waldeck. Dresden, E. Pierson. 1910.

Im Wanderschritt des Lebens. Herausgegeben von Theodor Scheffer. Buchausstattung von Hugo Steiner-Prag. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Wiechert. — Our present knowledge of the earth. By E. Wiechert. From the Smithsonian report for 1908. Washington, Government printing office. 1909.

Wiglitzky. — Gedichte von Eppo Wiglitzky. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Willert. — Dante Alighieri und seine Zeit. Eine Einführung. Von Max Willert. Leipzig, Xenienverlag. 1910.

Winter. — Jenseits und Diesseits. Betrachtung von Eduard Winter. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Winter. — Der Fall Hofrichter. Aus dem Notizbuch eines Journalisten. Von Max Winter. Mit einem Faksimile des „Giftbriefes". München, Albert Langen. O. J.

Wolff. — Molière. Der Dichter und sein Werk. Von Professor Dr. Max J. Wolff. Mit zwei Bildnissen. München, C. H. Beck. 1910.

Wolters. — Übertragungen aus den deutschen Minnesängern des 12. bis 14. Jahrhunderts. Minnelieder und -sprüche. Von Friedrich Wolters. Berlin, Otto v. Holten. 1909.

Zeller-Sala. — Das Deutsche Reich. Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des deutschen Staatsrechtes, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Von Dr. Wilhelm Zeller. Dritte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Alfred Sala. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber. 1909.

Zimmermann. — Der Lichtträger. Ein kritischer Beitrag zur Erklärung der Lebenserscheinungen in Natur und Menschenwelt. Von Zimmermann. Leipzig, B. Volger. 1910.

Zoellner. - Märzenschnee. Eine Erzählung von Margarete Zoellner. Köln, Albert Ahn. O. J.

Zollschan. — Das Rassenproblem. Unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage. Von Dr. Ignaz Zollschan. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Zum fünfzigjährigen Bestande des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schiller-Stiftung 1859—1909. Rückblick und Ausblick. Wien, Verlag des Wiener Zweigvereins der deutschen Schiller-Stiftung. 1909.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der „Wilhelm Meister" und der große Züricher Goethe-Fund.

Vortrag,
gehalten auf Einladung des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. am 9. April 1910[1])

von

Harry Mayne.

Sie haben mich aufgefordert, vor Ihnen über den großen Züricher Goethe-Fund zu sprechen, der jüngst die Welt mit hoher Freude und Erwartung erfüllt und der hier in Frankfurt obendrein noch ein starkes lokalpatriotisches Interesse erweckt hat. Sie haben sich gerade an mich gewandt, weil mir die unvergleichlich schöne Aufgabe zuteil geworden ist, diesen Fund der Wissenschaft und zugleich allen Gebildeten vorzulegen und damit ein bisher völlig unbekanntes köstliches Werk unsres größten deutschen Dichters zum ersten Male herauszugeben. Gern will ich Ihnen denn auch meine ersten Eindrücke mitteilen; aber freilich, es sind eben nur erste Eindrücke noch und bloß anregende und einführende Prolegomena, die ich Ihnen heute, zumal in einer knappen Stunde, bieten kann. Denn erstlich kostet es noch viel Arbeit, ehe alle die Fragen, die der Fund an uns stellt, beantwortet, alle Probleme, die er uns aufgibt, gelöst sind, und zweitens ist mir — und zwar erst lange, nachdem ich diesen Vortrag übernommen hatte — von denjenigen, denen die Rechte an der Handschrift und ihrer Veröffentlichung zustehen, eine gewisse Reserve auferlegt worden. Nur darin sehe ich hier meine Aufgabe, Sie gleichsam auf den Berg Horeb zu führen, von dem aus Sie in das gelobte Land schauen können, nur darin, Ihnen von dem hohen Genuß zu sprechen, den der erste Einblick in die neue Goethesche Dichtung mir gewährt hat, und Ihnen damit vielleicht einen kleinen Vorgeschmack des Genusses zu vermitteln, den Sie selbst bei der Lektüre des hoffentlich in einigen Monaten erscheinenden Buches empfinden werden. Und so lassen Sie mich denn gleich mit einer persönlichen Erinnerung, mit meinem persönlichen ersten Eindruck beginnen.

[1]) Beim mündlichen Vortrage mußten größere Kürzungen vorgenommen werden.

Der 19. Februar dieses Jahres wird mir immer unvergeßlich bleiben. Ich weilte in Zürich, dem alten Limmat-Athen, der Dichterstadt Bodmers und Geßners, Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers. Es war ein klarer Föhntag, die Luft warm und durchsichtig wie im Juni; weithin dehnte sich der schimmernde See, und im Sonnenglanze blitzte der Schnee von den Bergen. Es war das wundervolle Landschaftsbild, das Goethe, Lili, die ferne Geliebte im Herzen, am 15. Juni 1775 so herrlich besungen hat:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne.

Aber nicht in diesem Anblick verlebte ich die unvergeßlichen Stunden dieses Tages. Dunkel vielmehr und eng war das Hinterzimmer des Vorstadthauses, in dem ich sie verbrachte, allein — wie der erblindete Faust sagt — „allein im Innern leuchtet helles Licht!“ Es ging aus von einem Haufen alter, vergilbter Blätter, die ich mit tiefer Ergriffenheit in der Hand hielt.

Vor mir lag, im Reiz der Handschrift, ein Meisterwerk unsrer deutschen und der Weltliteratur — längst vertraut und doch so seltsam fremd. Ich lese den Anfang:

„Es war einige Tage vor dem Christabend 174—, als Benedikt Meister, Burger und Handelsmann zu M—, einer mittleren Reichsstadt aus seinem gewöhnlichen Kränzgen abends gegen achte nach Hause gieng. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarokpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte, die ihm seine Frau eben nicht zum Paradiese machte. Es ware noch Zeit bis zum Nachtessen, und so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deswegen er lieber nicht ehe zu Tische kam, als wenn die Suppe schon etwas überkocht hatte. Er gieng langsam, und dachte so dem Burgermeisteramte nach, das er das letzte Jahr geführt hatte, und dem Handel, und den kleinen Vorteilen, als er eben im Vorbeigehen seiner Mutter Fenster sehr emsig erleuchtet sah.“

Nie gehörte Worte, eine unbekannte Erzählung! Ich blättere weiter: Mariane, Philine, Mignon — „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn“, „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide“: „Alte liebe Schatten steigen auf!“ Nach mehr denn hundert Jahren halte ich als einer der ersten wieder ein Goethesches Jugendwerk in der Hand, dessen vermeintlichen Verlust wir immer wieder heiß beklagt haben: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, die älteste Form von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“! Man hatte gehofft, bei Erschließung des Goethe-Archivs im Jahre 1885 auf das verschollene Werk zu stoßen; wie diese Hoffnung getäuscht wurde, das spricht mit tiefem Bedauern der erste Einleitungssatz zu dem von Erich Schmidt so glücklich wiedergefundenen Ur-„Faust“ aus. Und nun gaben wir die „Theatralische Sendung“, von der wir so mancherlei aus direkten Zeugnissen und Rückschlüssen wußten, für immer verloren, gleich dem Prosa-„Tasso“, der Schrift gegen Friedrichs des Großen „Littérature allemande“

und andern Goetheschen Werken, die trotz der gerade um ihn so außerordentlich bemühten Forschung nimmer zum Vorschein kommen wollten. Der unermeßliche Wert der „Theatralischen Sendung" für die Entwicklung des Menschen und des Dichters stand uns außer jedem Zweifel, wir bauten allerlei Hypothesen auf über dem verschwundenen Werke —

Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt:
Die habt ihr nun köstlich in Händen!

Scharfsinnige Astronomen haben die Bahnen nie gesehener Sterne berechnet, und siehe, plötzlich eines Tages erschienen diese wirklich dem Auge; ähnlich ist in diesem Kometenjahre 1910 am Goethe-Himmel unvermutet ein Stern erster Größe aufgetaucht, ein Stern, der, obwohl nie geschaut, uns doch nicht fremd war, den aber je noch mit Augen zu sehen wir längst die Hoffnung aufgegeben hatten. Seit der Entdeckung des Ur-„Faust" vor nun fast einem Viertel-jahrhundert ist kein Goethe-Fund von solchem Werte gemacht worden, ja der neue überragt wohl noch den alten in seiner Bedeutung nicht nur für ein einzelnes Werk und seine Entstehungsgeschichte, sondern für den Dichter und Menschen und ihre Entwicklung überhaupt. Wie man die Urfassung des „Faust" als Ur-„Faust" bezeichnet hat, so hat man übrigens das neue Werk sogleich auf den wenig schönen, aber kurzen und leicht zu zitierenden Namen Ur-„Meister" getauft.

Nicht mir gebührt, wie Sie wissen, das Verdienst, den Ur-„Meister" entdeckt zu haben, und überhaupt keinem Literarhistoriker und Goethe-Forscher, sondern einem jener Dilettanten im alten edlen Sinne des Wortes, die so oft schon die zünftige Wissenschaft tief verpflichtet haben. Der eigentliche Entdecker freilich ist auch hier, wie so oft, der Zufall gewesen. Aber Gustav Billeter[1]), dessen Name jetzt in aller Munde und mit der Goethe-Forschung für alle Zeit verknüpft ist, hat dennoch Anspruch auf persönliche Anerkennung, weil er diesem Zufall auf halbem Wege entgegengekommen ist. Billeter ist Lehrer am oberen Gymnasium in Zürich und hat seine Liebe zu Goethe auch auf seine Schüler zu übertragen verstanden. Und da kommt nun einer von ihnen im Dezember des vorigen Jahres zu ihm mit einer Handschrift, die seit langen Jahren im Schreibtische seines Vaters liegt und der Familientradition zufolge auf Goethe zurückgeht: ob das wohl wirklich von Goethe und irgendwie von Bedeutung sei. Der Lehrer liest auf dem Umschlag eine Notiz von späterer Hand: „Manuskript von Goethes Buch die Leiden des jungen Werther" — ein Blick genügt, sie als irrtümlich zu erkennen. Er betrachtet die Schrift-züge — diejenigen Goethes sind es jedenfalls nicht. Er liest den Ihnen vorhin vorgeführten Anfang — unbekanntes Land. Und mit verneinendem Lächeln legt er das Papierbündel beiseite. Erst nach Wochen, am letzten Tage des Januar, als die Schüler gerade mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt sind, greift Billeter noch einmal nach dem Manuskript. Jetzt findet er Bekanntes

[1]) Vgl. seine über den Fund berichtende und umfangreiche Proben bietende Schrift: Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren. Zürich, Rascher & Co. 1910.

und stößt vor dem dritten Buch auf den Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung". Alsbald befragt er die gelehrte Spezialliteratur, und nicht lange, so weiß er, was das Glück ihm da in die Hand gespielt hat. Zu meiner Freude war es meine kommentierte Ausgabe des „Wilhelm Meister", die ihm die Aufklärung gab, und diesem Zufall danke ich denn zum Teil auch die hohe Ehre und Freude, daß Billeter und der Besitzer der Handschrift gerade mich mit der beneidenswerten Aufgabe der Herausgabe betrauten. Einen zweiten Grund, mir die wissenschaftliche Bearbeitung und Ausbeutung des großen Fundes zu übertragen, bildete der Umstand, daß ich, obwohl Reichsdeutscher, gerade an einer Schweizer Universität das Fach der deutschen Sprache und Literatur vertrete, und da das Werk in der Schweiz gefunden worden ist, so sollte es billig auch von der Schweiz aus hingehen in alle Welt. Lassen Sie uns, bevor wir an die Besprechung des Werkes selbst herantreten, in Kürze uns in Erinnerung rufen, was die Schweiz für Goethes Leben und Dichten bedeutet, und mich erzählen, wie es geschah, daß „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" gerade hier zum Vorschein kommen konnte.

Goethe hat zu wiederholten Malen die Schweiz aufgesucht. In „Dichtung und Wahrheit" erzählt er besonders anmutig von der ersten dieser Schweizer Reisen im Jahre 1775, aber auch in einem selbständigen Werke, den „Briefen aus der Schweiz", hat er seine Erinnerungen an diese erste wie die an seine zweite Reise vom Jahre 1779 niedergelegt. Nebenher gehen mannigfach sonstige Reminiszenzen an Schweizer Eindrücke. Auf dem Züricher See ist das eingangs angezogene Gedicht entstanden, vor dem Staubbach im Lauterbrunner Tal dichtet Goethe den „Gesang der Geister über den Wassern". Ein Singspiel „Jery und Bätely" ist in den Bergen des Kantons Uri lokalisiert, und wir wissen, daß Goethe sich lange mit dem Plan einer „Tell"-Dichtung getragen hat. Schweizer Eindrücke glauben wir zu spüren in herrlichen Szenen des „Faust", und in „Mignons" Lied „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn", wie in den ersten Kapiteln der „Wanderjahre" schwebt wohl der Gotthard mit seinen düsteren Höhlen und den seine Paßstraße belebenden klingelnden Saumtieren vor.

Die erste der Schweizer Reisen ist die Geniereise, die Goethe mit den Brüdern Stolberg in der bekannten Werther-Tracht unternahm. Sie dient dem Versuch, ob er Lili, die ihn glücklich und unglücklich machte, „nicht entbehren könne". Bald zwar zieht es ihn zurück — „vaterlandwärts, liebwärts" —, aber was ihm die Heimat Hallers dennoch geworden ist, sagt ein Brief an die Karschin: „Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Zirkulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen." Und vollends bleibt allezeit ein Ruhmestitel für Helvetien ein Brief Goethes an Sophie Laroche: „Mir ist wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da eine Zuflucht." Schon 1779 sucht der Goethe der Weimarer „zehn Jahre" abermals hier Zuflucht, zu der Zeit, da die „Theatralische Sendung" entstand, wenngleich gerade für das Jahr 1779 als einziges in der mit 1777 anhebenden langen Reihe keine

schriftliche Arbeit an dem Werke bezeugt ist. Diesmal will Goethe nicht sowohl selbst ausspannen und neue große Eindrücke suchen, als einen andern dessen teilhaftig werden lassen, was ihm die Schweiz vier Jahre zuvor gegeben hat. Herzog Carl August, dessen Erziehung auch eine der damals freiwillig übernommenen und mit Treue und Erfolg durchgeführten Missionen Goethes ist, soll einmal ganz herausgerissen werden aus dem betäubenden und verflachenden Hoftreiben daheim. Der Eindruck einer erhabenen Natur und der Eindruck eines großen Mannes sollen ihn läutern und fördern. Lavater in Zürich ist dieser große Mann, ist „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise". Erhoben und beglückt, wie es in „Ilmenau" heißt, kehren die beiden heim; ein Denkmal für den Weimarer Park wird geplant, das dem Dankgefühl gegen die Schweiz Ausdruck geben soll. An persönlicher Bedeutung für Goethe reicht an diese beiden Schweizer Reisen die dritte vom Jahre 1797 nicht heran; auf ihr ist der Schweizer Maler Heinrich Meyer von Stäffa Goethes Genosse, der ja viele Jahre lang auch in Weimar als treuer und hochgeschätzter Freund des Dichters Haus teilte.

Unter den Persönlichkeiten des Züricher Freundeskreises, der sich um den fast vergötterten Lavater scharte, und mit dem auch Goethe 1775 bekannt wurde, nimmt für ihn die erste Stelle ein Frau Barbara Schultheß, die Gattin des Fabrikanten David Schultheß im Schönenhof. Schon in der Heimat hatte Goethe durch Lavater von dieser trefflichen Frau gehört, schon vorher war er mit ihr in einen Briefwechsel getreten, der dann viele Jahre angehalten hat, und aus dessen leider nur geringen Resten wir den schönsten Einblick in das Verhältnis dieser beiden edlen Menschen gewinnen. Frau Bäbe gebührt unter den besten und treuesten Freundinnen Goethes allezeit ein Ehrenplatz. Sie ist das, was Goethe eine „Natur" zu nennen liebt. Eine Frau von warmem Gemüt und einem ausgesprochen mütterlichen Wesen, wie es auch Frau Aja so herrlich ziert; dabei eine Frau von großer Selbständigkeit und Festigkeit, durch und durch gesund und tüchtig, dazu klug und fein. Eine „Männin" und „die Immergleiche" nennt sie Lavater, „die Herzliche" unser Dichter, dem bei der liebevollen Schilderung der „Schönen-Guten" in den „Wanderjahren" sicherlich ihr Bild vor Augen steht. Auch aus Italien hat er ihr, mit der er das „Du" wechselte, fleißig geschrieben, und auf der Rückreise von Rom macht er einen beträchtlichen Umweg, um sie wiedersehen zu können: in Konstanz verleben die beiden acht glückliche Tage; Zürich wird absichtlich von Goethe gemieden, da er Lavater jetzt mit ganz andern Augen ansieht. Noch einmal sucht Goethe sie auf seiner dritten Schweizer Reise auf; aber schon hier zeigt sich, daß er inzwischen ein andrer geworden ist; der Goethe nach Italien, der gegen das Christentum schreibt und eine Christiane ins Haus nimmt, wird der frommen, sittenstrengen Freundin Lavaters immer fremder. Mit tiefem Schmerze sieht sie, wie sich ihre Wege teilen, aber nicht sie, die Immergleiche, ist es, die das Verhältnis abbricht, und niemals hat sie den Dichter gescholten, niemals ihn vergessen.

Wie Charlotte von Stein, die sich von Zügen der Eifersucht auf sie nicht ganz frei hält, gehört auch Barbara Schultheß in den Jahren vor der

italienischen Reise zu den Vertrautesten, denen auch der Dichter Goethe sich gern offenbart. Auch auf sie paßt das Wort der Prinzessin im „Tasso“: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.“ Mit dankbarer Freude empfängt sie von Goethe nicht nur seine gedruckten Werke wie „Hermann und Dorothea“, sondern auch seine noch unveröffentlichten: Gedichte, den „Tasso“ — „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“. In einem Briefe des Jahres 1783 bittet Goethe seine Mutter, die ihr übersandte Handschrift vom vierten Buche des „Wilhelm Meister“ an Frau Schultheß weiterzuschicken; er hatte sich ein besonderes Kästchen anfertigen lassen zur Versendung der Ur-„Meister“-Handschrift. Und nicht genug, daß Frau Bäbe das Manuskript völlig verschlang, schon um es bald wieder nach Weimar zurückgehen lassen zu können, sie setzte sich auch mit ihrer ältesten Tochter Bäbe hin und schrieb sich nach und nach das Ganze fein säuberlich ab, auf denselben kleinen Oktavbogen, die ihre erhaltenen Briefe an den Dichter zeigen. In der jüngeren Bäbe Tagebuch der Jahre 1783—85 können wir verfolgen, wie die „Meister“-Sendungen aus Weimar einlaufen, wie begeisternd sie wirken und wie die Abschrift entsteht. Und diese Abschrift ist es, die uns heute den Ur-„Meister“ darstellt, während die Originalhandschrift verschollen bleibt. Diese Abschrift ist es, die sich jetzt, nach 125 Jahren, im Hause eines Nachkommen der teuren Frau zufällig vorgefunden hat. Es war keine kleine Arbeit. Fast sechshundert Seiten umfaßt die saubere Kopie, die übrigens sprachlich manche schweizerische Beimischung aufweist. So besitzen wir ja auch den Ur-„Faust“ in der sorgsamen Abschrift einer Goetheschen Freundin, des weimarischen Hoffräuleins Luise v. Göchhausen. Es ist eine schöne Fügung, daß wir die Erhaltung zweier köstlicher Werke des frauenhaftesten der Dichter der treuen Sorgfalt feinsinniger Verehrerinnen zu danken haben!

Man hat den „Wilhelm Meister“ die persönlichste aller Goetheschen Dichtungen genannt. Auch dieser Roman ist, wie der „Faust“, eines seiner ganz großen Lebenswerke, und abgesehen vom „Faust“ hat keines ihn länger in Anspruch genommen: mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwischen den ersten Fundamentierungsarbeiten in der „Theatralischen Sendung“ und dem Aufsetzen des letzten Notdaches in den „Wanderjahren“. Der junge Goethe und der alte Goethe haben Teil daran; es ist ein Werk, das, ganz wie der „Faust“, die verschiedenen Schaffensperioden in verschiedenen Schichten der Arbeit deutlich erkennen läßt. Der „Wilhelm Meister“ ist kein Werk aus einem Guß, wie der „Götz“ oder der „Werther“, sondern ein vielfach zusammengesetztes. Starke Verschiedenheiten in bezug auf Tendenz, Stimmung, Stil beeinträchtigen die Einheit der Dichtung und erschweren uns das Verständnis. Auch Goethe selbst hat das sehr deutlich empfunden und den Roman als eine seiner „inkalkulabelsten Produktionen“ bezeichnet, zu der ihm „fast selbst der Schlüssel fehle“. Wer daher das Werk voll verstehen will, muß vor allem seiner Entstehungsgeschichte nachgehen.

Das älteste erhaltene Zeugnis für Goethes Arbeit am „Wilhelm Meister" fällt in den Februar des Jahres 1777, also nur drei Jahre nach die Vollendung des „Werther". Goethe vermerkt kurz in seinem Tagebuche, daß er im Garten daran diktiert habe. Aber die wirklichen Anfänge reichen wohl noch weiter zurück. Wenn Goethe z. B. in seinen im Oktober 1776 verfaßten „Geschwistern" die Liebenden Wilhelm und Mariane nennt und jenen zum Kaufmann macht: sollten das nicht Anleihen aus dem keimenden großen Roman sein? Ja vielleicht geht dessen Konzeption gar noch in die Frankfurter Zeit zurück, die sich so greifbar deutlich in ihm widerspiegelt. Schon im Juli des Jahres 1777 berichtet Knebel, Goethe habe „seine neue Komposition von ‚Wilhelm Meisters theatralischer Sendung' vorgelesen, welches ein sehr fein Werk ist". Aber nicht nur die Nächsten in Weimar, sondern, wie wir gesehen haben, auch ferne Freunde läßt Goethe an seinem entstehenden Werke teilnehmen, so den Darmstädter Merck, dem er im Jahre 1780 mitteilt, er sei bereit, „das ganze Theaterwesen" in diesem Roman vorzutragen. Fünf Jahre später meldet der Dichter der Frau von Stein, er habe endlich das sechste Buch und damit den ersten Teil seines Romans geendigt. Diese sechs Bücher sind es, die wir jetzt in der Schultheßschen Abschrift wieder besitzen; sechs folgende sollten die „Theatralische Sendung" beschließen, aber schon in Buch 7 scheint Goethe bald stecken geblieben zu sein, und der Plan des Weiteren, den er im Jahre 1785 niederschrieb, ist uns nicht erhalten. Die Arbeit gerät ins Stocken. Goethe überschreitet die Wasserscheide „Italien", und es ist ein andrer Dichter, der in einer zweiten Arbeitsperiode ein wesentlich verändertes Werk langsam zum Abschluß bringt. Aus Rom schreibt er im Jahre 1787 an den Herzog Carl August, er möchte den Roman mit dem Eintritt ins vierzigste Jahr endigen, aber aus demselben Jahre bemerkt sehr bezeichnend die „Italienische Reise": unter diesem Himmel möchte die Fortsetzung wohl nicht möglich sein. Das Werk war Goethe fremd geworden, andre ließ er ihm vorgehen. Erst im Jahre 1791 denkt er jenen Plan der Bücher 7 bis 12 wieder durch und spricht zwei Jahre später von seinem „alten Roman," den er im nächsten Jahre „mit Gewalt" zum Abschluß bringen wolle. Es bedarf dazu eines äußeren Zwanges, den Goethe sich dadurch auferlegt, daß er im Jahre 1794 den Roman an den Berliner Verleger Unger verkauft. Und nun geht, vom dritten Buch an unter Schillers eifrigem Anteil, die große Umarbeitung oder „Wiedergeburt" des Werkes für den Druck vor sich. Von veränderten Gesichtspunkten aus werden die alten sechs Bücher der „Theatralischen Sendung" mehr oder weniger radikal aufgelöst, zusammengestrichen und umgeschrieben: ihnen entsprechen im wesentlichen die vier ersten Bücher der neuen gedruckten Fassung. Sie stellen für Goethe, wie er einmal gegen Herder bemerkt, jetzt nichts mehr vor als eine „Pseudo-Konfession", die er sich „vom Herzen und Halse" schaffen müsse, und jetzt erst, an der Hand der „Theatralischen Sendung", sehen wir, wie buchstäblich recht der Dichter hatte, als er Schiller gegenüber versicherte, daß er im eigentlichsten Sinne nur noch der Herausgeber des vor langen Jahren Niedergeschriebenen sei. Auch der alte Titel des Romans mußte fallen, der neue, „Wilhelm Meisters Lehr-

jahre", begegnet uns zum erstenmal im Jahre 1793 auf einer Kopistenquittung; zu Anfang des Jahres 1795 erscheint zu Berlin der erste Band, mit vier Bänden zu je zwei Büchern wurde das Werk im nächsten Jahre vollständig.

Schon die hier auf das knappste skizzierte Entstehungsgeschichte läßt deutlich den Bruch im Bau und Gefüge des Romans erkennen, und Goethe selbst hat wieder und wieder auf ihn hingewiesen. Wir besitzen nicht zwei vollständige Fassungen eines vollständigen Werkes, die man bequem miteinander vergleichen könnte, sondern wir besitzen einerseits die Urgestalt nur der ersten Hälfte, anderseits die abgeschlossene endgültige Fassung, in deren erster Hälfte jene Urform aufgegangen ist. Wir können daher auch nur im Anschluß an die fertigen „Lehrjahre" von der unfertigen „Theatralischen Sendung" sprechen, soweit wir sie nicht als ein Fragment für sich betrachten wollen.

Es ist nicht vereinzelt, daß einem Künstler bei einem großen Werke, das ihn lange Zeit beschäftigt, sich der zu Anfang eingenommene Standpunkt verschiebt, ja daß schließlich etwas ganz anderes herauskommt, als eigentlich geplant war. Ein Kunstwerk wächst mit seinem Schöpfer; ein Künstler wächst mit und an seiner Schöpfung. In solchen Fällen ist es kein Wunder, wenn der Leser, der nur das abgeschlossene Werk als solches ins Auge faßt, auf Umbiegungen, Lücken und Widersprüche stößt oder Verzahnungen und Verbindungsglieder vermißt. Ein Roman, der so in seiner ganzen Anlage und Tendenz und damit auch in seiner künstlerischen Eigenart sich während der Arbeit verändert hat, ist z. B. Immermanns „Münchhausen". Einem „Knaben, der sich auf einmal in seinem 15. Jahre herumwirft", vergleicht der Dichter selbst dieses Werk, das von Haus aus nur ein satirischer Zeitroman werden, das äußere Leben im Hohlspiegel auffangen sollte, um erst später aus tiefstem inneren Erleben heraus der Satire die reinste Poesie und dem negativen das positive, dem pessimistischen das optimistische Element an die Seite zu stellen.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem größten deutschen Roman, dem „Wilhelm Meister". Ich kann natürlich nicht daran denken, Ihnen in dieser Stunde eine auch nur annähernde erschöpfende Analyse dieses schier unerschöpflichen Werkes zu geben, dessen Lektüre ich ja auch bei Ihnen voraussetzen darf. Nur einige Hauptgesichtspunkte kann und will ich hier herausheben.

Schiller, der die Schlußredaktion der „Lehrjahre" mit den feinsinnigsten und förderndsten Erörterungen einer wahrhaft produktiven Kritik begleitet hat, gesteht dem Freunde im Juli 1796, daß er zwar bisher die Stetigkeit, aber noch nicht die Einheit des Romans recht gefaßt habe; worauf Goethe erwiderte, er glaube selbst kaum, daß eine andre Einheit als die der fortschreitenden Stetigkeit in dem Buche zu finden sein werde. Noch mehrmals hebt Schiller des weiteren hervor, daß nach seinem Gefühl die Hauptidee nicht genügend stark herausgearbeitet sei, und sehr bezeichnend ist es auch, daß eine so klar blickende und gesund urteilende Goethe-Leserin wie Goethes Mutter im Schlusse des achten Buches nicht das Ende der „Lehrjahre" erblicken, sondern fest auf einen noch ausstehenden fünften Band rechnen konnte.

Goethe war sich von Anfang an dessen bewußt, daß sein ursprünglicher Plan, soweit er überhaupt einen solchen deutlich vor sich sah, sich im Laufe der Arbeit mehr und mehr verschob. Er „liebe das Werk, nicht wie es sei, sondern wie es werden könne", schrieb er schon im Jahre 1785, also noch bei Abfassung der „Theatralischen Sendung", an Frau von Stein, und namentlich während der großen Umarbeitung war ihm nicht recht geheuer zumute. „Nach den sonderbaren Schicksalen, welche diese Produktion von innen und außen gehabt hat, wäre es kein Wunder, wenn ich ganz und gar konfus darüber würde. Ich habe mich zuletzt bloß an meine Idee gehalten und will mich freuen, wenn sie mich aus diesem Labyrinthe herausleitet." Aber daß er auch dieser gleich zu besprechenden „Idee" nicht ganz treu geblieben sei, bekennt er ebenfalls Schiller gegenüber: er komme sich vor „wie einer, der, nachdem er viele große und kleine Zahlen übereinander gestellt, endlich mutwillig selbst Additionsfehler machte, um die letzte Summe aus Gott weiß was für einer Grille zu verringern." Diese Idee, die ihn geleitet habe, hat Goethe in den „Annalen" deutlich zu machen gesucht. „Die Anfänge ‚Wilhelm Meisters'", so entwickelt er dort, „entsprangen aus einem dunklen Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber nicht mit sich ins klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus usw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den schönsten Teil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich im ‚Wilhelm Meister' immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand!" — Gewiß, das ist eine wohlentwickelte Idee, und sie entspricht auch im ganzen der Handlung des Romans, aber erst sehr viel später, im Jahre 1819, hat Goethe diese Worte niedergeschrieben, und es ist zum mindesten sehr fraglich, ob er diese Idee, die ihn von Anfang an geleitet habe, nicht vielmehr erst nachträglich aus dem vollendet vorliegenden Roman abgeleitet hat, wie wir dergleichen nicht selten bei ihm beobachten.

Weniger allgemein und präziser hat Schiller wiederholt die Idee der „Lehrjahre", wie sie sich ihm darstellte, formuliert. Das Ziel, bei dem Wilhelm nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlange, sei, daß er von einem leeren und unbestimmten Ideal, dem des Schauspielers, in ein bestimmtes tätiges Leben eintrete, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen; das Theater sei die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale.

Der „Wilhelm Meister" ist ein Theaterroman. „Das Schauspiel dauert sehr lange", so lauten gleich die ersten Worte der „Lehrjahre". Wir lernen den Helden sofort kennen als den Geliebten einer Schauspielerin, als einen feurigen Theaterenthusiasten, der schon seit den Tagen seiner Kindheit und einer ersten Puppenspielaufführung nichts Höheres kennt als die Bühne, und der sich auch als dramatischer Schriftsteller vielfach versucht hat. Der Kaufmannsstand, dem er gleich Vater und Freund sich widmen soll, befriedigt ihn nicht im mindesten. „Er glaubte den hellen Wink des Schicksals zu verstehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, sich aus dem stockenden, schleppenden bürgerlichen Leben herauszureißen, aus dem er schon so lange sich zu retten gewünscht hatte . . . und in selbstgefälliger Bescheidenheit erblickte er in sich den trefflichen Schauspieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er so vielfältig hatte seufzen hören." Die vermeintliche Untreue seiner Geliebten erstickt aber diesen Plan; er sucht und scheint ihn in eifriger Kontorarbeit zu vergessen, erklärt ihn für einen Irrtum und weiht seine handschriftlichen Theaterstücke dem Feuertode. Ein äußerer Zufall ist es, der ihn nach einigen Jahren dennoch einer Schauspielertruppe zugesellt, und wieder schmeichelt er sich, es möge ihm glücken, „aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum" seines Vaterlandes auszuspenden. Shakespeare wird der leuchtende Stern, der ihn jetzt leitet; den großen Briten, mit dem er den Vornamen gemein hat, erwählt er sich zum Paten, Shakespeare, der für Goethe selbst der Schlüssel zum Weltverständnis geworden war. Von der Wandertruppe geht er über an die angesehene stehende Bühne des ihm befreundeten Direktors Serlo. Noch einmal versucht sein Freund und Schwager, der tüchtige Geschäftsmann Werner, ihn vom Glück des bürgerlichen Lebens, der praktischen Arbeit zu überzeugen, aber ohne Erfolg. „Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabrizieren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin?" Nach wahrer Bildung, nach Ausbildung seines inneren Menschen zu streben, ist jetzt sein einziges hohes Ziel, und allein auf dem Theater glaubt er es erreichen zu können. Nur dem Edelmanne sei in Deutschland eine gewisse personelle Ausbildung möglich, dem Bürger gehe seine Persönlichkeit verloren. Einzig auf den Brettern erscheine der „gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanz als in den oberen Klassen". Das eigentliche deutsche Leben stagnierte damals, und in der Bühnenwelt des schönen Scheins erblickten gerade die begabtesten und feurigsten unter den deutschen Jünglingen Zuflucht, Trost und Ersatz. Wilhelm unterzeichnet den Kontrakt Serlos, als Hamlet, dessen Rolle gerade ihm ganz besonders gut liegt, hat er verdienten Erfolg, und so erhofft er wieder „eine neue Epoche für's deutsche Theater". Aber nur zu bald verschwindet dieses Ideal, das ernste Schauspiel muß der leichten Oper, dem Lieblingskinde des schaulustigen Publikums, weichen, die Truppe sinkt von der erreichten Höhe und löst sich auf; Wilhelm sieht sich als entbehrlich beiseite geschoben. Der Auftrag der sterbenden Schauspielerin Aurelie führt ihn auf das Schloß ihres einstigen untreuen Liebhabers

Lothario und in den Kreis jener weisen und tüchtigen Männer, die seine Erziehung zu vollenden bestimmt sind. Er sieht sie in folgerichtiger ernster Tätigkeit für das Allgemeine, und das Bild der Bühnenwelt verblaßt vollends; nur Irrtümer und Verirrungen sieht er in den Etappen seines bisherigen Lebens. Jarno rüttelt ihn unsanft aus seinem Lieblingstraum, ein talentvoller Schauspieler zu sein, und wieder schreibt Wilhelm an Werner: „Ich verlasse das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich in jedem Sinne zu einer reinen und sichern Tätigkeit führen muß." Er sieht, daß er Bildung da gesucht habe, wo keine zu finden war. Von seinen Irrtümern hat er gelernt, seine Lehrjahre sind vorüber: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!" „Hier oder nirgend ist Amerika!" Jarno belehrt ihn: „Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vorteilhaft, wenn er sich in einer größeren Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern." Und derselbe Jarno setzt ihm später auseinander, daß der Mensch nicht eher glücklich sei, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimme. Wilhelm ist kein wahrer Schauspieler, sondern ein bloßer Dilettant, der geborene, der typische Dilettant; seine Mission war nur eine vermeintliche, eine Selbsttäuschung; die Bühne war nur ein Durchgangsstadium, eine Stufe auf dem Wege zur Bildung im höchsten Sinne. Der schwärmende Dilettant wird zu wahrer Arbeit erzogen, der ein „Meister" zu sein vermeint, erkennt sich als Lehrling; er hat, wie es H. Hettner fein ausdrückt, die Schauspielkunst gesucht und die Lebenskunst gefunden. Diese höchste Bildung, diese Ausbildung zum wahren und vollen Menschen ist jetzt das Ideal Wilhelms, wie sie das Ideal des ganzen erziehungsfreudigen Humanitätszeitalters und des Klassizisten Goethe war. Der junge Goethe des Sturmes und Dranges hatte in Shakespeare und seinen Schauspielen ein Höchstes gesehen und darin seine Mission erblickt, ein deutscher Shakespeare zu werden. Dem Goethe der Weimarer „zehn Jahre" zeigt sich eine andre Mission: er entsagt für lange Zeit der Dichtung, um, der Forderung des Tages genügend, zu schaffen fürs Allgemeine, fürs große Ganze. Unter dem Bilde des jungen Wilhelm stellt er uns seine eigene Entwicklung dar.

Diese Idee der Bildung im Sinne des Humanitätsideals ist die Idee von „Wilhelm Meisters Lehrjahren", die wir hier kurz entwickelt haben, absehend von dem Kranze symbolischer Frauengestalten, in denen Wilhelms irrtumreicher Weg in stufenmäßiger Entwicklung sich vollendet, absehend von der geheimen und geheimnisvollen Leitung, die von den Mächten des Turmes ausgeht, absehend von den romanhaften poetischsten Gestalten des Werkes, Mignon und dem alten Harfner, absehend von dem, was die erst lange ungestillte, dann gestillte Sehnsucht nach Italien für die Dichtung bedeutet.

Ist diese Idee nun wohl von Anfang an der leitende Grundgedanke des Romans gewesen oder war das Ziel ursprünglich ein andres, näheres? Mit andern Worten: ist der Titel der „Theatralischen Sendung" wörtlich und programmatisch zu verstehen oder nicht? Handelt es sich, wie in Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung", um eine schließlich durchgeführte und von Erfolg gekrönte wahre Mission, oder ist dieser Titel ironisch aufzufassen, wie der Name Meister für den ewigen Schüler Wilhelm ja von Goethe nicht ohne Ironie gebraucht wird; war diese Sendung von Anfang an nur als eine vermeintliche, eine irrige gedacht? Spielt schon in die „Theatralische Sendun" jene Wandlung in Goethes Lebensanschauung hinein? Auf diese wiederholt von den Goethe-Forschern aufgeworfene und erörterte Frage hätten wir vor allem durch den neuen Fund Antwort erhofft. Aber dieser Fund, der uns so reiche Kenntnisse bringt, läßt doch noch vieles im Dunkel, und wir gedenken wohl des „Faust"-Wortes:

Da muß sich manches Rätsel lösen,
Doch manches Rätsel knüpft sich auch.

Leider bricht der Ur-„Meister" zu früh ab, als daß wir diese Fundamentalfrage klar zu beantworten wagen dürften.

Jene Sehnsucht Wilhelms nach der Bühne wird hier vorgeführt wie in den „Lehrjahren" und psychologisch besonders fein begründet:

„Sein Gefühl, das wärmer und stärker ward, seine Einbildung, die sich erhöhte, waren unverrückt gegen das Theater gewendet. Und was Wunder? In eine Stadt gesperrt, ins bürgerliche Leben gefangen, im Häuslichen gedrückt, ohne Aussicht auf Natur, ohne Freiheit des Herzens! Wie die gemeinen Tage der Woche hinschlichen, mußte er mitunter hingehen; die alberne Langeweile der Sonn- und Festtage machte ihn nur unruhiger, und was er etwa auf einem Spaziergange von freier Welt sah, ging nie in ihn hinüber; er war zum Besuch in der herrlichen Natur, und sie behandelte ihn als Besuch. Und mit der Fülle von Liebe, von Freundschaft, von Ahndung großer Taten, wo sollte er damit hin? Mußte nicht die Bühne ein Heilort für ihn werden, da er wie in einer Nuß die Welt, wie in einem Spiegel seine Empfindungen und künftige Taten, die Gestalten seiner Freunde und Brüder, der Helden, und die überblinkende Herrlichkeiten der Natur bei aller Witterung unter Dache bequem anstaunen konnte? Kurz, es wird niemand wundern, daß er wie so viele andre ans Theater gefesselt war, wenn man recht fühlt, wie alles unnatürliche Naturgefühl auf diesen Brennpunkt zusammengebannt ist."

Auch im Ur-„Meister" erblickt der hoffende Jüngling in sich „den werdenden vollkommensten Schauspieler und den Schöpfer eines großen Nationaltheaters", aber auch hier schon äußert sich zeitweilig seine Abneigung gegen das Bühnenwesen, auch hier schon sieht Goethe wahrlich nicht nur Licht und schreibt durchaus nicht alles in maiorem gloriam der Bühne. Immerhin, möglich wäre es, daß Wilhelm im alten Plan des Romans vom Schauspieler zum Regisseur und weiter zum großen Theaterdirektor aufsteigen und als solcher eine Mission erfüllen sollte, wie sie dem jungen Goethe selbst wohl einmal vorgeschwebt haben mag in jener Zeit, da die Bemühungen um ein deutsches

Nationaltheater — ich erinnere nur an Lessing und die Hamburgische Entreprise — an der Tagesordnung waren und in ihrer Bedeutung für die deutsche Gesamtkultur weit überschätzt wurden. Warum die Tendenz des Romans sich wandelt? Weil Wilhelm sich nicht mehr mit Goethe deckt. Im Jahre 1782 nennt er ihn in einem Brief an Charlotte von Stein sein „geliebtes dramatisches Ebenbild", zwölf Jahre später spricht er von dem Roman als von einer bloßen „Pseudo-Konfession".

Wie schon aus unserm Abriß der Entstehungsgeschichte des „Wilhelm Meister" hervorgegangen ist, waren wir über Charakter und Inhalt der „Theatralischen Sendung" längst vor der Wiederauffindung der Handschrift mannigfach unterrichtet, und es ist nun höchst lehrreich, festzustellen, wie weit jene Nachrichten sich bestätigen, wie weit die über sie hinausgehenden Hypothesen standhalten. Im allgemeinen sind (um das vorauszuschicken) die Unterschiede zwischen den beiden Fassungen nicht so groß, wie wir anzunehmen geneigt waren, und manche kühne Vermutung wird jetzt ebenso widerlegt, wie einst manche „Faust"-Hypothese beim Auftauchen des Ur-„Faust" in nichts zerfiel. Die wichtigsten Verschiedenheiten zwischen den beiden Meister-Fassungen sind überhaupt nicht sowohl stofflicher als stilistischer Natur.

Wir kannten von der „Theatralischen Sendung" nicht nur den Titel und ein einzelnes, durch Zufall auf uns gekommenes Zitat aus dem vierten Buche, sondern auch Entstehungszeit und ungefähren Umfang der einzelnen Bücher, letzteres aus den erhaltenen Quittungen des Goetheschen Kanzlisten Vogel, der darin Buch für Buch die genaue Bogenzahl seiner Abschrift vermerkt. Vor allem aber haben wir Berichte einiger Personen, denen Goethe Abschriften seines werdenden Werkes mitgeteilt hatte.

Als Ludwig Tieck im Jahre 1806 während eines Frankfurter Aufenthaltes Goethes Mutter besuchte, erzählte diese ihm — so überliefert sein Biograph Köpke —, sie habe den alten Wilhelm Meister lange in sechs handschriftlichen Bänden auf ihrem Bücherbrette bewahrt: in dieser alten Fassung „sollte die Heirat Wilhelms und Marianens den Abschluß machen". Für die Richtigkeit dieser Version spricht nun in den erhaltenen sechs Büchern des Ur-„Meister" durchaus nichts, und man müßte, vorausgesetzt, daß die Tieck-Köpkesche Angabe richtig ist, auch damit rechnen, daß der Frau Rat ihre höchst lebhafte Phantasie einen Streich gespielt haben könnte.

Anders steht es mit einer auf Herder zurückgehenden Kunde vom alten „Wilhelm Meister". Herder schreibt im Jahre 1795 an die Gräfin Baudissin: „Man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessierte sich für ihn allmählich und nahm an ihm teil, auch da er sich verirrte. Jetzt hat der Dichter ihm eine andre Form gegeben; wir sehen ihn gleich da, wo wir ihn nicht sehen mögen, können uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären; interessiert aber hat er uns noch nicht so sehr, daß wir irgend mit ihm sympathisieren könnten. Ich habe dem Dichter darüber Vorstellungen getan; er blieb aber bei seinem Sinn." Daß der Ur-„Meister"

diesen wichtigen Unterschied aufgewiesen habe, daß wir Wilhelm von Kindheit auf kennen lernen, ist jetzt bestätigt, und wir teilen in dieser Hinsicht Herders sonst vielfach ungerechte Bedenken gegen die „Lehrjahre". Richten wir unsern Blick auf einen der bedeutendsten Romane des 19. Jahrhunderts, einen großen Bildungsroman gleich dem „Wilhelm Meister", dessen Vorbild vielfach in ihm erkennbar wird. Auch von Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" besitzen wir bekanntlich zwei Fassungen. In der alten führt der Dichter uns seinen Helden sogleich als Jüngling vor, der sich anschickt, seine Vaterstadt zu verlassen, um sich in München zum Maler auszubilden. In München liest er dann ein altes Manuskript wieder durch, in dem er schon daheim die Erinnerungen an seine Knabenzeit niedergelegt hatte. Diese im Druck fast tausend Seiten umfassende und den Fluß der Erzählung empfindlich störende Jugendgeschichte des Helden holt als Rückblick — im Ich-Stil — nach, was wir gern zu Anfang gewußt hätten, und so hat denn Gottfried Keller unsern vollen Beifall, wenn er in seiner Umarbeitung des Romans uns seinen Heinrich Lee von Kindheit auf kennen lernen läßt. Das Umgekehrte macht Goethe. In der zweiten Fassung des „Wilhelm Meister" tritt uns der Held sogleich als erwachsener junger Mann entgegen, der uns rückschauend hie und da von seiner Jugend erzählt, während die erste Fassung statt dessen eine geradlinig fortlaufende, chronologisch natürliche Erzählung bot. Hier, in der „Theatralischen Sendung", lernen wir Wilhelm also von Kindesbeinen kennen, und seine „theatralische Mission" wird uns dadurch viel deutlicher begreiflich gemacht. Im behaglichsten Erzählerton, wie ihn der oben vorgeführte Eingang zeigt, führt uns Goethe in seines Helden Knabenzeit, und mit allen Reizen intimer Stimmung malt er uns alsbald das epochemachende Christfest aus: wir erleben es mit, wie Wilhelms prächtige alte Großmutter, die uns sogleich ans Herz wächst, den von den eigenen Eltern vernachlässigten Kindern die Marionetten zusammenbastelt. Wir sehen selbst die Spannung und das Entzücken bei der ersten Aufführung, beobachten zumal, wie besonders Wilhelm im Innersten ergriffen wird, wir interessieren uns von Anfang an viel mehr für den stillen, verträumten, eigenartigen Knaben, der in seiner lebhaften Phantasie ein eigenes, von den andern unverstandenes Innenleben führt. Mit dem ganzen Tiefblick für die Seele des Kindes und des Jünglings, die dem jungen Goethe eignet, schauen wir in diese Entwicklung hinein; steht doch Goethe seiner eigenen ersten Jugend, deren symbolisches Abbild uns ja der Roman vorführt, hier noch viel näher als bei Abfassung der „Lehrjahre", und sehr viel wahrer und natürlicher erscheint uns darum der Knabe Wilhelm, der „Theatralischen Sendung" als etwa der Knabe Felix der „Lehrjahre" oder gar der „Wanderjahre", in denen er manches Unkindlich-Altkluge an sich hat.

Während wir so in der ungebrochenen Linie der Urfassung mit eigenen Augen Wilhelms Theaterleidenschaft erwachen und sich entwickeln sehen, müssen wir uns in der endgültigen Fassung mit sehr verkürzten retrospektiven Einlagen begnügen. Statt des direkten Berichtes der naiv-objektiven Erzählung spricht hier Wilhelm als Erwachsener nur gelegentlich und nicht ohne abschätzige Ironie von diesen Dingen als überwundenen Entwicklungsstufen. Und wem

erzählt er in den „Lehrjahren" davon? Erstlich der eigenen Mutter, die ihm selbst das Puppentheater geschenkt hat, und die all das doch noch weit besser weiß als er, und ferner der Geliebten, die an der durch sechs Kapitel gehenden Erzählung gar kein Gefallen findet, die der Dichter vielmehr mit sehr bezeichnender Selbstironie mehrmals über ihr einschlafen läßt. Wir geben nach alledem Wieland (dessen „Agathon" freilich gerade das Vorbild für diese Umformung abgegeben hat) recht, der nach der Lektüre der „Lehrjahre" im Jahre 1795 erklärte, das erste Buch sei in der Niederschrift vor zehn Jahren viel lebendiger gewesen. Ja, in demselben Jahre 1795 gestand Goethe selbst in einem Gespräch, er sei nicht mehr fähig, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern, als er es im „Wilhelm" getan habe: „denn die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, mit welcher er den ‚Meister' vor fünfzehn Jahren entworfen habe, sei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden."

Wie Sie gehört haben, tritt uns im Ur-„Meister" Wilhelms Vater gleich im ersten Kapitel leibhaft entgegen, während die „Lehrjahre" erst im elften von ihm reden. Und auch Wilhelms Liebe zu Mariane entwickelt sich höchst anschaulich vor unsern Augen; erst im 14. Kapitel des 1. Buches tritt sie auf, während der Beginn der „Lehrjahre" das Verhältnis sogleich auf seiner Höhe zeigt.

Minor hat einmal einleuchtend ausgeführt, wie der „Wilhelm Meister" aus „Rekapitulationen" Goethes entstanden sei, und dabei das Biographische des Romans berührt. Und wie stark der autobiographische Gehalt, namentlich der ersten Bücher, auch noch in der zweiten Fassung ist, entnehmen wir unter anderm dem prächtigen Briefe Frau Ajas, in dem sie den Empfang des ersten Bandes bestätigt: „Lieber Sohn! Den besten und schönsten Dank vor Deinen ‚Wilhelm'! Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sahe Dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen —, sahe, wie Elise Bethmann [eine Vorfahrin des heutigen deutschen Reichskanzlers] Prügel vom ältesten Moors kriegte und dergleichen mehr." Aber im Ur-„Meister" ist dieses selbstbiographische Element noch weit stärker und greifbarer; weit frischer und lebendiger auch erzählt Goethe vom Puppentheater und andern Kindheitserinnerungen hier als ein Menschenalter später in „Dichtung und Wahrheit". In den „Lehrjahren" ist manches davon verwischt und beseitigt. So ist hier nur ganz obenhin von Wilhelms Schwestern die Rede, deren eine im späteren Verlaufe der Erzählung Werners Frau wird, ohne sonst selbst irgendwie in die Handlung des Romans einzutreten. Dem gegenüber führt uns der Ur-„Meister" eine Schwester Wilhelms als wirklich mithandelnde Person vor; ihr Name Amelie — in den „Lehrjahren" führt sie überhaupt keinen — ist ein deutlicher Deckname für Goethes eigene geliebte Schwester Cornelie: hier hat der Dichter der treuesten, ja in gewissem Sinne einzigen Genossin seiner ersten menschlichen und dichterischen Entwicklung ein Denkmal gesetzt, wie wir es bisher in allen seinen Werken vergebens gesucht haben. Amelie wächst neben Wilhelm heran, und schon im zweiten Buche

reicht sie Wernern (bei dem wir hier an Corneliens Gatten Schlosser denken) die Hand. Ganz in der Rolle von Cornelie erscheint sie uns vor allem in dem großen vierten Kapitel des zweiten Buches der „Theatralischen Sendung". Das Ehepaar Werner und Wilhelm machen zusammen einen größeren Spaziergang. Man spricht von Wilhelms früheren dichterischen Versuchen. Der Verfasser selbst gibt sie sehr von oben herab als überwundene Dinge und puerile Exerzitien dem Spotte preis, während die liebende Schwester sie eifrig in Schutz nimmt. Sie erwähnt dabei selbst, daß sie ihm einst gern diese Stücke abgeschrieben habe — ganz wie Cornelie diejenigen ihres Bruders. Von früh an hat sie, genau wie jene, alle poetischen Pläne mit dem Bruder geteilt, sich in seine Stücke und Helden verliebt und die „schönen Stellen" auswendig gelernt, von denen sie sogleich Proben rezitiert.

Irrig wäre es, wollte man annehmen, daß wie die Schwester, so auch die Eltern Wilhelms in der alten Fassung der Familie Goethes näherständen. Im Gegenteil. Erst in der Umarbeitung wird der Vater uns als ein Liebhaber und Sammler vorgestellt, wie es der Rat Goethe war. Im Ur-„Meister" ist er ein in unglücklicher Ehe lebender unfreundlicher Mann, der sich um seine Kinder nicht kümmert. Und vollends erscheint Wilhelms Mutter ursprünglich als ein „Unhold". Obwohl Mutter von fünf Kindern, ergibt sie sich einer Leidenschaft für einen abgeschmackten Menschen und bringt damit Zwist und Hader ins Haus. Unbefriedigt und launenhaft, vermag auch sie den Kindern durchaus nichts zu sein und entfremdet sich namentlich Wilhelm, den Ältesten. So erinnert hier das Elternpaar in nichts an dasjenige auf dem Großen Hirschgraben zu Frankfurt. Trost und Zuflucht der Kinder, zumal Wilhelms, bildet in der „Theatralischen Sendung" einzig die Großmutter väterlicherseits; sie ist es hier ja auch, ganz wie es Goethes eigene Großmutter Goethe war, die den Kindern zum heiligen Christ das Puppentheater beschert, und sie, hier noch viel lebendiger geschildert als später in „Dichtung und Wahrheit", wird in den „Lehrjahren" ganz beseitigt. Auch andre Frankfurter Theatereindrücke vergegenwärtigt uns die erste Fassung viel deutlicher als die zweite; nach ihr hat Goethe auch, was wir bisher nur vermuten durften, als Knabe wirklich den „Faust" auf dem Puppentheater gesehen.

Von andern Unterschieden, denen noch genauer nachzugehen wäre, erwähne ich nur, daß der Geheimbund, der Wilhelmen (in uns oft so fremd und seltsam berührender Weise) dirigiert und leitet, erst spätere Zutat ist; so fehlt auch im Ur-„Meister" jener Unbekannte vom Schlusse des ersten Buches der „Lehrjahre", der des Helden Ansichten vom „Schicksal" in vordeutender Weise berichtigt. Ebenso hat die fein ausgeführte Gestalt von Marianens kuppelnder Dienerin Barbara sich erst später aus einer namenlosen alten Theaterschneiderin entwickelt. Dagegen finden sich die pathologisch-hysterischen Züge in Mignon — entgegen Eugen Wolffs Vermutung — auch schon in der Ur-Fassung.

Nur eine Einzelheit möchte ich schließlich noch herausheben. Mignons Lied: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" beschließt in den „Lehrjahren" die erste Strophe bekanntlich mit den Versen:

Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Diese Bezeichnung „Geliebter" hat uns schon immer befremdet, denn sie paßt nicht nur nicht zu den Anrufungen der beiden andern Strophen, „o mein Beschützer" und „o Vater", sondern sie paßt vor allem nicht zu Mignons ganzem tief verschlossenen Wesen, das jedes Bekenntnis ihrer Liebe zu Wilhelm ängstlich zurückhält. Demgegenüber hat die „Theatralische Sendung" in Übereinstimmung mit einer uns schon aus Herders Nachlaß bekannten Fassung das uns völlig einleuchtende „Gebieter", das wohl nur durch einen Schreib- oder Druckfehler zu „Geliebter" geworden ist. Andre Varianten desselben Liedes lassen uns dagegen die spätere Form der früheren vorziehen: „im dunklen Laub" glühn die Goldorangen gewiß prächtiger als im „grünen Laub", und eine Verbesserung auf Grund inzwischen in Italien gewonnener eigner Anschauung ist es, wenn Goethe das ursprüngliche „froh der Lorbeer steht" ändert in „hoch der Lorbeer steht".

Was ihm in den „Lehrjahren" neue Zutaten zu sein scheinen, hebt Schillers Freund Körner hervor in einem Briefe, der den Roman trefflich analysiert. Hierbei bemerkt er auch, daß von den dichterischen Produkten des Helden zwar viel gesprochen, daß uns aber keines von ihnen gezeigt werde. Das war im Ur-„Meister" anders. Kapitel drei bis fünf des zweiten Buches der „Theatralischen Sendung" geben uns einen tiefen Einblick in Wilhelms, und wir dürfen hier besonders zuverlässig sagen: Goethes dichterische Anfänge. In chronologischer Reihenfolge werden des Helden dramatische Versuche besprochen, und wenn auch gerade dieser Teil der Erzählung vielleicht etwas breit anmutet, so handelt es sich doch nicht etwa um bloße Einlagen und Füllsel, um Proben aus eignen Dramen, die Goethe hier bei den Haaren herbeigezogen hätte, vielmehr gehören diese Erörterungen und Musterbeispiele durchaus zur Handlung des Romans und sind organisch mit ihr verbunden; auch handelt es sich, technisch angesehen, nicht um trocken-sachliche Aufzählung, sondern es sind gerade auch diese Kapitel in lebhafte Handlung und dramatisch bewegten Dialog umgesetzt. Wir hören zunächst von jugendlich unreifen Nachahmungen des Plautus, dann von schäferlichen und endlich von biblischen Dramen; und hierbei eben wird unsre höchst dürftige Kenntnis von Goethes ersten dramatischen Versuchen, die er nachmals verbrannt hat, sehr wesentlich ergänzt, denn kein Zweifel, es sind Goethesche Werke, die hier als Wilhelmsche analysiert werden; zumal hier erkennen wir in Wilhelm Goethes „geliebtes dramatisches Ebenbild". Wir kannten von Goethes Schäferstückchen bisher einzig „Die Laune des Verliebten". Hier ist von zwei völlig fertigen und einer ganzen Schar von unvollendeten die Rede, und aus einem, betitelt „Die königliche Einsiedlerin", wird uns ein Versmonolog im heroischen Schäferstil mitgeteilt. Es sind neunundzwanzig auffallend formschöne Verse:

Ihr tiefen Schatten, heißet mich willkommen,
Hier fühlt die Brust sich weniger beklommen,
Du stiller Teich, du Baum, den ich erkor,
Gewähret mir die Ruh, die ich verlor.

O Stamm, der du, was Menschen auch empfanden,
So lange hier in fester Ruh gestanden,
Rings um dich her der Kinder Schar gezeugt,
Der du, wie wir, dem Sturm dich jung gebeugt,
Befestigt nun mit männlich starken Seiten
Dem Wetter stehst und der Gewalt der Zeiten,
O sprich mir Mut, du dauerhafter, zu,
Lehr' meine Brust dem Unglück stehn wie du.

O Lüftchen, das die stille Welle kräuselt,
Das mir um Stirn und Locke freundlich säuselt,
Von Ast zu Ast mutwillig wechselnd fliegt,
Mit einem Hauch viel tausend Zweige biegt;
O kannst du mir auf deinen stillen Schwingen
Nicht auch den Trost in meinen Busen bringen!

Doch auch vergebens such ich hier mein Glück,
Ich floh den Hof, es blieb der Schwarm zurück.
Dort ließ ich sie, in wohl verwahrten Mauern,
Mit Freundesblick einander aufzulauern,
Ließ das Gefolg des Reichtums und der Macht,
Die Schmeichelei, die unbequeme Pracht,
Und dachte, der Natur hier übergeben,
Mit mir allein, mir selber aufzuleben;
Doch leider fühlt mein Herz, nun völlig frei,
Die alte Qual hier doppelt wieder neu.

Von ein paar Bibeldramen des Frankfurter Goethe kannten wir bisher wenig mehr als die Titel: „Jesabel", Belsazar". Jetzt gibt uns die „Theatralische Sendung" auch von diesen beiden Stücken eine deutliche Anschauung, und wieder sind uns mit ihr vierundvierzig wohlgelungene Alexandriner beschert worden, die für den jungen Goethe höchst wertvoll sind. Es handelt sich um einen Monolog aus dem „Belsazar":

Welch schöner, hoher Tag verdrängt die süße Nacht,
Weckt mich vom Schlummer auf? Ein Tag der Lust und Pracht!
Die Liebe hielte mich in sanftem Arm gebunden,
Nun ruft die Freude mir zu neuen goldnen Stunden.
Von Jubel tönt die Stadt, es tönet das Gefild
Im Morgensonnenglanz wie Memnons Zauberbild.
Ich höre Lied um Lied aus tausend Kehlen dringen,
Die ihres Königs Preis und Glück dem König singen.
Einstimmig ladets mich von allen Seiten ein,
Der Glücklichste des Volks, den Göttern gleich zu sein.
Laßt jede Stunde so des Lebens mir verfließen,
Was bleibt dem Wunsche mehr? Ich hab's und will's genießen.
Rein wie der Himmel sei mein ungetrübtes Glück!
Was steigst du, Wolke dort? Verbirg dich meinem Blick!
Wie? Soll die Herrlichkeit des Fests mir einz'gen prangen,
Und tief in meiner Brust des Donners Ahndung bangen?
O schwaches Menschenherz, o leicht gefangner Geist,
Du schwillst, du steigst empor, wie dich's ein Schmeichler heißt.
Ein Volk auf seinen Knieen kann deinen Stolz entzücken,
Und sein Gehorsam dich, der du gebietst, berücken,

Und wann der Lüfte Macht nur dich entzündend schlägt,
Beugst kindisch du das Haupt, das frech die Krone trägt.
O Glück, das du dich mir, der Liebsten gleich, ergeben,
Komm auf der Morgenluft, mich freundlich zu umschweben.
In deinem Arm allein genieß ich froh und leicht,
Was die Geburt mir gab und was du mir gereicht.
Wie schweift mein Geist umher und dringt nach allen Seiten,
Mein ungeheures Reich noch weiter auszubreiten,
Mit hohem Siegerschritt durch alle Welt zu gehn,
Am letzten Meere nur unwillig still zu stehn.
Und doch hat sich umsonst mein Herz so hoch erhoben,
Hier ruft's: Du bist nicht Herr! Erkenne jenen droben.
Dein Sklave blickt herauf, du scheinst ihm herrlich groß,
Sieh du auf ihn herab, sein Los ist auch dein Los.
Mag stolz dein golden Bild in hundert Tempeln thronen,
Du brauchst nur engen Raum, um endlich still zu wohnen.
Beherrschest du den Tag? die Freude? den Verdruß?
Es reißt die Zeit dich hin, wohin ein jeder muß.
Er nur alleine lebt, und er wird ewig leben,
Der Himmel trägt ihn kaum, fühlt unter ihm sich beben.
Im Wetter eingehüllt, tritt er mit Macht hervor,
Der Donner bringt sein Wort in mein betäubtes Ohr.
Es tönt: Du bist ein Staub, den ich im Sturm verwehe,
Du bist, o Herrlicher, die Blume, die ich mähe.

Die Hauptbedeutung des Ur-„Meister" liegt aber, wie schon bemerkt, darin, daß wir jetzt die Entwicklung von Goethes Prosastil viel genauer überblicken können als bisher. Zwischen den „Werther" und die „Lehrjahre", die durch volle zwanzig Jahre voneinander getrennt sind, tritt jetzt als hochwichtige Etappe die „Theatralische Sendung". Sie zeigt den Übergang vom Sturm und Drang zum Klassizismus, deutlicher noch als der „Egmont", ja wohl am reinsten unter allen Goetheschen Werken. Diese Dichtung trägt namentlich auch in stilistischer Hinsicht einen Januskopf, der zugleich rückwärts und vorwärts schaut, und macht demnach in Goethes Schaffen etwa ebenso Epoche wie im Schillerschen der „Don Carlos". Daß die „Lehrjahre" am besten die Eigenschaften des Goetheschen Stils zeigen, hat schon Herman Grimm hervorgehoben; wie ein Gebirge in seinen verschiedenen Höhenregionen die Flora verschiedener Zonen beherbergen könne, so finden wir hier Stilproben aus allen Epochen Goethes. Und schon Schiller und Körner haben den Stil der „Lehrjahre" feinsinnig mit dem des „Werther" verglichen. Das Verhältnis der „Lehrjahre" zum Ur-„Meister" ist zum Teil dasselbe wie das der beiden „Werther"-Redaktionen zueinander: der Dichter hat auch hier in der Schlußfassung dasjenige getilgt, was er dort „das allzu Aufgeknöpfte und Studentenhafte" seines Sturm- und Drang-Stils nennt.

Mit der „Theatralischen Sendung" haben wir nicht nur die umfangreichste, sondern auch die größte dichterische Leistung der Weimarer zehn Jahre erhalten, die man so lange irrig als eine Zeit der poetischen Brache hat ansehen wollen. Goethe übte damals in der Tat dichterische Entsagung und

widmete sich in erster Linie seiner freiwillig übernommenen weltlichen Mission. Gerade in den achtziger Jahren war er Präsident der Kammer und mit Staatsgeschäften überhäuft, wie zu keiner andern Zeit. Oft wollte er schier verzweifeln vor Sehnsucht nach künstlerischem Schaffen: „O thou sweet poetry! rufe ich manchmal. . . . Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerchen, aber ehe ich mich's versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen, und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir durch." So ist die „Theatralische Sendung" geschrieben worden, und deutlich können wir ihr stückweises Entstehen in solchen dichterischen Nebenstunden durch alle die Weimarer Jahre verfolgen. So viele begonnene poetische Werke ließ Goethe damals liegen, aber der Roman läßt ihn nicht. Er steht im Mittelpunkt von Goethes ganzem Weimarer Schaffen. „Am Meister diktiert", „Meister ruckt", — solche Notizen finden wir zu Hunderten in den Tagebüchern und Briefen der voritalienischen Periode, namentlich in den Briefen an die geliebte Frau, für die der Roman ja in erster Linie geschrieben wird. Der „Meister" ist Goethes „Hauptgeschäft" dieser Zeit, wie in späteren Jahren die Arbeit am „Faust" lakonisch als „Hauptgeschäft" notiert wird. Ja, während und in der Arbeit an der „Theatralischen Sendung" ist sich Goethe erst recht klar geworden über seine eigene dichterische Sendung; er, der gerade damals fast aufzugehen schien in seiner weltlichen Mission, der den Naturwissenschaften und der bildenden Kunst ernsthaftestes Streben widmete, er erkannte gerade am „Meister", wozu er doch in allererster Linie berufen sei. Ich hebe nur eine Stelle aus einem Brief an Charlotte von Stein hervor, vom 10. August 1782: „Heute früh habe ich das Kapitel im „Wilhelm" geendigt, wovon ich Dir den Anfang diktierte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe." Und er schrieb an der „Theatralischen Sendung" mit solchem Feuer und innerem Anteil, daß er, wie wir wissen, in heiße Tränen ausbrechen konnte, wenn er gewisse Partien sich nachher wieder vorführte. Dem gealterten Dichter der „Lehrjahre" oder gar der „Wanderjahre" konnte das nicht mehr begegnen. Ja, dieser ging gerade solchen Ausführungen wohl gar aus dem Wege. Das erste Kapitel der „Lehrjahre" schließt damit, daß Wilhelm, sehnsüchtigst erwartet, endlich in Marianens Zimmer tritt; zum ersten Male sehen wir die Liebenden beisammen, aber anstatt uns nun mit dichterischer Glut ihr Glück zu schildern, zieht der Dichter sich zurück: „Wer wagte hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen!" Nun, der Dichter der „Theatralischen Sendung" hat es gewagt, und es ist ihm an dieser wie an vielen andern Stellen gelungen, uns weit stärker zu ergreifen und mitzureißen. Solcher Spuren des Altersstils weisen die „Lehrjahre" gar manche auf; ich erinnere nur an die streng stilisierte Wohlredenheit, über die hier auch die ungebildeten Personen verfügen, und die z. B. in der

alten Barbara-Erzählung von Marianens Unglück so unrealistisch und unwahrscheinlich wirkt. Auf Schritt und Tritt beobachten wir bei der Vergleichung der beiden Fassungen, wie Goethes Stil sich vom Individuellen zum Typischen entwickelt, was dann ja in den „Wanderjahren" seinen letzten, oft so unerfreulich steif, ja sogar zuweilen unfreiwillig komisch anmutenden Ausdruck erhält. Im zweiten Kapitel des Ur-„Meister" wird erzählt, wie im Puppenspiel der Hohepriester Samuel und der schöne Jonathan ihre kleinen Zuhörer ganz „vergeisterten". Wir sehen die Kinder mit angehaltenem Atem und halb offenem Munde unverwandt auf die niegeahnte Wunderwelt schauen. Wie matt und blaß wirkt es dagegen, wenn an der entsprechenden Stelle der „Lehrjahre" Wilhelm nur bemerkt: „Samuel und Jonathan kamen mir höchst ehrwürdig vor!" Überhaupt tut es uns um die Zerstörung des ersten Buches der „Theatralischen Sendung" ganz besonders leid; hier ist die Erzählung ohne Zweifel gelungener als in der zweiten Fassung.

Der Stil des Ur-„Meister" wurzelt noch in jener Epoche, da Goethe den „Götz", den „Werther", den Ur-„Faust" und den „Ewigen Juden" schuf, da er so spezifisch deutsch war wie nie wieder in seinem Leben. Hier zeigt sich, gebändigt und geadelt, noch alle urwüchsige Kraft und saftvolle Frische des Sturm- und Drang-Dichters, hier ist der junge Goethe noch durchaus naiv, unmittelbar, subjektiv in jeder Zeile. Hier ist noch nichts von der künstlerischen und oft auch künstlichen Objektivität, von dem Raisonnement und der allgemeinen Didaxis der „Lehrjahre", von ihrer Stilisierung und gesuchten Symbolik, von ihrer oft so weitschweifigen, zerstückelten und in übermäßig viel Dialog aufgelösten Diktion, sondern in einheitlicher Gestaltung und ungebrochener Entwicklung fließt die Erzählung glatt und rasch dahin, in einer behaglich treuherzigen Sprache von größter Gegenständlichkeit und Lebendigkeit, unvergleichlich quellfrisch und wurzelecht und in viel größerem Maße als später durch mundartliche, d. h. vor allem frankfurtische Elemente gefärbt und bereichert. Der künstlerische Realismus des jungen Goethe kommt hier noch zu prächtiger Entfaltung. Bezeichnend ist schon, daß uns in der „Theatralischen Sendung" ein Burgermeister, ein Legationsrat entgegentreten, während in den „Lehrjahren" die Hauptpersonen ohne Beruf und bürgerlichen Charakter sind und künstliche, romanisch geformte Romannamen tragen wie Lothario und Jarno. Freilich wird uns auch im Ur-„Meister" die äußere Umwelt nicht so realistisch greifbar vor Augen gebracht und fest lokalisiert, daß wir erkennen könnten, an welchen Ort Goethe etwa bei der „mittleren Reichsstadt M." gedacht hat; hier hätten wir allerdings mehr Frankfurtisches erwartet. Lassen Sie mich Ihnen von der Anschaulichkeit, Prägnanz und Treffsicherheit der Sprache im Ur-„Meister" ein paar Proben geben. Wilhelm und Werner haben eine Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen gelesen:

„Unsere Freunde waren eben im Begriffe, jeder nach seiner Art, den schweren Stein dieser Lektüre anzufassen, zu wälzen und womöglich ihm einige seiner scharfen Ecken abzuschlagen — denn so ist meistenteils der Leser gebildet, daß er jede Sache gerne rund in seine Hände nehmen möchte, um sie recht mit Bequemlichkeit zu betrachten und nachher wie eine Kegelkugel zu

seiner Absicht vor sich hinzurollen, als sie durch eine Erscheinung unterbrochen wurden, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog."

Und weiter einige Beispiele, in denen zugleich die gute humoristische Ader zutage tritt, die der alternde Goethe leider immer mehr und schließlich so gut wie ganz verkümmern ließ:

„Ein Mädgen, das zu mehreren Liebhabern, die es unter sich gebracht hat, noch einen frischen gewinnt, gleicht der Flamme, wenn auf bald verzehrte Brände ein neu Stück Holz gelegt wird. Geschäftig schmeichelt sie dem ankommenden Liebling, leckt sich an ihm betulich hinauf, rings an ihn herum, daß er in vollem, herrlichem Glanz leuchtet; ihre Gierigkeit scheint nur an ihm hinzuspielen, aber mit jedem Zuge faßt sie tiefer und zehrt ihm das Mark bis ins Innerste aus. Bald wird er, wie seine verlassne Nebenbuhler, am Grunde liegen und in angeschmauchter Trauer in sich glühend verglimmen."

Der Dichter kommt auf Mariane — Madame B. — zu sprechen: „Ich nenne sie hier Madame und erinnere mich, sie vorher als Mädgen eingeführt zu haben. Um alles Mißverständniß aufzuheben, will ich gleich hier entdecken, daß sie eine Gewissensheurat mit einem Menschen ohne Gewissen eingegangen war; er verließ kurz drauf die Gesellschaft, und sie war, bis auf weniges, wieder Mädgen, wie vorher; den Namen, den sie einmal hatte, behielt sie und galt wechselsweise für Jungfrau, Frau und Witwe. Wilhelmen war dran gelegen, sie für das letzte zu halten, und er fand wirklich die stärksten Gründe auf dieser Seite."

Es ist eine immer wieder bestätigte Beobachtung, daß Dichter ihre Werke selten verbessern, wenn sie ihnen in späteren Jahren eine Umarbeitung angedeihen lassen. Als Mörike von seinem Plan sprach, den „Maler Nolten" von Grund aus neu zu formen, waren urteilsfähige Freunde wie Theodor Storm, Paul Heyse und Berthold Auerbach auf das entschiedenste dagegen: er habe das Dispositionsrecht über sein bereits der Literaturgeschichte angehörendes Werk verloren, und es sei untunlich, eine Jugendstimmung „aus einer späteren heraus zu korrigieren". Und in der Tat gibt es wenige Leser, die den trotzdem umgearbeiteten Roman in allen Stücken der alten Jugendfassung vorziehen. Ganz ähnlich steht es etwa mit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" oder Conrad Ferdinand Meyers Gedichten. Als Heine sich die Frage vorlegte, ob er nicht an einigen Teilen der „Reisebilder" Änderungen vornehmen solle, verneinte er sie alsbald, da allem verjährt Geschriebenen ein Recht der Unverletzlichkeit innewohne. Und Goethe selbst bemerkt im „Werther", daß ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, seinem Buche notwendig schaden müsse. Gleichwohl hat gerade Goethe wieder und wieder einzelne seiner Werke, bereits gedruckte wie noch ungedruckte, später umgeschmolzen, zum Teil sogar in sehr radikaler Weise: den „Götz" und den „Werther", den „Faust", die Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villabella", die „Iphigenie" und den „Tasso". Auch er hat dabei viel-

fach große dichterische Schönheiten vorwiegend technischen Erwägungen aufgeopfert; das gilt besonders von der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen", aber auch z. B. von der Kerkerszene des „Faust", die ich mit Mommsen in der knappen Prosafassung des Ur-„Faust" entschieden vorziehe.

So lag es nahe, anzunehmen, daß auch die Urfassung des „Wilhelm Meister" dichterisch höher stehe als die spätere Form. Aber hier, wie immer, heißt es vorsichtig sein und im ersten Freudenrausch über das neugefundene Kleinod nicht ungerecht werden gegen das gedruckte Werk. Die meisten Rezensenten der von Billeter herausgegebenen Broschüre sind denn auch entschieden viel zu weit gegangen, wenn sie etwa von der „Sünde wider den heiligen Geist der Inspiration" sprechen, die Goethe aus einem Bekenntnisbuch mittelst Schere und Kleister einen wohltemperierten Roman fabrizieren ließ. Es unterliegt vielmehr bei unbefangener Prüfung keinem Zweifel, daß als Kunstwerk im ganzen die „Lehrjahre" weit höher stehen als die „Theatralische Sendung". Aus naheliegenden Gründen habe auch ich hier mehr dasjenige hervorgehoben, was uns im Ur-„Meister" gelungener erscheint. Aber gerade die beiden ersten Bücher der Urfassung, die wir fast ausschließlich unsrer Parallele zugrunde gelegt haben, und die neben dem vierten Buche die stärksten Abweichungen aufweisen, bilden auch in der Umarbeitung noch die unmittelbarsten, jugendfrischesten und farbenreichsten Partien des Romans. Ja, mancher mag wohl z. B. gleich den Anfang der „Lehrjahre", der uns mit dramatischer Lebendigkeit sofort auf den Höhepunkt des Liebesverhältnisses zwischen Wilhelm und Mariane versetzt, dem epischen Berichte der „Theatralischen Sendung" vorziehen. Die chirurgische Operation, die Goethe an dieser vorgenommen, und die das alte Manuskript fast ein Drittel seines Umfanges gekostet hat, war gewaltsam und grausam genug, und nicht selten hat der Dichter bei ihr auch in das blühende Fleisch hineingeschnitten. Zuweilen ist der viel herumgeschleppte „Strickstrumpf", dem Goethe sein Werk vergleicht, bei der langsamen Arbeit schmutzig geworden, aber im ganzen können wir es nicht genug bewundern, wie Goethe zuweilen noch den alten Ton beherrscht, wie er auch Gutes durch Gleichwertiges oder Besseres zu ersetzen versteht. Und müßten wir uns für die eine oder die andre Fassung entscheiden, sähen wir uns vor die Frage gestellt, ob wir lieber den intimeren Ur-„Meister"-Torso oder das unerschöpfliche Weltbild und vollendete Kunstwerk der „Lehrjahre" missen wollten — die Antwort könnte keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Aber wir tun beiden Fassungen unrecht, wenn wir sie, in Einzelheiten vergleichend, gegeneinander ausspielen. Denn die zweite Fassung ist eben nicht eine bloße Überarbeitung der ersten, und wir können diese so wenig in einen textkritischen Variantenapparat auflösen wie die ältere Gestalt der „Wanderjahre". Wir haben es vielmehr mit zwei eigenen Werken zu tun, einem fragmentarischen und einem abgeschlossenen, und wir wollen uns dieses reichen Doppelbesitzes aus vollem und dankbarem Herzen freuen.

Goethe selbst hat offenbar sein Originalmanuskript der „Theatralischen Sendung" nach der Umarbeitung vernichtet. Warum wohl? Ein paar Verse seiner „Zahmen Xenien" mögen wir als Antwort nehmen:

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!"
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

Auch andre Dichter haben sich oft und streng gegen das spätere Hervorziehen des von ihnen einst Verworfenen ausgesprochen. „Die Hand verdorre, die je die alte Fassung wieder zum Abdruck bringt!" soll der Dichter des „Grünen Heinrich" grimmig gepoltert haben, und von demselben Gottfried Keller stammen die Verse:

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer:
Der Staub der Werkstatt soll zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Licht und Luft so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Und doch hat Keller sein Trauerspielfragment „Therese" nicht ins Feuer geworfen, sondern uns aufgespart! In einer Werkstatt, in der mit Gold gearbeitet wird, sind eben auch die Abfälle Gold. Und Goethe hat später, als er anfing, sich selbst historisch zu werden, sorgsam alles bewahrt, was uns seine Entwicklung deutlicher zu zeigen irgend geeignet schien. Er ist mit diesen für uns unschätzbaren Sammlungen ja selbst der Begründer, der zuweilen mit Recht, meist aber mit noch viel größerem Unrecht so arg geschmähten Goethe-Philologie geworden. Was ich Ihnen heute gezeigt zu haben hoffe, ist, daß wir es hier nicht nur mit einem neuen Stück Goethe-Philologie zu tun haben, nicht bloß mit einer literaturwissenschaftlichen Rarität für den Liebhaber, nicht nur mit neuem Material für tiefgründige Konjekturen und gelahrte Doktor-Dissertationen, sondern daß uns hier ein ganz neues Werk eines ganz großen Dichters gespendet worden ist, ein Werk, das einen ganz eigenen Reiz und Zauber atmet, und das einen neuen Inhalt nicht nur für unsre Literaturgeschichte, sondern auch für unser Leben bedeutet.

Die steile Stufe.

Erzählung

von

Ernst Heilborn.

(Schluß.)

XX.

„Meine Herren Geschworenen! Die Presse hat es in diesem Fall versucht, mit allen Mitteln voreiliger und parteiischer Kritik für den Angeklagten Stimmung zu machen. Ich vertraue Ihnen, daß Sie sich dadurch nicht beeinflussen lassen werden. Auch gestehe ich Ihnen, daß es mir selbst ein herbes Gefühl ist, gegen einen Mann, wie es Professor Penzig ist, so schwere Anklagen zu erheben. Aber eben darum bitte ich Sie, nicht nach dem Gefühl, sondern nach dem Gewicht der Gründe zu urteilen. Auch habe ich sachlich und nicht mit irgendwelchem Aufgebot von Worten zu Ihnen gesprochen, obwohl ich weiß, daß mir ein ausgezeichneter Redner als Verteidiger gegenübersteht, der ein Freund des Angeklagten ist. Nur gilt es hier nicht Freundschaft, sondern Pflicht. Die heischt es von uns, in dem Angeklagten sein Verbrechen zu treffen." So der Staatsanwalt.

Justizrat Joachim erhob sich. Es ging ein nervöses Zucken über seine scharf geschnittenen Züge, aber zugleich schien seine schmächtige Gestalt, nun vom schwarzen Talar umhüllt, zu wachsen. Seine geballten Fäuste stützten sich auf die Brüstung vor ihm und blieben regungslos. Und er begann:

„Der Herr Staatsanwalt hat gesagt: aus mir spreche der Freund. Der Freund wessen? Eines Mannes, gegen den hier die schwersten Anschuldigungen erhoben werden, von einem Mädchen, das unbescholten ist; von deren Angehörigen, die solche Aussagen in mancherlei Weise zu bekräftigen wußten.

„Es ist wahr, wir waren Freunde. Waren es von Kindheit an, und ich sehe noch heute den Holzplatz vor mir, der seinem Vater gehörte, und auf dem wir unsre gemeinsamen Spiele trieben. Sehr fern liegt das zurück und bedeutete doch den Anfang einer Freundschaft, die bislang nichts getrübt hat. In diesen langen Jahren des Verkehrs, von Knabe zu Knabe, von Jüngling zu Jüngling, von Mann zu Mann, bin ich nicht einmal Zeuge einer unedeln Handlung von seiten dessen geworden, der hier der allerunedelsten bezichtigt wird. Trotzdem —! Hab ich heute noch ein Recht, den Angeklagten

meinen Freund zu nennen? Hier steht ein unbescholtenes Mädchen, das die ungeheuerlichste Beschuldigung wider ihn erhebt.

„Meine Herren Geschworenen! Sie alle kennen die Gewöhnung des Lebens. Man geht den einmal eingeschlagenen Weg und hat es kein Arg und blickt kaum vor sich. So ging auch der Angeklagte vertrauend seinen Weg. Er führte ihn von Arbeit zu Arbeit, und ich weiß es, oft war sie ihm ein heißes Ringen. Er führte ihn auf die Höhen des Ruhmes und machte ihn zu einem Manne, auf dessen Besitz wir stolz waren. Und nun plötzlich aus Wohlstand und Ansehen hinausgeschleudert, dem häßlichsten Verdachte preisgegeben, in eine Gefängniszelle gebannt! Gleichsam aus dem Nichts heraus ersteht ihm eine Anklägerin. Wer ist sie? — Ein unbescholtenes Mädchen.

„Meine Herren Geschworenen! Sie alle kennen die Gewöhnung des Lebens. Man lebt in den Tag hinein und genießt das Gute, das er einem bringt, wie etwas Selbstverständliches. Man freut sich des Umgangs seiner Freunde und vergißt darüber, was Freundschaft ist. Mir ist es diesem Angeklagten gegenüber nicht anders ergangen. Aber in dem Augenblick, als der ungeheure, unvorhergesehene Schlag ihn traf, da wußt ich's wieder! Da dachte ich nicht an dies unbescholtene Mädchen, das hier gegen ihn aufsteht, da eilte ich in seine Zelle und bat ihn: Laß mich deine Verteidigung übernehmen! Und so fühl ich's auch in diesem Augenblick: Der Herr Staatsanwalt hat recht. Ja, wir sind Freunde.

„Wir sind Freunde. Glauben Sie, meine Herren Geschworenen, daß wir es wären, wenn nur der leiseste Zweifel an einer Schuldmöglichkeit in mir aufgestiegen wäre? Wohl steht da ein unbescholtenes Mädchen, noch dazu den Kinderjahren kaum entwachsen, — ich glaube ihr nicht. Doch was sprech ich von mir? Der weite Freundeskreis angesehener und hochgestellter Männer, der auch jetzt noch zu dem Angeklagten hält, — sie alle glauben den Worten dieser Zeugin nicht.

„Der Herr Staatsanwalt sprach von der Art und Weise, wie die Presse zu diesem Prozeß Stellung genommen hat. Auch ich billige ihr Vorgehen nicht. Warum aber tat sie's? Weil sie, wie stets und wie es ihres Amtes, die öffentliche Meinung vertrat. Was also sagt die öffentliche Meinung von diesem Angeklagten? Sie sagt: wir glauben nicht an seine Schuld. Was sagt die öffentliche Meinung von dieser Zeugin? Sie sagt: dies unbescholtene Mädchen ist ein Auswurf!" Die Rechte des Justizrats hatte sich blitzschnell erhoben, und auf die Belastungszeugin gewiesen.

Der Präsident: „Ich mache den Herrn Verteidiger darauf aufmerksam, daß es ihm nicht zusteht, eine Zeugin zu beschimpfen."

Justizrat Joachim stand wieder regungslos: „Nennt die öffentliche Meinung diese Zeugin einen Auswurf, so irrt sie. Dies Mädchen ist ja unbescholten.

„Auch ersteht ihr ein Eideshelfer — so sagte der Herr Staatsanwalt — in dem Bilde, das der Angeklagte von ihr gemalt hat, und das einen sinnlichen Eindruck hervorrufen soll. Gewiß; ich gebe das zu: die halbwüchsige Gestalt des Mädchens hat zu den Sinnen dieses Mannes gesprochen. Aber

wäre sie ihm ohne das überhaupt zum Modell geworden? Sinnlichkeit und Kunst sind untrennbar voneinander. Sinnlichkeit ist gleichsam der Wind im Segel des Künstlernachens. Ihr Wehen treibt ihn den fernen, den erträumten Gestaden zu. Mag sein, sie kann zum Sturme werden. Nie zu dem gemeinen Triebe, der niedere Naturen anreizt, einer Wehrlosen Gewalt anzutun.

„Und doch sagt die unbescholtene Zeugin, ihr sei also von dem Angeklagten geschehen. Sie entwarf Schilderungen einzelner Vorgänge, die uns erbeben machten. Die alles bis in jeden Zug zu erhellen schienen. Und ihre Aussagen wurden von ihren Angehörigen bekräftigt.

„Ja, war das, was die Familie der Zeugin hier vorzubringen wußte, und was doch eben naturgemäß nur auf den Erzählungen eben dieser Zeugin beruhen konnte, wirklich eine Bekräftigung? Es schien so. Aber seltsam! Gerade während diese Vernehmungen hier stattfanden, hatte ich die umgekehrte Empfindung. Ich atmete auf, weil mein Freund belastet wurde. Das meiste, was diese Leute vorbrachten, konnten sie nicht aus eigener Beobachtung kennen. Hätten sie es aber gekannt, so hätte ihr Handeln rechtzeitig ein andres sein müssen. Ihr Ruf ist ein schlechter. Sie duldeten es, daß ihr Kind in fremde Häuser ging, Modell zu stehen. Sie nahmen das Geld, das es damit verdiente. Nein! ich bin diesen Zeugen dankbar, daß sie gegen den Angeklagten ausgesagt haben.

„Solcher Eltern Sproß ist dies Mädchen. In solchen Verhältnissen wuchs es auf. Solcherart waren die Eindrücke seiner Kindheit.

„Ich nannte diese Zeugin unbescholten, die öffentliche Meinung kennzeichnete sie als einen Auswurf. Vielleicht trifft keins von beiden zu. — —

„Als ich zuerst von dieser Anklage erfuhr, ging es mir seltsam. Mir war, als hätt ich das alles irgendwie schon einmal gehört, erlebt, gelesen? Als ich die Zeugin hier zum ersten Male sah — mir war, als kannte ich sie seit langem. So, von meinem Gedächtnis gemartert und geleitet, griff ich eines Abends in die Bücher meiner Bibliothek.

„Ich bin kein Anhänger der modernen kriminalistischen Schule. Ich gehöre auch nicht zu denen, die in jedem Verbrecher den Geisteskranken spüren. Ich bin der unerschütterlichen Überzeugung, daß Schuld ihre Sühne, die Untat ihre Ahndung finden müsse.

„Es war trotzdem Lombrosos Buch, das ich nun in der Hand hielt. Ich las und staunte. Was der italienische Kriminalist da schilderte, war ja das Bild der Zeugin leibhaftig: das Mädchen in den Entwicklungsjahren. Ein unbezähmbarer Trieb zu schaden ist in ihr erwacht. Sie verleumdet wahllos Fremde, Bekannte. Ihre überhitzte Einbildungskraft stellt ihr Greuelszenen vor Augen. Sie hat Erfahrungen, von denen niemand ausmachen kann, woher sie stammen. Sie macht sich selbst zur Heldin abenteuerlichster Begebnisse. Sie schreckt nicht davor zurück, sich selber preiszugeben. Was sie gestern noch spielend erfand, ist ihr heut bereits zu allergewissestem Erlebnis geworden. Sie wird es morgen beeiden und überzeugt sein, daß sie die Wahrheit spricht. Sie steht mit einer Anklage gegen einen Mann auf, der ihr nichts zuleide getan hat, sie schildert in allen Einzelheiten ein Verbrechen, das sich nie be-

geben, sie kennt Worte, die sie nie gehört, sie leidet körperlich und seelisch unter Taten, die ihr nie widerfahren sind.

„Ich kannte diese Zeugin, bevor ich sie kennen lernte. Blicken Sie in das Buch, oder blicken Sie auf die Zeugenbank, Sie sehen das nämliche Bild. Nicht eine Einzelerscheinung, unbegreiflich in sich, ein Typus, längst vermerkt in der Geschichte der Kriminalistik, steht vor Ihnen.

„Ist das Kind solcher Eltern ohne weiteres unbescholten zu nennen? Sie ist es nicht. Hat die öffentliche Meinung ein Recht, sie als einen Auswurf zu brandmarken? Sie hat es nicht. Diese Zeugin ist ein Opfer ihrer Herkunft, ihrer Erziehung, wenn Sie so wollen der Entwicklungsjahre, in denen sie steht. Ein Opfer und bemitleidenswert ... Dieser Zeugin messen wir keinerlei Glauben bei!

„Meine Herren Geschworenen, Sie haben den Angeklagten, einen Mann, den Deutschland als Künstler unter seinen besten rühmt, nunmehr kennen gelernt — in seinen Feinden und in seinen Freunden. Feinde und Freunde machen den Mann. Mir scheint es ehrenvoller, auf der Seite seiner Freunde zu stehen. Doch ist es kein Freundschaftsdienst, sondern eine Gerechtigkeitsforderung, der ich mit der Bitte Ausdruck gebe: Sprechen Sie ihn frei!"

Der Staatsanwalt ergriff zu kurzer Replik das Wort, es folgte die Rechtsbelehrung des Präsidenten, dann zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück.

Es war am Ende des vierten Verhandlungstages, und die neunte Abendstunde war bereits vorüber. Das weite Gebäude lag halb im Schlummer. Durch die langen Gänge hörte man von Zeit zu Zeit ein Schlurfen, einen verhallenden Tritt, ein fernes Flüstern.

Im Schwurgerichtssaale saßen die Zuhörer noch dicht gedrängt. Aber es war eine lähmende Stille, in der jeder Laut, das Rücken eines Stuhles, das Niederlegen eines Buches, beinahe schmerzhaft empfunden wurde. Die Lichter brannten sehr hell und warfen sehr tiefe Schatten. Der Angeklagte hielt die Hand seines Verteidigers.

Irgendwo schlug eine Uhr, dann von neuem, und zum drittenmal. Es währte lange, bis die Geschworenen wiederkehrten.

Professor Penzig wurde freigesprochen.

Als aber Justizrat Joachim Arm in Arm mit dem Freunde den Sitzungssaal verließ, eilte ihnen eine Dame nach, die halb versteckt hinter einer Säule im Zuhörerraum der Verhandlung nun schon seit langem beigewohnt hatte. Sie ergriff stürmisch beide Hände des Justizrats und küßte sie. Es war Frau Doris.

XXI.

Wenn die Rose aufgeblüht ist, senkt sie sich hinab. Frau Doris war es geradezu Bedürfnis geworden — und darin war sie ihrem Freunde verwandt — jedem, der ihren Weg irgendwie kreuzte, etwas Freundliches zu erweisen. Legte sie sich selbst einmal Rechenschaft darüber ab, was im Grunde nicht ihre Art war, so zuckte sie die Achseln und meinte, daß es ihr „halt Vergnügen mache".

So aber geschah es, daß sie sich heimlich anschickte, Fräulein Fink zu besuchen. Der Justizrat hatte ihr geklagt, daß seine Hausdame ihm den Dienst gekündigt habe, was für ihn eben jetzt neue Ärgernisse und Schwierigkeiten bedeute. Nun war es an ihr, meinte sie, die Ungetreue umzustimmen.

Sie wurde in Fräulein Finks kleines Hinterzimmer geführt und trug ihre Bitte beweglich genug vor. Fräulein Fink saß ihr sehr steif gegenüber. „Mich wundert, daß gerade Sie dies Ersuchen an mich richten."

„Weil Sie denken, ich sei darauf aus, den Justizrat zu heiraten!"

„Ich hätte mir eine derartige Andeutung nie erlaubt."

„Liebe Freundin!" Frau Doris hatte die beiden Hände des alten Mädchens ergriffen. „Was soll ich Ihnen sagen? Ich weiß selbst nicht, was werden mag. Manchmal glaub ich, es kommt dazu, manchmal wieder nicht. Oft fürcht ich mich geradezu davor. Wünschen — wünschen tu ich es nie."

„Aber bitte —"

Frau Doris war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. „Ich muß frei sein. Das ist das Einzige, was ich fühle, und wonach ich Verlangen trage. Ich muß frei sein. Gerade bei Ihnen hofft ich dafür Verständnis zu finden."

„Von Freiheit sprechen wir alle; aber jeder versteht etwas andres darunter."

„Gehen Sie und verlassen Sie dies Haus, dann ist mir, als könnte ich zu Entschließungen gedrängt werden, die — ich später bereuen könnte. Sehen Sie, ich spreche so offen zu Ihnen, weil ich weiß — weil ich Vertrauen zu Ihnen habe. Weil ich gerade in dieser Zeit und vielleicht zum ersten Male das Bedürfnis nach einer Freundin fühle."

Fräulein Fink war errötet, als hätte ihr ein Mann eine Liebeserklärung gemacht. Sie fand das ungehörig und sehr wohltuend zugleich. „Es bietet sich mir gerade jetzt eine Stellung, wie ich sie mir seit jeher gewünscht habe. Soll ich mir die aufs ungewisse hin verscherzen?"

„Ich bitte Sie darum. Ich muß Sie darum bitten."

„Gut denn; ich bleibe."

„Haben Sie Dank! Ich kenne übrigens noch eine, die es Ihnen danken wird."

„Soll ich das am Ende selbst sein?"

„Julie."

Darauf erwiderte Fräulein Fink nichts, aber sie errötete wieder und biß sich auf die Lippen. Als Frau Doris gegangen war, zuckte sie die Achseln. Es gab ihrer Ansicht nach keine wirkliche und dauernde Freundschaft zwischen Zeisig und Spatz, wobei sie sich selbst die bescheidene Spatzenrolle zudiktierte.

Frau Doris aber hüpfte mehr als sie ging die Treppe hinab, und dabei spielte ein höchst spitzbübisches Lächeln um ihren Mund. Ja, das war ihr wieder einmal gelungen, und sie wußte, es würde ihrem Justizrätchen Freude bereiten.

Auch langweilte sie sich nun nicht mehr. Es war geradezu merkwürdig, wieviel sie zu besorgen und zu bedenken hatte. Inzwischen war es vollends

Sommer geworden, Flieder und Goldregen hatten bereits abgeblüht, die Rosen standen in Flor. Seit Wochen war der Himmel klar, die Luft warm, nicht schwül. Es war ihr ein sonderliches Behagen, weite und einsame Spaziergänge zu machen, Entdeckungsfahrten, wie sie es nannte. Doch führten die nicht ins Freie hinaus, sondern just durch die Straßen der Stadt. Nirgends, meinte sie, sei der Sommer so tröstlich wie zwischen Häusermauern, nirgends die Sonne so hell wie auf dem Straßenpflaster, wo sie vergeblich Leben zu wecken suche. Was war es groß, wenn sich da draußen irgendwo ein Baum in seiner grünen Pracht zum Himmel reckte? Aber daß sich jetzt inmitten dieses Häusermeeres die grauen Balkone mit Blumen schmückten, das schien ihr köstlich zu sein.

Oder war dies Empfinden nicht einmal aus ihr heraus entstanden? War *er* es gewesen, der sie darauf aufmerksam gemacht hatte? Gleichviel! Sie empfand nun einmal so. Überhaupt war es geradezu wunderbar, in wie vielem sie beide eines Sinnes waren.

Auch die Gefühle des Justizrats hatten — wenn dies überhaupt noch möglich war, was er selbst gewiß nicht zugegeben hätte — eine Steigerung erfahren. Nicht infolge jenes Handkusses, der ihm nach seiner Verteidigungsrede zuteil geworden war. Der war ihm vielmehr nur peinlich gewesen. Einmal, weil er derartiges in seinem Kavalierbewußtsein als ungehörig erachtete, sodann weil es hätte gesehen werden können, und es sich an diesem Ort und zu dieser Stunde gewiß am allerwenigsten schickte. Nein! Diese Wandlung war ganz unvorhergesehen und auf ihm selber unbegreifliche Weise vor sich gegangen.

Bei dem kurzen und flüchtigen Zusammentreffen, bei dem er ihr von Fräulein Finks Kündigung gesprochen hatte, war es geschehen. Wie zufällig hatte er ihr in die Augen geschaut. Und diese Augen, die sonst jeden Blick abwehrten, hatten ihm lange, sehr lange stand gehalten. Und diese Augen, deren Farbe beinahe unbestimmbar war und die beständig im Ausdruck wechselten, waren in ein Blau getaucht und schienen entschleiert, und hatten sich von ihm ergründen lassen. Sonst war nichts vorgefallen.

Dazu kam freilich der Erfolg, der ihn belebte. Es war etwas, den Freund gerettet zu haben und gleichzeitig der Held des Tages geworden zu sein. Man durfte das angenehm empfinden, zumal wenn man sich sagte, wie es der Justizrat tat, daß nichts daran gelegen sei. Auch Liebesfeuer brennt im erwärmten Ofen heller als im kalten.

Sie trafen einander nach seiner Sprechstunde in einer Konditorei, die sie auf ihren Entdeckungsfahrten in der Nähe seines Bureaus ausfindig gemacht hatte. Vorn im Eingangszimmer standen die Kuchen auf langem Tische, summten die Bienen, wurden die Kunden abgefertigt. Dahinter aber befand sich ein Raum, den nur selten ein Gast betrat. Vor dem Türfenster hing ein gewöhnlich herabgelassenes Rouleau, auf dem eine Landschaft abgebildet war mit Bergen und Ritterburgen und untergehender Sonne. Hinter diesem Rouleau aber hatte Frau Doris einen höchst eigenartigen Ausblick auf einen brandmauerumschlossenen, verwilderten Hausgarten ausfindig gemacht.

Sie saß bereits bei ihrer Schokolade, hatte auch dafür gesorgt, daß das dumme Rouleau herabgelassen war, als er eintrat. Sein erstes war, ihre Augen zu suchen. Wieder erschlossen sie sich ihm. Wieder war dieser bläuliche Glanz darin.

„Ich habe dich lieb, Doris. Wie ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe! Ich weiß nicht, was das ist."

„Setz dich, ich habe dir etwas zu erzählen."

„Gestern, den ganzen Abend — wir hatten diese törichte Ausschußsitzung. Was gesprochen wurde, hörte ich kaum. Immer dacht ich an dich. Wie ein verliebter Primaner. Und stellte mir vor: jetzt sitzt sie bei ihrem einsamen Abendbrot, jetzt liest sie die Zeitung, und dabei war mir, als könnt ich dich zwingen, an mich zu denken. Und dann der Heimweg. Von jeder Begleitung hatte ich mich frei gemacht, und eine Ruhe über dem Tiergarten, ein Duft über dem Rasen — wie gut dir das veilchenfarbene Kleid steht!"

„Ich habe dir etwas Wichtiges zu erzählen."

„Schön warst du immer. Aber sag, was hast du angestellt, plötzlich so schön geworden zu sein? Trägst du das Haar anders? Ja, früher hattest du es nicht so tief im Nacken. Oder ist es, daß ich dich nun nicht mehr in diesem ewigen Schwarz sehe?" Er legte ihr leise die Hand auf den Arm: „Ich habe dich lieb, Doris; lieb, wie ich niemals zu lieben gedacht."

„Ich denke, man spricht nicht über seine Liebe?" Darauf: „Was ich dir zu erzählen hatte, ist: ich bin selbst bei Fräulein Fink gewesen. Sie hat sich zum Bleiben entschlossen."

„Sieh mal an. Dafür bin ich dir wirklich sehr dankbar." Er zog sie langsam in seine Arme, sah ihr wieder in die Augen und küßte sie. Was sie ihm über Fräulein Fink mitgeteilt, hatte sich ihm kaum vergegenwärtigt.

Sie war aufgestanden und an die Außentür getreten. „So, jetzt habe ich noch eine Überraschung für dich. Da, sieh her!" Sie zog das Rouleau auf, und ein unwillkürliches „Ah!" entfuhr ihm.

Der kleine Garten lag im Abendlicht. An den trostlosen Mauern, die ihn umgaben, klomm alter Efeu empor, das Gras wucherte auf dem Wege, der Holunderbusch blühte. Ein Nußbaum ragte inmitten des Rondells auf. Die Laube seitwärts war zerfallen, die Pforte drüben so von Grün umsponnen, daß sie schwerlich noch geöffnet werden konnte.

„Ist das nicht wie ein Märchen? Ein richtiges, kluges Großstadtmärchen?"

Er antwortete nicht. Ihm war, als stünde diese Heimlichkeit irgendwie mit Doris in Verbindung. Oder doch mit seinen Beziehungen zu ihr, die inmitten des Alltagstreibens so wirklichkeitsfern und wundersam erschienen.

„So, und jetzt mach ich die Tür auf, und wir gehen hinaus. Darauf freu ich mich schon lange."

„Nein, bitte laß das!"

„Du willst nicht?"

„Es bleibt nicht so schön, wenn man den Fuß hineinsetzt. Dann ist's mit dem Zauber zu Ende."

„Darin magst du recht haben." Es war, als hätten die Worte einen dunklen Nebensinn gewonnen, und als empfänden sie das beide in gleicher Weise.

Sie hatten sich wieder an ihren Tisch gesetzt, und um diese ahnungsvolle Stimmung nicht aufkommen zu lassen, sagte er: „Ich habe eine Tugend, die der Dankbarkeit." Er griff nach ihrer Hand und streichelte sie: „Nicht nur dir bin ich dankbar. Die ganze Welt erscheint mir schöner."

„Ja, bist du mit deinem Dasein zufrieden?"

„Ich bin es."

„Vielleicht hast du auch ein Recht dazu. Dir gelingt alles."

„Du sprichst, als hättest du keinerlei Grund zur Dankbarkeit."

„Dankbar? Und für die Erfahrungen, die ich gemacht habe?"

„Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond!"

„Es bleibt. Das eine bleibt immer, daß die Mehrzahl der Menschen in Hunger und Elend und Not ihre Tage verjammert. Wenn ich selbst glücklich wäre — ich könnt es schon darum nicht sein."

„Ist dir noch nie der Gedanke gekommen, daß wir das Dasein der andern nicht nach unserm Maßstab beurteilen können? Sonst würde auch mich jeder Kaiser oder jeder Milliardär für unglücklich halten müssen."

Sie schien plötzlich weich gestimmt: „Und wirst mich auch glücklich machen können?"

Sie gingen durch die abendlichen Straßen heim, in denen ein sommerlich bewegtes Treiben war. Sie nahm seinen Arm. „Eigentlich bin ich zu groß für dich," sagte sie dabei. Und als wollte sie das Wort in seiner Nebenbedeutung vor sich selbst nicht gelten lassen: „Neulich, in deinem Talar und vor den Schranken, erschienst du sehr stattlich."

Sie nahm seinen Arm fester. „Du hast wundervoll gesprochen! Zuerst, als du anfingst, ängstigte ich mich und dachte — ja, lach nur! — wenn er nur nicht stecken bleibt! Es kam auch zuerst alles so langsam und stockend. Aber das war gleich vorüber. Dann vergaß ich, daß ich dich überhaupt kannte, und dachte nur an das Mädchen und an Penzig. Und dabei hatte man das Gefühl, als ob der Boden, auf dem man ging, immer fester und sicherer würde. Und als ob man stiege. Und dazwischen fiel mir wieder ein: es ist mein Justizrat, der so wundervoll spricht. Und ich war stolz auf dich."

„Es hat dir also gefallen."

„Weißt du, daß du ein ganz gefährlicher Mensch bist? Jawohl, es war etwas Aufreizendes in deiner Rede! Man hätte hingehen mögen und sich auf das Mädchen stürzen und es würgen. Einmal beobachtete ich die Geschworenen. Sie sahen ganz erregt und drohend aus. Gewiß hast du das nicht bemerkt."

„O doch, ich hab es gesehen."

„So warst du selbst nicht so erregt, wie du schienst?"

„Man muß sich seine Ruhe wahren."

„Wenn du den Geschworenen gesagt hättest: heran jetzt und befreit meinen Freund! ich glaube wahrhaftig, sie hätten's getan."

„Aber du machst ja einen Helden aus mir!"

„Das bist du auch. In deiner Art natürlich. Und mußt es immer sein. Sonst wäre es nicht möglich."

„Was?"

„Nicht fragen! — Soll ich dir noch etwas sagen, du eitler Mann? Schön sahst du aus. Jawohl, geradezu schön. Da gibt's nichts zu lachen! Die Stirn und die Augen und auch die Partie um den Mund."

„Jetzt glaub ich wahrhaftig, daß du mich lieb hast, Doris, da du in mir noch den Apoll entdeckst."

„Ja, glaube das. Ich glaub's auch. Es ist so schön zu glauben."

Die Luft war weich, der Himmel heiter. Das Treiben und die Stimmen um sie herum, das Rollen der Wagen, das Stampfen und Läuten und Surren der elektrischen Bahnen schuf eine Stille in ihnen.

Sie standen noch lange vor dem Hause der Potsdamer Straße, der gefeierte und nicht mehr junge Justizrat und die anmutige Frau, nicht anders als ein Soldat mit seinem Mädchen. Sie standen lange und sprachen wenig. Manchmal scheint es schwer, sich zu trennen.

Sie fragte: „Hast du Lust zu verreisen?"

„Ich? Nicht die geringste! Fort von dir?"

„Und wenn ich mitkäme?"

„Doris! Du willst? Versteh ich dich recht? Doris —!"

Sie sah ihm in die Augen und reichte ihm die Hand. Und dann war die Tür hinter ihr zugefallen.

XXII.

Für diese Reise schwebte dem Justizrat etwas ganz Besonderes vor. Irgendwer hatte ihm einmal von den mecklenburgischen Seen und ihrem eigentümlichen Reiz gesprochen. Das war nichts Alltägliches, dort durfte man vor Bekannten sicher sein. Wie aber bereiste man die mecklenburgischen Seen, wenn man der Justizrat Joachim war? Im eigenen Motorboot natürlich.

Der Justizrat sah das Motorboot ganz deutlich vor sich. Es war schneeweiß, und vorn an der Spitze wehte eine kleine dreieckige Flagge, sei es mit rotem, brennendem Herzen in weißem Felde. (Ein wenig hatte er sich gern selbst zum besten.) Die Kajüte war mit Mahagoni getäfelt, dazu gelbe Plüschkissen. Schrank und Tisch, damit man sich den Tee selbst zubereiten könne; Frau Doris würde ihn sehr zierlich kredenzen. Weiche Korbstühle an Bord. Man ließ das Boot halten, wo es einem behagte, man stieg an einem Waldessaum aus, promenierte und fand es wieder vor.

Diese feine Idee zu verwirklichen, hatte der Justizrat keine Mühe gespart. Leicht aber fiel es nicht. Noch waren Motorboote überhaupt kaum mietweise zu haben, und gab es welche, so entsprachen sie seinen Wünschen nicht. Immerhin einigte er sich schließlich mit einem Unternehmer. Das Boot war nicht schneeweiß, hatte auch keine Mahagonikajüte, aber es war wenigstens ein vorzüglicher Renner.

Das Schiff wurde verproviantiert, daß es seine Art hatte. Für weiche Korbstühle an Bord war allerdings kein Platz vorhanden. Sonst aber fehlte es an nichts, von dem reizenden Teegeschirr zu etlichen Körben mit Konserven, Früchten, Weinen. Sogar mit einem Taschenbarometer, Thermometer, Kompaß

hatte sich der Justizrat, der derartige Spielereien liebte, ausgerüstet. Das alles herbeizuschaffen, hatte aber in diesem Fall besondere Mühe verursacht: Knaus, den allzeit Getreuen und Brauchbaren, konnte man nicht in das Geheimnis ziehen. Denn diesmal verreiste der Justizrat, „um zu plädieren".

Während all dieser Vorbereitungen aber hatte ihn immer ein quälendes Gefühl beschlichen: irgend etwas trat ein, was die Reise verhindern würde. Doris besann sich dennoch im letzten Augenblick anders: irgend jemand — was Gott verhüten wolle! — erkrankte; das Boot war nicht zur rechten Zeit an Ort und Stelle. In der dem entscheidenden Tag vorangehenden Nacht schlief der Justizrat miserabel. Erst träumte er, er sei wiederum Schüler und müsse zum Abiturientenexamen und habe sich verspätet. Und plötzlich war da eine Uhr, die zeigte, daß der Termin bereits um eine Stunde verstrichen war. Er erwachte darüber, schlief wieder ein und träumte, er sei im Begriff, auf eine elektrische Straßenbahn aufzusteigen. Schon hatte er den einen Fuß auf dem Trittbrett, als sich der Wagen plötzlich in Bewegung setzte. So wurde er mitgeschleift; und immer schneller ging die Fahrt; nun einen Berg hinunter.

Sehr unausgeschlafen, aber auch dafür sehr frühzeitig, war der Justizrat den andern Morgen an Ort und Stelle, nämlich an dem verabredeten Landungssteg in Spandau. Sein Boot schaukelte bereits in den Wellen; der Chauffeur lüftete die Mütze; der Proviant war an Bord. Mit dem vereinbarten Zuge traf auch Frau Doris ganz pünktlich ein. Sie schwenkte ein Studentenköfferchen in der Hand, trug ein graues, enganliegendes Lodenkleid und hatte um die gleichfarbige Reisemütze einen weißen Schleier gelegt, der das vorwitzige Haar zusammenhielt und unter dem Kinn zu einer Schleife zusammengebunden war. Das Herz pochte ihm bei ihrem Anblick. Sie war ganz Anmut und ganz Liebreiz.

„Hallo!" und „All Heil!" und das Boot setzte sich stampfend in Bewegung. Es schien nicht leicht, aus der Landungseinfahrt hinauszukommen. Zunächst karambolierte man mit der Zille seitwärts, dann sah man sich plötzlich hart vor der gegenüberliegenden Böschung. Der Justizrat selber mußte, das Unheil abzuwenden, zum Bootshaken greifen, wobei er sich aber in seiner Sailormütze gar nicht übel ausnahm. Frau Doris, sonst zu Lande sehr keck, schien etwas ängstlich zu werden. Doch gewann man schließlich den Kurs. „Ein junges Füllen, das lange im Stall gestanden, bockt immer etwas", sagte Joachim. Wobei es noch nicht ausgemacht war, ob es just Jugend- und Kraftüberschuß war, was dies Füllen bocken machte.

Man glitt dahin. Man machte sich's bequem, soweit das eben möglich war und soweit es die Proviantschätze zulassen wollten. Nun er selbst darauf fuhr, schien dem Justizrat das Boot etwas klein. Man saß dem Chauffeur so nahe, daß man füglich kein ungeniertes Wort reden konnte. Aber auch das hatte sein Gutes. Ist man drei Tage von früh bis spät zusammen — und auf dieser Frist hatte Frau Doris in komischem Ernst bestanden —, so will man sich nicht beständig unterhalten. Man dämmert gern nebeneinander hin. Man hatte schließlich eine schlechte Nacht in ihren Nachwirkungen zu überwinden und war das frühe Aufstehen nicht mehr gewohnt.

Man glitt dahin. Der Himmel weissagte Gutes. Die Sonne stieg höher, und Frau Doris spannte ihren Schirm gegen das blendende Licht auf.

Er schob diesen aufdringlichen Schirm etwas beiseite: „Doris!"

„Ja?"

„Ach, sage nicht immer so programmatisch Ja!"

„Ist es dir lieber, mich Nein sagen zu hören?"

„Sage mir lieber, ob du mir gut bist."

„Scht." Und auf den Chauffeur deutend: „Menagieren Sie sich, mein Herr."

„Er hält uns für ein altes Ehepaar."

„Er soll uns aber für Hochzeitsreisende halten!"

„Doris! — Geliebte!"

„Scht."

Auf dieser Fahrt hatte Frau Doris ausgesprochene Feinde. Wesen, die riesengroß waren und von allen Seiten auf sie eindrangen, ihr nach dem Leben zu trachten. War ihnen das nicht gelungen, so warfen sie sie zum mindesten wie einen Spielball hin und her, daß ihr sehr flau zumute wurde. Diese gewalttätigen Feinde waren die Dampfer, die vorüberfuhren.

Die Havel weitete sich zum See. Die Sonne wurde stechend. Frau Doris seufzte.

„Siehst du," sagte er, „wir lassen den Tegeler See rechts liegen. Eigentlich schade. Ich hatte mir schon vorher einen sehr zutreffenden Reim ausgedacht: ‚Mitten auf dem Tegeler See, kocht der kühne Segler Tee'."

„Gib mir lieber noch eins von den Pralinés. Sie sind wirklich gut. Ob er auch —?" sie deutete auf den Chauffeur und reichte ihm die Bonbonniere mit anmutiger Zuvorkommenheit hin. Der Mann ließ das Steuer einen Augenblick außer acht, und darüber geriet das Boot von neuem ins Schwanken. Der Justizrat wurde ein klein wenig nervös; diesmal aber war es Frau Doris, die des Lachens kein Ende fand.

Sie fuhren weiter. Es war eine liebe Eintönigkeit, die diese Gegend auszeichnete. „Doris?"

„Nun?"

„Ich denke, wir frühstücken in Oranienburg und bleiben in Fürstenberg zur Nacht."

„Wie lange werden wir bis dahin brauchen?" Die Stimme, die das fragte, klang etwas gepreßt.

„Ich denke ein paar Stunden. Das Boot ist ein vorzüglicher Renner."

An einer Havelstelle, bis zu der man vorgedrungen war, entstand ein Disput zwischen dem Justizrat und dem Chauffeur. Kraft der Wasserkarte, die er vor sich ausgebreitet hielt, entschied Joachim, daß man nach rechts fahren müsse. Also fuhr man nach rechts. Die Folge aber war, daß man sich in einer Sackgasse gefangen sah und ins Schilf geriet. Neue Bootsschwankungen. Sssssum, und die Maschine stand still. Abermals griff man nach dem Bootshaken. Der Motor wurde angedreht und arbeitete wieder.

„Hast du dich erschrocken, Kind?"

„Hier gibt es wenigstens keine Dampfer. Wenn nur die Sonne nicht wäre."

„Mach dir nichts daraus! Sieh, da ziehen schon einige wohltätige Wolken herauf."

„Wir bekommen ein Gewitter", entschied der Chauffeur.

„Nicht daran zu denken. Das Barometer" — er klopfte daran — „hält sich."

„Das Unwetter wird uns doch nicht auf dem Wasser überraschen?" Frau Doris hatte mehr den Land- als den Wassermut.

„Bis dahin sind wir längst in Oranienburg, gnädige Frau."

Man hatte die richtige Wasserstraße wieder gewonnen. Frau Doris konnte ihren Schirm zuspannen. Man glitt dahin. Verkrüppelte Weiden standen jetzt am Ufer, dahinter die ebenen Felder. „Doris!"

„Ich schlafe."

All dies hatte wirklich etwas merkwürdig Einschläferndes, und der Justizrat sah nicht ein, warum er sich nach so arg verkürzter Nacht nicht auch einige Ruhe gönnen sollte. Wenn er den Arm etwas ausreckte, konnte er ihn so stützen, daß er den Kopf darauf legen konnte. Es ging wirklich. Alsbald aber schreckte er auf.

„Sssssum" hatte die Maschine gemacht und stand wieder still. Der Justizrat begab sich an die Arbeit, die er nun einmal stillschweigend übernommen hatte, den Motor anzudrehen. Merkwürdig, was für eine Kraftanstrengung das erforderte.

Mit der Ruhe aber war es nun einmal dahin, und so zündete er sich eine Zigarette an und nahm die Wasserkarte wieder vor. „Sonderbar", entfuhr es dabei seinen Lippen. Er sah auf die Uhr und hielt sie ans Ohr. Dann zu dem Chauffeur: „Wieviel Kilometer fährt das Boot in der Stunde?"

„Zehn, Herr."

„Aber Ihr Herr hat mir gesagt, es nähme siebzehn bis achtzehn."

„Ja, aber nicht gegen den Strom, Herr."

Darauf folgte Stillschweigen, das nur von Zeit zu Zeit durch Frau Doris' Gähnen unterbrochen wurde. Am Ufer standen verkrüppelte Weiden, dahinter die ebenen Felder. Eine erfrischende Brise hatte sich aufgemacht.

„Wissen Sie, wieviel Kilometer wir fahren, Herr?" rief der Justizrat plötzlich mit Staatsanwaltsstimme. „Sechs Kilometer fahren wir bestenfalls."

„Ja, Herr, gegen den Strom."

„Doris!"

„Ich schlafe."

„Nein, bitte, Doris, schlafe jetzt einmal nicht. Sieh mal, wie wundervoll dies Kornfeld dort steht. Sag, würde es dir etwas ausmachen, wenn wir heut abend nicht bis Fürstenberg kämen?"

„Nicht das geringste; wenn wir nur nicht den ganzen Tag in diesem Boot bleiben müssen."

„Gefällt es dir nicht?"

„Man sitzt nicht sehr bequem. Ich meine, auf die Dauer."

„Vielleicht tauschst du einmal mit mir?"

„Schäfchen, das ist doch ganz das Gleiche."

„Ja, so."

„Sssssum" machte die Maschine und blieb stehen. Der Justizrat drehte an, aber, wie er sich auch mühte, diesmal gelang es ihm nicht. Der Chauffeur griff ein, — das Resultat blieb das gleiche. Nun entdeckte man, daß der Zünder nicht eingestellt war. Nun funktionierte der Motor wieder. Nun blieb er wieder stehen. Das wiederholte sich in einer Viertelstunde etwa siebenmal. Der Justizrat war von der ungewohnten körperlichen Anstrengung in Schweiß gebadet.

„Vielleicht ist es den Herrschaften genehm, einmal auszusteigen. Ich sehe dann die Maschine nach. Heute nacht in Oranienburg nehme ich sie ganz auseinander und reinige sie."

Der Justizrat wollte auffahren, aber das „Heut nacht in Oranienburg" lähmte ihn. Gut, daß sie das nicht gehört hat, dachte er.

So wurde die Landung mit Hilfe eines Baggerbootes, das am Ufer lag, ins Werk gesetzt und glücklich zustande gebracht. Indem fielen auch bereits die ersten Tropfen.

Sie saßen an der abfallenden Böschung, neben ihnen ein Korb mit Proviant. Mittagszeit war längst vorüber, so daß es wohl angebracht war, etwas zu sich zu nehmen. Aber es regnete nun heftiger, und die meisten dieser Konserven waren vortrefflich verpackt, und unter dem aufgespannten Schirm war schlecht hantieren. So hielt man sich an Brot und Wurst und ließ die Bestecks in ihrem Korbe schlummern und nahm nur zu dem Taschenmesser seine Zuflucht. Der Justizrat kam sich wie ein zweiter Robinson vor; Frau Doris hatte ein eigentümliches nervöses Lachen.

Sehr melancholisch sah die Landschaft, nun in Grau gehüllt, aus. Sehr weit war der Horizont und sehr öde. Ein verkommenes Individuum trottete des Weges, blieb stehen und stapfte weiter. Die Krähen flogen flügelmüde über die Felder. Die Baggermaschine zeichnete ihre riesige schwarze Silhouette in das Grau.

„Doris!"

„Ja?"

„Ich glaube, ich habe da eine Dummheit gemacht, mit dem Boot."

„Gott sei Dank, daß du auch einmal eine Dummheit machst." Das sollte zuversichtlich klingen, aber der Regen bildete ein schlechtes Akkompagnement zu den Worten.

Das Unwetter schien vorübergezogen und begann von neuem. Nach einer Stunde etwa war die Maschine in Ordnung. Man stieg ein. Der Motor machte Sssssum und blieb stehen.

Diesmal folgte eine Auseinandersetzung mit dem Chauffeur, die nichts Schmeichelhaftes mehr hatte. Man griff zu den Rudern, aber das schwere Boot gehorchte ihnen nicht. Man hielt Kriegsrat und beschloß, sich von einer der vorüberfahrenden Zillen ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Gesagt, getan, doch war die erste Zille vorüber, ehe man sich den Leuten hatte verständlich machen können. Man wartete. Man rief die Schiffer zeitig an. Eine Leine flog hinüber, der Justizrat selbst ergriff sie, denn der Chauffeur

schien nunmehr gänzlich apathisch, hielt sie einen Augenblick fest, schlang sie dann, da die Wucht eine zu große war, um eine der Messingstangen, auf denen das Verdeck ruhte.

Es war das Geschehen eines Augenblicks. Das Motorboot wurde in den Kurs der Zille gerissen, schwankte und legte sich völlig auf die Seite.

Da schrie Frau Doris auf: „Laß los! Ich protestiere! Ich will nicht ertrinken! Ich lasse mich nicht ums Leben bringen! Ich will ans Land, hörst du, ans Land!"

Gehorsam ließ der Justizrat die Leine fahren, da man das Ärgste bereits überstanden hatte. Die Zille fuhr weiter. Man wartete. Man bemühte sich, an Land zu kommen, aber es war vergeblich. Man wartete wieder. Endlich tauchte eine neue Zille auf, und diesmal gelang es, ins Schlepptau genommen zu werden. Der Friede war wieder hergestellt.

Diese Zille ihrerseits wurde von einem Mann gezogen, der am Ufer ging. Man hatte noch fünfzehn Kilometer bis Oranienburg.

Eine Weile hielt man geduldig aus. Frau Doris fühlte sich sehr schutzbedürftig und schmiegte sich an den Freund. In ihm aber war ein Tatendrang erwacht, und es ließ ihm keine Ruhe, bis er auf die Zille hinübergestiegen war. Es gelang ihm sogar, Doris zu überreden, ihm zu folgen.

Der Regen hatte aufgehört, und man erfreute sich auf der Zille, die mit Backsteinen befrachtet war, eines ansehnlichen Promenadendeckes. Man knüpfte ein Gespräch mit seinen Gastfreunden an; drei blonde Kinder des Zillenbesitzers wurden mit Marquis-Pralinés gefüttert. Der Justizrat stieg in die kleine Küche hinab und kochte für die ganze Gesellschaft Tee. Er empfand selbst das Absonderliche seines Tuns, als er in diesem niederen und engen Raum, den eine dumpfige Luft erfüllte, stand und auf seiner silbernen Maschine das Getränk bereitete; aber der Tee wurde vorzüglich.

Es war ein wunderliches Verhältnis, das sich zwischen diesen Gästen und ihren Wirten ausbildete. Man sprach vertraulich miteinander und vergaß die Standesunterschiede. Der Zillenbesitzer erschien als ein seeerprobter, nautisch wohl unterrichteter Mann. Er rauchte die Zigaretten des Justizrats. Die Frau und Doris vertieften sich angesichts der drei blonden Rangen in Erziehungsprobleme.

Es war Abend geworden, und die Lichter brannten bereits in der Stadt, als man in Oranienburg eintraf. Ein Schubkarren wurde requiriert und mit all dem köstlichen Proviant, den Schachteln und Kisten und Koffern beladen. So hielt man seinen Einzug in das Hotel.

„Die Herrschaften wünschen ein Zimmer?"

„Zwei Zimmer."

Man saß beim Abendbrot, und nun schien freilich das überstandene Ungemach sehr erheiternd und bot Gesprächsstoff genug. Man lachte und neckte einander, und der Sekt perlte in den Gläsern.

Aber wie sich die Stimmung eingestellt hatte, so schnell verflog sie wieder. Man war recht müde und mochte sich's nicht eingestehen. Man saß, als fürchtete man den Aufbruch. Es war ganz still zwischen ihnen geworden.

Frau Doris hatte spielend ihren Bleistift aus der Tasche gezogen und auf die Menukarte gekritzelt.

„Was schreibst du da?"

Sie hielt ihm das Blatt hin, und ihre Augen hatten wieder dies ungewisse schreckhaft wechselnde Licht. Er las: „Plaisirs d'amour ne durent qu'un moment; chagrins d'amour durent toute la vie."

„Gib her!" Er nahm ihr den Bleistift aus der Hand und schrieb darunter: „Ein Augenblick gelebt im Paradiese ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt."

Das nahm sich gut aus. Ihm aber war doch zumute wie einem Schüler, der vor dem Examen steht. So saß man da, und die bunten Bilder Moltkes und Bismarcks blickten auf sie herab, und die Petroleumlampe über ihnen flackerte, und das Schweigen war wieder zwischen ihnen. Es war eine große und herzliche Zärtlichkeit in diesem Schweigen, aber auch viel Mutlosigkeit.

Der Kellner begann unruhig hin und her zu gehen, und so brach man auf. Hand in Hand stiegen sie die Treppe zu ihren Zimmern hinan.

In demselben Augenblick aber wurde die Tür des Saales im ersten Stockwerk aufgerissen, und all die guten Leute, die da ein Gesangsfest begangen hatten, drängten ihnen auf der engen Stiege entgegen. Ein junger Fant sprang vor dem Justizrat höflich zurück, griff an den Hut und sagte: „Bitte sehr; alter Herr hat den Vortritt."

XXIII.

Das ist das Glück, und so sieht es aus: Ein Früherwachen im Sonnenschein; sommerliche Luft durch die geöffneten Scheiben; ein Blick auf die noch schlafende Geliebte; eine Erinnerung an das Gestern, die zum Versprechen für das Heute wird; eine Kleinstadt, die sich zu bescheidenem, doch rüstigem Leben regt; ein alter Park, in dem die Schafgarbe auf weiten Rasenflächen hoch und wuchernd wächst; ein Wasser, das über ein Mühlrad braust.

Das ist das Glück, und der Justizrat sagte sich, daß es ganz so aussehen müsse. Nicht einen Strich hätte er an diesem Bilde ändern können, ohne es zu schädigen; alle Farben flossen ineinander. Nur etwas anspruchsvoll dünkte ihn das Glück. Es gab Tage, die keinerlei Anrecht auf solche Bezeichnung erhoben, die in Arbeit und Gewöhnung ordnungsgemäß verliefen, und die eigentlich — nein, das nicht; die aber auch ihre Reize hatten.

Oder war er doch allmählich für das Glück zu alt geworden? Forderte es den Jüngling zum Helden seiner Feste, zum Genießer seiner Gaben? Nicht doch! Zum Glücklichsein blieb man immer jung genug. Und er war glücklich!

Eine Anekdote fuhr ihm durch den Sinn. Napoleon war befragt worden, warum er sich immer mit jungen Generälen umgebe. Darauf hatte der Kaiser geantwortet: „Junge Leute haben Glück." Die Erinnerung an dies Geschichtchen, das er sich in mancherlei Weise zurechtlegte, auch zur Wiedererzählung zu pointieren suchte, gab ihm die Unbefangenheit seiner behaglichen Alltagsstimmung zurück.

Am Frühstückstisch ging man über die Fortsetzung der Reise zu Rate. Das Unglücksboot war selbstverständlich aus allen Plänen ausgeschaltet. Er

schlug vor, mit der Eisenbahn nach Neubrandenburg zu fahren, das ihm gerühmt worden war, und darauf einigte man sich. Frau Doris schien, trotzdem sie sich offenbar zusammennahm, in einer Stimmung, in der ihr alles gleichgültig war.

Man hatte ein Abteil für sich und scherzte über die Bequemlichkeit des Reisens in der viel verleumdeten, brav-alltäglichen Eisenbahn.

Erwartete sie, daß er das ungestörte Beisammensein zu Zärtlichkeitsbezeugungen ausnützen werde? Diese Frage fuhr ihm ein paarmal durch den Sinn. Er wies sie von sich. In jedem Falle war es geschmackvoller, sich so zu benehmen, wie es ihrem Alter und ihrer gesellschaftlichen Stellung nun einmal zukam.

Es ist ein eigener Rhythmus im Rollen der Räder auf den eisernen Schienen. Fast, als hätte sich die Menschheit dies Werkzeug einer gesteigerten Unruhe ersonnen, um zu innerer Sammlung zu gelangen. Die Räder rollen, und die Zeit steht still. Wie eine dunkle Baßbegleitung tönt es, und jede Seele sucht dazu ihre Melodie. Erinnerung gibt sie. Und während sich die beiden so gegenüber saßen, dachte jedes an die Vergangenheit. Jedes von ihnen war einmal so mit einem andern gereist, — unabsehbar lange Zeit war darüber verstrichen, aber die Zeit war ausgeschaltet. Damals — wie war doch damals alles so anders gewesen!

„Es ist auch so gut, auch so gut, auch so gut", riefen die Räder dazwischen. Freilich, und sie hatten recht. „Damals aber —" und wieder besannen sich beider Seelen auf jene leise, halb verklungene Melodie von damals; deshalb so rührend und ergreifend, weil sie in jedem Menschenleben nur einmal erklingt.

Der Justizrat räusperte sich und hob zu einer längeren Rede an. Er sprach über das Glück. Wie notwendig es für jedes Menschenleben sei und daß es im Kaufhaus der Alltäglichkeit durchaus keinen Luxusartikel darstelle, dessen innerlich gefestigte Naturen entraten könnten, sondern eine Art Nahrungsmittel, das einem selten zuteil werde, das aber jeder zeitweise zu erwerben streben müsse. Wie immer sprach er launig und gut.

„Laß das doch", sagte Frau Doris. Und dann waren sie in Neubrandenburg.

Im Städtchen befand sich ein gutes und weithin renommiertes Hotel, aber dahin zog es die beiden nicht. So ließ sich der Justizrat leutselig mit dem Stationsvorsteher in ein längeres Gespräch ein, das nicht ohne Gewinn blieb. Man hörte von einer Villa am See, die möglicherweise auf ein paar Tage zu haben wäre. Man requirierte einen Wagen und fuhr dahin.

Man stand vor einer Mauer, die keinen Einblick zuließ, und die Glocke ertönte weithin. Es währte geraume Zeit, bis geöffnet wurde. Die Tür tat sich auf, und ein Ruf freudigen Erstaunens entfuhr beider Munde. Das Haus war schmucklos, aber der Garten glich einem Rosenhain. Tief unten breitete sich der blauende See. Man einigte sich rasch mit der Haushälterin und trat ein.

Sie schritt voran durch die Zimmer, das klirrende Schlüsselbund an der Schürze. Jede Tür fand sich verschlossen, und jede mußte zuvor geöffnet

werden. Die beiden folgten ihr. Unwillkürlich hatte Frau Doris den Arm des Justizrats genommen. Wie eine junge Frau, die der Gatte in ihr neues Heim führt.

Je weiter sie kamen, desto mehr nahm ihr Staunen zu. Waren die Räume abgeschlossen, so waren sie darum nicht minder gereinigt und gelüftet. Jedes Zimmer aber wies in seiner Einrichtung bei größter Einfachheit den besten Geschmack. Ein paarmal klatschte Frau Doris beim Betreten eines neuen Raumes in die Hände. Das Schlafzimmerfenster war mit Rosen umrankt. Die Alte schritt voran und sagte nichts.

Man machte sich's bequem und stellte seine Toilette her. Dann begab sich Frau Doris allein auf die Wanderschaft durch das Haus. Ihre Neugierde war rege geworden. Sie öffnete manchen Kasten und fand alle leer. Sie musterte die Bilder an den Wänden, wunderte sich, keine Familienporträts zu sehen, war aber überrascht von dem künstlerischen Sinn, der diese Radierungen, meist französische Landschaften, zusammengestellt hatte. Sie trat in den Bibliotheksraum und überzeugte sich von neuem, daß es die Bücher eines Kunstliebhabers waren, die sie vor sich sah.

Sie traf auf die Wirtschafterin und suchte sie auszuhorchen. Die Alte blieb schweigsam, und nun erst gewahrte Frau Doris, daß sie Trauer trug. Nun ja, der Herr war gestorben, und die Erben beabsichtigten das Haus zu verkaufen. Inzwischen war es ihnen nur lieb, wenn sich auf kürzer oder länger ein Mieter fand.

Frau Doris' Neugierde war damit nicht zufrieden gestellt, und auf die Dauer fiel es schwer, ihren Überredungskünsten Widerstand zu leisten. Sie war wie ein Kätzchen, das so lange die Schüssel mit Brei umkreist, bis sich der feindliche Dampf gelegt hat und es irgendwo sein Tätzchen einführen kann. Auch verstand sie es, ungemein herzlich zu sprechen. Sie brachte es schließlich heraus, daß der Besitzer nicht gestorben war, sondern durch Selbstmord geendet hatte. Seine Erben wollten mit seiner Hinterlassenschaft so wenig wie möglich zu tun haben. Ein Verbrechen, das er sich hatte zuschulden kommen lassen, hatte ihn in den Tod getrieben.

„Ein Verbrechen?"

„Er war ein guter Herr."

Weiteres aus der Alten herauszubringen, gelang auch Frau Doris nicht. Mit solchen Andeutungen hatte sie sich zu bescheiden.

Man verspürte geringe Lust, dies rätselhafte Idyll zu verlassen, um in die Stadt zu pilgern, die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Die Alte ließ sich überreden, ein bescheidenes Mahl herzurichten, auch fehlte es den Reisenden ja nicht an Vorräten aller Art; und während Frau Doris von neuem das Haus durchforschte, griff der Justizrat mit Rat und Tat in der Küche ein. Ein wunderlicheres Paar als diese zwei war der Wirtschafterin noch niemals begegnet!

Der Tisch war auf der Veranda gedeckt, der es gleichfalls nicht an rankenden Junirösleín fehlte. Man nahm Platz, und der Justizrat rieb sich die Hände: „Man muß zu leben verstehen!"

„Ja, das verstehst du.“ Man sprach von der rätselhaften Erscheinung des Mannes, der sich dies Heim geschaffen, ein Verbrechen verübt und es mit dem Tode gebüßt hatte. Er war ein reicher Fabrikant, der zumeist in der Großstadt lebte, gewesen. Aber soviel Sinn für Natur, soviel Geschmack für Kunst, und dabei ein offenbar gemeingefährliches Verbrechen?

„Du hättest ihn verteidigen sollen! Dann säße er noch heute unter seinen Rosen.“

„Vergiß nicht, daß ich grundsätzlich nicht verteidige. Und wenn ich es schon täte, was wäre damit gewonnen gewesen? Offenbar hat er das Verbrechen ja verübt.“

„Darum hätte er doch freigesprochen werden können!“

„Doris, nein, wie du nur redest.“

„Sind dir nie Zweifel an Penzigs Unschuld gekommen?“

„Nicht die geringsten. Aber das klingt ja, als glaubtest du an seine Schuld?“

„Ich war von Anfang an davon überzeugt. Aber ich glaube an seine Unschuld in höherem Sinne.“

„Das heißt?“

„Daß er aus einem Zwang seiner Natur heraus so handeln mußte. Daß es für ihn selbst notwendig war.“

„Aber das sind ja ungeheuerliche Ansichten, die du da vorbringst! Das hebt ja jeden Unterschied zwischen Schuld und Unschuld auf. Das heißt ja der Unmoral die Straße ebnen. Aber du scherzest! Das kann nicht dein Ernst sein.“

„Nicht wahr, du bist der Ansicht, daß jede Gesetzesübertretung auch Schuld bedeutet?“

„Der bin ich allerdings.“ Kaum aber hatte er das Wort gesprochen, als es ihm durch den Sinn fuhr: wenn sie bei dem allen an sich selbst und an ihr Verhältnis zu ihm gedacht hatte? Eine jähe Röte flog ihm über das Gesicht. Es war ein Glück, daß er eine scherzhafte Wendung fand, dem Gespräch ein Ende zu machen.

Er begann diesen unbekannten Eigentümer ihres Hauses um dieser Unterredung willen und aus dem Instinkt des rechtlichen Mannes heraus zu hassen. Sie befreundete sich in Gedanken mehr und mehr mit ihm.

Sie hatten sich nach Tisch auf dem Rasen ausgestreckt, Rosen entblättert und sich damit beworfen. Gegen abend begaben sie sich auf den Weg zur Stadt.

Sie gingen rund um die alte Mauer, die größtenteils erhalten war. Sie, im hellen Sommerhut, immer ein paar Schritte ihm voran. Die Niederung rings des Walles, die früher als Stadtgraben gedient hatte, schien noch heutigentags sumpfig zu sein: eine mannigfaltige, beinahe tropische Vegetation, hochgeschossen und geil und säftestrotzend, wucherte da. Die Bäume hatten sich ebenmäßig und markig entwickelt; ihre Kronen schienen sehr grün; Schlinggewächse krochen an ihnen und an der Mauer empor. Stadtwärts aber bot sich ein ungewöhnlicher Anblick. Werkzeichen ragten trotzig in die Straßen hinein. Die Kette mit der Laterne spannte sich über das Pflaster.

Hier standen die Gebäude aneinandergerückt in Reih und Glied, dort bildeten sich Vorsprünge, Winkel und Eckchen. Das Patrizierhaus wies die feine Führungslinie des gotischen Fensters. Die Hütten der Armut hatten sich baufällig an die Mauer geschmiegt. Ein irres Gäßchen führte zwischen ihnen hindurch; nun den morschen Gartenzaun umkreisend, nun an dem Ziehbrunnen vorüber, an fensterlosen Stallgebäuden entlang, die vorzeiten vielleicht als Arsenal gedient hatten, zu dem Turm der Stadtmauer zurück. Aber auch die Armut hatte hier Blumen im niederen Fenster, und zwischen den Staketen lugte der goldfarbene Kürbis hervor.

Sie war stehen geblieben und schwenkte ihr helles Schirmchen wie eine Fahne. So holte sie der würdige Freund ein. Er nahm ihren Arm und zügelte ihre Ungeduld.

„Es muß eine schwere Zeit gewesen sein", sagte der Justizrat. „Ich muß dabei immer an diese alten Uhren mit ihren lastenden Bleigewichten denken. Der Zeiger rückt langsam vor."

„Da sieh!" Sie wies auf einen blühenden Holunderbusch, der sich an die Stadtmauer schmiegte.

„Ja, diese Mauer mußte zerfallen. Man begreift nicht, daß man in ihrem Bannkreis hat atmen können!"

„Warum soll das Glück nicht ebenso gut drinnen wie draußen gewohnt haben?"

„Im Ernst gesprochen? Nichts schrecklicher als diese mittelalterliche Unfreiheit! Vom Bürgermeister bis zum Weibel hinab, so viel Ämter, so viel Tyrannen. Liberale Ideen mußten sich durchsetzen, das Leben erträglich zu machen." Er sagte das im Brustton eines Redners im Bezirksverein.

Sie lachte denn auch hell auf. „Urkomisch seid ihr, mit euren liberalen Ideen."

„Ich finde nichts Komisches daran."

„Nein, die Ideen sind nicht komisch. Sie sind sogar rührend schön und gut. Komisch ist nur, daß ihr ihnen so viel Kraft zutraut."

„Aber du siehst es doch selbst, wie sie die Welt umgestaltet haben."

„Wirklich? Weil sich die Verteidigungs- und Angriffsmittel einer Stadt geändert haben? Im übrigen bleibt doch alles beim alten."

„Ich wußte nicht, daß du so konservativ bist."

„Ich konservativ? Ich wäre genau so liberal wie du."

„Du wärst — warum bist du es nicht?"

„Weil es sich für Frauen nicht schickt, sich mit Politik zu beschäftigen." Sie sah ihm lachend in die Augen. „Ich hörte das sehr liberale Herren sagen."

„Ganz recht. Weil ihr nicht fähig seid, politisch zu denken. Du selbst widersprichst dir mit jedem Worte."

„Weil ich mich liberal nenne und doch an den Liberalismus nicht glaube? Oh, ich glaube schon daran, wie an ein schönes Märchen."

„Das ist wenig."

„Nein, es ist sogar sehr viel. Wenn überhaupt etwas, so hätten Märchen die Welt umgestaltet."

„Das versteh ich nicht."

„Frag einen Pfarrer!"

Der Justizrat hatte ihren Arm nicht aus dem seinen gelassen, während sie so weiterschlenderten. Aber neben dem Gedankengang, den seine und ihre Worte bezeichneten, hatte sich dauernd ein andrer Faden in seinem Bewußtsein fortgesponnen. Solch Reiseabenteuer mit ihr bestehen, war gewiß ein Glück, aber ein Glück, das zugleich enttäuschte. Warum, und ob nur eben ihn, darüber war er sich nicht klar. Unendlich reizvoll aber blieb es, mit ihr zu plaudern. Wie geistreich wehrte sie sich gegen seine Überlegenheit! Sie war eben nicht zur Geliebten, sondern zur Ehefrau geschaffen. Und das gerade schätzte er an ihr.

Es waren launische Tage, und es hatte ganz den Anschein, als mühte sich das Wetter den raschen und unvermittelten Wechsel der Stimmungen zwischen ihnen auch seinerseits mitzumachen. Noch eben hatte es über dem See geblaut, und die Sonne hatte ihn längs der Ufer bis tief zum sandigen Grund durchschienen, — da hatte es in der Ferne wettergeleuchtet, Wolken hatten sich zusammengeballt, schon fielen die ersten Tropfen des Gewitters.

Sie flüchteten in das Hotel am Markte, fanden am Fenster der Gaststube Platz und hatten ihre Freude daran, zu sehen, wie die schweren Tropfen das Pflaster schlugen. Die schon vorher menschenleere Straße lag ganz verlassen. Ihnen gegenüber ragte das Rathaus auf, ein würdiger und imposanter Bau.

Der Abend dunkelte, die Lichter wurden angezündet und hatten ihr Spiel im fallenden Regen . . .

Die Stunde zum Aufbruch war gekommen, und da es noch immer gewitterte, bestellte man einen Wagen. Die schweren mecklenburgischen Pferde zogen an, das Pflaster war holperig, und fern am Horizonte phosphoreszierte es noch immer.

Und nun, während sie in dem Wagen, der sattsam schleuderte, geschützt von dem niederen Verdeck, beisammen saßen, fühlte sich der Justizrat seltsam erregt, wie er es solcherart, zeit ihres langen Zusammenseins, kaum je verspürt hatte. Er legte seinen Arm um ihre Schulter und suchte ihre Lippen. Sie entzog sich ihm nicht.

So war der Tag zu Ende gegangen. Es war aber derselbe Tag, an dem sich Julie aufgemacht hatte, Frau Doris zu besuchen und ihr die schnell fertiggestellte Handarbeit zu überbringen. Sie schellte an der Pensionstür, und das fahrige Mädchen öffnete ihr. Nein; Frau Ehlert war nicht zu Hause. Wann sie heimkomme? Das sei schwer zu sagen. Doch heute abend noch? Nein, sie sei verreist.

So stieg Julie die Treppe wieder hinab. Plötzlich aber blieb sie stehen: Frau Doris verreist — der Vater verreist — waren die beiden zusammen?

Die Folgerungen ihres Einfalls auszudenken, war sie noch viel zu sehr Kind. Auch sträubte sie sich, ihrer eigenen Vermutung beizupflichten. Nur wie eine unbegriffene Furcht legte sich's auf sie. Und als Fräulein Fink sie nachher fragte, ob sie Frau Doris zu Hause angetroffen habe, sagte sie: „Ja, gewiß."

XXIV.

Sie waren zeitig am andern Morgen aufgestanden, dann aber hatte der Justizrat für seine Freundin eine Überraschung gehabt, die er seit langem vorbereitet hatte.

Frau Doris fand ein Bild auf dem Frühstückstisch stehen, nahm es in die Hand und fragte: „Was soll das?"

„Kennst du es nicht? Sieh es dir genau an."

„Nein, ich begreife nicht."

„Aber ich bin es selbst! Und es ist nahezu aus der Zeit, als wir uns in London kennen lernten."

„Du, dieser Lockenkopf? Aber wirklich, jetzt sehe ich, ja natürlich, es sind deine Züge. Die Nase und auch der Mund — großer Gott, wie hast du dich verändert!" Sie hielt es lange in der Hand, und dabei traten ihr die raschen Tränen ins Auge.

„Ich wollte dich nicht traurig stimmen. Verzeih! Es war ein dummer Einfall."

„Ja, wir sind alt geworden . . ."

„Gib her, ich zerreiße das dumme Ding."

Das gestattete sie nicht. Sie wollte es behalten. Zur Erinnerung.

Das Gewitter hatte durchaus nicht abgekühlt, vielmehr war es heiß geworden, und die Sonne stach. Der Duft dieser vielen Rosen hatte etwas quälend Betäubendes.

Man machte einen Kriegsplan für den Tag, und der Justizrat schlug vor, zu Hause zu bleiben. Im Garten fand sich ein schattiges Plätzchen, da mochte man sitzen und plaudern.

Sie war andern Sinnes. War man einmal hier, so mußte man die Umgebung kennen lernen. Der Vormittag sollte zu einer weiten Waldpromenade, das Seeufer entlang, ausgenutzt werden.

So machte man sich auf den Weg, und bald war sie, von dieser ständigen Unruhe getrieben, ihm voraus. Er hinter ihr drein. Es war sehr schwül, und je weiter sie in den Wald kamen, desto luftloser wurde es. Der Justizrat war den Morgen bereits ermüdet aufgestanden, und der Weg wurde ihm sauer. Er mußte den Hut abnehmen und die Knöpfe der Weste lockern, sein Taschentuch fuhr beständig über Stirn und Nacken. Doris um eine Rast bitten, mochte er nicht. Er quälte sich weiter und weiter, immer den Augenblick erharrend, da sie haltmachen würde. Doch schien sie seine Erschöpfung nicht gewahr zu werden. Auch war diese innere Unruhe in ihr, die sie vorwärts trieb.

Endlich an hoher Uferstelle, wo man Ausblick auf den See gewann und sich eine Strandspur tief zu ihren Füßen zeichnete, blieb sie stehen. Er war wieder neben ihr und sagte: „Hier ist es schön. Hier laß uns niedersitzen." Und sie taten's.

Schweigend zuerst. Der Justizrat sah kleine schwarze Kreise vor seinen Augen flirren, und der Gedanke an den Rückweg war ihm nicht eben behaglich. Auch saß man herzlich schlecht, und die überall geschäftigen Ameisen ließen ihn kaum zur Ruhe kommen.

Dann aber fühlte er sich doch gestärkt, die tiefe Stille ringsum, das Knistern der Sonnenstrahlen in den Kiefernadeln, der Blick auf den gläsernen See erfüllten ihn mit müder Genugtuung und lösten jene unbestimmte Dankbarkeit in ihm aus, die ein hervorstechender und guter Zug seines Wesens war. Verwöhnter Sohn des Glücks, liebte er es, der Mutter zu schmeicheln, die ihn verzog.

„O Königin, das Leben ist doch schön," sagte der Justizrat aus solcher Stimmung heraus. „Nein, zucke nicht die Achseln. Alles, was wir den vielen guten Gaben gegenüber, die uns zuteil werden, tun können, ist, ein wenig dankbar sein. Billige Münze. Aber man soll wenigstens damit nicht kargen."

„Ich empfinde das Leben nicht als gute Gabe. Mir ist es eine Last, nichts weiter."

„Doris —!"

„Ja, lieber Freund, ich kann dir das nicht verhehlen. Wenn du Anspruch darauf erhebst, mich glücklich zu machen, so ist dir das bisher noch nicht gelungen. Setz keine so traurige Miene auf! Das kann niemand. Ich stelle auch an niemanden solche Anforderung."

„Ich weiß nicht, was du vom Leben verlangst?"

„Vergessen können."

„Nein, laß uns einmal im Ernst darüber reden. Vergessen können! Das ist doch nur ein Wort, das du irgendwo gelesen hast. Von allem, was es überhaupt gibt, ist Erinnerung das beste."

„Vielleicht für die Glücklichen."

„Und ganz abgesehen davon! Die haben ein Recht zu klagen, die ein besonders schwerer Schicksalsschlag getroffen, oder denen es an der Notdurft des Lebens gebricht. Wenn wir, denen soviel Vorzüge zuteil geworden, nicht einmal dankbar dafür sind, so spricht das nicht gegen das Leben, sondern gegen uns."

„Ja, satt sein und ein gutes Bett haben, das genügt wohl."

„Es genügt auch. Und weißt du, wie ich das begriffen habe? Auf die allereinfachste Art. Es war in der ersten Zeit meiner Ehe, wir hatten eine Reise unternommen. Ich hatte mich leichtsinnig verausgabt, ein Bankguthaben besaß ich damals noch nicht, an Bekannte mochte ich mich nicht wenden. So kamen wir aus unsern guten Hotels in niedere Gasthöfe, aus der zweiten in die dritte Klasse und saßen in den Waggons mit allem möglichen Volk zusammen. Da hab ich's gelernt, dankbar zu sein für das, was man hat. Und Maria sagte auch —"

„Wenn du mir nur nicht immer von deiner Frau sprechen wolltest! Daß du das nicht begreifst, daß mich das beleidigen muß!"

„Wenn ich dir so ruhig von ihr sprechen kann, sehe ich nicht ein, warum du es nicht mit anhören solltest. Auch glaub ich dir das jetzt nicht mehr. Nicht mehr — seit dem Kranz."

„Welcher Kranz?"

„Den du auf ihr Grab an ihrem Todestage legen ließest."

„Ich einen Kranz auf ihr Grab? Ja, machst du dich über mich lustig?"

„Liebste Doris, verstelle dich nicht. Ich glaube dir doch nicht."

„Aber ich weiß von keinem Kranz, — wenn ich dir sage! Fiele mir auch nicht ein, derartiges zu tun."

Das Gespräch wurde abgebrochen. War der Kranz wirklich nicht von ihr gewesen, oder mochte sie es nur nicht eingestehen? Ihn peinigte die Frage, und er sann nach und fand doch keine Antwort. Aber das war nun einmal so. Man mochte sich bei der Hand halten und blieb einander dennoch fremd; man mochte seine Lippen auf die geliebten Lippen pressen und vermochte doch das Wort, das sie sprachen, nicht zu deuten.

Frau Doris war aufgestanden, die Wanderung fortzusetzen. Darauf aber ließ er sich nicht ein. Die zu Rate gezogene Uhr, die Möglichkeit eines neuen Gewitters mußten für ihn plädieren. Und diesmal hielt er an seinem Willen fest.

So trat man den Rückweg an, und wieder war sie ihm voraus. Die Mittagssonne brütete heißer, und er fühlte sich bald genug überanstrengt. Sie wandte sich nach ihm um und mußte hell auflachen, als sie sein müdes Gesicht und seinen schleppenden Gang gewahrte.

„Fang mich doch", rief sie ihm übermütig zu und begann zu laufen. Und wirklich setzte sich der gute Justizrat in Trab, sie zu haschen, denn er schämte sich, seine Schwäche einzugestehen. Dabei kreiselten wieder die schwarzen Ringe vor seinen Augen, und der Atem kam ihm mühsam aus tiefer Brust. Auch gelang es ihm nicht, die Leichtfüßige einzuholen.

Sie machte endlich halt und blickte auf ihn zurück. „Nein, wie du aussiehst! Wie ein zerzauster alter Bär!" Das klang brutal.

Der Justizrat ließ es sich nicht merken, aber ihr rasches Wort verletzte ihn tief. Es traf ihn da, wo er am verwundbarsten war: in der Überzeugung seiner Manneswürde.

Man kam zu Haus an, man nahm die Mahlzeit wieder auf der Veranda ein. Aber der Justizrat war kaum imstande, einen Bissen zu Munde zu führen, und auch Frau Doris klagte über einen leichten Kopfschmerz. Einsilbig schlich das Gespräch und nicht viel anders, als begehe man ein Totenmahl. Und wirklich war da irgend etwas begraben worden.

Man zog sich nach Tisch in eins der Zimmer zurück, um zu ruhen. Eher als im Freien war da Kühlung zu finden. Aber Frau Doris rief den Schlaf vergebens. Sie schloß die Augen und öffnete sie wieder und sah den Gefährten mit weit geöffnetem Mund auf dem Rücken liegen, und sein Atem ging schwer. Etwas wie ein Schauder überlief sie bei diesem Anblick. „Wie ein zerzauster alter Bär." Sie mochte ihn nicht stören und hatte sich, so peinigend es war, bei aller Nervosität regungslos zu halten. Dieser tückische Schmerz über der linken Schläfe wurde zu regelrechter Migräne. Wahrscheinlich hatte auch sie ihre Kräfte überanstrengt.

Als er endlich aufgewacht war, sagte sie: „Mir ist ganz elend. Ich bitte dich, laß uns so schnell wie möglich abreisen."

„Schon? Aber wenn du willst, natürlich." Daß seine Wünsche in diesem Fall mit den ihrigen übereinstimmten —, das auszusprechen, lag keine Veranlassung vor.

Wieder das Rollen der Räder auf eisernen Schienen. Wieder hatten sie beide ein Abteil für sich.

Er lag in seiner Ecke zurückgelehnt, sie saß ihm gegenüber. Aber er sah sie nicht. Die andre sah er. Nie, seit ihrem Tode, hatte er Maria so schmerzlich vermißt, niemals so tief empfunden, was sie ihm gewesen war. Das war nichts andres als das Heimweh, das den Sohn der Berge inmitten lärmender und geputzter und genußsüchtiger Städter befällt. Er biß die Zähne aufeinander.

Im Rollen der Räder war, nun leise tönend, nun aufjammernd, das Klagelied begrabenen Glücks.

Es war Abend geworden. Ihm war, als strecke sich ihm von draußen eine weiße Hand entgegen. Als könne er danach greifen und sie doch nicht fassen. Und diese weiße Hand hatte ihm stets nur wohl getan. Diese Hand hatte still gehalten zu allem, was er an ihr gesündigt hatte.

Eine Erkenntnis drängte sich ihm auf, und er formulierte den Gedanken mühsam, bis er ihn zu scharf pointiertem Satz gefaßt hatte: Mochte es wahr sein, wie sie sagten, daß der Mann polygam veranlagt war; jedenfalls blieb er monophil.

Man liebt nur einmal — nur in der Jugend — nur im Unverstand!

Die Räder rollten, und die Schienen klangen. Der Zug fuhr in die Finsternis hinein.

Frau Doris hatte die lange geschlossenen Augen weit geöffnet. Sie blickte über ihn hinweg auf einen Punkt in der Wand, als stünde da eine Schrift, die zu entziffern lohnte. Sie sagte plötzlich, und es klang herausfordernd: „Wann machen wir Hochzeit?"

„So bald als möglich. Zum Abenteurertum der Liebe sind wir beide doch nicht geschaffen."

„Ich wußte immer, daß du einer der alleranständigsten Menschen bist." Das kam aus andrer Stimmlage, und sie reichte ihm ihre Hand hin.

Lichter und Lärmen und Berlin und Stettiner Bahnhof!

XXV.

Sonderlich anheimelnd hatte es in Frau Doris' Zimmer nie ausgesehen; an diesem Morgen aber schien alles drüber und drunter gekehrt.

Das altmodische und breit ausladende Sofa war mit Kleidern bedeckt; auf dem Tische lagen die vielen Tücher und Bänder und Rüschen und Spitzen, die sich im Besitz einer Frau anzusammeln pflegen; die Kommode hatte ihre Kästen aufgetan, der Toilettenspiegel trug zur Rechten einen sehr farbenfreudigen Sommer-, zu seiner Linken einen sehr ernsten Trauerhut und schien auf seinem Glase ein Bild der Zerfahrenheit menschlichen Tuns geben zu wollen; mitten auf dem Fußboden aber stand der große braune Koffer, der Frau Doris in die Hauptstadt begleitet hatte; er war aufgeklappt und schon halb angefüllt, und neben ihm, als mißtraue man seiner Fassungskraft, ragten zwei große Kisten auf.

Offenbar war Frau Doris im Begriff, ihren Plan auszuführen und umzuziehen. Hatte sie doch das Zimmer drüben mit dem Balkon, in das sie abends, wenn Licht angezündet wurde, hineinblicken konnte, gar so angelockt. Nur sah sie selbst für so erfreulichen Anlaß nicht sonderlich heiter aus. Vielmehr schien sie übernächtig. Es lagen ihr Schatten um Augen und Kinn. Sie trug einen alten Trauerrock mit farbiger Bluse, wie es ihr eben zum Packen bequem sein mochte.

Es war etwas Gebücktes in ihrer Haltung und etwas Schleppendes in ihrem Gange, als sie scheinbar wahllos und zerstreut, bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand griff, ihn in die Tiefe des Koffers zu versenken. Es lag eine große Müdigkeit auf allem ihren Tun, die nur durch einen festen Entschluß zurückgedrängt schien. Auch unterbrach sie ihre Beschäftigung von Zeit zu Zeit, um nachdenklich an den kleinen Nähtisch am Fenster, der ihr zugleich als Schreibpult diente, heranzutreten.

Auf diesem Tisch lag ein angefangener Brief, und dem schien ihre Sorge zu gelten. Sie hatte ihn eben wieder in die Hand genommen, — wie in plötzlichem Entschlusse setzte sie sich nieder, ihn zu beendigen. Dabei hastete ihre Feder über das Papier. Hatte er zuvor große Wichtigkeit beanspruchen mögen, so schien er jetzt so gleichgültig geworden zu sein, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahm, ihn nochmals durchzulesen. Sie kniffte ihn eilfertig und steckte ihn in das Kuvert. Darauf setzte sie die Adresse des Justizrats.

Kaum aber war das geschehen, als sie den Kopf wie nach übergroßer Anstrengung auf ihren Arm sinken ließ. In ihren Augen standen Tränen. Sie weinte. Sie schluchzte, daß ihr zarter Körper hin und her gerissen wurde. Wie ein Kind gab sie sich ihrem Jammer hin.

Langsam und erst nach geraumer Zeit versiegten ihre Tränen. Noch saß sie hilflos und bemitleidenswert da. Dann raffte sie sich auf, und auch das hatte etwas Plötzliches, trat an die Waschschale und kühlte ihre Augen.

Sie fuhr zu packen fort und schien nun sehr viel entschlossener als zuvor. Sie rief das Mädchen zu ihrer Hilfe herbei. Offenbar war nicht viel Zeit zu verlieren.

War Frau Doris je eine gute Hausfrau gewesen? Die Frage war vielleicht weder nach der einen noch nach der andern Seite hin ohne weiteres zu entscheiden.

Völlig skrupellos aber war die Art und Weise, wie sie bei diesem Packen verfuhr. Flüchtig zusammengelegt, wurden Kleider und Wäschestücke in Koffer oder Kiste, wie es sich eben traf, hineingepreßt. Als hätte sie alles Interesse an diesen Dingen verloren, oder vielmehr, als wären sie für sie wertlos geworden und entweiht.

Die beiden Regenschirme, die sie von Julie und dem Justizrat erhalten hatte, waren ihr in die Hand gefallen. Sie maß sie am Koffer und an den Kisten, aber sie waren zu lang, um eingepackt zu werden. Einen Augenblick wog sie beide in ihrer Hand, dann rief sie das Mädchen und gab ihr den einen: „Wenn Sie ihn mögen? . . .“ Es war aber Juliens Schirm, für

den sie selbst sich entschieden hatte. Ganz so, wie ihre Wahl damals, zu Anfang ihres Berliner Aufenthalts, ausgefallen war.

Das Zimmer begann sich zu leeren. Irgendwie hatte es doch, solange Frau Doris es bewohnte, einen eigenartigen Charakter, und sei es nur den launischen seiner Besitzerin, angenommen. Jetzt standen die Allerweltsmöbel wieder so breitspurig und gleichgültig da, als käme es wirklich nicht darauf an, ob ein Menschenkind hier ein paar Wochen verweinte oder verlachte. So oder so, es häufte sich Staub.

Das Mädchen war hinausgeschickt worden, und Frau Doris machte Toilette. Ohne sonderlich darüber nachzudenken, legte sie die Trauerkleidung wieder an. Es sollte sich wohl so fügen, daß sie die Stadt verließ, wie sie sie betreten hatte.

Aber selbst diese alltägliche Verrichtung schien sie von neuem ermüdet zu haben. Sie stieß das Fenster auf. Der laute Wagenlärm der Potsdamerstraße schlug an ihr Ohr. Ein paar Augenblicke lauschte sie, als müsse sie eine leise, wohlbekannte Stimme darin unterscheiden können. War ihr das gelungen? Sie schloß das Fenster wieder, und ihre Oberzähne gruben sich tief in ihre Unterlippe; sehr kleine und sehr scharfe Zähne.

Koffer und Kisten waren geschlossen worden, sie machte der Pensionsinhaberin ihren Abschiedsbesuch. Es war das eine stets in Anspruch genommene, sehr fahrige und sehr laute Dame. Trotzdem unterhielt man sich bei dieser Gelegenheit aufs liebenswürdigste. Ob man wirklich zufrieden gewesen sei, wie man sich in Berlin gefallen habe, ob und wann man wiederkommen werde, das alles wurde erörtert. Und Frau Doris saß da, nun schon im Reisehut, spielte mit Juliens Regenschirm, hatte ein Lächeln um ihre Lippen und jenen leisen Ton, ähnlich dem Pizzikato ferner Violinen, in ihrer Stimme. Nur ihre Augen waren wechselnder und ausdrucksloser denn je.

Eine Droschke hielt vor dem Hause. Frau Doris' Koffer wurde auf den Bock geladen. Sie selbst stand neben dem Gefährt.

Sie wandte sich dem Mädchen zu, das sie hinabbegleitet hatte, und sagte: „Meine Adresse schreibe ich Ihnen in den nächsten Tagen, der Postsachen halber. Sollte irgend jemand kommen und nach mir fragen, so geben Sie sie nicht. Sie sagen, Sie wüßten nicht, was aus mir geworden wäre." Sie hatte ihren Fuß bereits auf dem Trittbrett, als sie sich plötzlich umwandte, mit beiden Armen nach den Schultern des Mädchens griff und das schlumpsige Ding auf beide Backen küßte. Irgendwie mußte ein Abschied sein.

„Hott!" sagte der Kutscher, und der Gaul zog an.

XXVI.

Spät am Abend erst war der Justizrat aus dem Kollegenkreise heimgekehrt, wo ihm die freudige Nachricht, daß er in den Vorstand der Anwaltskammer gewählt worden sei, mitgeteilt wurde. Das war ein Erfolg und, wie ihn alle scheinbar neidlos versicherten, der denkbar bestverdiente.

Auf Lorbeeren läßt sich ruhen. Freude wie Leid pflegten bei seiner gesunden Natur eine gleich bekömmliche Müdigkeit auszulösen, und so hatte er

unverzüglich sein Bett aufgesucht, ohne auch nur einen Blick auf die zahlreich eingelaufenen Postsendungen zu werfen.

Erst am andern Morgen, bei der Teetasse, kam ihm Frau Doris' Brief in die Hand, und er öffnete ihn völlig ahnungslos, vielmehr in der beruhigenden Genugtuung sicheren Besitzes. Er las und fuhr zurück, als hätte ihn der Schlag getroffen. Seine erste Empfindung war, zu ihr zu eilen, ihre Hand zu fassen, sie umzustimmen. Denn das alles war ja unausdenkbar!

Erst als er die wenigen Zeilen zum zweiten Male las, legte es sich ihm schwer auf Hirn und Herz. Seine Glieder schienen ihm den Dienst zu versagen. In ihm die dumpfe und mutraubende Empfindung, daß es ein Auflehnen dagegen nicht gab.

Der Brief begann mit der kühlen Auseinandersetzung, daß man sich ineinander getäuscht und das wohl beiderseits eingesehen habe. Unter solchen Umständen aber gebe es nur eins: reuelos auseinander gehen. So vermöge man sich wenigstens ein gutes Angedenken zu sichern.

Dann aber fand das kurze Schreiben einen zweiten Teil. „Es fehlt die Potenz hinter Ihren Anschauungen." „Sie sind nicht imstande, sich von wehleidigen und unwahren Sentimentalitäten frei zu machen." „Sie sind zu alt, sich ein neues Glück zu schaffen." Diese drei Sätze waren es, die den Justizrat in seinem Innersten trafen. Dazu der Übergang aus dem „Du" in das „Sie" der Anrede, der nicht als absichtliche Kränkung, sondern als Ausfluß einer naturgemäßen Stimmung erschien.

Es war wie ein Aufschreien in seinem Innern, daß sie recht habe in allem, was sie da sagte und tat.

Immerhin ließ der Justizrat, da Knaus eben eintrat, den Brief, als wäre nichts geschehen, in seine Brusttasche gleiten. Er ließ sich abbürsten, nahm Hut und Stock und begab sich an sein Tagewerk. Sein Kutscher wartete vor der Tür, er fuhr zu Gericht. Ja, vielleicht hatte er nie schärfer und mit so überlegener Dialektik plädiert wie an diesem Tage. Seine gesamte Nervenkraft war aufgereizt.

Neben all dem aber, was er tat und sagte und überlegte, ging dauernd ein zweiter Denkprozeß fort: Wie war sie auf diesen Entschluß verfallen? Wann mochte er in ihr aufgestiegen sein? Warum warf sie ein Glück von sich, nach dem doch viele gegriffen hätten? Womit hatte er sie beleidigt? Wie war es möglich, daß eine Frau, die einen Mann geliebt hatte, sich von ihm abwandte, als wäre nichts geschehen? Das waren viele Fragen, und auf keine fand er genügende Antwort.

Er dachte an ihre seltsame Frage nach dem Termin der Hochzeit. Er vergegenwärtigte sich manche Einzelheit ihrer gemeinsamen Reise. Ja, aber woran hatte er es fehlen lassen? Wo war so Ungeheuerliches geschehen, was einen derartigen Entschluß hätte rechtfertigen können? Nur eins wußte er nun freilich, daß er sich arg in ihr getäuscht hatte. Aber das war es ja gerade, was sie ihrerseits als für sie beide gültig behauptete!

Vielleicht hatte der Justizrat Frau Doris nie so sehr bewundert wie jetzt, da sie ihm den Abschied gab. Nur daß etwas wie Grauen in diesem Gefühl war.

An diesem Abend suchte der Justizrat sehr früh sein Schlafzimmer auf. Er war eben im Begriff, seinen Rock herauszuhängen, als ihm einfiel, er müsse den Brief aus seiner Tasche nehmen. Dabei las er ihn von neuem. Und indem er sich ihn wieder vergegenwärtigte, traten ihm die Tränen in die Augen. „Sie sind nicht imstande, sich von wehleidigen und unwahren Sentimentalitäten freizumachen.“ Sentimentalitäten! Beide hatte er nun verloren. Maria und Doris, und jede durch die andere.

Er saß lange halbausgekleidet auf seinem Bettrand. Dann nahm er ein Streichholz und verbrannte den Brief. Der schwelende Geruch war in der Luft des Zimmers, als er sich tief erschöpft auf seine Matratze warf.

Knaus erschien am andern Morgen, ihn zu wecken und den Bademantel bereit zu legen, aber der Justizrat erklärte, sich unwohl zu fühlen und im Bett bleiben zu wollen. Er gab Knaus die nötigen Anordnungen und setzte ihn von dem, was zu geschehen hatte, in Kenntnis. Die Augen weit geöffnet lag er da, ohne sich zu rühren. Julie erschien an seinem Bett, erkundigte sich nach seinem Befinden und wurde kurz, aber freundlich bedeutet. Nach dem Arzt schicken? Nein, dazu liege keine Veranlassung vor. Julie schlang in plötzlicher Zärtlichkeitsaufwallung ihren Arm um den Hals des Vaters und küßte ihn, er ließ es mit müdem Lächeln geschehen.

Sie war hinausgehuscht, und er lag und sann. Daß diese Trennung ihr Gutes habe, konnte auch er sich nicht verhehlen. Das aber nahm ihr nichts von ihrer Bitterkeit. Dieser bohrende Schmerz blieb: abgetan, verworfen zu sein.

Ihm war, als wäre in Frau Doris die Jugend leibhaftig an ihn herangetreten. Hätte ihn an sich gezogen, mit ihm getändelt, ihm tief in die Augen geblickt und ihn dann plötzlich wie mit Abscheu oder Erschrecken von sich gestoßen. Nun lag er da, sehr müde und sehr alt.

Er versuchte an Maria zu denken. Er vermochte es nicht. Doris' Bild trat dazwischen. Wollte er aber seine Gedanken, schmerzlich wie sie sein mochten, Doris zuwenden, so war es Maria, die sie verscheuchte. Nun hatte er niemand mehr. Nun wartete seiner völliges Alleinsein.

Und hinter dem allen stand fröstelnd das Ende.

So dämmerte er hin. Alles war schattenhaft geworden. Es lohnte sich nicht mehr, nach irgend etwas zu greifen, denn es mußte doch in der Hand zerrinnen. Dabei taten ihm zeitweise Bettwärme und Ruhe körperlich wohl, daß alles in müder Gleichgültigkeit verschwamm. Dann wieder war die andre Empfindung wach, daß man so, wie eben jetzt, mit über der Brust gefalteten Händen auf dem Rücken daliegen werde, wenn sie den schweren Deckel über einem zuschrauben würden. Und das benahm ihm völlig den Atem. Man mußte sich aufrichten, um solche Beklemmungen irgendwie loszuwerden.

Altern und Sterben waren wohl nur verschiedene Stationen auf dem nämlichen Wege.

Julie kam nach der Schule sogleich wieder ins Zimmer des Vaters. Wie sie ihn heute morgen gesehen hatte, war er ihr verwandelt erschienen.

Ohne es selbst zu wissen, benahm sie sich ihm gegenüber auch anders: von gleich zu gleich. Sie setzte sich an sein Bett und begann ihm allerlei zu erzählen; schien auch von seiner Plaudergabe gelernt zu haben; griff dann zur Zeitung und las ihm unaufgefordert daraus vor. Eine Weile ließ er es gern geschehen. Dann aber wies er sie sanft hinaus.

Erst nachdem sie ihn verlassen hatte, fiel es ihm auf, daß sie ihre Haare anders als sonst getragen hatte. Sie hatte ihre Zöpfe aufgesteckt. Das stand ihr aber gar nicht übel.

Sie ging, um in bestimmten Zwischenräumen wieder nach ihm zu sehen. Wie das bei Frauen immer der Fall, wurde seine Schwäche ihr zu selbstverständlicher Kraft.

Als sie des andern Morgens wieder an sein Bett trat, behauptete er noch immer liegen bleiben zu müssen. „Aber nein, Papa, das ist unmöglich; du vergißt, daß sich für heute die Deputation bei dir angemeldet hat."

„Man wird ihnen abtelephonieren müssen."

„Frau Knaus hat bereits alle Vorbereitungen getroffen."

„Herrgott, man wird doch wohl das Recht haben, krank zu sein!"

„Nein, siehst du, Papa, sie kommen doch, um dich zu ehren. Alle freuen sich, daß du in den Vorstand gewählt bist. Und da willst du tun, als ob es dir ganz gleichgültig wäre?"

„Ist mir auch durchaus einerlei."

„Weißt du was, Papachen? Du stehst jetzt auf und versuchst es einmal. Fühlst du dich nachher wieder schwach, kannst du dich immer noch hinlegen."

„Macht es dir denn Vergnügen?"

„Ach, so großes!" Dabei war ein völlig frauenhafter und überlegener Ausdruck in ihren Mienen.

Es geschah, wie sie gewollt hatte. Der Justizrat stand auf und fühlte sich soweit ganz propper. Die Deputation der Anwaltskammer erschien und wurde aufs beste bewirtet. Der Vorsitzende hielt eine Ansprache auf das neue Vorstandsmitglied, und Joachim erwiderte schlagfertig und witzig wie nur je. Der gereichte Burgunder wurde allseitig gerühmt. Der Justizrat selbst schlürfte sein Glas mit Verständnis.

Die Herren waren gegangen, und Vater und Tochter schritten plaudernd, die noch eben zugegen Gewesenen schalkhaft parodierend, im Zimmer auf und nieder. Sein Aussehen war wieder zufriedenstellend. Er hatte ihren Arm genommen und stützte sich ein wenig darauf.

Julie selbst mutete in diesem Augenblick völlig präsentabel an. Und warum sollte es sich nicht mit einer erwachsenen Tochter leben lassen?

Die Religion Thomas Carlyles.

Von

Dr. **Edv. Lehmann**-Kopenhagen.

Der Schotte Thomas Carlyle ist jedem Gebildeten, der die englische Sprache spricht, bekannt, ja selbst in weiten Kreisen der angelsächsischen Bevölkerung, die sonst keine literarische Bildung besitzen, sind seine Schriften beliebt und werden viel gelesen.

Auch in Deutschland hat er einen Namen und verdient in der Tat gerade hier bekannt und geschätzt zu werden; denn einen Teil seiner besten Kraft hat dieser große Schriftsteller Deutschland gewidmet, indem er sich als Aufgabe stellte, seinen Landsleuten die Schätze des deutschen Geisteslebens zugänglich zu machen. Daß er der Geschichtschreiber Friedrichs des Großen wurde, ist in dieser Beziehung nicht das Wesentliche. Viel wichtiger ist, daß er neben Coleridge — und in noch höherem Grade als Coleridge — als derjenige dasteht, der das Denken und die Dichtung des klassischen und romantischen Deutschlands in England eingeführt hat: Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Jean Paul und Novalis — er umfaßte sie alle mit seinem Enthusiasmus und verkündete sie wie ein Apostel eine frohe Botschaft. Aber noch weiter als zu diesen einzelnen drang sein Blick: er hat überhaupt die germanische Kultur begriffen und geschätzt zu einer Zeit, da alle seine Umgebungen nur von der gallischen und der britischen Kultur sprachen.

Mit dieser seiner Vorliebe wie überhaupt mit seinen Ansichten stand Carlyle unter seinen englischen Zeitgenossen als ein vereinsamter Mann. Er blieb ihnen lange ein Sonderling, ein unverständlicher und unzugänglicher Geist, und seine Rede ging über sie hin. Selbst sein vertrauter Freund Stuart Mill bekennt in seiner Selbstbiographie, daß er anfänglich von dem Jugendwerke Carlyles, „Sartor resartus", gar nichts verstand; späterhin aber, als er diese Gedanken auf andrem Wege hatte verstehen lernen, las er das Buch wiederholt mit steigender Bewunderung und mit lebhaftem Entzücken.

Wie es Stuart Mill ging, so ist es dem Volke, dessen typischer Vertreter er in Wirklichkeit ist, allmählich gegangen. Die Engländer haben Carlyle verstehen lernen; sie lesen ihn heute mit Bewunderung und Entzücken, und

sein Name steht jetzt unter den goldenen Namen in der Rotunde der Lesehalle des Britischen Museums neben Samuel Johnson, Wordsworth, Coleridge und Ruskin — lauter Männern, die wie er dafür gekämpft haben, das menschliche Leben tiefer und inniger aufzufassen.

Schöner indessen als diese äußere Verewigung seines Namens spricht von Carlyles Bedeutung ein Wort der Anerkennung, das sein Biograph Froude uns überliefert hat: „Ein armer Weber aus Paisley dankte Carlyle für seine Schriften; die Welt sei ihm früher ein öder Tempel gewesen, Carlyle habe den Dingen ihren Sinn für ihn wiedergegeben" (had restored to him the significance of things). Kann einem Manne, der sich der geistigen Arbeit gewidmet hat, ein schöneres Lob gespendet werden? Gibt es eine tiefere Armseligkeit als die, daß Welt und Leben dem Menschen gleichgültig geworden; und ist das nicht das Zeichen wahrer Erleuchtung und Erlösung, daß die Dinge für einen Menschen wieder ihren Sinn gewonnen haben? Er hat Carlyle gut getroffen, dieser Weber; Carlyle hat ja selbst in seinem „Sartor" gesagt, daß, richtig verstanden, auch nicht geringste Sache ohne Bedeutung sei; „alle Dinge sind Fenster, durch die das denkende Auge in die Unendlichkeit hineinblickt".

Carlyle fing als Literaturhistoriker an, wurde Historiker und Sozialökonom, ein politischer Schriftsteller und Moralphilosoph — mit keinem dieser Worte jedoch ist seine wahre Eigenart bezeichnet. Ich weiß kein andres Wort, um das Zentrale in seinem geistigen Werk zu charakterisieren, als das alte Wort „Prophet", wenn man unter einem Propheten einen Mann versteht, der sich wie jene alten Seher Israels „auf seine Warte stellt, um auszuspähen"; einen Mann, der von einem Höhepunkt aus die Zeiten und die Geschlechter überschaut, der das Leben und Streben der Menschen im Lichte einer Gesamtbetrachtung zu sehen vermag, der bald richtend, drohend und warnend, bald tröstend und verheißend die Menschen ermahnt, dem Zwecke ihres Daseins gemäß zu leben, und ihnen zeigt, wie sie dieses Ziel erreichen können.

Ein solcher wollte Carlyle sein, und er ist es geworden. Seinen Überblick über die Zeiten und die Menschen, der ihn dazu befähigte, verdankt er nicht allein seinen tiefen Studien der Literatur und der neueren Geschichte, sondern auch den eigenartigen Zeitverhältnissen, unter denen sein Leben verlief. Er hat sozusagen drei Jahrhunderte mit erlebt. Obgleich 1795 geboren, wuchs er im Puritanismus des 17. Jahrhunderts auf; in seiner akademischen Jugendzeit gehörte er dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der sich in Edinburg noch bis in die zwanziger Jahre hielt; der Geist des 19. Jahrhunderts erwachte in ihm, als er von der Romantik ergriffen wurde. Aber er erlebte nicht nur die träumerische Jugend, sondern auch das ernste Mannesalter dieses Jahrhunderts: den Realismus und den Positivismus, die großen politischen Ereignisse, das Zeitalter der Industrie und der sozialen Probleme —

das alles trat ihm entgegen in London, wo er die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte.

„Womit der Krug zunächst getränkt, danach wird er den Duft bewahren" — Carlyle blieb ein Puritaner und ein Calvinist sein Leben lang, wie weit er sich auch äußerlich vom Puritanismus und von der calvinischen Kirche entfernte.

Der Puritanismus ist nicht nur jene geregelte Selbstheiligung, jener nüchterne und dumpfe Asketismus im bürgerlichen Leben; der Puritanismus ist vor allem Ernst und sittliche Strenge, er ist die Festigkeit und Härte des Charakters, das Tapfer- und Treusein bis in den Tod. In diesem Sinne blieb Carlyle stets ein Puritaner; und dieser Puritanismus war sein Ideal, das er in der Geschichte pries und zu dem er die Welt bekehren wollte.

Und wäre der Calvinismus — wie in den Lehrbüchern — mit der symbolischen Sakramentenlehre und der Prädestinationslehre, mit Gemeindewesen und Kirchenzucht erschöpft, dann hätte wohl nicht neuerdings die halbe Welt das Andenken Calvins in Genf gefeiert. Die Kraft des Calvinismus liegt in seinem Gottesverhältnis und in seinem Gottesbegriff. Die „plötzliche Bekehrung", die Conversio subita Calvins, die ihn zum evangelischen Christen machte, war vor allem die Unterwerfung des stolzen Mannes unter die Majestät Gottes, und ein fester Entschluß, von jetzt an dessen geoffenbarten Willen durchaus zu realisieren. „Dein Wille geschehe" — das ist sein Hauptwort, und die Erklärung des Fiat Voluntas tua ist der erhabenste und am meisten ergreifende Abschnitt seiner Institutio.

Mag auch dieser Gott des heiligen Willens dem Evangelium viel ferner stehen als der „liebe Vater im Himmel", den uns Luther wieder gegeben hat — jene, noch immer halb alttestamentliche Bestimmung der Gottheit und des Gottesverhältnisses hat nichtsdestoweniger eine gewaltige Bedeutung gehabt; sie hat Helden erzeugt und Völker erzogen, hat eine sittliche Kultur geschaffen, die überall, wo der Calvinismus geherrscht hat, noch immer zu spüren — ist ja das, was man heutzutage englisches Wesen nennen könnte, ohne dieses Element gar nicht zu erklären.

Für Carlyle wurde diese Bestimmung des Göttlichen als Allmacht und Gerechtigkeit und die Auffassung der Frömmigkeit als Loyalität grundlegend und unverlierbar, selbst wo er nicht mehr von Gott und Gottesglaube redet. Hatte er ja von seiner Kindheit an ergreifende Beispiele dieser altgläubigen Frömmigkeit vor Augen gehabt. Noch 60 oder 65 Jahre nachher, berichtet er in seinen „Reminiscences", sieht er vor sich, deutlich wie in einem Spiegel, diese ruhigen, aufmerksamen Angesichter der alten frommen Bauern, wie sie in ihrer kleinen Kirche mit Strohdach und Lehmwänden saßen, dort droben in Annandale. „Ich mußte diesem armseligen Tempel meiner Kindheit das Lebewohl sagen — ehrwürdiger noch in meinen Augen als irgendein mächtiger Dom; roh, plump und kahl, — keine Kirche in der Welt konnte es mehr sein als diese — aber es wurden Zungen des heiligen Feuers darin entzündet, Zungen eines Feuers, das noch nicht erloschen ist."

Er spricht immer gern von diesen Leuten, von ihrem Glauben, ihrem Charakter, von ihrer menschlichen Weisheit, die sich in knappen, derben Worten und Sprüchen äußerte.

Sein Vater, der Maurer James Carlyle, war ein Mann von diesem Schlage. Als er sich im ersten Mannesalter offen der presbyterianischen Burgherfekte angeschlossen hatte, war von dieser Zeit an „sein irdisches Leben von einem himmlischen überwölbt und beleuchtet", „er war von jetzt an ein Mann — gold and the guinea stamp, a man and the clothes of man". „Er stand jetzt auf dem ewigen Felsen, von dem aus er durch die Zeit mit ihrem Tod in die Ewigkeit mit ihrem Leben hinein schaute."

Damit ist schon gesagt, was Carlyle unter Religion versteht: Überblick, Freiheit, Festigkeit, Charakter; er hebt es sofort hervor, daß der Vater durch seinen Glauben ein Mann wurde. Ein Mann von unerschütterlichem Ernst und unbestechlicher Ehrlichkeit war dieser Maurer, der, als ihn der neue Zeitgeist zwingen wollte, zierliche statt gediegener Häuser zu bauen, die Maurerkelle niederlegte und nie mehr ein Haus baute. Und dabei ein weiches, zaghaftes Herz, wenn er seinem Gott gegenüberstand. „Oft habe ich ihn weinen sehen", sagt der Sohn; „seine Stimme versagte und seine Lippen bebten, wenn er aus der Bibel vorlas. — Ach, wenn ich bedenke, daß die Bibel das einzige Buch war, das dieser Mann gelesen hatte, und was er daraus für sein Leben geschöpft — ich schäme mich meiner selbst, der ich so vieles gelesen und so wenig davon gehabt habe!"

Aus diesem geistigen Boden wuchs der Knabe empor, wuchs aber, als er Student in Edinburg wurde, in eine andre Zeit und einen andern Zeitgeist hinein. In Edinburg herrschte der Voltairianismus — wurde der literarische Führer, Lord Jeffrey, ja der schottische Voltaire genannt; und Carlyle wurde nicht gerade von Voltaire, sondern von der Rationalität des Denkens und der mechanischen Welterklärung ergriffen, deren Popularisierung der gediegene Rationalismus als seine Hauptaufgabe betrachtete.

Auch scheint auf Carlyle Eindruck gemacht zu haben ein andrer Gedanke, mit dem sein großer Landsmann, Adam Smith, gelegentlich spielte (zur wirklichen Basis seiner Ethik machte er ihn ja nimmer): daß, wie im kaufmännischen, so auch im moralischen Leben ein wohlverstandener, von allen gleichmäßig geübter Egoismus nach allen Seiten hin Zufriedenheit erwecken würde. Ein solcher Gedanke mag, von einem edlen Manne gedacht, recht schön sein; wenn er aber als Scheidemünze durch allerlei schmutzige Finger geht, wird daraus Selbstsucht; und gerade, was Carlyle späterhin den Rationalismus verleidete, war dieser populäre Egoismus, der in der englischen Welt sozusagen ein bürgerliches Prinzip geworden war.

Ebenso wurde der Gottesbegriff des Deismus nachher ein Gegenstand seines zornigen Spottes. Die altherkömmliche Welterklärung, die die Gottheit zum unmittelbaren Urheber aller Ereignisse sowohl in der Natur als im inneren Leben machte, hatten die neuen Naturkenntnisse wesentlich beeinträchtigt, und es blieb nun die Frage, ob der Gottheit ein Eingreifen in außerordentlichen, der Naturforschung unerklärbaren Fällen oder überhaupt

kein Eingreifen zugestanden werden sollte. Jedenfalls war die Rolle der Gottheit eine sehr bescheidene, und von einem Gottesverhältnis konnte bei diesen Voraussetzungen kaum die Rede sein. Carlyle, der religiös veranlagte, hat tief empfunden, daß ein Gottesbegriff ohne Gottesverhältnis von keinem Nutzen, ja eine grausame Ironie auf das Höchste sei. Was kann es mir helfen, einen Gott in der Ferne zu wissen?

Er sollte aus der Not gerettet werden und eine positive Lösung dieser tiefsten Frage finden. Zunächst mußte er aber vieles erleben und vieles leiden.

Carlyle studierte Theologie, — ein ödes Studium fürwahr in einer rationalistischen Zeit; er machte auch nie von seinem Examen Gebrauch. Die Naturwissenschaften hatten sein Interesse geweckt, er studierte Mathematik und Astronomie, daneben Philosophie und Literatur, und er fristete das Leben als Lehrer in Edinburg, bis er im Jahre 1816 an eine Schule in der kleinen Stadt Kirkcaldy berufen wurde. Er kam hier in nahe Berührung mit einem Manne, der, obgleich aus demselben Dörfchen wie er selbst stammend, ihm jedoch bisher unbekannt geblieben war, der aber jetzt und für lange Zeit sein bester Freund werden und auf seine Entwicklung großen Einfluß üben sollte. Es war Edward Irving, der spätere Gründer der Irvingianersekte. Er war ein Mann von glücklichem und heiterem Gemüt, ein schneller Kopf und eine offene Seele. Er hatte vieles erfahren und verstanden, was dem dumpfen Bauernsohne noch verschlossen geblieben war.

Die Freundschaft, die sich jetzt entspann, reich an Gesprächen, an gemeinsamer Lektüre, an tiefen Erwägungen aller Lebensfragen, öffnete dem jungen, suchenden und ringenden Geiste neue Perspektiven. Vor allem lernte er hier die deutsche Dichtung und Philosophie verstehen, die Irving schon bekannt war, und der sich Carlyle nunmehr in Ruhe hingeben konnte, — und damit trat er in der Tat in das 19. Jahrhundert ein.

Als Carlyle die Romantik kennen lernte, war es ihm, als ob er einer halb vergessenen Sage wieder lauschte. Diese Botschaft von der Unendlichkeit der Welt, von der Ewigkeit des Daseins, von der Macht des Geistigen, ja von der Absolutheit und Alleinherrschaft des Geistes, die hatte er in jener Kirche mit dem Strohdache gehört, „nur mit ein wenig andern Worten“. Jetzt hörte er sie wieder ohne die Steifheit des Calvinismus und ohne den herben Beigeschmack des Puritanismus. Sie war jetzt wirklich eine frohe Botschaft, von der „heiteren Kunst“ gebracht. Goethe, der in Licht und Sonne lebende, Schiller mit der freien, edlen Gesinnung, Fichte und Hegel, die mit ihren Gedanken das Dasein umspannten, — der neue Zeitgeist, die höchste Kultur war von diesem Idealismus getragen.

Aber es ging langsam vorwärts mit Carlyle; denn er ist ein tiefer Geist — und ein Starrkopf zugleich. Zögernd hatte er seinen alten Glauben verlassen, und lange dauerte es, bis der neue in ihm aufging. Was die Romantik in ihm niedergelegt hatte, lebte lange wie verborgene Keime in ihm. Drei öde Jahre — „die schrecklichsten seines Lebens“ nannte er sie — verlebte er nach

jener Schulzeit noch in Edinburg, von Krankheit und Armut, von Enttäuschungen, von Zweifel und Unglauben geplagt, vor allem von dem schlimmsten Unglauben, dem mangelnden Glauben an sich selbst. Er fühlte sich wie in einer Wüste, wo er des Teufels Versuchungen auszuhalten hatte, bis ihm endlich Kraft gegeben wurde, das Apage, Satanas! zu rufen.

Auch dieser Zustand war notwendig. „Der tote Glaube mußte in ihm völlig sterben, bevor ein lebendiger Glaube in ihm erwachen konnte." Er mußte gründlich in sich selbst erfahren, was es heißt, in einem Scheinglauben, d. h. in der Tat in Unglauben, zu leben.

Er empfand vor allem diesen Zustand als eine völlige Vereinsamung: „Ein schwacher einzelner Einer mitten in einer drohenden Unendlichkeit; überall nur ein ödes Universum, ohne Leben, ohne Zweck, ohne Willen, ja sogar ohne Feindseligkeit; eine ungeheure tote, unermeßliche Dampfmaschine, die immer weiter wirbelte, um mich Glied für Glied zu zerreißen."

Dies war die Frucht, die seine Seele aus der mechanischen Naturerklärung geerntet hatte; aber die rationalistische Ethik mit ihrem „wohlverstandenen Egoismus" versetzte ihn in eine noch schlimmere Vereinsamung. Weil er immer nur für sich selbst allein existieren wollte, hatten seine Mitmenschen tatsächlich aufgehört, für ihn zu existieren. „Männer und Frauen um mich her waren, obgleich sie mit mir redeten, zu bloßen Schattenbildern geworden; ich hatte in der Tat vergessen, daß sie lebendig, daß sie nicht lediglich Automaten waren. So war ich von unsichtbaren, obgleich undurchdringlichen Wänden von allem Lebenden getrennt."

Also führte Carlyle ein Scheinleben, ein bloß galvanisches Leben, wie er es im Stile Jean Pauls nennt, und dieser Zustand mußte durchbrochen werden, wenn der Unglückselige nicht gänzlich den Todesmächten anheimfallen sollte.

Es geschah ihm eines Tages mitten auf der Straße in Edinburg. Im „Sartor resartus", wo er diese Bekehrung beschreibt, läßt er sie — immer mit symbolischen Namen spielend — in der Rue de l'enfer in Paris vor sich gehen.

Die Bekehrung bestand in einem kräftigen Protest. Plötzlich, als er in der schwülen und schmutzigen Straße ging, regte sich der Gedanke in ihm: „Was hast du zu fürchten? Warum gehst du umher wie ein wimmernder Feigling? Was ist das Schlimmste, was dir begegnen kann? Der Tod, und alles, was Teufel und Menschen dir antun können! Nun wohl: Hast du kein Herz? Kannst du nicht die Leiden ertragen, die dir auferlegt werden? Komm an: Ich will ihm entgegen treten und trotzen . . .

„Und als ich so dachte, ergoß sich ein Strom wie von Feuer über meine Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht für immer ab. Ich fühlte mich stark, von ungeahnter Kraft erfüllt, einen Geist, beinahe einen Gott.

„Von dieser Stunde datiere ich meine geistige Neugeburt; vielleicht fing ich an, unmittelbar darnach ein Mann zu sein."

Der psychische Verlauf dieses Bekehrungsprozesses ist derselbe wie bei vielen andern: Ein langsames Herabsinken zu einem Nullpunkt, auf dem die Seele

lange stehen bleibt, bis sie sich plötzlich emporhebt und dadurch ein bleibendes, höheres Niveau erreicht. Die Mystiker nannten diesen Nullpunkt die siccitas, nach der sie eine vivificatio erhofften oder gar sicher erwarteten. Sie verhielten sich bei dem Prozeß meistens passiv und rein empfangend. Carlyle aber ist im höchsten Grade aktiv; den Gedanken, der in ihm aufsteigt, führt er sofort zu einer Äußerung des Willens: Mut, Trotz. Seine Bekehrung ist ein selbstgewolltes Aufraffen: was er bereut, ist nicht Sünde, sondern Schwäche; was er gewinnt, empfindet er nicht als Gnade, sondern als einen Sieg; er ringt, um überhaupt Existenz zu gewinnen, und er fühlt diese sofort als Stärke, als Handlungskraft und Männlichkeit.

Inhaltlich ist diese Bekehrung eine Rückkehr zum göttlichen Vater und dadurch zur Menschenliebe. Demselben Mann, der sich früher als einen Vaterlosen, als einen in ein endloses Universum zufällig Hineingeschleuderten fühlte, ertönt jetzt wie himmlische Musik das Evangelium: „Das Universum ist nicht tot und dämonisch, kein Leichenhaus voller Gespenster, sondern göttlich und gehört meinem Vater."

Und mit dieser Erkenntnis wird ihm die Welt jetzt neu; er kann die Menschen mit andern Augen betrachten, mit unendlicher Liebe, mit unendlichem Mitleid: „O, mein Bruder! mein Bruder! Warum kann ich dich nicht in meinem Busen fassen und alle Tränen von deinen Augen abwischen? — Weil er nunmehr einen Vater hat, hat er auch Brüder und Schwestern — alle sind sie ja des Vaters Kinder!"

Jetzt kann er auch die Natur ihrem inneren Wesen nach begreifen. „Und was ist die Natur? Warum nenne ich dich nicht Gott? Bist du nicht der Gottheit lebendiges Kleid? O Himmel! Ist Er es nicht, der durch dich spricht, der in dir lebt und liebt, der in mir lebt und liebt?"

Er hat Gott gefunden, indem er ein neues Verständnis von Gott gefunden hat: daß Gott kein „abwesender Gott" ist, der noch immer seit dem ersten Sabbattag müßig außerhalb des Universums dasitzt, um nachzusehen, wie es fungiert. „Nein, er ist hier und jetzt, ewig und überall, ein ewiges Nun, ein allgegenwärtiges Hier." Er hat die Gottheit als innerweltliche Macht begriffen, als Kernpunkt und lebendiger Herzpunkt des ganzen Daseins, der alles belebt und beseelt und die mechanisch wirkende Natur zu einem lebenden Organismus macht. „Ihm ziemt's, die Welt im Inneren zu bewegen."

Carlyle hat diesen Gottesbegriff zunächst in seiner romantisch-barokken „Philosophie der Kleider" entwickelt.

Eines Abends, erzählt Carlyle in seinen Lebenserinnerungen, als er von einer Gesellschaft in seinem Ponywagen allein durch Regen und Finsternis nach Hause fuhr, fiel es ihm plötzlich auf, welche Rolle die Kleider in einer solchen Gesellschaft spielen. Von diesem Eindruck aus ging sein Gedanke weiter zu einer Verwunderung über das Sonderbare: daß diese Menschen, Gottes Geschöpfe und Kinder der Natur, überhaupt angekleidet seien. „Widert es uns doch an, wenn wir durch Holland reisen, die Kühe von Gouda mit großen Decken überkleidet zu sehen, warum empfinden wir nicht dasselbe den Menschen gegenüber?"

„Und anderseits: ohne Kleider geht es nicht. The house of Lords z. B.; gibt es einen Menschen, der sich dieses ohne Kleider denken könnte? Die Peers von England, die Bischöfe, der Lordkanzler auf seinem Wollsack, der Herzog von Windelstraw für eine bill plädierend, alle, wie sie der liebe Gott geschaffen hat — infandum! infandum! Die Phantasie scheut sich, erschreckt wie vor einer Schwefelatmosphäre.

„Oder der Gerichtshof. Da sitzt der rote Richter und befiehlt dem schwarzen Häscher, den Gauner mit dem blauen Hemd aufzuknüpfen. Wenn nun die Kleider und ihre Farben nicht da wären? Welche Wirren könnten nicht entstehen? Vielleicht würde der Gauner den Richter aufknüpfen lassen.

„Nein, ohne Kleider geht es nicht. Die Kleider sind mit dem Menschen verwoben; der Mensch ist ein Geist, der Kleider trägt.

„Und kann das Wunder nehmen? Es ist ja mit der ganzen Welt nicht anders. Die grüne Erde und der blaue Himmel, die Dinge alle, die wir fassen und sehen, was sind sie andres als Kleider des ewigen Geistes, was sind wir Menschen, wenn nicht äußere Hüllen seines Geistes, der in uns wohnt? Das alles sind ja nur Abzeichen und Symbole, eine Sprache, die er spricht, das Körperliche, durch das er sich kundtut. Redete nicht schon der Prophet davon: ‚Den Himmel rollt er aus wie ein Kleid'; sagt es nicht der Erdgeist, den Faust beschwört:

So sitz ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und webe der Gottheit lebendiges Kleid.

‚Chrysostomus hat es mit seinem goldenen Munde gesagt: ‚Die wahre Schekinah, das Gottesverweilen, ist der Mensch'; und der fromme Novalis wiederholt es: ‚Gott selbst berührst du, wenn du eines Menschen Körper anrührst'."

Die „Philosophie der Kleider" ist eine humoristisch-religiöse Ausgestaltung des philosophischen Idealismus, der seit Kant damals die deutsche Philosophie beherrschte. Daß das reale Wesen der Dinge unerkennbar und unergründlich, daß jede Erkenntnis nur eine symbolische ist, das wurde für Carlyle die Befreiung von dem Rationalismus und dessen Materialismus. Wohl möchte er jedoch, wie Goethe, das Unerkennbare mittelst der Symbole der Weltrealitäten *ahnen*, so wie ja Faust aus dem Regenbogen des Wasserfalls die Sonne ahnt:

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben,
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Er möchte das Geheimnis des Daseins als ein „offenbares Geheimnis", wie Goethe es nannte, fassen; „unsichtbar sichtbar neben dir" — das waren rechte Worte für ihn.

Dadurch, daß alle Dinge nur als Symbole aufgefaßt werden, erhalten sie erst ihren Sinn; denn sie sind ja Symbole des Ewigen, des Göttlichen; und Carlyle kann sich jetzt unbesorgt der symbolischen Deutung alles Existierenden hingeben. Sprache, Worte sind ja nur Schallsymbole dessen, was nie recht ausgesprochen werden kann. „Wer kann das Heilige sagen? Die heiligen Handlungen der Kirchen, die Sakramente sagen es viel besser, weil sie es nicht unmittelbar sagen wollen. Auch sie sind Kleider und Kirchenkleider. Eine Hülle des Heiligen, eine Rinde des Baumes ist alles

dieses Äußere des Kultus. Ganz recht! Nenne sie aber deshalb nur nicht bedeutungslos! Versuche einmal, die Rinde von dem Baume zu schälen und siehe, was aus dem Baume wird."

So haben Mystiker aller Zeiten — mohammedanische und indische so gut wie christliche — mit dem Äußeren des Heiligen und des Weltlichen gespielt; sie betrachten es als etwas an sich Unwesentliches, haben es aber gerade deshalb, und weil sie darin eine symbolische Bedeutung finden, am Ende gern behalten und im Praktischen hoch geschätzt.

Und Mystiker ist Carlyle oftmals; im Sartor resartus wird er es jedenfalls, wenn er über Goethe hinausgeht und Novalis' Worte zu den seinigen macht; wenn er die Natur als göttlich, den Menschen als Gott betrachtet.

Aber er geht an solchen Stellen eigentlich auch über sich selbst hinaus. Und was er selbst war und selbst wollte, wurde ihm mit den Jahren immer deutlicher. Sein Lebensgang führte ihn der Wirklichkeit näher, als er nach der ländlichen Einsamkeit der ersten Jahre seines Ehestandes nach London übersiedelte.

Hier begegnete ihm wieder ein neuer Zeitgeist, und er trat in eine andre Kulturphase des 19. Jahrhunderts ein. Schon durch seine Gattin, die geistreiche und hochgebildete Jane Welsh, lernte er eine höhere, moderne Zivilisation kennen. In dieser Beziehung war diese Ehe, trotz ihrer Mißhelligkeiten, ihm ein wahrer Segen; auch als er in London mit dem Kreise vertraut wurde, wo Männer wie Stuart Mill und Charles Dickens tonangebend waren, traten ihm die Verhältnisse und die praktischen Fragen der Zeit, der wir noch angehören, so nahe, daß er nunmehr mit ihnen rechnen mußte und sie allmählich in seine Gedankenwelt aufnahm.

War Carlyle in seiner ersten romantischen Jugend stark mystisch angehaucht, so nahm sein Geist hier eine mehr praktische Richtung, und sein Sinn für die moralische Seite der Dinge, der schon im Sartor lebendig war, wurde von jetzt an der Grundzug seines Charakters. Carlyle steht als der Moralist unter den Romantikern, nicht nur weil er, wie Fichte, der sein nächstes Vorbild unter den Denkern ist, moralische Prinzipien mit seinem Idealismus verband, sondern weil er als Puritaner von nichts wissen wollte, was nicht Ernst ist, und sich als Engländer kein Leben denken konnte, das sich nicht durch Tat und Tatsächlichkeit bekundet.

Carlyles offener Blick, ja sein immenser Sinn für Realitäten zeigt sich bereits in seiner Geschichtschreibung, und zwar nicht nur durch die aktenmäßigen Belege, sondern durch die reale Anschaulichkeit, mit der er alles beschreibt und beleuchtet. Ebenso richtet er als Moralist sein Auge auf die Wirklichkeit, d. h. auf den damaligen Zustand in England, der in der Tat die Energie eines beherzten Mannes verlangte.

England war nach dem Siege über Napoleon und durch seine große technische Kultur ein reiches Land geworden; dieser Reichtum war aber auf Kosten der niederen Volksschichten gewonnen. Der Pauperismus in seiner modernen, furchtbaren Gestalt trat gerade in England zunächst hervor, wo die Dampfmaschine Fabriken und Fabrikstädte geschaffen hatte.

Die Misère, die dadurch plötzlich entstand, war unbeschreiblich. Die Arbeiter, die noch keine Korporationen bildeten, noch weniger von einer sozialen Gesetzgebung beschützt waren, wurden dem Gutdünken der Fabriksherren völlig preisgegeben. Die Arbeitslöhne sanken mit jedem Fortschritte der Technik und mit jeder ungünstigen Schwankung des keineswegs festen Geld- und Warenmarktes. Die in den Fabrikstädten schleunigst aufgeführten Wohnhäuser, die — nach englischer Sitte — nur für eine bestimmte Reihe von Jahren dem Bauherrn gehören durften, waren eben deshalb so schlecht wie möglich gebaut, Herde von allerlei Krankheiten, die Hunger und Unreinlichkeit vermehrten; die Berichte der damaligen Zeit reden nicht nur von Typhus und Schwindsucht, sondern auch von Wahnsinn und Kannibalismus unter diesen armen Leuten.

Unter dem Eindruck dieser Übelstände schrieb Carlyle seine „Französische Revolution" und später sein „Past and Present". Er wollte mit dem ersten Buche in Wirklichkeit vor einer englischen Revolution warnen; das zweite war ein direkter Beitrag zur politischen Debatte über die Korngesetze. Beide Schriften sind von seiner religiösen Überzeugung getragen und enthalten deutlich seine Denkweise.

Die Fälle einer buchstäblichen *Vergeltung*, die Carlyle hier und da in der Geschichte findet, sind ihm *Symbole einer großen Wirklichkeit*, und wo er diese nicht findet, beschwört er sie prophetisch herauf. In „Past and Present" geht eine arme Witwe bei den Fabrikherren umher, Arbeit zu suchen, um Brot für sich und ihre hungrigen Kinder zu haben. „Bruder, gib mir Arbeit" — sie kennen aber diese Schwester nicht, und so stirbt sie schließlich mit ihren Kindern am Hungertyphus. Aus den Kellern der Armen steigt aber der Typhus empor und bringt mit Seuche und Tod in die Zimmer der Reichen ein. Da müssen sie am Ende erkennen, daß die Frau ihre Schwester war; sie können wenigstens an demselben Typhus sterben, an dem jene gelitten hat.

Dieses geschieht — oder wird geschehen — kraft einer Gesetzmäßigkeit, die in der Natur waltet, und die auch über das menschliche Leben gebietet. Denn Menschenleben und Geschichte, so gut wie die Naturvorgänge, beide sind *Wirklichkeit*, sind Realitäten, und Realitäten sind miteinander real und kausal verbunden; da findet keine Ausnahme statt. Wie die Ursachen sind, so wird auch die Wirkung sein, und was ein Mensch gesät, das wird er ernten. Von außen gesehen ist alles Natur, mechanisch zu erklären, nach Gesetzen zu verstehen, selbst was sich im Menschenleben und in der menschlichen Seele bewegt. Aber gerade weil die Natur so gesetzmäßig gefügt ist, läßt sie sich als der Körper einer ewigen Seele verstehen. Das ist, was Carlyle schon wußte, als er den *Sartor* schrieb; jetzt als er den Weltlauf tiefer betrachtet hat, weiß er zugleich, daß diese Seele nicht nur Leben ist, sondern daß sich das ewige Leben in der Form einer ewigen Gerechtigkeit kund tut. „Die große Seele der Welt ist gerecht!" ruft er häufig aus.

Auch das hatte Carlyle in der Kirche mit dem Strohdache gelernt. Mundus est theatrum gloriae Dei — dieser calvinische Satz geht durch seine

ganze Denkweise hindurch, und die Geschicke der Völker betrachtet er wie die israelitischen Propheten als göttliche Verhängnisse: Wenn die Chaldäer über die Israeliten kommen, so haben die Israeliten es selbst verschuldet, und Gott selbst ist es, der die Feinde über sie führt. Nicht anders ist die französische Revolution zu verstehen.

Insofern klingt also immer noch die alte Weise; modern aber ist die Verknüpfung, ja die Verschmelzung des Gottesbegriffes mit dem Naturbegriffe. Die beiden spielen bei Carlyle immer ineinander über. Die Revolution war naturgemäß, und die Menschennatur wird sich an den Korngesetzen rächen. Wenn aber ein Schiffer auf dem Riffe von Kap Horn scheitert, dann ist es Gottes gerechte Strafe, weil der Schiffer schlecht war oder ein schlechtes Schiff führte, alles geschieht mit der gleichen kausalen oder göttlichen Notwendigkeit. Die physische Natur ist der Ausdruck eines ethischen Willens; das Physische ist ethisch und das Ethische insofern physisch aufzufassen.

Die Aufgabe des Menschen ist damit gegeben: Er soll im Physischen seine göttliche Kraft, seine ethische Macht betätigen; was er zu tun hat, liegt gänzlich innerhalb der Welt der Realitäten. Die Natur zu erkennen, um die Natur zu beherrschen, oder wie man auch sagen kann: Der Natur zu gehorchen, um über die Natur zu gebieten. „Die Natur ist wie die Sphinx, das wunderbare Ungeheuer, das dem Menschen seine Rätsel vorlegt: nach vorne ein schönes und üppiges Weib, hinten aber die reißenden Krallen der Löwin. Kannst du das Rätsel lösen oder nicht? Kannst du ihr Wesen ergründen, dann kannst du sie bändigen und alle ihre Gaben gehören dir; kannst du es nicht, verstehst du nicht die Natur, so lernst du nie sie zu beherrschen."

So lautet das Gesetz der Realitäten. Weil die Welt Realität ist, muß der Mensch Loyalität üben, in tiefster Übereinstimmung mit der Wirklichkeit leben.

Die alte calvinische Kardinaltugend der Legalität erwacht bei Carlyle wieder, jetzt aber in dem Lichte der Wissenschaft und des modernen, praktischen Lebens. Wer auf Natur und Leben Einfluß üben will, muß die Wirklichkeit nackt und unverschleiert sehen, muß das Wirkliche respektieren, um etwas Wirkliches realisieren zu können. So haben es die großen Führer der Menschheit getan, die auserwählten Inspirierten, die, weil sie der Gottheit näher stehen als die meisten der Sterblichen, seine Schöpfung, die Welt, die Wirklichkeit mit offenem Auge zu durchdringen vermögen. Das Große, was sie geleistet haben, besteht am Ende darin, daß sie die Menschen der geistigen und materiellen Wirklichkeit näher gebracht haben.

Sie sind die Helden (the heroes), von denen Carlyle immer spricht — wie Fichte es vor ihm getan. Jeder Mensch, auch der geringste, kann aber ein Heros werden, wenn er nur wahrhaftig, echt und ehrlich ist. Das ist alles, was man von einem Menschen verlangen kann, und das kann man von jedermann verlangen. Damit ist aber auch alles erreicht. Der ehrliche Mann wird ein ernster Mann werden, denn die Wirklichkeit läßt nicht mit

sich scherzen; auch wird er ein frommer Mann, denn das Höchste wird sich ihm offenbaren und ihn mit Ehrfurcht erfüllen. Die Ehrfurcht ist das edelste aller menschlichen Gefühle, weil sie den geringsten Menschen mit den größten Geistern geistesverwandt macht und ihn das Höchste verstehen läßt, so gut wie den größten Geist. Das hatte Carlyle unter den puritanischen Bauern seiner Heimstätte erfahren und nie vergessen.

Er hatte bei ihnen in unmittelbarer Form gesehen, was seine späteren Erfahrungen und Erwägungen bestätigten, daß der Glaube es ist, worauf alles ankommt. Er nennt den Glauben „das wichtigste am Menschen", „den gesunden Zustand der Seele" (the healthy state of mind). Wer keinen Glauben hat, der ist ein unvollständiger Mensch und kann nichts Wirkliches ausrichten. Denn Wissen und Verstand lehren nur die schale Oberfläche des Daseins erkennen; nur dem Glaubenden ist ein Blick in die Unendlichkeit hinein vergönnt, nur er wird etwas von dem wahren Zusammenhang der Dinge fassen.

Auch er allein wird in der Welt etwas Wirkliches leisten, wird die Natursphinx bändigen können. Denn die Natur, die Wirklichkeit, läßt sich nur durch Arbeit beherrschen. Wahre Arbeit ist aber nie geleistet worden, wo der Mensch nicht ganz bei der Sache war und von seinem kleinen Ich absehen konnte. Wie man bei tief interessierten Arbeiten buchstäblich momentan sich selbst vergißt, so gedeiht die Arbeit der Menschheit nur, wo man die Arbeit um der Arbeit willen tut und sich der Sache selbst hingeben kann.

Arbeit ist nur diejenige Tätigkeit zu nennen, die mit Selbsthingabe verbunden ist; diese allein wird in Ewigkeit bestehen wie jene unverwüstlichen Mauerwerke einer guten alten Zeit; was die Selbstsucht geschaffen hat, wird bald zerfallen wie die Spekulationshäuser der modernen Fabrikstädte.

Soll eine Arbeit gelingen, müssen aber viele Hände daran tätig sein. Die Aufgabe, die uns die Natur stellt, zu lösen, ist nur der gesamten menschlichen Gesellschaft möglich. Die Gesellschaft gedeiht aber unter denselben Bedingungen wie die Arbeit. Die wahre Gesellschaft ist gemeinschaftliches Leben unter gegenseitiger Selbsthingabe. Nur so läßt sich die Aufgabe der Gesellschaft lösen; nur so ist das Leben überhaupt erträglich.

Die Selbstsucht ist die Feindin der Gesellschaft wie die der Arbeit: ein Haufen von egoistischen Einzelexistenzen wird es nie zu etwas bringen können. Sie werden nur ihre Bestrebungen gegenseitig vereiteln, einander negieren. Ein wirklich sozialer Zustand muß positiv und additiv sein, muß in der brüderlichen Vereinigung von allen arbeitenden Kräften bestehen. Dazu ist aber erforderlich, daß jedermann von seinem unmittelbaren Selbstzweck absieht und sich gänzlich der Gesamtheit widmet. Dies ist die Hingabe, die Selbstaufopferung, die die Gesellschaft von uns fordert. Die Nächstenliebe ist eine soziale Notwendigkeit; die Gerechtigkeit, die Gott, die die Natur, die alle Wirklichkeit von dem Menschen fordert, läßt sich nur durch Nächstenliebe erfüllen.

So weit hat sich Carlyle von der egoistischen Ethik des Rationalismus und des Materialismus entfernt. Er hat seine volle Kraft eingesetzt, den Egoismus als Prinzip der sozialen Wissenschaft und somit als Lebensprinzip zu bekämpfen. An dessen Stelle hat er die Selbsthingabe, ja die Selbstaufopferung als Lebensprinzip, ja als Weltprinzip behauptet.

Das ist, was alle Helden, alle Edlen und jeder wahrhaft fromme Mensch verstanden hatten. Das klingt uns entgegen in der ritterlichen Devise jener normannischen Herren: Il faut payer de sa vie; das sangen Wallensteins Reiter: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein;" und das ist der Grundstein des Christentums: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert, der wird es finden."

Die Religion, die Carlyle verkündete, hat er jedoch nicht die Religion der Selbsthingabe genannt. Er wählt ein andres Wort und nennt sie the gospel of work, das Evangelium der Arbeit. Ihm war es Hauptsache, daß die Religion sich praktisch betätige, daß sie ihre Kraft dadurch bezeuge, daß sie die Welt zu erneuern vermag. Den Weltgeist zu verkörpern, das wurde ihm die Aufgabe, nachdem er überzeugt worden war, daß der Weltkörper einen Geist besitze. Auch diese Verkörperlichung des göttlichen Willens durch menschliche Tätigkeit war ein Gedanke Calvins.

So hat Thomas Carlyle alte und echte christliche Werte mit dem modernen Kulturleben organisch verbunden, und hat sie gerade als die Grundlage des realen und praktischen Lebens geltend gemacht, das ein Mensch hier auf Erden führen muß. Die gewaltigen Mächte der Natur und der alles beherrschende Mechanismus der modernen Zivilisation werden uns zerreißen und zermalmen, wenn wir sie nur als Mechanismus auffassen; sie werden uns aber erheben und von Herrlichkeit zu Herrlichkeit führen, wenn wir in ihnen göttliche Gesetze zu spüren lernen.

Und das Christentum, in dem wir erzogen worden sind, das wird, meint Carlyle, verwelken und verschwinden, wenn wir nicht lernen, in seinen Idealen der frohen Selbstverleugnung, der tätigen Selbstaufopferung im Dienste der Nächstenliebe ewige und unerschütterliche Gesetze jedes menschlichen Lebens, jeder irdischen Tätigkeit und jeder gesellschaftlichen Ordnung zu sehen.

Dies ist, was Carlyle uns zu sagen hat.

Mehr aber als das Gefüge seiner Gedanken spricht von seiner prophetischen Berufung die unmittelbare Macht seiner Rede. Wer ihn aus seinen Schriften recht hat kennen lernen, der wird jene Worte verstehen, die er über seinen frommen Vater spricht, und die für jeden wahrhaft Glaubenden und in Wirklichkeit für ihn selbst gelten: „Sein irdisches Leben war von einem himmlischen überwölbt und beleuchtet; er stand auf dem Felsen, von dem aus er durch das Leben mit seinem Tod in die Ewigkeit mit ihrem Leben hinein schaute."

Rudolf von Bennigsen.

Rudolf von Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren. Von Hermann Oncken. Erster Band: Bis zum Jahre 1866. Mit 7 Bildbeilagen. Zweiter Band: Von 1867—1902. Mit 6 Bildbeilagen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Im Herzen des kalenbergischen Landes liegt das Dorf Bennigsen. Schon früh hatte eine Ministerialenfamilie hier ihre feste Wohnung, die davon ihren Familiennamen entlehnte. Bis zum Jahre 1311 geht ein lückenloser Stammbaum zurück. Die Bennigsen gehörten zu der Aristokratie, die während des 18. Jahrhunderts in dem hannoverschen Staate, dessen Könige in England residierten, eine so große Rolle spielte. Doch gehörten sie nicht zu dem engeren Kreise, der die Minister und die einflußreichsten Beamten stellte. Und wie bei den meisten niedersächsischen Adelsfamilien war auch bei ihnen der Besitz nur mäßig. Wer von den Junkern nicht an die Spitze des heimischen Adelsregiments gelangte, dem blieb meist nur der Kriegsdienst in der Fremde. Denn in der Heimat war wenig Raum dafür. So ist Levin August Gottlieb v. Bennigsen im russischen Dienste zu hohen Ehren gelangt durch Kämpfe gegen Türken, Perser, Polen, nicht am wenigsten durch die Beteiligung an der Verschwörung und Ermordung des Kaisers Paul. In den Grafenstand erhoben und mit vielen polnischen Gütern ausgestattet, hinterließ er dem älteren Sohne diesen Besitz, während der jüngere Sohn in die hannoversche Heimat zurückkehrte und im März 1848 der Präsident des liberalen Ministeriums wurde.

Auch die andre Linie, die das Stammgut Bennigsen besaß, war seit langem auf Kriegsdienst anegwiesen. Der Großvater Rudolf v. Bennigsens folgte schon frühzeitig den preußischen Fahnen. Der Vater wurde in Magdeburg geboren und wuchs hier heran, studierte dann in Göttingen, bestand das Advokatenexamen, wurde in den Jahren der deutschen Erhebung Offizier und blieb in hannoverschen Diensten, eine Art von gelehrtem Offizier und sorgsamem Haushalter. Es gelang ihm, die von seinen Vorfahren verschuldete Zerrüttung des Familienbesitzes zu überwinden, die sequestrierten Güter Bennigsen und Arnum von erdrückender Schuldenlast zu befreien. Dabei war er vielseitig gebildet, und so oft er nach Herstellung

des Friedens Berlin aufsuchte, wo er mehrere Verwandte hatte (so einen Oheim, den General v. Alvensleben), war er tagelang in den Galerien und machte Aufzeichnungen darüber. Im Jahre 1843 wurde er hannoverscher Bevollmächtigter bei der Bundes-Militärkommission am deutschen Bundestage. In seinen sorgfältig geführten Tagebüchern findet sich von früh her der äußere Entwicklungsgang seines ältesten Sohnes Rudolf.

Dieser hat vom Vater den Zug zur Wissenschaft ererbt. In jungen Jahren hat er sich mit dem Plane getragen, Professor der Staatswissenschaften zu werden. Im Gefühl der unzureichend genutzten Studienzeit in Göttingen und Heidelberg trug er sich mindestens mit der Absicht, nach bestandenem Staatsexamen behufs eines ernsteren Studiums zur Universität zurückzukehren. Als junger Richter nach Göttingen versetzt, wo er seinen Hausstand begründete, hörte er Vorlesungen über Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Landwirtschaft. Ja, nach Niederlegung seines Amtes an der Spitze der Provinz Hannover, hochbetagt, kehrte er nach Göttingen auf ein Sommersemester (1900) zu naturwissenschaftlich-medizinischen Studien zurück und hörte die Vorlesungen der Männer, die ihm bei dem 150jährigen Jubiläum der Universität (1887) die Würde eines Ehrendoktors verliehen hatten. In seiner Rede bei dem Festbankett, das ihm die Provinz zum Abschiede gab, war es dieselbe Liebe zur Wissenschaft, zu der er sich in schönen Worten bekannte.

Die Zeit, da er als junger Student zum ersten Male die heimatliche Universität bezog (1842), war freilich für diese keine sonderlich glückliche. Wenige Jahre zuvor hatte die denkwürdige Tat der sieben Professoren die Georgia Augusta um ihre besten Charaktere und um die Mehrzahl ihrer wissenschaftlichen Größen beraubt. Die Gewalttat, die von oben kam, hatte einen Gegenschlag von unten her zur Folge, der oben bitter empfunden wurde. Die Frequenz der Hochschule war mit einem Male um ein volles Drittel gesunken.

Was unser junger Held, in jenen ersten Jahren seiner Entwicklung zum Manne, auf Universitäten an Wissenschaft zu wenig finden oder suchen sollte, das hat er reichlich durch einen fröhlichen Genuß des Korpslebens in Göttingen und Heidelberg zu ergänzen gewußt. Er hat wohl das Gleichgewicht etwas stark nach der Seite des akademischen Lebensgenusses verschoben. Und dennoch ist er ein gutes Exemplar des Typus eines Verbindungsstudenten geworden, der heutzutage längst ausgestorben ist. Bennigsen ist ein flotter Korpsstudent gewesen, ein enormer Trinker bis zu seinen höchsten Jahren, er hat in studentischen Mensuren und was dazu gehört einen großen Teil seiner Zeit verloren. Und dennoch schließt er die übliche Studienzeit damit ab, daß er im Bewußtsein des Versäumten nun erst recht sich auf die Bank des Hörsaals setzt. Wie verschieden von den Generationen, die auf ihn folgen!

In Göttingen teilte sich damals, als Bennigsen die Universität bezog, die Studentenschaft in zwei schroff einander entgegengesetzte Gruppen, in die Landsmannschaften und die Korps. In den letzteren die reicheren und feineren, „bisweilen", so sagt Bennigsen, „die unsittlichsten" Studenten, und

zwar überwiegend Juristen. Anfangs neigte Bennigsen zu einer Landsmannschaft, entschloß sich aber, in das Korps Hannovera einzutreten, dem zehn Jahre zuvor Bismarck angehört hatte. Hier lebte er sich bald ein. Weniger leicht mundete ihm das Rechtsstudium. Er klagt über Ribbentrop: „er ist doch wirklich auch gar zu langweilig"; weniger hat er an Mühlenbruch auszusetzen. Er weiß auch bereits am Ende des ersten Semesters von einem Befreundeten zu erzählen, der alles mögliche andre studiert hat, am wenigsten Jura, und trotzdem beim Abgange mehr Kenntnisse besitzt als andre Juristen, die jahrelang große Stöße von Heften nachgeschrieben haben.

Am Schlusse des Göttinger Jahres bekennt er dem Vater in Worten der tiefsten Zerknirschung, daß er Schulden gemacht habe in Höhe von 40 Louisd'or! „Es soll mir eine Lehre für mein ganzes Leben sein; ich hoffe, durch mein künftiges Leben den Schmerz, den mein Leichtsinn Dir jetzt bereitet, in etwas wenigstens wieder gut zu machen." Dann führte ihn die Nähe Frankfurts, wohin der Vater versetzt war, nach Heidelberg, wo Schlosser, Gervinus, Mittermaier, Vangerow ihn anzogen, namentlich aber das Korps Vandalia, in dem sich die niedersächsischen Landsleute zusammenfanden und auf der Kneipe plattdeutsch redeten. Im Winter 1844/45, als Bennigsen Senior dieses Korps war, hatten „progressistische Bestrebungen" die Heidelberger Studentenschaft ergriffen, und auch innerhalb der Vandalia gab es liberale und fortschrittliche Elemente, denen Bennigsen näher stand. Die politische Atmosphäre war in Heidelberg eine andre als in dem Göttingen der Zeit nach 1837.

Leider fehlt es auch aus Heidelberg nicht an Klagen über die Professoren. Er rühmt Gervinus und den Besuch seiner Vorlesungen. Bemerkt dann aber, daß man mit Unrecht jetzt fast allgemein über die Unwissenschaftlichkeit der deutschen Studenten klagt. Es fehle in Heidelberg wie in Göttingen an Männern, die tüchtige Collegia von allgemeinem Interesse lesen.

Im Herbst 1845 bereitete er sich in Hannover mit Hilfe eines Repetitors zum Examen vor und meldete sich dazu. Es wurde grundsätzlich nur eine beschränkte Zahl von Kandidaten zugelassen, und zwar entweder adliger Geburt oder bürgerlichen aus guten Familien, die bereits im höheren Staatsdienst standen. (Für die übrigen blieb die Advokatur.) Der König selber, umgeben von seinen Ministern, entschied über diese mit zahlreichen Empfehlungen ausgestatteten Bewerbungen. Gleichzeitig mit Bennigsen bestand Gottlieb Planck die Prüfung und lenkte durch sie bereits die Aufmerksamkeit auf sich. Bald darauf wurden die beiden jungen Männer Kampfgenossen als Führer der liberalen Opposition im Lande Hannover, blieben dann durch ein langes Leben in Freundschaft verbunden. Und Planck lebt heute noch in beneidenswerter körperlicher Frische — fünfundsechzig Jahre nach seinem Eintritt in den Staatsdienst.

Kaum in die Beamtenlaufbahn eingetreten, wird Bennigsen von Verzagnis ergriffen. „Begeisterung," so schreibt er an seinen Vater, „kann diese ganze Tätigkeit wohl gar nicht erregen. Dies jahrelange Einerlei eines ewigen Schreibens muß in Verbindung mit dem gerade in Hannover sehr fühlbaren

Mangel an aller geistigen Regung keinem Menschen ein großes Interesse einflößen können. Nur die Notwendigkeit, leben zu müssen, und die Schwierigkeit für viele aus ähnlichen Verhältnissen, in andren Bahnen die Unterhaltsmittel zu finden, hat den weitaus größten Teil in diese Beschäftigung hineingestoßen, die nicht viel besser als die Anstellung in einer Tretmühle ist. Dafür, daß man sich, seine ganze geistige Kraft, häufig auch noch Charakter und Ehre an die Regierung verkauft, hat man die Hoffnung, nach einer längeren Reihe von Jahren eine unbedeutende Besoldung zu erhalten." Bennigsen dachte daher daran, seinen Abschied aus dem Staatsdienst zu fordern und sich ohne weiteres auf die akademische Laufbahn vorzubereiten oder wenigstens Urlaub für ein Jahr des akademischen Studiums zu nehmen. Er begnügte sich mit dem Nachsuchen eines Urlaubs, und dieser wurde ihm abgeschlagen. Der König, der sich nach der Weise des Kleinstaats um jede Kleinigkeit kümmerte, liebte das fernere Studieren nicht —, so wurde ihm vertraulich von Gönnern mitgeteilt. Er blieb also, zumal nach dem Willen des Vaters, bei dem Staatsdienste. Aber er gab die Verwaltungslaufbahn auf und trat in die richterliche Tätigkeit ein, die ihm eine freiere Bewegung gewährte statt der politischen Abhängigkeit des Verwaltungsbeamten. Die Ehre der Stellung war im damaligen Hannover die gleiche. Ja, der Adlige genoß auch in der Justiz noch gewisse Vorrechte. Und nicht ohne Heiterkeit können wir von den umständlichen Maßregeln lesen, die den Apparat der Konnexionen in Bewegung setzen mußten, um dem demnächstigen liberalen Führer der Opposition gegen das alte Privilegienwesen eine Richterstelle zu verschaffen.

Der März des Jahres 1848 brachte selbst die niedersächsischen Bauern in Gärung. Tolle Dinge ereigneten sich. Der älteste Sohn des Kabinettsministers von 1837, v. Schele, sehr verhaßt bei seinen Bauern, erschoß einem seiner Untertanen einen Hund. Die Bauern des Dorfes und der Nachbarschaft taten sich zusammen, ließen einen großen Sarg für den Hund zimmern, legten diesen hinein und trugen ihn in feierlicher Prozession vor das Erbbegräbnis des Herrn v. Schele. Eine Deputation der Bauern begab sich zu selbigem und kündigte ihm an, der Sarg mit dem Hunde stehe vor dem Grabgewölbe der Familie: „er möge diesen Hund zu den andern Hunden in die Gruft stellen lassen."

Bennigsen erzählt den Vorfall in einem Briefe an seine Mutter. So auch die Vorgänge, die den alten König zum Nachgeben zwangen. Tausende hatten das Schloß belagert und schickten ihm einen Zettel mit den Forderungen des Volks hinein: „Wenn nicht binnen fünf Minuten alle diese Punkte bewilligt seien, so würde man das Schloß und Palais an allen Enden anzünden." Ohne militärischen Widerstand gab der König nach. Sollte er, meint Bennigsen damals, die Rettungslosigkeit seines Systems eingesehen haben, um seinem Enkel den Thron zu sichern? „Armes Kind! Wenn Du erwachsen bist, wird es keinen Thron mehr zu besteigen geben." Harte Worte zugleich über den König von Preußen . . . „Diese unselige Nacht hat aber den großen Erfolg, daß keine freie Nation ihr Schicksal ferner dem Zufall der Geburt anvertrauen wird."

So begann er seine Teilnahme am politischen Leben als Republikaner: „Ich glaube jetzt an den Sieg der Freiheit in der Demokratie so fest wie an mein eignes Dasein." Zur Abkühlung wurde er auf zwei Jahre nach Aurich versetzt. Ostfriesland galt den hannoverschen Beamten als Exil. Mit Mißtrauen von der Bevölkerung empfangen, lebten sie dort für sich allein, den Eingebornen gesellschaftlich fernstehend, da diese zu der Kulturstufe eines geselligen Lebens noch nicht gelangt waren. Es herrschte „die herzlichste Abneigung der Friesen gegen die Hannoveraner, die als Ausländer betrachtet werden, die man als arme Schlucker nach dem freien Friesenlande schickt, das sie gemästet wieder verlassen." Im kleinen das Gleiche, das im Verlauf der Großstaatbildung so oft vorher und nachher sich wiederholt hat, das zumal dem preußischen Beamtentum an allen möglichen Enden widerfahren ist und immer noch widerfährt. Sondertümliche Roheit, die für die Forderungen des modernen Staates und seines Beamtentums noch kein Verständnis hat.

Nach oben hin hat Bennigsen sich damals noch nicht bloßgestellt. Denn um dieselbe Zeit, als er in einem Briefe an die Mutter die ganze Gesellschaft der deutschen Fürsten nach Amerika schicken will — zu Beginn des Jahres 1851 — wird ihm die Stelle eines Hilfsarbeiters im Justizministerium angeboten. Er ist es, der aus politischen Gründen das Anerbieten ablehnt, trotz der Befürchtung, in Aurich „körperlich und geistig zu verkommen". Dafür winkt ihm die Aussicht, daß Planck nach Aurich versetzt wird, für dessen Idealismus die Lebenserfahrung nützlich sein werde, die man hier gewinnen könne, namentlich was „die schlechte und gemeine Seite des Menschen betrifft".

Nun entwickelt sich die Laufbahn immer mehr in der Richtung einer politischen Wirksamkeit. Nachdem er einige Jahre in der Hauptstadt bei der Staatsanwaltschaft gearbeitet, sucht Bennigsen die Unabhängigkeit der richterlichen Stellung wieder auf, erhält diese in Göttingen Ende 1854, wohin er sich verheiratet. Der alte Gedanke, seine Studien fortzusetzen, wachte wieder auf und wurde einigermaßen zur Tatsache. Zugleich lernte er hier Miquel kennen, der in Göttingen als junger Advokat und als Vorsteher der Stadtvertretung, ja zuvor schon als Student, seine Vorübungen machte für die größere politische Tätigkeit. Planck (Sohn des Göttinger Gerichtsdirektors) und Miquel waren es, die Bennigsen in die politische Laufbahn hineinzogen. Planck veranlaßte seine Wahl in Aurich zum Mitgliede der Volksvertretung. Planck erlitt die kleinlichsten Verfolgungen der hannoverschen Polizeiwirtschaft durch eine Reihe von Jahren, blieb aber im Justizdienste. Bennigsen trat, als 1856 die Kammer wegen ihrer Opposition aufgelöst wurde, auf Wunsch der Minister und auf Anraten seiner Freunde aus dem Staatsdienste zurück, um desto freier sich dem öffentlichen Leben und Kampfe widmen zu können. Er wollte das väterliche Gut, dessen Namen er führte, fortan selber bewirtschaften und bereitete sich darauf theoretisch in Göttingen und praktisch bei den Verwandten vor.

Wenn er nun sein Eintreten in die politische Tätigkeit von Anfang an so auffaßte, daß die Opposition gegen das reaktionäre Regiment des Grafen v. Borries in Hannover nur der Ausgangspunkt sein sollte für das größere

Ziel einer Wiederaufnahme der deutschen Einheitsideale von 1848—49, so erfüllte sich ihm diese Erwartung überaus schnell. In einem Alter von fünfunddreißig Jahren, nach einer öffentlichen Tätigkeit von kurzer Dauer, war er plötzlich an die Spitze einer großen deutschen Bewegung gestellt — als Präsident des Deutschen Nationalvereins. Der erste der beiden (außerordentlich) umfangreichen) Bände der uns vorliegenden Biographie enthält ein reiches Material aus der Korrespondenz mit den gleichgesinnten Freunden. Von allen Seiten trug man ihm Nachrichten zu, unterbreitete man ihm Anträge und Meinungen, verlangte man seinen Rat und seine Vermittlung. Er war immer zur Stelle, bei jeder der in den ersten Jahren zahlreich einander folgenden Vorstands- und Ausschußsitzungen, auf Reisen zu Informationen und Besprechungen mit Staatsmännern, bald in Berlin, bald in Coburg, bald in Karlsruhe; er sprach auch außerhalb Hannovers in Provinzialversammlungen, ohne zum Wanderredner zu werden, in Bremen, Braunschweig, Bielefeld, Frankfurt, Hamburg, Berlin. Nimmt man hinzu, daß zwischendurch monatelang die Kammerverhandlungen in Hannover ihn als Führer der Opposition in Anspruch nahmen, daß er sich auch andern Tagungen, dem Abgeordnetentag, dem Volkswirtschaftlichen Kongreß, dem Protestantentag niemals versagte, so begreift man, daß er äußerlich und innerlich in diesem Leben des Berufspolitikers aufging.

Dann kommt die Zeit, da Bismarck dem Nationalverein die Arbeit für die deutsche Neugestaltung aus der Hand nimmt. Wenige Monate vor dem Beginn des Krieges gegen Österreich sucht er Fühlung mit Bennigsen durch die Vermittlung von Vertrauensmännern. Bennigsen schildert (28. April 1866) die Zustände in Hannover sehr schwarz: er halte den König Georg schon lange nicht mehr für zurechnungsfähig, die Dinge ständen desto unsicherer, weil die Unzufriedenheit vorzugsweise in den Kreisen herrsche, in denen die Regierungen sonst ihre Stütze zu suchen pflegten, im Adel, in der Armee und im Beamtenstande. Und schon längst sei sie nicht mehr gegen das Ministerium gerichtet, sondern gegen den König persönlich. Bismarck anlangend äußert er damals noch, wie so viele Gleichgesinnte, sein Mißtrauen. Man glaube nicht, daß es ihm Ernst sei mit dem Kriege, ja man halte den Krieg für gar nicht möglich; Bismarck könne nicht Krieg führen, da er die öffentliche Meinung zu bestimmt und zu allgemein gegen sich habe. Worauf dann Bismarck seinem Vertrauensmanne bemerkte: man schieße nicht mit öffentlicher Meinung, sondern mit Pulver und Blei. Und am 18. August schreibt Bennigsen an seine Schwester: „Unsere hiesigen Zustände kommen, wie es heißt, in den nächsten Tagen zum Abschluß. Den blinden König, welcher besser nie zur Regierung gekommen wäre und der nach der ungeheuren Katastrophe noch immer in einer an Wahnsinn grenzenden Verstocktheit sich befindet, wieder zu erhalten, würde allen Denkenden ein großes Unglück erscheinen."

Jetzt folgt die zweite, längere und größere Epoche der politischen Wirksamkeit, deren Mittelpunkt die Hauptstadt des neuen Reiches ist.

Vielerlei interessante Worte über Bismarck, zu dem Bennigsen jetzt in ein näheres Verhältnis tritt oder mit dem doch jedenfalls öftere Berührungen

stattfinden. „Er hat," so schreibt Bennigsen (10. April 1867) von ihm, „die Franzosen in einer ganz fabelhaften Weise hinters Licht geführt: Napoleon, früher in den Augen der Welt sein eigentlicher Lehrmeister, ist wie der dümmste Junge von ihm genarrt; die Diplomatie ist eines der verlogensten Geschäfte, aber wenn sie in deutschem Interesse in einer so großartigen Weise der Täuschung und Energie getrieben ist wie durch Bismarck, so kann man ihr eine gewisse Bewunderung nicht versagen." Bismarck befragt Bennigsen über allerhand Dinge und Menschen. Die Auskunft, die er von ihm über den früheren hannoverschen Justizminister von 1866, Leonhardt, erhalten hat (der damals den König Georg „in seinem tollen Haß gegen Preußen noch bestärkt hatte"), bestimmt oder beeinflußt Bismarck, diesen zum Nachfolger des ihm und andern verhaßten Grafen zur Lippe zu machen. Schon damals, auch Bennigsen gegenüber, beständige Drohungen Bismarcks mit seinem Rücktritt, bei jeder Differenz Hervorkehren seiner erschütterten Gesundheit, Anerbieten an die Liberalen, Forckenbeck und Bennigsen zu Ministern zu machen, oder gar zugunsten eines liberalen Ministeriums zurückzutreten, was freilich von den Liberalen gebührend bewertet wird. Bismarcks Urteile über seine Kollegen und über die unerträgliche Lage, in der er sich befinde, sind „von der unglaublichsten Art". Er ist so aufgeregt und leidenschaftlich, daß „er es so nicht mehr lange treiben kann". Roon ist körperlich ruiniert, die andern Minister verachtet Bismarck. „Der König und er haben eher Haß als Freundschaft gegeneinander, mit dem Nachfolger hat Bismarck ein ganz kaltes Verhältnis: so geht es ohne Schaden kein halbes Jahr mehr."

Schon im Januar 1868 taucht in Berlin das Gerücht auf, daß Bennigsen in nächster Zeit Nachfolger von Graf Eulenburg im Ministerium des Innern werden solle. Das habe einen wahren Schrecken in den konservativen Kreisen hervorgerufen. Aber der „biedere" Windthorst teilt ihm mit, daß Bismarck vorerst das Projekt aufgegeben habe, weil Bennigsen „zu selbständig" sei.

Der König, der noch ein Jahrzehnt später diesem wie so manchem andern Projekt Bismarcks abhold war, empfand damals schon dessen Unentbehrlichkeit sehr lebhaft und rief auf dessen bloße Drohung, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen, aus: „Mein Minister will mich verlassen, dann bleibe ich auch nicht!" Die beständige Wiederholung dieser Drohungen, die doch nur unablässige Pressionsmittel gegenüber der weit wahrheitsgemäßeren Empfindung der Unentbehrlichkeit Bismarcks auf seiten des Königs waren, haben jenes eigenartige Verhältnis erzeugt, das nach innen hin gesehen wesentlich verschieden war von der äußeren Ansicht, die der vulgären Legende entspricht.

Daneben die Kombinationen, die an das damals schon vorgerückte Alter des Königs sich knüpften, die Berechnungen und Erwartungen von der Richtung des Kronprinzen. Dieser sei liberaler als Bennigsen und Simson, sagt dem ersteren der zweite. Auf diesen Liberalismus richten sich die Politiker aus dem höheren Adel ein, wie Bennigsen meint, und suchen eine Annäherung an die Liberalen durch Bildung der „freikonservativen" Partei. Hier ist, wie überall, „die Politik zu neun Zehnteln persönliches Interesse,

was man auch, wenn man die Politik anders auffaßt und betreibt, sich stets gegenwärtig halten muß, um nicht düpiert zu werden".

Im November 1868 wurde Bennigsen von dem hannoverschen Provinziallandtage mit 53 gegen 12 welfische Stimmen zum Landesdirektor gewählt. Dieses Amt hat ihn für zwanzig Jahre — bis zur Übernahme des Oberpräsidiums der Provinz Hannover — mit dem Wohl und Wehe seiner engeren Heimat fest verbunden. Jetzt verpachtete er auch sein Stammgut, dem er ohnehin nicht die Sorgfalt hatte zuwenden können, wie er es einstmals geplant hatte, als er den Justizdienst aufgab und Landwirt werden wollte. Das politische Leben hatte ihn zu lebhaft ergriffen und beherrschte ihn ganz. Jetzt hatte sich das neue Amt überdies in die Zeit zu teilen mit der fortdauernden politischen Wirksamkeit. Aber wie schnell zeigt das Glück des neuen Deutschlands und der neuen Zugehörigkeit Hannovers zu Preußen seine Kehrseite! „Mir geht es gut bei allem Ärger, den man täglich über die gesamten erbärmlichen Zustände in Preußen und über unsre Parteiverhältnisse im besonderen hat" (14. Dezember 1869). Man kann sich mit dem Ärger der deutschen Fürsten trösten, die — wenn anders der Herzog von Coburg ihm richtig erzählt — „mit Ausnahme der Könige ihrer jämmerlichen Scheinsouveränität total überdrüssig seien und den Tag segnen würden, wo sie eine Stellung ähnlich der der englischen Herzöge in einem deutschen Oberhause einnehmen könnten." Merkwürdig ist ihm (und „uns drei Präsidenten", die Bismarck aus dem Reichstage ein Stück Weges zu Fuß begleiten) „die seltene Popularität" des Fürsten, wie alle Welt ihn grüßt, „merkwürdig" bereits zu Anfang des Jahres 1872, ein einziges Jahr nach Gründung des Reiches. So sah „die große Zeit" des neuen Reiches in der Nähe aus, und in der Nähe sieht zuletzt alles so aus.

Das hinderte nicht, daß Bennigsens besondere Eigenschaften immer wirksamer in den Vordergrund traten. Würde und Ruhe nach außen, Gerechtigkeit und Objektivität nach innen machten ihn zu dem geborenen Leiter von Versammlungen, Parlamenten, Parteien und Vereinen. Sein schroffer Gegner, Eugen Richter, hat ihm nachgerühmt, er sei der beste Vorsitzende der Budgetkommission des Reichstags gewesen, und er war es viele Jahre lang. Die Zahl der Kommissionen, die er geleitet hat, ist kaum übersehbar. Er war der Diplomat der nationalliberalen Fraktion. Er verhandelte mit den Ministern, zumal mit Bismarck.

Bei den endlosen Aufregungen, die Bismarcks Entlassungsgesuche verursachen, — Krankheitsanfälle, politische Differenzen nach oben und nach unten — ist schon im Februar 1875 davon die Rede, daß Bennigsen Reichskanzler werden solle, und (abgesehen selber von so hohen Ambitionen) ist damals bereits der Scherz gemacht von der Annexion Preußens durch die Hannoveraner, die ja dank der formalistischen Talente der letzteren seitdem reichliche Fortschritte gemacht hat.

In Wahrheit hatte Bennigsen unter dem alten Kaiser keine Aussicht der Art. Selbst der preußische Ministerposten, den Bismarck 1877 ihm zudachte, scheiterte an der Abneigung des Kaisers. Und wenn Bismarck die

Sache für wichtig genug gehalten hätte, durch eines seiner zahllosen Entlassungsgesuche die Ernennung zu erzwingen, so würde Bennigsen töricht gehandelt haben, darauf einzugehen. Ob er allein oder, wie er forderte, mit einem oder zwei Parteigenossen in das Ministerium eintrat, niemand konnte ihn davor schützen, daß er nach kurzer Frist wieder verabschiedet wurde. Ja, es dauerte nicht lange, daß der Fraktionsgenosse Hobrecht sich dazu verleiten ließ — unter Umständen, die auch äußerlich wenig Verführerisches hatten — und alsbald in den Ruhestand versetzt wurde. Seltsam, aber lehrreich für die Psychologie der Monarchen, war die Abneigung des alten Kaisers gegen Bennigsen. Der legitime König von Preußen hatte dem legitimen König von Hannover sein Königreich genommen — das war das historische Recht. Bennigsen hatte nicht die preußische Annexion, sondern nur die preußische Führung in einem deutschen Bundesstaate vertreten. Dafür genoß er das Mißtrauen des Kaisers; als wenn er die seinem angestammten Könige schuldige Treue gebrochen hätte! Diese große Unklarheit hat dem Welfentum geholfen und Bennigsen bitteres Unrecht getan.

Die Wendung in der hohen Politik des Reiches, die einen oder etliche nationalliberale Minister hinweggespült hätte, wenn sie dagewesen wären, kam ohnehin sehr bald. Es war im Sommer 1878 mit dessen Attentaten, mit der schutzzöllnerischen Wirtschaftspolitik, mit der Beendigung des Kulturkampfes, dem Siege der Reaktion in der Kirchenpolitik, dem Einzuge des Herrn von Puttkamer in das Kultusministerium, von dem Bismarck wenige Jahre zuvor gesagt hatte, „ein gewöhnlicher pommerscher Junker, dem Kirche und Religion ganz gleichgültig sind," und alles übrige, was sonst dazu gehörte. Vor allen Dingen: der etwaige Rest von idealen Motiven, der sich im deutschen Reichstage, im preußischen Abgeordnetenhause noch vorfand, sollte planmäßig ausgetrieben werden. „Das bisherige Vorherrschen der Juristen, Beamten und Gelehrten ohne produktive Beschäftigung in unserm Parlamente" — so sagte Bismarck — „hat demselben eine unpraktische Richtung gegeben." Die wirtschaftlichen Interessen sollten auf den Schild erhoben werden. Und das ist ohne Mühe gelungen. Die Menschen für die edleren Zwecke des Staatsverbandes in Bewegung zu setzen, sie zu Opfern bereit machen, das ist schwer; ihre Alltagsinteressen, ihren Eigennutz aufrufen, daraus den Inhalt des öffentlichen Lebens machen, das ist leicht. Ein Menschenalter der Erfahrungen hat das unterdessen bewiesen. Der Reichstag von 1878 eröffnete diese neue Ära der Bismarckschen Politik.

Miquel schrieb damals an Bennigsen: „Was sagst du von dem neuesten Bismarck? Es ist ein Schachzug, der die Landwirte und die Industrie unter einen Hut bringen soll und wohl auch bringen wird. Die Situation ist für uns eine äußerst schwierige, und ich bin sehr ungewiß, ob das in sich uneinige liberale Bürgertum ihr gewachsen ist. Wir werden möglicherweise noch einmal für eine zeitlang in die Situation contra Borries geworfen. Hoffentlich haben wir noch die Kraft, eine gleiche Tätigkeit wie damals zu entwickeln."

Als aber Miquel bemerkte, daß Bismarck „mit seiner Schutzzollkoalition der Landwirte und der Industriellen einen sehr guten Erfolg hatte", da schlug

er Bennigsen vor (13. Februar 1879), prinzipielle Gegenstellungen so lange als möglich zu vermeiden. Am 2. Mai 1879 ist Bennigsen bei Bismarck, der im Reichstage an diesem Tage einen großen Teil seiner finanziellen Pläne zum besten gegeben und nicht geringe Verwunderung damit erregt hat. Die Rede war „ein demagogisches Meisterstück, namentlich in der Richtung, die Grundbesitzer politisch einzufangen". Bismarck ist sehr wohl und heiter, voller Unternehmungslust. Bennigsen erklärt dessen Finanzprojekte für weitgehende, um nicht zu sagen unsinnige. Am 22. Juni hat Bismarck beschlossen, die Zoll- und Finanzgesetze mit einer Kombination von Konservativen und Ultramontanen zum Abschluß zu bringen. „Ich kenne doch die hiesige Situation und Bismarck seit Jahren so gut wie irgend jemand," schreibt Bennigsen, „aber ich frage mich immer noch vergebens, weshalb er dieses tut, unter unerhörten politischen Konzessionen an das Zentrum, durch die er allem ins Gesicht schlägt, was er noch vor sechs Wochen und seit Jahren im Reichstage in den denkbar stärksten Worten geäußert hat."

Während der Ferien war Bennigsen froh, daß er in Pontresina gar keine Politiker antraf, und ergötzte sich daran, hier ein Berliner Witzblatt zu lesen, das Bismarck als Leuchtpfahl abbildete, zu dessen Füßen die versengten Falter lagen, nämlich Falk, Friedenthal und er selber, während Lucius, Puttkamer und Bitter die gefährliche Flamme noch umschwärmten. Die Neuwahlen im Oktober 1879 für das Abgeordnetenhaus vermehrten die Mandate der Konservativen um hundert Sitze und verminderten die Zahl der Liberalen um ebensoviele. Die Situation war hier jetzt ähnlich wie im Reichstage. Je nach Bismarcks Belieben war auch hier eine Mehrheit zu bilden durch die Verbindung der Konservativen, sei es mit den Nationalliberalen, sei es mit dem Zentrum. Der Kitt war in beiden Fällen ungefähr der gleiche. Was Verfassungsfragen, was Kirchenfragen, was Kulturfragen — die Wahrheit liegt in den Interessen des Erwerbes und Besitzes.

Bennigsen nahm nach einigem Zaudern wieder die Wahl zum Abgeordnetenhause an, fiel aber in der Wahl zum Präsidenten durch. Ein Konservativer trat an seine Stelle durch Koalition mit dem Zentrum. „Im übrigen sind die Verhältnisse hier so unerquicklich wie möglich — am liebsten wäre ich ganz heraus", schreibt er im Februar darauf. Seit dem Herbst 1880 stand er nur noch an der Spitze einer kleinen Mittelpartei, die inmitten der schärfsten Gegensätze sich zu behaupten suchte, aber einen bestimmenden Einfluß auf die Entscheidungen nicht mehr auszuüben vermochte. „Es ist alle Welt des Treibens müde geworden," schreibt er einmal ein Jahr später, „bei der Demagogie von oben und der Unvernunft unten freilich kein Wunder." Doch heißt es um dieselbe Zeit, nach Äußerungen, die Bismarck selber gemacht, dieser habe von dem Kaiser die Ermächtigung erhalten, mit Franckenstein (vom Zentrum) und mit Bennigsen darüber zu verhandeln, daß sie ein Programm vorlegten. Bismarck redete davon, daß er eine Stellvertretung suche und hierfür entweder Franckenstein haben wolle oder, wenn diese Kombination unausführbar sei, die Herren Bennigsen und Forckenbeck. Wirklich geschah es, daß im Dezember das Zentrum an einem parlamentarischen Abend

bei Bismarck ostentativ fernblieb, an dem Bennigsen durch Bismarcks Vertraulichkeit ausgezeichnet wurde.

Dann kam die Opposition Bennigsens gegen Bismarcks Lieblingsidee, das Reichstabakmonopol, es kam die große Reichstagsrede im Juni 1882, mit der er Abrechnung hielt für die nationalliberale Partei und für sich selber über das Verhältnis zu Bismarck und zur Reichspolitik der letzten fünfzehn Jahre. Endlich ein Jahr später legte er seine beiden Mandate nieder. Doch nur für einige Jahre. Seit 1887 erscheint er wieder auf der parlamentarischen Bühne und bleibt dort bis zum Jahre 1898. Jetzt kommt die Zeit der Anerkennungen und Ehrungen von oben herab. Es war wohl eine Empfindung der beiden Nachfolger des ersten Kaisers, daß sie an Bennigsen eine Schuld abzutragen hätten, die von jenem niemals verstanden worden war. In den trübseligen Tagen, da Kaiser Friedrich die kurze Frist, die ihm gegönnt war, ungeduldig ergriff, dergleichen persönliche Gnadenbezeugungen zu erweisen, ist es auch Bennigsen, dessen gedacht wird. Der jugendliche Kaiser Wilhelm II., nicht nur, daß er sich der Zumutungen erwehrt, die ihm von dem hochkonservativen Demagogentum auf Kosten des alten Reichskanzlers gemacht werden, es gehört auch zu einer seiner ersten Regierungshandlungen, daß er aus eigenster Initiative Bennigsen zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover beruft, unter bereitwilliger Mitwirkung Bismarcks. Dieser teilte ihm mit, des Kaisers Verstimmung über das Auftreten der Extrem-Konservativen, insbesondere über den erneuten Versuch, in Hannover konservative Kandidaten den Nationalliberalen entgegenzustellen, sei ein Motiv zu des Kaisers Entschluß gewesen. Dieser wünsche ein Zusammengehen der ruhigen konservativen und liberalen Elemente als fester Stütze für die Regierung.

Miquels Auszeichnung in ähnlicher Richtung mußte zurückgestellt werden, bis Bismarcks Macht gebrochen war, im Februar 1890. Das ihm angebotene Oberpräsidium der Rheinlande lehnte er ab, das kurz darauf angebotene Finanzministerium nahm er an.

Die Vereinigung der parlamentarischen Tätigkeit mit dem Posten des Oberpräsidiums — ein Unicum in Preußen — verfehlte nicht, für Bennigsen schwierige Situationen zu erzeugen. So zumal aus Anlaß seiner Bekämpfung des Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurfs zu Anfang des Jahres 1892. Einige Tage lang galt Bennigsen für einen gestürzten Mann. Als er am 30. Januar in Hannover eine der offiziellen Ballfestlichkeiten abhielt, die zu den Pflichten seiner Repräsentation gehörten, war der größte Teil der amtlichen oder doch vorsichtigen Welt im letzten Augenblick erkrankt oder aus andern Gründen verhindert zu erscheinen. Man wollte jede Gemeinschaft mit dem Verschwörer vermeiden und das Haus des in Ungnade Gefallenen sichtlich veröden helfen. Die Schar dieser edlen Seelen hatte sich geirrt. Bennigsen blieb der Sieger in diesem Kampfe. Drei Tage später traf Bennigsen bei einem Diner des Reichspostsekretärs die beiden Gegner, Caprivi und Zedlitz, und beide waren „sehr artig" gegen ihn. Ja, Caprivi lud ihn zu einem Feste ein, zu dem der Kaiser sein Erscheinen zugesagt hatte, und der Kaiser zeichnete ihn bei dieser Gelegenheit durch eingehende Unterhaltung aus. Miquel dagegen hatte

sich — so schreibt Bennigsen an seine Frau — in dieser ganzen Angelegenheit weder genügend vorausschauend noch fest und konsequent erwiesen.

Eine andre Situation entstand im Jahre 1897, als Bennigsen im Reichstage für den Antrag Rickert stimmte (Aufhebung des Verbotes einer Verbindung politischer Vereine), der mit großer Mehrheit gegen die Stimmen der Konservativen und Freikonservativen angenommen wurde. Man war in den Kreisen der Regierung sehr entrüstet gegen ihn, und Miquel ließ ihm den Rat geben, mit dem Entlassungsgesuch, das er damals plante, nicht länger zurückzuhalten; er könnte sonst als Märtyrer das Oberpräsidium verlassen. Ob mit oder ohne Einfluß dieser Mahnung trat er zu Ende des Jahres aus dem Dienst.

Und nun frei von Staatsamt und Parteiämtern, Mitte der siebziger Lebensjahre, kam er auf den Gedanken zurück, der ihn mit seltsamem Reize seit langem gelockt hatte — das Ende an den Anfang anzuknüpfen und seiner alten, niemals vergessenen Liebe zu den Wissenschaften Ausdruck zu geben dadurch, daß er sich noch einmal an einer deutschen Universität unter die Zahl der Studierenden einschreiben ließ.

Von einer Reise im Schwabenlande schrieb er im Jahre 1890 seiner Frau: „Tübingen, wie du dich erinnern wirst, ist der Ort, wo ich, wenn ich mit siebzig Jahren mein Amt niederlegen werde, Naturwissenschaften und Philosophie studieren will. Vorläufig werde ich mir Ort und Umgebung etwas ansehen." Er hielt an dem Plane fest und beschloß am Ende seiner parlamentarischen Tätigkeit, das Sommersemester 1898 in Tübingen zu verbringen. Doch bald mußte er erfahren, daß einem Manne, der so lange inmitten der Öffentlichkeit und des politischen Parteilebens gestanden hatte, die Zurückgezogenheit nicht vergönnt sein würde, die er sich geträumt hatte. Bereits rechnete die nationalliberale Partei Württembergs auf seine Mitwirkung. Das war gerade das Gegenteil seiner Pläne. Mit Politik und gar mit Wahlpolitik wollte er sich unter keinen Umständen abgeben. Tübingen hatte er eben deshalb ins Auge gefaßt, weil er dort weniger Beziehungen hatte als etwa in Göttingen oder Heidelberg. Und nun erschienen gar Angebote von Wohnhäusern aus Tübingen, die er kaufen sollte, weil man meinte, er wolle mit Familie dahin übersiedeln. So hatte er Tübingen bald satt. Und als er einem Parteifreunde sagte, zuletzt müsse er noch nach Graz gehen, da erwiderte ihm dieser: „Dort bekommen Sie in den ersten acht Tagen einen Fackelzug von den deutschen Studenten — es ist dort heller Streit zwischen Deutschen und Slawen —, und dann werden Sie von der österreichischen Regierung ausgewiesen!"

So entschied er sich für das, was am nächsten lag — für Göttingen. Hier, wo er achtundfünfzig Jahre früher als junger Fuchs eingezogen war, widmete er sich ein Sommerhalbjahr lang dem Studium der experimentellen Physik, der Anatomie, der Psychiatrie usw. In Göttingen fand er seinen alten Freund Planck, der in seiner Vaterstadt für den Rest eines langen und gehaltvollen Lebens den Wanderstab aus der Hand gelegt, in dessen Hause

am Fuße des grünen Hainberges sich ein Jahr zuvor zum Osterfeste die Triumvirn des hannoverisch-deutschen Liberalismus getroffen hatten.

Im Abglanz eines lieblichen Abendrotes gingen die beiden Männer Arm in Arm die Höhen hinauf, die Kaiserallee oder den alten Göttinger Wall entlang, wo sie ein halbes Jahrhundert früher schon im Seelenerguß gewandelt waren. Kurz vor dem Ende des einen, das nicht so freundlich verlaufen sollte wie dieses Vorspiel des Endes. Denn jetzt brachen traurige Familienschicksale herein, Schicksale von der gewöhnlichen Art, Todesfälle, Krankheiten und ökonomische Unfälle, und die von der ungewöhnlichen Art, tragische Ereignisse, die ihr eigenes Gefolge hatten. Erst die Gattin als Opfer, dann er selber als Opfer von allem zusammen — derselbe Mann, der noch kurz zuvor ein Mustermensch von ungebrochener Gesundheit gewesen war, der groß Alpenmärsche gemacht hatte wie einst in jungen Jahren, der erzürnt wurde, als die Gattin dazu den Kopf schüttelte und von seinem Alter redete.

Endlich ein Wort zum Schluß. Bennigsen hat niemals gemeint, ein Nebenbuhler des starken Mannes sein zu können, dessen ungewöhnliche Kraft wohl unentbehrlich gewesen ist, wenn anders das alte deutsche Elend geheilt werden sollte. Indessen — wenn kein Nebenbuhler, so doch ein bemerkenswertes und wohltuendes Gegenstück Bismarcks. Ein Gegenstück zu den in diesem arbeitenden wilden Naturgewalten, zu dessen ungebändigten Leidenschaften, zu seiner Herrschsucht und allen ihren Mitteln. Ein Gegenstück im Sinne der geistigen Kultur, der Mäßigung, der Objektivität, der Gerechtigkeit in der Beurteilung andrer. Ein Gegenstück, das uns in einem Zeitalter des siegreichen Realismus die Tatsache glaublich macht, daß es im Staatsleben Männer geben kann, die ideale Ziele verfolgen, an die sie glauben, an denen sie festhalten und für die sie sich opfern.

* * *

Aus einer verlorenen Handschrift der Goten.

Von

Lic. **P. Glaue**, Privatdozent der Theologie in Gießen.

Von dem Bruchstück einer alten Handschrift mit nicht einer einzigen ganz erhaltenen Zeile will ich in diesem Aufsatz berichten. Kaum dürfte ich wagen, die Aufmerksamkeit für dasselbe in Anspruch zu nehmen, wenn es nicht mit diesem Fragmente eine ganz besondere Bewandtnis hätte. Zwar kann ich nicht hoffen, daß das, was seinen eigentlichen Inhalt ausmacht, allgemeinere Beachtung finden würde. Vielmehr wird die Anteilnahme an diesem Funde durch die geschichtlichen Umstände hervorgerufen, unter denen unser Stück entstanden ist, und durch das eigenartige Schicksal, das es gehabt hat: zweimal ist es über das Mittelländische Meer gewandert, um anderthalb Jahrtausende in Ägyptens Boden zu liegen und dann nach Deutschland zu gelangen, wo es nun das älteste uns erhalten gebliebene literarische Denkmal unsrer germanischen Vergangenheit darstellt.

Als die für Abteilung B des deutschen Papyruskartells im Geschäftsjahre 1907/8 erworbenen Ankäufe im Juli 1908 in Berlin verlost wurden, fielen die unter Nr. 15 vereinigten Pergament- und Papyrusfragmente an die Großherzogliche Universitätsbibliothek in Gießen. Diese Fragmente waren, wie Herr Dr. Zucker, der damalige Aufkäufer für das Papyruskartell in Ägypten, berichtete, ihm durch Händler aus Melâwi el-'Arîsch zugekommen; sie sollten in dem drei Meilen nördlich davon gelegenen Schêkh 'Abâde gefunden worden sein. Schêkh 'Abâde, umgeben von einem Palmenwalde von ungewöhnlicher Schönheit, erhebt sich heute in der Nähe der Trümmer von Antinoë, die östlich vom Dorfe liegen. Wegen der Wichtigkeit, die dieser Fundort für die Geschichte unsres Stückes beanspruchen kann, sind hier einige Worte darüber am Platze.

Antinoë, Antinoupolis hatte der Kaiser Hadrian, dessen ägyptische Reise für das ganze Land von hervorragender Bedeutung war, an Stelle der altägyptischen Stadt Besa im Jahre 130 gegründet; die in Bädekers „Ägypten" (4. Auflage) angegebene Zahl 122 ist ebenso wie die anderweitig genannte 132 unrichtig. Man hat gemeint, Hadrian sei zur Anlage dieser Stadt durch die Lust am Bauen, die ihm sonst nicht fern lag, veranlaßt worden; aber

man trifft die Sache wohl eher, wenn man die Erbauung Antinoës darauf zurückführt, daß Hadrians scharfer Blick die Bedeutung eines solchen Ortes am Nil erkannt hatte. Er wollte über Antinoë den Handel nach Indien leiten; die Handelsstraße sollte vom Nil dann nach Berenice am arabischen Busen geführt werden.

Den Namen erhielt die neue Stadt, die Hadrian vielleicht von Griechenland aus kolonisieren ließ, wahrscheinlicher mit griechischen Veteranen, die in Ägypten standen, besiedelte, zu Ehren des Antinous, der sich hier nach der Sage von einer Felsenhöhe in den Nil gestürzt hat. Hatte doch das Orakel verkündet, Hadrian würde von der größten Gefahr, die ihm drohte, von einem sehr schweren Verluste befreit bleiben, wenn sich jemand, der ihm teuer sei und ihn liebe, für ihn opfere. Das Glück des Kaisers habe sein Liebling sichern wollen. Geschichtlich gewiß ist nur, daß Antinous dort seinen Tod gefunden hat. Antinoë, eine Zentrale römisch-griechischer Kultur mit eigenartiger Verfassung, hatte Hadrian mit allem geschmückt, was die Kunst Kostbares bot: Antinous-Statuen und -Tempel wurden errichtet, Theater, Hippodrom, Tore, Säulengänge, Triumphbogen erbaut, Spiele und Opfer eingeführt, die der Verehrung des vergöttlichten Jünglings dienen sollten. So schuf kaiserliche Gunst und günstige Lage Antinoës Ruhm, dessen es sich unter den Städten der Thebais, ganz Oberägyptens, bis zur arabischen Invasion (641) erfreute. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts, ja teilweise bis 1822, war eine Menge von Resten jener Prachtbauten erhalten; die Reiseberichte von Mitgliedern der napoleonischen Expedition nach Ägypten und spätere Reisende, C. S. Sonnini, A. v. Prokesch, geben uns Kunde davon. Später wurden die Steine von den Säulen und Mauerresten zum Bau naher Fabriken, z. B. der Zuckerfabrik von Roda, die Mohammed Ali anlegte, verwendet. Noch heute erkennt man die Hauptstraßenzüge und die Grundrisse der Gebäude; auf steinernen Treppen kann man in die Kellergewölbe hinabsteigen, die aus römischen Plattziegeln erbaut sind.

Schon früh muß auch das Christentum nach Antinoë gekommen sein. Von einer christlichen Gemeinde daselbst hören wir aus dem Jahre 220; die Namen der Vorsteher der dortigen Christengemeinde lernen wir aus einem Aktenstücke um das Jahr 325 und aus der sogenannten Bischofsliste von Nicäa kennen. Zur Zeit des Kaisers Valens (364—378) ist das Heidentum in Antinoë zwar noch sehr verbreitet; aber am Ende des vierten Jahrhunderts sind große Mönchsniederlassungen in der nächsten Nähe der Stadt, durch die das Christentum dann bald zum Siege kam.

Nun zurück zu dem Funde! Es waren alles nur kleine, zum Teil ganz kleine Stücke, die unsrer Bibliothek bei der Verlosung zugefallen waren. Das, mit dem wir es zu tun haben, ist noch eins der größeren. Die ganze Seite der Pergamenthandschrift hatte, wie ich berechnen konnte, eine Breite von etwa 21—22 cm, eine Höhe von 26—27 cm, vielleicht von 30—31 cm. Und nun ist uns von vier Seiten etwa je ein Sechstel erhalten geblieben. Daß es sich auf zwei Seiten um Abschnitte aus der lateinischen Bibelübersetzung, um Verse aus dem Evangelium Lucä (Kapitel 23 und 24) handelt, war bereits von Professor

A. Körte festgestellt, als mir das Blatt überlassen wurde. Auf den andern Seiten vermutete ich mit ihm und andern zunächst, daß es sich entsprechend dem Fundorte um ein Stück der koptischen Literatur handelte. — Das Koptische ist, wie ich hier einfügen möchte, die seit dem dritten christlichen Jahrhundert gesprochene und mit 24 griechischen und 7 spätägyptischen Buchstaben geschriebene Sprache der Ägypter, die in mehrere untereinander mehr oder weniger verwandte Dialekte zerfällt. Noch heute nennt man die ägyptischen Christen Kopten, und während das Arabische ihre Verkehrssprache ist, wird im Gottesdienst das Koptische verwendet, allerdings von den Laien gar nicht, von den Priestern nur noch wenig verstanden. Als früheste koptische Literatur kommt die Bibelübersetzung in Betracht, die teilweise schon um 350 abgeschlossen zu sein scheint. — Ein Stück nun einer koptisch-lateinischen Bibelübersetzung zu finden, wäre auch sehr interessant gewesen, liegt doch dergleichen bis jetzt noch nicht vor. Ein Zeugnis dafür zu haben, daß sich das Lateinische in so früher Zeit, wie sie uns die lateinische Schrift unsres Stückes nahelegte, mit dem Koptischen verbunden hatte, während doch in Ägypten nur Griechisch verstanden und neben dem Koptischen gebraucht wurde, wäre immerhin ein recht wertvolles Resultat gewesen.

Aber mit der koptischen Schrift ließen sich einzelne Buchstaben auf unserm Blatt nicht in Einklang bringen. Es galt, mit einer andern Sprache und Schrift einen Versuch zu machen. Die Paläographie gab mir Auskunft, daß als einzige Sprache, in der hauptsächlich griechische Schriftzeichen verwendet wurden, außer dem Koptischen nur noch eine in Betracht käme: das Gotische, das ich handschriftlich noch nicht gesehen hatte. — Während das zum Einritzen in Holz, Metall usw. bestimmte genuine germanische Runenalphabet bei den Goten bereits in Gebrauch war, hat Ulfilas, der Apostel der Goten, die erste gotische Buchschrift geschaffen, und insofern ist er der Erfinder der gotischen Buchstaben, als der er gerühmt wird. Eine völlige Neuschöpfung ist ja das gotische Alphabet nicht. Ulfilas hat vielmehr das griechische Alphabet zugrunde gelegt und diesem mehrere Zeichen aus dem lateinischen und aus dem heimischen Runenalphabete hinzugefügt. — An der Hand von Schrifttafeln konnte ich nunmehr feststellen, daß tatsächlich Reste des Gotischen auf unserm Pergament vorlagen, eine Entdeckung, die durch den Germanisten, Professor Helm, alsbald bestätigt wurde.

Es war von vornherein anzunehmen, daß es sich auch da um Stücke der Bibelübersetzung handele: griechisch-lateinische Bibelhandschriften, die dieselbe Anlage — auf der einen Seite lateinischen, auf der andern griechischen Text — zeigten, waren mir bereits mehrfach begegnet. Welche Stelle es sein mußte, ließ sich auf folgende Weise feststellen; es aus dem gotischen Rest selbst zu erschließen, war deshalb schwierig, weil nur die Enden der gotischen Zeilen, nicht einmal immer ganze Worte, erhalten waren. Die eine lateinische Seite bietet die Verse Lukas 23_{2-6}, die Szene aus der Leidensgeschichte, da Jesus vor Pilatus steht; auf der unteren, fehlenden Hälfte dieser Seite muß dann noch ungefähr Lukas 23_{7-11} gestanden haben. Die andre lateinische Seite zeigt den Text Lukas 24_{5-9}, jene Szene, da die Frauen am Grabe sind und die

Botschaft des Engels von dem Auferstandenen hören; nur der Anfang davon liegt vor, unten auf der Seite fehlen etwa die Verse 9—13. Ein ungefähres Einheitsmaß für das, was auf der lateinischen Seite stehen mußte, war damit gegeben; indem ich den zwischen den beiden Seiten stehenden lateinischen Text nach diesem Maße teilte, ergab sich, daß zwischen beiden erhaltenen Seiten noch sechs andre lateinische Seiten fehlten. Wir hatten also das äußere Blatt eines Buches von vier Blättern vor uns, eines sogenannten Quaternio, das unserm Druckbogen entspricht. Die 1., 2., 15. und 16. Seite desselben sind erhalten. War die 1. Seite lateinischer Text, zu dem die letzte gotische Seite des vorhergehenden Quaternio gehörte, so entsprach der 2. Seite unsres Fragmentes mit dem gotischen Text der lateinische auf der 3. Seite usw.; auf der 14. Seite mußte dann wieder gotischer Text stehen, der unsrer 15. Seite mit dem lateinischen Text entsprochen hat; zu dem gotischen Text auf der 16. Seite fehlt der lateinische Paralleltext auf der 17. Seite. Der gotische Text, den wir auf unserm Stücke besitzen, mußte also immer die Fortsetzung zu den lateinischen Seiten bilden. Diese Annahme erwies sich, wie Professor Helm im einzelnen zeigte, als richtig. Der gotische Rest auf Seite 2 bietet uns die Verse Lukas 23_{11}—$_{14}$, der Rest der Seite 16 die Verse Lukas 24_{13}—$_{17}$, hiermit den Anfang jener Geschichte von den Jüngern zu Emmaus, zu der es ja in den drei andern Evangelien keine Parallele gibt.

Mit diesen Abschnitten aus Lukas 23 und 24 sind uns nun aber Reste der gotischen Bibelübersetzung aufbewahrt, die unter den bisher gefundenen gotischen Fragmenten noch nicht vorhanden sind. Was besitzen wir denn eigentlich an gotischen Fragmenten? An nicht-biblischen gotischen Denkmälern haben wir ein Stück eines gotischen Kalenders aus der Zeit Theodosius des Großen (379—395), des ältesten deutschen Kalenders, dann Beglaubigungen und Unterschriften gotischer Zeugen in gotischer Sprache bei Verkaufsurkunden, weiter hinter zwei gotischen Alphabeten einige Sätze mit Umschreibung und lateinischer Deutung, Runeninschriften, vereinzelte Worte und Namen. Unter den gotischen Resten, die es mit Biblischem zu tun haben, nenne ich zuerst die sogenannten Skeireins, acht Blätter Erklärungen zum Johannes-Evangelium. An alttestamentlichen Resten haben wir sodann Zahlenangaben aus dem 5. Kapitel der Genesis und Fragmente aus den Kapiteln 5—7 des Buches Nehemia. Für das Neue Testament sind wir ja reicher bedacht. Bruchstücke der Paulinischen Briefe haben wir in mehreren Mailänder Handschriften, die zudem zahlreiche Randglossen bieten. Zu diesen Kodices gehören auch die vier Blätter, die Reifferscheid 1866 in Turin entdeckte, die letzten Reste des Gotischen, die gefunden worden waren; denn bei dem, wovon 1885 die Zeitungen berichteten, handelte es sich nicht um westgotische Gesetze in gotischer Sprache, die man in Spanien entdeckt hatte, sondern um solche in lateinischer Sprache. Bruchstücke aus dem 11.—15. Kapitel des Römerbriefes sind auf vier Blättern in dem sogenannten Codex Carolinus zu Wolfenbüttel erhalten; dieser ist deshalb für uns interessant, weil wir hier auch eine gotisch-lateinische Unzialhandschrift vor uns haben, die ins fünfte Jahrhundert

datiert wird; doch steht hier das Gotische neben dem Lateinischen auf derselben Seite. Texte der Evangelien hatten wir bisher in zwei Handschriften: einmal geringe Bruchstücke aus dem Matthäus-Evangelium (Kapitel 25–27), die wie alle bis jetzt genannten gotischen Bibelreste später überschrieben, sogenannte Palimpseste sind, und sodann in dem berühmten und bekannten Codex Argenteus zu Upsala. So viel vollständiger derselbe auch gegenüber den übrigen Handschriften gotischer Texte ist, ganz vollständig ist auch er nicht, und gerade die Stücke aus dem Lukas-Evangelium, die hier gefunden wurden, fehlen in ihm.

Der besondere Wert, der diesem Funde eines gotischen Stückes zukommt, dürfte mit Recht darin gesucht werden, daß unser Fragment in Ägypten wieder ans Licht gekommen ist. Soviel Ägypten, dieses zur Erhaltung von Altertümern prädestinierte Land, auch schon im Laufe der letzten Jahrzehnte erschlossen hatte, daß es uns auch Reste unsrer germanischen Vergangenheit schenken würde, hätte man doch nicht vermutet. Da ist es denn wohl berechtigt, der Frage nachzugehen, wie kam dieses Stück einer gotisch-lateinischen Bibelübersetzung nach Ägypten? Könnte uns in gleicher Weise nicht noch mehr Gotisches dort erhalten geblieben sein? Sind wir imstande, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu geben, dann brauchen wir nicht zu der wenig erfreulichen Auskunft zu greifen, unser Stück sei durch Zufall nach Ägypten verschlagen worden. Da ja auch sonst noch biblische Fragmente[1]) am gleichen Fundort zutage gekommen sind, von denen allen man aber nicht zufällige Wanderung nach Ägypten, nach Antinoë, wird annehmen wollen, so ist es auch bei unserm gotisch-lateinischen Stück weit mehr angebracht, einen oder den andern geordneten Weg zu zeigen, auf dem es dorthin gelangt ist.

Zunächst sei darauf aufmerksam gemacht, daß sich germanische Truppen in Ägypten nachweisen lassen: Vandalen, Juthungen, Franken, Quaden, Chamaven, Alemannen. Die meisten dieser Truppen haben wohl Gotisch zur Genüge verstanden, um eine Bibelübersetzung in dieser Sprache, die ja als einzige germanische Bibelübersetzung vorlag, gebrauchen zu können. Bei Zosimus, einem Geschichtsschreiber der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, fand ich weiter folgende Nachricht: Während der Bemühungen, mit den westgotischen Stämmen, die auf die Balkanhalbinsel übergetreten waren, zum friedlichen Abschluß zu kommen, hatte es der Kaiser Theodosius im Jahre 380 als höchst bedenklich erkannt, jene germanischen Mannschaften, die an die römische Kriegszucht nicht gewöhnt waren, ja überhaupt dem römischen Wesen fremd gegenüberstanden, in größeren Scharen dicht beieinander und so nahe bei ihren kaum beruhigten Volksgenossen jenseits der Donau zu lassen. Es lag ihm daran, die neugeworbenen gotischen Truppen auf die verschiedenen Gebiete des Reiches zu verteilen; er ergriff sofort die Gelegenheit, eine Abteilung derselben nach Ägypten führen zu lassen. Gleiches

[1]) Ein Stück einer griechischen Übersetzung des Alten Testaments bezw. des Pentateuchs, die deutlich samaritanischen Einfluß zeigt, ist ebenfalls der Gießener Bibliothek zugefallen.

mag sich in den nächsten Jahrzehnten wiederholt haben, vielleicht auch noch später unter den ähnlichen Verhältnissen bei den Ostgoten. Ja, eine solche Veränderung ihrer Standquartiere ist unter Umständen auch als Strafe verhängt worden.

Da zogen denn nun die Truppen „wie ein wanderndes Volk"; ihre Weiber und Kinder führten sie auf langen Reihen von Ochsenwagen mit sich. In dem neuen Quartier bildeten sie eine germanische bzw. gotische Kolonie. Weiter müssen wir hier aber bedenken, wie mit den Zeiten, da größere oder kleinere Abteilungen der Truppen aus Christen bestanden, damals als die kaiserliche Regierung den Bund mit der christlichen Kirche immer fester schloß, auch für die geistliche Versorgung der christlichen Soldaten Sorge getragen werden mußte. Früher unter den heidnischen Verhältnissen war die Fahne das Lagerheiligtum; zum andern waren die Kulte, die die Priester versahen, an heilige Stätten und Tempel gebunden. Bei den Christen war der Gottesdienst nicht durch ein Gebäude bedingt, wenn auch bei den in Städten angesiedelten bald ein solches als Mittelpunkt üblich geworden war. Jedoch bei jenen Stämmen und Truppen, wie es die Goten waren, die jahre-, jahrzehntelang wanderten, wurde, wie der Bischof Ambrosius von Mailand (ca. 340—397) sagt, „der Karren wie zum Wohnsitz auch zur Kirche". Dazu kommt, daß die Goten selbstverständlich an der besonderen Ausprägung ihres Christentums festhielten; sie waren ja sogenannte „Arianer", die ihren Glauben nicht mit dem orthodox-katholischen vertauschen wollten. Den Gegensatz zwischen diesen Kirchenparteien können wir uns heute nicht groß genug vorstellen: versuchten doch die Orthodoxen sogar, ihre Gegner manchesmal an der Ausübung ihrer „arianischen" Gottesdienste zu hindern; zur Teilnahme an den Sakramenten der Rechtgläubigen ließen sie sie nicht zu. Kein Wunder daher, daß sich Germanentum und arianisches Christentum immer enger verbanden, ja sich geradezu deckten. Wo immer sie konnten, auf ihren Wanderzügen, bei ihren Stationen in der Fremde, feierten die Goten dann ihre besonderen Gottesdienste, bei denen ihr Geistlicher, der Truppen und Troß als Seelsorger begleitete, als Prediger fungierte. So hören wir z. B., daß die gotischen Truppen, die 427 unter einem Grafen Sigiswulf Karthago besetzten, ihren Bischof bei sich hatten, Maximin.

Der einzelne gemeine Soldat, namentlich der barbarische, wird wohl nur ausnahmsweise haben lesen können, und Bücher, am wenigsten eine Bibelübersetzung, die zudem ein sehr teures und seltenes Stück war, dürfte er nicht mit sich herumgetragen haben. Kaum anders aber wird es sich mit den vornehmen germanischen Männern verhalten haben, die wir in Ägypten in militärischen Stellungen annehmen müssen. Seit dem vierten Jahrhundert wurden sehr oft Germanen überhaupt zu den höchsten militärischen Stellungen befördert. 384 können wir einen Merobaudes als Dux Aegypti nachweisen. Von dem Goten Gainas, der 396—401 Magister militum in Konstantinopel war, ist uns ausdrücklich überliefert, daß er möglichst viele Goten ins Reich zog und ihnen Offiziersstellen übertrug. Von diesen mag der eine oder der andre Comes Aegypti oder Dux Thebaidos gewesen sein. Wenn es ja auch nicht

sehr wahrscheinlich ist, daß ein einzelner Gote die Bibelhandschrift, zu der unser Blatt gehört hat, nach Ägypten, nach Antinoë als seinem Standort gebracht hat, ausgeschlossen wäre auch das nicht. Mir will jedoch die Hypothese mehr einleuchten, daß ein Geistlicher, der mit germanischen oder gotischen Truppen nach Ägypten kam, dorthin die Heilige Schrift, der er den Predigttext entnahm, aus der er im Gottesdienst vorlas, die er zu eigenem Studium benutzte, mitgebracht habe.

Doch ich gehe zu einer andern Möglichkeit über, wie die gotisch-lateinische Bibelübersetzung nach Antinoë gekommen sein kann. Wir wissen aus der Kirchengeschichte des Theodoret, daß der Kaiser Valens (364—378) zwei mißliebige Geistliche aus Edessa, Eulogius und Protogenes, die ersten ihrer Gemeinde, nach Antinoë in die Verbannung geschickt habe, zu gleicher Zeit als man minder hervorragende Christen in andre, kleinere Orte der Thebais verbannte. Wir hören weiter, daß der Bischof Palladius auch nach Antinoë exiliert worden ist; es war im Jahre 406 oder 408. Ähnliche Vorgänge haben sich wiederholt; man schickte Bischöfe und Priester, die sich durch ihre Theologie oder aus sonst einem Grunde straffällig gemacht hatten, in entfernte Gegenden des Reiches ins Exil, wie den Athanasius, den Vorkämpfer gegen Arius, aus Alexandrien nach Gallien, Trier, Rom, so andre aus europäischen Gebieten nach Oberägypten. Zur Zeit des orthodoxen oströmischen Kaisertums werden es manchmal „arianische" gotische Kleriker gewesen sein, über die solche Strafe verhängt wurde. Ob nicht einer von ihnen dorthin eine gotisch-lateinische Bibel als kostbares Kleinod seines Glaubens mitgenommen hat?

Drittens soll auch dies nicht unerwähnt bleiben. Am Ende des vierten, am Anfang des fünften Jahrhunderts hatte das Mönchtum in Ägypten einen gewaltigen Aufschwung genommen. Der oben genannte Palladius z. B. hat uns in seiner Historia Lausiaca, die aus dem Jahre 420 stammt, einen ausführlichen Bericht über die asketischen Mönche und Nonnen von Antinoë gegeben. Bei der Anziehungskraft, die das ägyptische Mönchtum gerade besaß, kann wohl auch ein frommer Gote als Mönch in eins der berühmten Klöster von Antinoë eingetreten sein. Als Erbauungsbuch brachte er seine gotisch-lateinische Evangelienhandschrift oder die ganze gotisch-lateinische Bibelübersetzung mit.

Wenn ich nach diesen Bemerkungen über den Fundort unsers Stückes und seine Wanderung dorthin kurz die Entstehungsgeschichte des gotisch-lateinischen Neuen Testaments, zu dem unser Fragment gehört, schildern will, so werden zunächst einige Worte über die Entstehung der gotischen Übersetzung des Neuen Testaments überhaupt hier angebracht sein. Ich gehe am besten von den Resultaten Professor von Sodens-Berlin aus, der als letzter unter Berücksichtigung eines gewaltigen Kollationsmaterials nicht bloß eine neue Gruppierung der griechischen neutestamentlichen Handschriften unternommen, sondern auch in einem besonderen Abschnitte seines sich der Vollendung nähernden Werkes die Stellung des Ulfilas-Textes zu diesen griechischen Gruppen charakterisiert hat. Abgesehen davon, daß von Soden mit Unrecht meint, „die

Übersetzung des Ulfilas sei von den Goten schwerlich einer ernsten Revision unterzogen worden" — neuere Forschungen haben solche Revision erwiesen —, sind seine Ausführungen über die Stellung der gotischen Bibelübersetzung innerhalb der griechischen neutestamentlichen Textgeschichte als richtig anzusehen. von Soden unterscheidet drei voneinander verschiedentlich beeinflußte Textgestalten. Die eine sei in Syrien bzw. in der Hauptstadt jener Kirchenprovinz, in Antiochia, eine zweite in Palästina bzw. Jerusalem festgestellt worden; die dritte hat ihren Ursprung in Alexandrien. Danach bezeichnet man sie kurz als die syrisch antiochenische, die palästinensisch-jerusalemische, die ägyptisch-alexandrinische Rezension. An der Entstehung der palästinensisch-jerusalemischen Rezension hat höchstwahrscheinlich der berühmte Kirchenhistoriker Eusebius von Cäsarea, gestorben um 339, einen bedeutenden Anteil. Seiner Verbindung mit Konstantin dem Großen ist es zuzuschreiben, daß dieser griechische Text auch in Konstantinopel verbreitet wurde. Als dann aber der syrisch-antiochenische Text eindrang, beeinflußte dieser vielfach den palästinensisch-jerusalemischen, ist aber, da Abweichungen andrer Textgestalten auch in ihn eindrangen, für uns ebenfalls nicht rein erhalten geblieben. Jedoch kam es schließlich dahin, daß die so umgeformte syrisch-antiochenische Textrezension ausschließlich in der griechischen Kirche gebraucht wurde. Einer der tüchtigsten griechischen Kanzelredner, Johannes Chrysostomus, Bischof von Konstantinopel, gestorben 407, bediente sich, wie wir aus den Texten seiner Predigten wissen, dieses Mischtextes. Nun hatte der Kieler Germanist, Professor Kauffmann, die nahe Verwandtschaft der Bibel des Chrysostomus mit dem griechischen Neuen Testamente, das Ulfilas seiner Übersetzung zugrunde gelegt hatte, erwiesen. von Soden konnte dann weiter feststellen, daß die Unterschiede zwischen beiden darauf zurückzuführen seien, daß die Mischung zwischen dem syrisch-antiochenischen und palästinensisch-jerusalemischen Gut hier und dort nicht dieselbe sei. Leider ist es noch nicht gelungen, eine Handschrift nachzuweisen, die sich völlig mit dem Text deckt, den die griechische Vorlage des gotischen Neuen Testamentes gelesen hat. Eine Probe auf die Richtigkeit dieser Einstellung des gotischen Textes in die neutestamentliche Textgeschichte hat Professor Helm gemacht. Wir besitzen nämlich eine Ausgabe des neutestamentlichen Textes, der der Texttypus der syrisch-antiochenischen Textrezension zugrunde gelegt ist; sie stammt von Matthaei, einem bedeutenden Textkritiker am Ende des 18. Jahrhunderts. Als Professor Helm nun die in Betracht kommenden Stellen dieser Ausgabe ins Gotische übersetzte, konnte er d e n gotischen Text feststellen, den er auf unserm Blatte zum Teil las, zum andern voraussetzen mußte.

Aber nicht mit einem griechisch-gotischen, sondern mit einem gotisch-lateinischen Fragment haben wir es zu tun. Da mußte es weiter meine Aufgabe sein, zu untersuchen, wie sich der vorliegende lateinische Text zu den verschiedenen Typen des lateinischen Bibeltextes, die wir zu unterscheiden gewöhnt sind, verhält. Die früher übliche Unterscheidung zwischen Itala- und Vulgatatexten, eine Unterscheidung, die wohl manchem unter den Lesern noch von der Schule her geläufig ist, hat man in der neutestamentlichen Wissenschaft aufgegeben. Der Ausdruck Itala geht auf den Kirchenvater Augustin,

den Bischof von Karthago (354—430) zurück; was er aber darunter verstand, ist höchstwahrscheinlich gerade nichts andres als die Revision des lateinischen Bibeltextes, die Hieronymus auf Aufforderung des römischen Bischofs Damasus wohl noch im Jahre 382 vornahm. Diesen Bibeltext, im Gegensatz zu allen andern italisch (= Itala) genannt, gewöhnte man sich, Vulgata, die allgemein gebräuchliche lateinische Bibelübersetzung, zu nennen; Itala und Vulgata würde danach also die gleiche lateinische Textrezension bezeichnen. Man unterscheidet darum richtiger jetzt zwischen altlateinischen (vorhieronymischen) und hieronymischen Texten; diese letzteren, die ja eben alle auf die Textrevision des Hieronymus zurückgehen, kann man ruhig weiter Vulgatatexte nennen. Die ältesten, altlateinischen Texte, nur in Bruchstücken erhalten oder aus Schriftstellern, z. B. Cyprian, zu erschließen, stammen aus Afrika, das für das alte Christentum neben, ja vor Rom eine große Bedeutung hat. Den afrikanischen Texten treten die europäischen altlateinischen Texte in großer Menge gegenüber; sie stellen einen von der afrikanischen Textgestalt unabhängigen Übersetzungstypus dar, doch so, daß beiden Gruppen Handschriften der gleichen griechischen Textrezension als Vorlage gedient haben. Da nun fast so viele lateinische Textgestalten im Laufe der Zeit entstanden waren und damals umliefen, wie Handschriften vorhanden waren, so sollte Hieronymus hier Ordnung und Einheit schaffen. Deshalb erteilte ihm der römische Bischof den oben erwähnten Auftrag: bereits im Jahre 383 legte Hieronymus die Bearbeitung der Evangelien vor.

Hieronymus, gestorben 420, aus den Darstellungen der Kunst, wo man ihn oft als Einsiedler abgebildet hat, weiteren Kreisen bekannt, gilt in der katholischen Kirche als Patron der theologischen Wissenschaft und darf wohl mit zu den gelehrtesten der abendländischen Kirchenväter gezählt werden. Diesen Ruhm hat er sich besonders durch seine Übersetzungsarbeiten verdient, bei denen er eine, wenn auch nicht absolut neue, so doch gegenüber biblischen Texten noch nicht angewandte Technik befolgt hat, nicht ohne daß er dabei unsrer heutigen kritischen Forschung zahlreiche Angriffspunkte böte. Wenn er, der mit seiner Belesenheit in Profanschriftstellern nur allzu gern prahlte, als Grundsatz einer guten Übersetzung forderte, die Eigentümlichkeiten der fremden Sprache durch eigentümliche Wendungen der eigenen wiederzugeben, wenn er sich selbst nach diesem Grundsatze richtete, so tat er damit nur, was er an Ciceros und andern Übersetzungen als vorbildlich gelernt hatte. Doch verdient Hieronymus um deswillen in der Geschichte der Übersetzungskunst besondere Erwähnung, weil er die Übersetzungstechnik jener Schriftsteller an die heiligen Schriften heranbrachte. Wenn er es auch nicht wahr haben will, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er als Übersetzer um einer eleganten klassischen Sprache willen gegenüber den alten Übersetzungen an vielen Stellen etwas ganz Neues geschaffen hat.

Diese verschiedenen lateinischen Texte, afrikanische und europäische altlateinische, sowie der hieronymische Text, waren um 400 vorhanden, kurze Zeit nach der Entstehung der gotischen Bibelübersetzung; mit der Revision des Neuen Testamentes ist Hieronymus wahrscheinlich schon 385 fertig gewesen,

mit der Übersetzung des Alten Testamentes 405. Die Arbeit des Hieronymus war aber, trotzdem sie im Auftrage eines so angesehenen Bischofs wie des römischen unternommen worden war, nicht imstande, sich sogleich durchzusetzen; noch um 600 wurde die hieronymische Revision in Rom selbst nur neben einer andern altlateinischen benutzt, schreibt der damalige Papst Gregor der Große. Da entsteht nun für uns die Frage: In welche der lateinischen Textgruppen gehört der lateinische Text unsres Fragmentes? Indem ich einzelne Abweichungen desselben von dem sog. Vulgatatext herausstellte, die ich hier nicht im einzelnen aufzählen will, konnte ich zeigen, daß diese ein besonderes Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem Text unsres Stückes und dem Text einer eigenartigen lateinischen Bibelhandschrift, des Codex Brixianus. voraussetzten. Der Codex Brixianus liegt heute in Brescia, einem der großen Sitze des lombardisch-gotischen Einflusses, in der Kapitelsbibliothek aufbewahrt und führt davon seinen Namen. Er war schon von den letzten Herausgebern des neutestamentlichen Vulgatatextes, den Engländern Wordsworth und White, als besonders wertvoll angesehen worden; sie vermuteten nämlich in ihm denjenigen Text, der dem von Hieronymus bei seiner Revision zugrunde gelegten am nächsten stehe.

Mit diesem Codex Brixianus hatte ich es nun zu tun, und ich ging daran, die Literatur, die sich mit ihm beschäftigte, durchzusehen. Da fand ich folgende Bemerkung: „In der Einleitung des Codex Brixianus wird auf einen gotischen Text Bezug genommen." Der Codex Brixianus enthält also neben dem Bibeltext eine Einleitung von besonderer Art, die aufmerksamer Beachtung wert ist. Ich vermutete sofort — es mag etwas kühn gewesen sein —, daß diese Einleitung, die ich noch gar nicht gelesen hatte, ursprünglich auf eine doppelsprachige, gotisch-lateinische Übersetzung angelegt war, wie etwa die, aus der unser Stück stammt, daß sie später aber noch abgeschrieben worden sei, als man die gotische Seite der zweisprachigen Handschrift nicht mit abschrieb, sondern nur noch die lateinische Seite. Daß ich mit dieser Vermutung recht hatte, sollte mir bald bestätigt werden. Ich fing einen unter jener Literatur zum Codex Brixianus angeführten Aufsatz des englischen Bibelforschers Burkitt aus dem Jahre 1899 zu lesen an und fand bald folgende Sätze: „Es ist bis jetzt vermutet worden, daß die Einleitung des Codex Brixianus zu einem verlorenen gotischen Kodex gehört, aber sie würde ebenso gut einem zweisprachigen lateinisch-gotischen Kodex als Einleitung dienen können, der mit einigen kritischen Anmerkungen versehen war. Unser Codex Brixianus könnte eine Abschrift dieses zweisprachigen Kodex sein, nur daß die gotische Hälfte ausgelassen ist." Diese Sätze erfreuten mich sehr. Ich zweifelte nun nicht mehr: wir hatten die gotisch-lateinische Vorlage des Codex Brixianus in einem Fetzen erhalten vor uns. Diese These zu begründen, lag mir des ferneren noch ob, und ich konnte in der Hauptsache bei dieser Untersuchung auf Arbeiten aufbauen, die von Germanisten, vor allem Professor Kauffmann, und dem genannten Burkitt geleistet worden waren. Von ihnen waren im letzten Jahrzehnt die Beziehungen der Codex Brixianus und seiner Einleitung zu dem gotischen Bibeltext gründlich erforscht worden. Diese letzten Untersuchungen will ich noch kurz darstellen.

Der Codex Brixianus ist mit Silbertinte auf Purpurpergament geschrieben, das dieselben violetten Farbentöne zeigt wie der wegen seiner Silberbuchstaben sogenannte Codex Argenteus; dieser gotische Evangelientext, jetzt in Upsala, von dem manche deutsche Literaturgeschichten eine Seite abbilden, hat vielleicht der heilige Liudger aus Italien ins Kloster Werden a. d. Ruhr gebracht, wo er um die Mitte des 16. Jahrhunderts auftaucht. Beide Kodices, der Brixianus und der Argenteus stammen aus einer und derselben oberitalienischen Kalligraphenschule des sechsten Jahrhunderts. Zu Anfang jedes Evangeliums sind die ersten Zeilen in Gold geschrieben, die Seitenüberschriften sind genau gleich gehalten. Auch sonst fallen die Übereinstimmungen sofort ins Auge. Unter dem Texte, am Fuße der Seiten, sind Ornamente in der Form von Arkaden angebracht, in denen eine alte Übersicht über die einander entsprechenden Evangelienabschnitte geboten wird; auch diese Ornamente sind fast bis auf das architektonische Detail in beiden Handschriften identisch. Weiter folgen die vier Evangelien in ihnen aufeinander nach gleicher Ordnung, und zwar Matthäus, Johannes, Lukas, Markus, eine Ordnung, die allerdings auch sonst mehrfach vorkommt. Beide Kodices sind vermutlich für dieselbe fürstliche Person als Prachthandschriften geschrieben worden.

In seiner schon erwähnten Studie hatte Burkitt festgestellt, daß der Text des Codex Brixianus nicht, wie die englischen Herausgeber des Vulgatatextes behaupteten, zu diesem hieronymischen Texte in näherer Beziehung stehe. Er wies vielmehr weiter nach: nicht der gotische Text in Codex Argenteus ist nach dem lateinischen in Codex Brixianus korrigiert worden, wie man bis dahin annahm, sondern umgekehrt. Der Text des Codex Brixianus ist dort, wo er sowohl von dem Text der altlateinischen Bibel als auch von dem der Vulgata abweicht, nach dem Text der gotischen Bibel geändert worden. In der Einleitung zum Codex Brixianus, die allerdings nicht vollständig ist, legen die Herausgeber des ursprünglich zweisprachigen Kodex ihre Übersetzungsgrundsätze kurz dar; es ist interessant, in diese Arbeit der gelehrten Goten einen Einblick zu tun. Es heißt da — ich gebe die Übersetzung Kauffmanns wieder —: „Damit nicht bei den Übersetzungen aus (fremden) Sprachen der Text, wie der Kern des Buches ihn bietet, dem Leser anders im Griechischen, anders im Lateinischen oder im Gotischen gefaßt erscheine, möge er darauf achten, daß wo infolge des Systems (unsrer) Sprachformen eine Abweichung erscheint, es doch auf ein und denselben Sinn hinausläuft. Deshalb braucht also niemand unsicher zu sein über das, was die Schrift selber kund tut gemäß dem Sinn der Sprachformen. Infolge der Abweichungen im Klang der Aussprache ist der Text nach sorgfältiger Beobachtung so eingerichtet, wie er im nachfolgenden lautet. Diese Sachlage veranlaßte (uns) zu einer angemessenen Veröffentlichung einiger Leute wegen, die durch fälschende Ausdrucksweise absichtlich Lügenhaftes ins Gesetz und in die Evangelien mit einer eigenen Übersetzung gebracht haben. Dies ist hier also vermieden und nur aufgenommen, was als alte Überlieferung des Gesetzes in den Schriften der Griechen enthalten sich vorfindet, und es wird gezeigt, daß gerade die etymologischen Entsprechungen der Sprachen, wo sie einander angepaßt niedergeschrieben sind, auf ein und denselben Sinn hinauslaufen. Denn auch sie ziemte es sich anzudeuten, in

dem Verhältnis, wie es in den uulthres geschehen ist — auf lateinisch: adnotatio (zu deutsch: Randbemerkungen „guter Lesarten") — damit erkannt werden könne, weshalb das (betreffende Wort) gesetzt ist. Wo der Buchstabe gr über dem uulthre sich findet, möge der Leser wissen, daß in eben dem uulthre nach dem griechischen Wortlaut geschrieben worden ist. Wo aber der Buchstabe la über dem uulthre sich findet, ist nach der lateinischen Sprache in dem uulthre dargestellt. Und deshalb ist diese Anweisung so erklärt, damit die Leser gerade die uulthres in dem Sinn auffassen, in dem sie gesetzt sind." Was wir dieser Einleitung an Grundgedanken für die richtige Übersetzung entnehmen können, ist dies: 1. fordern die Goten wortgetreue Übersetzung, so daß man sich streng an die etymologischen Entsprechungen eines jeden Wortes hält und nichts von sich aus hinzutut; sie verlangen wörtliche Übersetzung, auch wenn die Ausdrucksweise wenig vollkommen ist, Treue der Überlieferung, selbst auf Kosten des Stils und der Darstellung; 2. betonen sie den Grundsatz, daß man auf den griechischen Text als den Urtext zurückgehen müsse. An einer Stelle polemisiert diese Einleitung gegen „einige Leute, die durch fälschende Ausdrucksweise absichtlich Lügenhaftes ins Gesetz und in die Evangelien mit einer eignen Übersetzung gebracht haben". Gegen wen anders könnten diese Auslassungen gerichtet sein als gegen Hieronymus und seine neue Bibelrezension, die Vulgata? Wir können es verstehen, daß auf die Goten die Art, wie Hieronymus die Bibelrevision und -Übersetzung gearbeitet hatte, nicht selten den Eindruck einer Verfälschung des Textes machte. Offen zeihen sie ihn einer „fälschenden Ausdrucksweise", und es scheint, als ob sie nicht die einzigen gewesen sind, die das getan haben. Wenigstens hören wir von Hieronymus selbst, daß der Vorwurf, ein „Fälscher" zu sein, mehrmals gegen ihn erhoben worden sei.

Aus dem bisher Angeführten ließ sich entnehmen, daß von seiten einiger oder eines Goten gegen die Bibeltextausgabe des Hieronymus Opposition gemacht wurde. Wann das aber geschah, wußte man daraus noch nicht. Jedoch auch darüber erhalten wir Aufschluß und dabei zugleich Auskunft über zwei Männer, die diese Opposition vertraten. Wir haben einen Brief des Hieronymus an zwei gelehrte Goten, Sunja und Frithila, der in den Jahren 403 bis 405 geschrieben sein muß. Es ist die Antwort auf ein Schreiben der Goten, das uns leider verloren gegangen ist, dessen Inhalt wir uns aber in der Hauptsache rekonstruieren können. Sunja und Frithila hatten Hieronymus wegen seiner Übersetzung verschiedener Stellen aus den Psalmen befragt; sie hatten festgestellt, daß seine lateinische Übersetzung nicht mit dem für sie maßgebenden griechischen Text übereinstimme, und hatten dabei die Freiheit wahrgenommen, mit der hier verfahren war; ja sie hatten Hieronymus wegen seines Vorgehens zur Rede gestellt. In einem manchmal gereizten Tone wendet sich der auf seine klassische Bildung und seine Sprachkenntnisse, namentlich im Hebräischen, stolze Mann dagegen; eitel wie er war, fühlte er sich in seiner Ehre angegriffen. Aus dem Schreiben der Goten stellt er die textkritischen Grundsätze heraus, nach denen sie übersetzt haben wollen, und es zeigt sich, daß dies dieselben Grundsätze sind, die wir oben bei der Besprechung der Einleitung zum Codex Brixianus kennen gelernt haben: wörtliche Über-

setzung nach dem griechischen Original. Daß Hieronymus bei seiner Ausgabe des Alten Testamentes aus dem hebräischen Urtexte ins Lateinische übersetzt hatte — ein allein zulässiges Verfahren —, hatten die Goten nicht in Betracht gezogen oder nicht als berechtigt anerkennen wollen. Demgegenüber entwickelt Hieronymus seine andersartige Übersetzungstechnik, von deren Richtigkeit er aber die Goten nicht überzeugt haben wird.

Indem man nun den Codex Brixianus und seine Einleitung mit diesem Brief in Verbindung setzte, kam man zu folgenden Ergebnissen. Der Kreis der gotischen Gelehrten, die zu wissenschaftlicher Arbeit fähig waren, wird in jener Zeit überhaupt nicht allzu groß gewesen sein. Am Anfang des fünften Jahrhunderts, als die Westgoten noch in den weiten Gebieten Illyriens ansässig waren, werden uns außer Sunja und Frithila nur noch wenige wissenschaftlich tätige Männer unter den Goten genannt. Von Sunja und Frithila hören wir, daß sie sich mit textkritischen Arbeiten befaßt haben. Es lag ihnen daran, das Werk ihres Meisters Ulfilas, so wertvoll es als erster Wurf auch war, zu vervollkommnen und es gleichzeitig nach der lateinischen Seite hin zu ergänzen. Dies um so mehr, als sie mit der Arbeit des Hieronymus unzufrieden waren, anderseits dadurch zeigen wollten, wie korrekt nach dem griechischen Urtext die gotische Übersetzung angefertigt worden war. Daß sie selbst eine Bearbeitung der lateinischen Bibel vorhatten, dürfen wir der Antwort des Hieronymus entnehmen; in ihrem Schreiben müssen sie danach mehrmals Hieronymus um den richtigen lateinischen Ausdruck für bestimmte Worte gefragt haben. Dann darf man also wohl mit größter Wahrscheinlichkeit Sunja und Frithila als die Verfasser der gotisch-lateinischen Bibelübersetzung ansprechen, auf die uns die Einleitung des Codex Brixianus hinweist, und aus der der lateinische Text des Codex Brixianus und der gotische Text des Codex Argenteus stammt. Die Identität der Verfasser jener Bibelübersetzung mit den Adressaten des hieronymischen Briefes, Sunja und Frithila, zu bezweifeln, liegt kein stichhaltiger Grund vor.

Die kritische Ausgabe der gotisch-lateinischen Bibel ist, das lehrt uns auch das Datum des Briefes, in dem ersten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts entstanden. 401/2 kehrten die Goten unter Alarich wieder in das ihnen angewiesene Illyrien zurück. Ihr erster Anmarsch auf Italien, durch den sie eine römische Provinz zur Ansiedlung gewinnen wollten, ist durch Stilicho zurückgeschlagen worden; unter ihnen nicht genügenden Zugeständnissen warten sie eine bessere Gelegenheit ab. In der Zeit bis 408, wo sie nach Stilichos Ermordung zum zweiten Male aufbrachen, um schließlich nach Roms Plünderung die Überlassung der Provinz Aquitania secunda zwischen Loire und Garonne zu erzwingen, in der Zeit der Ruhe in Illyrien, ist also die kritische Arbeit an dem Neuen Testament bzw. der Bibel unternommen worden.

Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß die Handschrift, zu der unser Fragment gehört, die ursprüngliche, eigenhändige Arbeit Sunjas und Frithilas darstellen müsse; sie könnte eine Abschrift des Originals gewesen sein. Doch werden auch die Abschriften nicht lange Zeit nach der Entstehung des Originals gemacht worden sein. Einmal ist zu bedenken, daß man später an solchen Abschriften gelehrter gotisch-lateinischer Arbeiten, die für den allgemeinen kirch-

lichen Gebrauch nicht zu verwerten waren, kein Interesse mehr hatte. Und sodann hätte man in den nächsten Dezennien, den unruhigen der Wanderschaft, keine Ruhe und Muße mehr dafür gehabt. Als die Ostgoten nach 451 im oströmischen Reiche angesiedelt worden waren, wäre ja die Entstehung solcher Abschriften wieder eher denkbar. Aber abgesehen davon, daß in jener Zeit das Interesse an kritischen Ausgaben gotisch-lateinischer Bibeltexte kaum vorhanden gewesen sein wird, wir kämen damit zu nahe in die Entstehungszeit der Codices Brixianus und Argenteus, die uns deutlich zeigen, daß man damals nicht mehr doppelsprachige gotisch-lateinische Handschriften abschrieb, sondern nur noch entweder lateinische oder gotische.

So möchte ich denn zum Abschluß sagen: Von einer der bald nach der Entstehung der kritischen Ausgabe des Sunja und Frithila verfertigten Abschriften der gotisch-lateinischen Bibel oder des Neuen Testamentes bzw. nur der Evangelien, also etwa aus der Zeit bis 408 liegt uns in unserm Fragment ein Rest vor. Mit gotischen Truppen als liturgisches Buch des mitziehenden Geistlichen oder als Exemplar eines exilierten gotischen Geistlichen oder eines gotischen Mönches, der in ein ägyptisches, vielleicht antinoitisches Kloster eintrat, mag die Handschrift, zu der unser Fragment gehörte, nach Ägypten, nach Antinoë gewandert sein.

Ich habe bis jetzt von einem noch nicht gesprochen, davon nämlich, ob dieses Stück in so früher Zeit geschrieben sein kann. Nun will ich die Aufmerksamkeit zum Schluß nicht noch lange mit paläographischen Ausführungen in Anspruch nehmen. Mit der lateinischen Paläographie heiliger Schriften — übrigens steht es mit der griechischen ähnlich — ist es ja insofern mißlich bestellt, als wir im siebenten, vielleicht schon im sechsten Jahrhundert Schreiber haben, die nach dem Muster alter Handschriften neue in der alten Schrift anfertigen. Doch kommt das ja hier gar nicht in Betracht. In dieser späten Zeit wäre eine gotisch-lateinische Bibelhandschrift völlig überflüssig gewesen, wenn sie überhaupt noch möglich war. Ein katholischer Christ, ein Mönch, hätte diesen lateinischen Bibeltext, der in seinen Augen ketzerisch war, nimmermehr abgeschrieben. Vor die Codices Brixianus und Argenteus, die beide dem sechsten, ja schon dem fünften Jahrhundert zugeschrieben werden, kommt die gotisch-lateinische Bibelübersetzung, von der jene Kodices einseitige Abschriften sind, unbedingt zu stehen; wie wir oben gesehen haben, dürfte auch eine zweisprachige Abschrift des Originals nur in den Anfang des fünften Jahrhunderts gesetzt werden. Nach der lateinischen Schrift, die wir in unserm Fragmente haben, brauchen wir kein Bedenken zu tragen, sie ebenfalls in diese Zeit zu datieren. Die kräftigen Schriftzüge unsres Blattes passen gut zu denen, die wir aus Handschriften der gleichen Zeit kennen.

Ich schließe meine Ausführungen mit dem Wunsche, daß dort, wo, wie wir wissen oder anzunehmen berechtigt sind, sich noch Altertümer unsrer germanischen Vergangenheit finden, diese Schätze gehoben werden möchten. Sie zu heben, ist die Wissenschaft bereit: möchten ihr seitens der Begüterten unsres Vaterlandes die Mittel dazu nicht versagt werden.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Julius von Eckardt.

VII.

Die Erregung, die sich meiner beim Betreten des heimatlichen Bodens bemächtigte, vermag ich nicht zu schildern — sie war die stärkste gewesen, die ich jemals empfunden habe. Als ich unweit des Städtchens Kreuzburg die livländische Landesgrenze erreichte, und als ich aus der Mitte eines im Maigrün prangenden Birkenwäldchens den ersten heimatlichen Kirchturm aufleuchten sah, glaubte ich, das Herz in der Brust müsse mir vor Vaterlandsfreude zerspringen. Noch stand alles an der alten Stelle, noch schien das baltische Leben sich in den gewohnten Formen zu bewegen, und es dünkte mich ein Traum zu sein, daß ich mich von ihm hatte ablösen wollen. Mit feuchten Augen und vor Rührung erstickter Stimme begrüßte ich die Freunde, die sich zu meinem Empfang am Rigaer Bahnhof versammelt hatten, und wenige Stunden später lag ich in den Armen meiner Eltern, die nach wie vor in Mitau ihren Wohnsitz hatten. Die folgenden Wochen darf ich zu den glücklichsten meines Lebens rechnen; Tage vergingen, bevor ich aus dem Rausch erwachte, der sich meiner bemächtigt hatte. Allzu peinlich war auch das Erwachen nicht. Äußerlich waren die Wirkungen des Systemwechsels, zu dem die Regierung sich entschlossen hatte, wenig bemerkbar, vollständig hatten die Freunde ihre Hoffnungen auf Rettung des Landes auch noch nicht zu Grabe getragen. Mit den Worten: „Sie sehen, wir leben noch und gedenken noch eine Weile zu leben," war ich von den beiden angesehensten Männern des Landes, C. v. d. Recke und August v. Oettingen, empfangen worden. In Kurland hatte die Ernennung eines wohlgesinnten und hochgebildeten Mannes, des neuen Zivilgouverneurs Paul v. Lilienfeld, die Hoffnungen auf eine halbwegs erträgliche Wendung der Geschicke neu belebt, in Livland wollte man wahrgenommen haben, daß Albedinsky freundlichere Saiten aufziehe und dem Sprachenukas eine glimpfliche Auslegung gebe. An den Gedanken des Sterbens gewöhnen Individuen wie menschliche Gemeinschaften sich gleich schwer, wenn sie sich innerlich gesund fühlen. Daß Institutionen zu gewaltsamem und plötzlichem Tode verurteilt sein sollten, die sieben Jahrhunderte lang bestanden und gerade während der letzten Zeiten ihres Bestandes die

Fähigkeit zu einer Verjüngung gefunden hatten, das mußte denen unfaßbar erscheinen, die mit diesen Institutionen unauflöslich verwachsen waren und an deren Regeneration die Lebensarbeit gesetzt hatten! Und doch ließ sich bei nüchterner Betrachtung der Dinge nicht verkennen, daß die Lage der Verhältnisse sich im Laufe der beiden letzten Jahre verschlechtert hatte, und daß der baltische „Wille zum Leben" in der Abnahme begriffen war. Nicht bei den höheren Klassen der Gesellschaft, deren Patriotismus, Opfermut und Einsicht nie größer gewesen ist als während der letzten sechziger Jahre, und denen um jene Zeit ein neuer, mächtiger Impuls durch das Erscheinen der Schirrenschen „Livländischen Antwort an Herrn Juri Samarin" gegeben wurde, wohl aber in der Masse der Bevölkerung, bei der großen Zahl derjenigen, die an den öffentlichen Dingen keinen Anteil hatten und die keine andern als materielle Interessen kannten. Naturgemäß mußte die Zahl dieser Indifferenten in einem Lande von der aristokratischen Struktur und nationalen Doppelschichtigkeit des unsrigen größer sein als sonst irgendwo. Seit der Entlassung des Gouverneurs v. Oettingen waren die höheren Beamtenstellungen mehr und mehr in die Hände von Russen und (was noch bedenklicher erschien) von russifizierten Deutschen gelegt worden. Indessen ein Verwaltungszweig nach dem andern von dem Zusammenhange mit dem alten „Landesstaate" abgelöst und in eine veränderte Richtung gebracht wurde, machte sich in zunehmendem Maße geltend, daß die materiellen Interessen nach Osten gravitierten. Nach Osten führten die wichtigsten der neu eröffneten Schienenwege — auf den Osten war die erwachende baltische Industrie rücksichtlich ihres Absatzes gewiesen — von Osten rückten Scharen neuer Menschen heran, die in dem aufstrebenden Grenzlande Erwerb und Arbeitsgelegenheit suchten. Unser Ausfuhrhandel war von jeher auf die Zufuhr polnischer und westrussischer Naturerzeugnisse angewiesen gewesen — jetzt begann die Einfuhr in das Innere des Reiches die Hauptrolle zu spielen und hundert neue Bande zwischen der baltischen und der russischen Geschäftswelt zu knüpfen. Endlich lebten wir in einer Zeit unaufhaltsam zunehmender Vorherrschaft der materiellen Interessen, die den Sinn für die idealen Güter des Lebens abschwächte und abschwächen mußte.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Mitau und Riga besuchte ich Dorpat. Die Reihe der freundschaftlichen Vereinigungen, welche die Festtage an der kurischen Aa und der Düna umgeben hatte, wurde am Ufer des Embach fortgesetzt. Noch war an den inneren und äußeren Verhältnissen der Landesuniversität nichts verändert, noch waltete der in besseren Tagen eingesetzte Universitätskurator Graf Alexander Keyserling seines Amtes. Mit ihm, den Oettingens, Schirren usw. verbrachte ich einen Abend in dem Hause des vortrefflichen Professors Theodosius Harnack, der mir besonders lebhaft im Gedächtnis geblieben ist. Keyserling, der aus der seinem Wesen eigentümlichen Zurückhaltung schwer heraustrat, und den ich zu wenig kannte, um auf sein Vertrauen Anspruch erheben zu dürfen — Keyserling ließ ziemlich deutlich durchsehen, daß er der Zukunft mit schwerer Sorge entgegengehe, und daß der in Dorpat vorherrschende Optimismus von ihm nicht geteilt werde.

Als ich dem Grafen beim Abschiede sagte, ich hoffte ihn bei meinem nächsten Besuche in Livland noch an der nämlichen Stelle zu finden, sagte er lächelnd: „Dann müssen Sie bald wieder kommen.“ Wenige Monate später schied auch er aus seinem Amte. Die wenige Tage nach meiner Abreise erfolgte Veröffentlichung der im gesamten Lande mit Jubel begrüßten „Livländischen Antwort“ wurde regierungsseitig mit der Absetzung des Verfassers beantwortet, dem der befreundete Kurator alsbald in das Privatleben folgen mußte.

Tags nach dem bei Harnack verbrachten Abende fand bei dem geliebtesten der Dorpater Freunde, dem unvergeßlichen Moritz v. Engelhardt, ein Mittagessen statt, an dem fünf Brüder Oettingen mit ihren Damen teilnahmen. Die Unterhaltung drehte sich um den Gegenstand, dem alle livländischen Unterhaltungen der damaligen Zeit galten — um die Zukunft des Landes. Weil die Universitätsverhältnisse von dem eingetretenen Systemwechsel unberührt geblieben waren, und weil das „weit vom Schusse“ belegene Dorpat“ (Eisenbahnen dahin gab es noch nicht) die alten Formen seiner Existenz nahezu unverändert hatte aufrechterhalten können, herrschte hier eine Zuversichtlichkeit, die diejenige der Rigaer und Mitauer Patrioten noch übertraf. Der Zauber des Dorpater Lebens, das während der hier verbrachten Maitage seine liebenswürdigsten Seiten entfaltet hatte — das fröhliche Treiben der Studentenschaft (unter der sich noch manches bekannte Gesicht entdecken ließ) und die idyllische Existenz der akademischen Lehrer hatten auch mich mächtig ergriffen — die optimistischen Auffassungen der Freunde vermochte ich indessen nicht zu teilen.

Die Dorpater und Mitauer Tage waren ebenso rasch verrauscht wie die vorhergegangenen Rigaer Wochen. Unvergeßlich ist mir der letzte auf dem Domberge verbrachte Abend geblieben. Die Nachtigallen schlugen so schmetternd wie damals, wo wir ihnen als Studenten zugehört hatten — wie damals klang von der Teufelsbrücke herüber fröhlicher Gesang und wogte es zwischen Sternwarte und Domruine von freundlichen Menschen, die dem Treiben der akademischen Jugend verständnisvoll zusahen und einander lächelnd zunickten, wenn das Hinzesche Lied

Kennst du die Stadt? — Der Born der Wissenschaft
Quillt da in ewig junger, geist'ger Kraft —

zu ihnen herübertönte. Noch war dieses Lied eine Wahrheit, noch bestand eine Kontinuität der Entwicklung, die sich durch sieben Jahrhunderte in aufsteigender Linie bewegt hatte. „Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,“ und doch ein bleibendes Moment, eine Tradition, deren idealer Inhalt unverändert von den Vätern auf die Söhne vererbt wurde. . . . Als ich zwanzig Jahre später an derselben Stelle stand, war aus der ehemaligen Universitas litterarum eine kaiserlich-russische Dressuranstalt geworden.

Bei meinem Abschiede von Dorpat hatte ich eine ganze Anzahl von Arbeiten übernommen, die dauernde Verbindung mit der Heimat verbürgten. Ich sollte eine deutsche Übersetzung des Samarinschen Pamphlets „Russische Grenzmarken“ besorgen und dessen Anklagen Schritt für Schritt und Seite für Seite widerlegen. Dieser Publikation sollte die Herausgabe einer Version des Lilienfeldschen Buches über „Kurlands ländliche Zustände“ folgen, und daran zu

einer Apologie der baltischen Agrareinrichtungen Veranlassung genommen werden. Endlich führte ich Materialien zu einer Geschichte Rigas in meiner Mappe, die später in das Buch „Bürgertum und Bureaukratie" zusammengefaßt worden sind. — So gab es bei der Rückkehr nach Leipzig reichliche Arbeit, die den gesamten einsam verbrachten Sommer und den größten Teil des Herbstes in Anspruch nahm. Kenntnis russischer Zustände und leidliche Bekanntschaft mit der russischen Sprache wurden in dem damaligen Deutschland so selten gefunden, daß meine Publikationen ein gewisses Aufsehen erregten, daß englische Übersetzungen erschienen, und daß mir von den verschiedensten Seiten buchhändlerische Anträge zugingen. Besonders fördernd war mir eine Besprechung gewesen, die Roscher meinem Buche über die russischen Agrarverhältnisse gewidmet hatte, und die mir Beziehungen zu den Leipziger Gelehrtenkreisen, namentlich zu dem vortrefflichen und liebenswürdigen Professor Zarncke, Herausgeber des „Literarischen Zentralblattes", verschafften. Meine Neigungen und Interessen richteten sich indessen zu ausschließlich auf die politische Tätigkeit, als daß ich Leipzig zum dauernden Aufenthalt und die Schriftstellerei zum Lebensberuf hätte machen wollen.

Da trat eine unerwartete Wendung meines Lebensganges ein. Als ich Freytag am Neujahrstage des Jahres 1870 meinen Besuch machte, teilte er mir ein Schreiben des hamburgischen Syndikus Geffcken mit, in dem dieser um die Empfehlung eines Chefredakteurs für die in der Umgestaltung begriffenen Zeitungen „Hamburgischer Correspondent" und „Hamburgische Börsenhalle" bat und zugleich meinen Namen nannte. „Es wird das doch wohl nichts für Sie sein," fügte mein gütiger Freund hinzu, und dabei behielt es vorläufig sein Bewenden. Erst auf den Rat meines Schwiegervaters der als geborener Hamburger um die dortigen Zustände und die außerordentlich günstigen Verhältnisse der Eigentümerin des Correspondenten und der Börsenhalle (der Aktiengesellschaft „Neue Börsenhalle") näheren Bescheid wußte, kam ich auf die Sache zurück. Mit gewohnter Selbstlosigkeit erklärte Freytag sich bereit, die für ihn und die „Grenzboten" durchaus unbequeme Angelegenheit in die Hand zu nehmen und mich Herrn Geffcken zu empfehlen. Vierzehn Tage später erhielt ich die Aufforderung, nach Hamburg zu gehen und mit der Direktion der Gesellschaft persönlich zu verhandeln.

Hamburg hatte ich nur einmal auf kurze Zeit besucht, von der Stadt und deren Bewohnern indessen einen außerordentlich günstigen Eindruck empfangen. In diesem stolzen, auf sich selbst ruhenden, reichsstädtischen Gemeinwesen, das mich vielfach an Riga und dessen Existenzformen erinnerte, war mir zumute gewesen, als sei ich wieder in der großen Welt, und als wehe die frische Luft des — in Wahrheit zwölf Meilen weit entfernten — Meeres kräftigend und erfrischend herüber. Zudem hatte es während der zwischen Elbe und Alster verbrachten Tage herrliches Sommerwetter gegeben und die Stadt ihre unvergleichlichen Reize in geradezu berückender Weise ausgebreitet. Wohl hatte ich in einer damals vielbesprochenen Abhandlung der „Revue des deux mondes" Herrn Cherbuliez' Ausspruch gelesen: „Pour les

habitants de cette ville il n'y a que Hambourg et le monde", und mich darnach auf ein reichliches Stück jenes Lokalpatriotismus gefaßt gemacht, den ich genau genug kannte, um zu wissen, daß er einen bloßen Euphemismus für Partikularismus bedeute. Aber es hatte doch „et le monde" geheißen und das klang immerhin besser als der Ausspruch, den ein französischer Reisender — freilich zehn Jahre früher — über Leipzig getan hatte: „Une petite ville, assez ridicule par ses grandes prétentions."

So machte ich mich guten Muts und mit der Absicht, die Dinge nach Möglichkeit von der günstigen Seite zu sehen, an einem der ersten Tage des Februar 1870 auf die Reise. Bei bitterer Kälte frühmorgens angelangt, begab ich mich um die Mittagsstunde nach Pöseldorf, die am westlichen Alsterufer belegene Vorstadt, in der der Syndikus Geffcken wohnte.

Als ich den damaligen dritten Syndikus des hamburgischen Senats kennen lernte, war er erst seit wenigen Monaten in die Vaterstadt zurückgekehrt, die er viele Jahre zuvor verlassen hatte. Seine Vermittlung war von den Direktoren der „Neuen Börsenhalle" angegangen worden, weil man ihn als gewandten Journalisten kannte, und weil diese Herren von Wesen und Aufgabe des publizistischen Berufs keine rechte Vorstellung hatten. Die von ihnen zu vergebende Stellung des leitenden Redakteurs der „Hamburgischen Börsenhalle" und des „Hamburgischen Correspondenten" war die denkbar günstigste. Auf irgendwelchen Gewinn aus diesen Blättern war von den Aktionären im voraus verzichtet und statutarisch vorgesehen worden, daß etwaige Erträge wieder „hineingesteckt" und zur Verbesserung des Instituts, das heißt der beiden Zeitungen, der mit derselben verbundenen Lesehalle und der Telegraphen-Agentur verwendet werden sollten. Von dem neu anzustellenden Redakteur wurde erwartet, daß er den zurückgegangenen, mit einem Fehlbetrage arbeitenden Correspondenten „heben" und die ziemlich einträgliche Börsenhalle mindestens nicht zurückgehen lassen werde. Die Stelle des Programms vertraten drei Punkte, auf die der neue Chefredakteur sich verpflichten sollte: nicht gegen die staatliche Existenz und die Freihafenstellung Hamburgs zu schreiben und das Freihandelssystem unangetastet zu lassen. Im übrigen sollte dieser Glückliche freie Hand haben und rücksichtlich neuer Anstellungen, technischer Abänderungen usw. lediglich an den Beirat des technischen und finanziellen Direktors (eines angestellten Beamten) gebunden sein. Der Kontrakt sollte auf drei Jahre abgeschlossen werden und sicherte dem Redakteur das für damalige Verhältnisse höchst ansehnliche Gehalt von dreitausend und sechshundert Talern (9000 M. C. Hamburg). Zur Annahme so günstiger Bedingungen bedurfte es keiner Vermittlung. Geffcken stellte mich lediglich den beiden mit den Verhandlungen betrauten Herren Senator O'Swald und Kaufmann H. Kämmerer vor und zog sich zurück, bevor die Verhandlungen ihren Anfang nahmen.

Senator O'Swald war einer der liebenswürdigsten, edelmütigsten und zuverlässigsten Männer, die ich jemals kennen gelernt habe, ebenso gescheit wie einfach und anspruchslos. Kämmerer ein kluger, wenn auch hamburgisch-bedächtiger Herr von guter Bildung, der trotz seines ausgesprochenen

Partikularismus für höhere Gesichtspunkte nicht unzugänglich erschien. Wir kamen so bald überein, daß ich mich nach vierundzwanzig Stunden für angestellt ansehen konnte und aufgefordert wurde, den übrigen Vorstehern der Gesellschaft (Advokat, später Senator Gustav Hertz, Bankdirektor Maaß und Kaufmann Heinrich Amsinck) die herkömmlichen Besuche zu machen. — Diese rasche Entwicklung war durch einen unerwarteten Umstand gefördert worden, an den ich noch jetzt dankbar zurück denke. Kämmerer wußte, daß ich in Riga gelebt hatte, und wandte sich, ohne mir davon zu sagen, an einen dortigen Geschäftsfreund, den Kaufmann und Ratsherrn Pychlau, um über meine Person und meine Antezedenzien „Referenzen" einzuholen. Als er mir das sagte, war ich betreten, denn ich wußte, daß der ultra-konservative, allem „Schreiberwesen" feindliche Rigasche Ratsherr mich für einen Roten gehalten und einmal gesagt hatte, er glaube, daß ich mehr dumm als schlecht sei. Um so größer war mein Erstaunen, als Kämmerer seiner bezüglichen Mitteilung die Bemerkung hinzufügte, Pychlau habe ihm telegraphisch geantwortet: „Ich kann zu dieser Akquisition nur gratulieren". Vollständig waren die seit meiner Entfernung von Riga verflossenen drei Jahre also auch an Leuten von der vorurteilsvollen Auffassung Pychlaus nicht vorübergegangen. Auch die Männer seines Schlages hatten einsehen gelernt, daß die von uns vorausgesagte Russifikationsgefahr keine eingebildete sei, und daß es zu ihrer Bekämpfung nur die Mittel gebe, die wir empfohlen hatten: Zusammenschluß der Ritterschaften und Städte aller drei baltischen Provinzen und Reform des Ständewesens unter Wahrung des geschichtlichen Rechtsbodens.

Pychlaus „Referenz" hatte den Ausschlag gegeben, und meine Berufung nach Hamburg war beschlossene Sache. So gern ich der journalistischen Tätigkeit schon damals den Rücken gewendet hätte, so dankbar mußte ich diese Lösung begrüßen. Nach drei Jahren unausgesetzter materieller Sorge hatte ich eine günstige, auskömmliche Stellung gefunden und das an einem Orte, der mir zusagte.

Die beiden letzten in Hamburg verbrachten Tage waren so vollauf durch Besuche und Einladungen in Anspruch genommen, daß sie im Handumdrehen vergingen. Die wichtigste aller damals und überhaupt in Hamburg gemachten Bekanntschaften war diejenige des Oberstaatsanwalts, späteren Reichsgerichtsrats Otto Mittelstädt, der bereits damals als Kriminalist einen Namen hatte, und mit dem ich mich so rasch befreundete, daß der Verkehr mit ihm mir als stärkster aller in der künftigen Heimat vorhandenen Anziehungspunkte erschien. Mittelstädt, — dessen Beiträge für die „Grenzboten" Freytags besondere Aufmerksamkeit erregt hatten, — war im Jahre 1868 von Berlin nach Altona versetzt worden, um daselbst die Staatsanwaltschaft einzurichten, und erst einige Wochen vor unsrer Bekanntschaft nach Hamburg übergesiedelt, wo seiner die nämliche Aufgabe harrte. Daß ein preußischer Jurist nach Hamburg und zu einem wichtigen Amte berufen worden, gehörte unter die Zeichen der Zeit. Lebhaft erinnere ich mich des Anteils, mit dem Freytag Mittelstädts bezüglichen Brief gelesen und seine Verwunderung darüber ausgesprochen hatte, daß von den „Hanseaten" der Entschluß zu solcher Abweichung von allen parti-

kularen Gewohnheiten gefaßt worden sei. Des von ihm gemachten Aufhebens war die Sache schon darum wert gewesen, weil der unvermeidlich gewordene Bruch mit dem alten patriarchalischen Polizeiregiment und die notwendig gewordene Einrichtung einer die freiere Bewegung dieses Regiments einschränkenden Staatsanwaltschaft dem Senate der freien und Hansestadt sauer genug angekommen war. Da man im voraus wußte, daß kein einheimischer Jurist von Bedeutung Neigung und Fähigkeit dazu besitze, die unerhörte „bei uns" niemals dagewesene Institution in die Wege zu richten, die zur Einführung des schwurgerichtlichen Verfahrens erforderlichen Maßnahmen zu treffen und eine „neue Ära" Hamburgischer Strafrechtspflege einzuleiten, so war man darüber einig geworden, eine „auswärtige Kraft", einen „Butenminschen" behufs Lösung der schwierigen Aufgabe heranzuziehen.

Auf die Kunde davon hatte der bis dahin allmächtig gewesene Obervogt der Polizei, Herr Krohn, seinem Leben ein Ende gemacht, ein andrer hoher Beamter den Abschied genommen, der kluge Polizeiherr Senator Petersen aber für das Beste gehalten, sofort nur in der Nähe nach einem Manne auszuschauen, der „von uns wüßte", und mit dem sich erforderlichenfalls würde „reden lassen." Dieser Mann war Mittelstädt gewesen, mit dem Petersen zufolge der zahlreichen, zwischen Hamburg und Altona bestehenden Beziehungen gelegentlich amtlich zu tun gehabt hatte. Mit seiner Voraussetzung, daß der Altonaer Staatsanwalt nicht nur vorzüglicher Jurist und Kriminalist, sondern ein überlegner, von den Vorurteilen preußisch-bureaukratischer Routine völlig frei gebliebener Kopf sei, war der weltkluge Senator durchaus auf der richtigen Fährte gewesen. Die konziliante Natur, den Mann, „mit dem sich reden ließ", hatte er — wie sich später herausstellen sollte — aber nicht gefunden. Zur Zeit unsrer Bekanntschaft stand Mittelstädt in den Honigmonaten seiner hamburgischen Existenz, und er war durchaus geneigt, nur die Lichtseiten einer solchen aufzuweisen. Auf mich mußte das um so stärkeren Eindruck machen, als dem neuen Freunde nicht nur seltene Schärfe des Urteils, sondern ein Pessimismus eigentümlich war, der den meinigen übertraf. Neben tiefem, leidenschaftlichem Idealismus eine Unerbittlichkeit des Urteils, die Selbstbetrug und illusionäre Mattherzigkeit ein für allemal ausschloß, — eine Unerschrockenheit der Gesinnung, die Menschen und Dinge lieber bei den unliebsamsten Namen nannte, als Täuschungen über sie Vorschub leistete, — diese Eigentümlichkeiten in Mittelstädts Wesen berührten mich so sympathisch, daß ich über ihre Kehrseiten (Hang zu Mißtrauen, Unversöhnlichkeit und Schwarzseherei) vollständig hinwegblickte, und daß ich die Einladung, bei der Rückkehr nach Hamburg vorläufig sein Gast zu sein, unbedenklich annahm.

VIII.

Menschen, die gleichsam die unsichtbare Kirche der Moralität bilden, hat Hamburg wohl nicht die Menge, aber doch so viele in seinen Wällen als nötig ist . . . Ihnen hat man es hier, wie ihresgleichen überall zu danken, daß die herrschenden Sitten Hamburgs im allgemeinen noch zu den besten Deutschlands gehören . . . Nirgends wird man einem Menschen eher geradezu ins Gesicht sagen, was man von ihm halte, nirgends den Narren und Schelm mehr durch alle Schlupfwinkel jagen. Sein Wort nicht halten, ist noch immer Unehre in Hamburg, unverschuldet unglücklich werden, ein Empfehlungsbrief, wegen eines boshaften Stückchens berüchtigt sein, Acht und Bann. Noch gilt hier das öffentliche Urteil viel, und die gemeinen Geister lassen ihre unedlen Vorsätze zurückscheuchen durch die fürchterliche Idee: was wird die Stadt davon sagen?

Topographisch-historische Beschreibung der Stadt Hamburg von J. L. v. Heß.
(Hamburg 1796, bei Bachmann und Gundermann.)
Bd. II, S. 409.

Umstände der verschiedensten Art hatten zusammengewirkt, die zuversichtliche Stimmung, mit der ich den Übergang in die neue Heimat begrüßt hatte, spurlos zu verscheuchen. Der Tod eines auf der Höhe des Lebens stehenden Schwagers und zweier andrer mir nahestehender Personen und gleichzeitig eingetroffene politische Hiobsposten aus der Heimat lasteten mit so bleierner Schwere auf mir, daß ich alle Kraft zusammennehmen mußte, um den neuen Verhältnissen mit der nötigen Energie entgegensehen zu können. Diese Verhältnisse selber sahen mich jetzt ganz anders an als zu der doch nur wenige Wochen zurückliegenden Zeit meiner ersten Berührung mit ihnen. Alsbald nach den ersten, in der Redaktion des „Hamburgischen Correspondenten" und der „Börsenhalle" verbrachten Arbeitstagen erschien mir als Widersinn und Torheit, daß ich überhaupt nach Hamburg gekommen und in Verhältnisse getreten war, deren publizistische Erörterung lediglich unter der Voraussetzung eingehender Kenntnis von Land und Leuten ersprießlich sein konnte; darüber, daß das beste Teil meines Wissens für meine neuen Mitbürger so gut wie wertlos sei, daß diese an den Fragen der großen europäischen Politik höchstens soweit Anteil nahmen, als sie auf das Börsengeschäft einwirkten, und daß für sie alles darauf ankam, wie ich mich zu ihrem Gemeinwesen stellte — darüber war ich bereits in den ersten Tagen nach meiner Niederlassung ins klare gekommen. Das hamburgische Gemeinwesen stellte sich allenthalben als so altbegründet, so festgefügt und so eigentümlich beschaffen dar, daß über es nur mitreden durfte, wer über die geschichtlichen Grundlagen und den Gang seiner Entwicklung einigen Bescheid wußte. Mir fehlte dieser so vollständig, daß ich durch meine Stellung an diejenige gewisser Russen erinnert wurde, die in meine Heimat gekommen waren und deren Reformatoren spielen wollten, bevor sie sich auch nur über das A B C unsrer Existenzbedingungen unterrichtet hatten. Meine Wissenschaft um Verfassung und Verwaltung Hamburgs beschränkte sich auf die Weisheit des Konversations-Lexikons und gewisse Analogien, die zwischen den Einrichtungen Hamburgs und denen der einstigen Hansestadt Riga bestanden. Daß die privatrechtliche Grundlage hüben und drüben die nämliche war, und daß gewisse von der Elbe an die Düna

verpflanzte Gewohnheiten sich in dem Vorort meines Vaterlandes erhalten hatten, kam indessen erst an zweiter Stelle in Betracht, wo das schließliche Ergebnis der Entwicklung ein durchaus verschiedenes gewesen war. Über Organisation und Technik des modernen Hamburg waren die unwissendsten Reporter des „Hamburgischen Correspondenten" und der „Börsenhalle" immer noch besser unterrichtet als der neu aus der Fremde importierte Chefredakteur, der „Butenminsch", dem die Namen der in Senat und Bürgerschaft maßgebenden Personen ebenso unbekannt waren wie die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Börsen- und Geschäftsverkehrs. Über die mich umgebenden Dinge frischweg nach sogenannten „prinzipiellen Gesichtspunkten" abzurteilen und die modischen Schlagworte von vertrauensvoller Hingabe an die neuen nationalen Ideen nachzusprechen, verbot mir der Respekt vor dem historisch Gewordenen, den kein Gebildeter ohne Schaden außer Augen setzen darf.

Das Ohr des großen Publikums besaßen außer der „Reform" noch der „Freischütz" (ein Morgenblatt, das die Wünsche des Handwerks und des Detailhandels für Eintritt Hamburgs in den Zollverein vertrat), das (zugleich fortschrittliche und partikularistische) „Fremdenblatt" und die weitverbreiteten, wegen ihrer zahlreichen Inserate über jede Konkurrenz erhabenen „Hamburger Nachrichten". Daß der „Correspondent" von diesem letztgenannten Blatte nicht längst totgemacht worden war, hatte er lediglich einem, heute unglaublich klingenden Umstande zu danken. Von den beiden Eigentümern dieser Zeitung war der eine, Dr. Hartmeyer, preußisch, der andre, Bankier Newman, österreichisch gesinnt; ein zwischen diesen Männern im Jahre 1866 ausgebrochener Streit über die von den „Hamburger Nachrichten" zu befolgende Richtung war vor Gericht gebracht und von einem vaterstädtischen Salomo dahin entschieden worden, daß die Zeitung neutral zu bleiben und demgemäß keine leitenden Artikel zu bringen habe — ein Zustand, der mehrere Jahre lang fortdauerte und sein Ende erst erreichte, als Herr Hartmeyer zum alleinigen Eigentümer geworden war.

Von Beziehungen zu einer so eigentümlich beschaffenen Kollegenschaft konnte um so weniger die Rede sein, als die hamburgische Presse jedes Mittelpunktes entbehrte, der einzige im übrigen Deutschland bekannte Schriftsteller der Stadt, der Feuilletonist Robert Heller, wenige Tage nach meinem Eintreffen starb, und meine speziellen Kollegen keinerlei nähere Beziehungen zu den übrigen Redakteuren unterhielten. Mein nächster Mitarbeiter, der frühere erste Redakteur des „Hamburgischen Correspondenten", Dr. Heinrich Bonfort, war ein ehrenhafter, fleißiger und verständiger Mann, der mich niemals entgelten ließ, daß ich ihm vorgesetzt worden war, aber wenig ausgiebig, trotz prinzipiellem Liberalismus gegen außerhamburgische Dinge indifferent und beständig von der Sorge erfüllt, ich könne den liberalen Ruf des Blattes durch Abweichungen von dem hergebrachten Gleise kompromittieren. Mit der „Börsenhalle", die bis zum Ausbruch des Krieges von 1870 der politischen Rubrik so gut wie vollständig entbehrte, hatte ich anfänglich nur spärliche Berührungen. Die geistige Bedeutung des volkswirtschaftlichen

Leiters dieser „Handelszeitung", meines späteren Freundes Dannenberg, hatte ich bald erkannt, wegen der burschikosen Manieren dieses braven und tüchtigen Kollegen indessen nähere Berührungen mit ihm vorerst vermieden. Dannenberg war der Sohn eines hochgeachteten alten Schneidermeisters und (wie er selbst klagte) als solcher niemals in der Lage gewesen, gesellschaftlichen Schliff anzulegen. Seine sehr umfassenden kommerziellen, nautischen und volkswirtschaftlichen Kenntnisse und die geachtete Stellung, die er einnahm, hatte er lediglich sich selbst und seiner außerordentlichen Begabung zu danken gehabt; sozial war er von der außerhamburgischen Welt so gut wie vollständig abgesperrt geblieben. Trotz einer Gutmütigkeit, die sich bis zur Großherzigkeit erweitern konnte, war Dannenberg ein unbequemer Kollege — mauvais coucheur, wie die Franzosen sagen. Mißtrauisch, maßlos heftig und unter Umständen entsetzlich grob, wurde er fügsam und liebenswürdig, sobald man ihn richtig behandelte und ihm freundlich zuredete. Mit der scherzhaften Formel: „Dannenberg, Sie sind heute wieder ein trauriger Tyrann," wußte ich ihn alsbald so vollständig zu bändigen, daß er die allmonatlich wiederholte Erklärung: „Jetzt habe ich es satt und kündige dem Verwaltungsrat in einem groben Briefe" zuerst vor mir niederlegte, sich auslachen ließ und zu meinem wahren, hochgeschätzten Freunde wurde. — Dem Verkehr mit ihm (den ich 1872 zum Eintritt in den Verein für Sozialpolitik bestimmte) habe ich außerordentlich viel zu danken gehabt. Neben umfassender volkswirtschaftlicher Bildung besaß Dannenberg eine aus direkten Anschauungen gewonnene Kenntnis deutscher Handwerkerzustände, die er in der vorzüglichen kleinen Schrift „Das deutsche Handwerk und die soziale Frage" in außerordentlich verdienstlicher Weise zum Ausdruck gebracht hat. Trotz der Maßlosigkeit seines Wesens im Grunde bescheiden, freute der treffliche Mann sich herzlich, als ich die Firma Duncker & Humblot zur Drucklegung seiner Arbeit bestimmen konnte — außerhalb der vaterstädtischen Grenzen gedruckt und beachtet zu werden, hatte auch für die ausgemachtesten hamburgischen Partikularisten einen gewissen Reiz. Partikularisten aber waren sie alle, die zwischen Alster und Elbe das Licht der Welt erblickt hatten, einerlei ob sie zur konservativen, nationalen oder radikalen Fahne schworen!

An der Langsamkeit meiner Orientierung in dem Hamburg von 1870 mögen Unbehilflichkeit und Ungeschick ein erhebliches Teil gehabt haben — daß die solcher Orientierung entgegenstehenden Schwierigkeiten damals größer waren als in der Folgezeit, lag indessen in der Natur der Verhältnisse. Noch ragten die Überbleibsel der alten Zeit so tief in die neue hinein, daß die Übergangsperioden eigentümlichen Übelstände sich dem vollen Umfange nach geltend machten. Seit dem Zusammenbruch der alten bundestäglichen Ordnung deutscher Dinge waren kaum vier, seit der Einführung der „neuen" hamburgischen Verfassung aber zehn Jahre vergangen. Unter den Mitgliedern des Senats bildeten diejenigen, die unter dem alten Régime emporgekommen und auf dem Wege der Kooptation in diese Körperschaft aufgenommen worden waren, noch immer eine starke Minderheit. An der Spitze des Obergerichts stand der ehemalige Bürgermeister Kellinghusen, ein hochbetagter Herr, der

bei Trennung der Justiz von der Verwaltung für die erstere optiert und aus seiner Abneigung gegen die neue „revolutionäre" Constitutio civitatis Hammoniensis niemals ein Hehl gemacht hatte. Noch lebten zahlreiche mit dem Titel der „Oberalten" geschmückte Mitglieder des ersten der im Jahre 1860 expossedierten alten Kollegien — die Männer aber, welche die große Reform mühsam gegen das Sträuben der „erbgesessenen" Bürgerschaft durchgesetzt hatten, waren inzwischen Männer einer vergangenen Zeit geworden — Politiker, die in den Traditionen des Bundestages auch nach dessen Untergange festhielten und den Zeitabschnitt der Jahre 1815 bis 1866 für die klassische Periode deutscher Normalentwicklung ansahen. Den hervorragendsten Vertreter dieser weiland reformatorischen Richtung, Bürgermeister Kirchenpauer, habe ich mehr als einmal betonen hören, daß die wahrhaft hamburgische Bürger- und Patriotengesinnung erst ein Erzeugnis des Restaurationszeitalters und der Anno 1814 ausgesprochenen Anerkennung der Souveränität der Einzelstaaten gewesen sei. Erst aus dieser Zeit datiere das freistaatliche Hochgefühl, mit dem der echte hamburgische Bürger fremde Titel und Ordensauszeichnungen ausschlage und sich an dem civis Romanus sum genügen lasse.

Eine der typischsten Institutionen Alt-Hamburgs, das berühmte „Bürgermilitär", habe ich nicht mehr erlebt, die Erinnerung daran dauerte indessen noch lange fort, und ältere Leute pflegten mit einer gewissen Wehmut der Zeiten zu gedenken, wo sie als Majore und Kapitäne ihre Mitbürger kommandiert und an ihrer Spitze vor dem vaterländischen „Kriegsherrn" — dem regierenden Bürgermeister — paradiert hatten. Selbst die Reminiszenzen an die Franzosenzeit und an das „große Feuer" spielten in den siebziger Jahren eine große Rolle, die sie mit Anekdoten aus den Tagen der „Torsperre" zu teilen hatten. Der alte Bootsmann, der mich zum ersten Male über die Alster setzte, behauptete, sich des „Prinzen Eckmühl noch genau zu erinnern", und Personen, die über die Feuersbrunst von 1842 ins einzelne gehende Beschreibungen zu geben vermochten, begegnete man in jeder Gesellschaft. Nach diesen epochemachenden Abschnitten althamburgischen Lebens zu fragen, erwies sich als sicherstes Mittel, ersterbende Unterhaltungen in Zug zu bringen; alte Damen, mit denen über das Zeremoniell sonst nicht hinauszukommen war, pflegten regelmäßig in Feuer zu kommen, wenn sie auf den ominösen Himmelfahrtstag von Anno 42 oder auf die Vexationen gebracht wurden, die sie und ihre Eltern von dem „Eckmühl" und Genossen zu erdulden gehabt hatten.

Ein ferneres, niemals versagendes Thema bildete die „große Krisis" von 1857, schon weil sie zu Parallelen zwischen österreichischer und preußischer Bundesfreundschaft Veranlassung bot, bei der die letztere nicht allzu gut wegkam. Die Hamburger hatten der leichtsinnigen schwedischen Geschäftswelt allzu weitgehende Kredite gegeben und gerieten demgemäß in schwere Verlegenheiten, als der schwedische „Schwindel" im Jahre 1857 plötzlich zusammenbrach und die Mehrzahl der dortigen Häuser die Zahlungen suspendierte. Übertreibende Gerüchte von dem Umfang dieses Zusammenbruches

führten zu einer Panik an der Hamburger Börse, die einige Tage lang die Leistungsfähigkeit der Bank in Frage zu stellen drohte. Der Senat wandte sich mit einem Darlehnsgesuch nach Berlin, wurde von dem kurzsichtigen Manteuffelschen Reaktionsministerium indessen abgewiesen. Mit der Taktlosigkeit (dont l'ancienne Prusse possédait le secret) hatte der preußische Minister dieser Ablehnung einen Sermon beigefügt, der dem „tiefverschuldeten" hamburgischen Kaufmannsstande handelspolitische Lehren erteilen sollte! Und das in Veranlassung eines Vorschußgesuchs, in dem die reichste Stadt des europäischen Kontinents nicht mehr als 3 Millionen Taler verlangt hatte. Unvergleichlich klüger und liebenswürdiger bewies sich der österreichische Finanzminister Baron Bruck, der als wirklicher Sachkenner durchsehen mochte, daß 10 Millionen M. B. (so hoch war das Bedürfnis inzwischen gestiegen) einer Handelsstadt von der Bedeutung Hamburgs jederzeit und ohne jede Gefahr bewilligt werden konnten. Das ihm von dem hamburgischen Ministerresidenten Heckscher übergebene Ersuchen trug Herr v. Bruck noch an dem nämlichen Abend dem Kaiser Franz Josef vor, mit dessen Zustimmung Silberbarren in dem erbetenen Betrage den Vorräten der k. k. Nationalbank entnommen und mittelst Extrazuges unverzüglich an die Elbmündung befördert wurden. Daß die bloße Kunde von dem Eintreffen dieses Vorschusses die Hauptgefahr beseitigte, und daß der Betrag selbst sechs Monate später samt Zinsen zurückgezahlt wurde, verstand sich ebenso von selbst, wie daß die Erinnerung an dieses Ereignis noch viele Jahre weiterlebte und zu einer üppig wuchernden Mythenbildung Veranlassung bot. Zur Befestigung preußischer Sympathien hatte dieser immerhin charakteristische Vorgang begreiflicherweise nicht beitragen können.

Deutlicher noch waren die Spuren, die das Revolutionsjahr 1848 in dem Gedächtnis der freien und Hansestadt zurückgelassen hatte. Von den Führern der damaligen Bewegung waren im Jahre 1870 die meisten verdorben oder gestorben, andre in die Unbedeutendheit zurückgesunken, aus der die Ereignisse sie emporgehoben hatten, und nur einzelne zu ansehnlichen Stellungen gelangt. An und für sich war von diesem Kapitel hamburgischer Geschichte nicht viel zu sagen, denn wirkliche Wurzeln hatte die revolutionäre Bewegung auch in den breiteren Bevölkerungsschichten des alten, fremden Einflüssen nur schwer zugänglichen und wesentlich auf sich selbst ruhenden Hamburg damals nicht besessen. Man hatte die Mode mitgemacht und gewisse verjährte Übelstände zu Vorwänden eines Ausbruchs genommen, bei dem es ebenso harmlos und unblutig zugegangen war wie bei der darauffolgenden Reaktion, d. h. der Rückkehr zu den unveränderten und dann noch zehn Jahre lang weitergefristeten Zuständen, die nach Beseitigung der französischen Gewaltherrschaft Platz gegriffen hatten. Im Grunde genommen hatten die Althamburger nicht unrecht, wenn sie versicherten, das „große Feuer" sei für die innere und äußere Neugestaltung der Stadt folgenreicher gewesen als das tolle Jahr. Gewisse Reminiszenzen daran lebten allerdings noch fort. Über den „Schweinemarkt" konnte zu meiner Zeit der Fremde den Weg nicht nehmen, ohne von guten Patrioten über die Stätte der ewig denkwürdigen Barrikade unterrichtet zu werden, die

der vaterstädtische Janhagel „behufs Vermeidung von Verkehrsstörungen“ auf diesem freien Platze errichtet hatte! Von den Personen, die während des Hamburger tollen Jahres zu einer gewissen Berühmtheit gelangt waren, hatten einzelne sich so gut konserviert, daß man sie nach den Beschreibungen der Meysenbugschen „Memoiren einer Idealistin“ unschwer wieder erkennen konnte. So den „savant“ des genannten Buches, Herrn Professor Wiebel, einen vor unvordenklicher Zeit aus Süddeutschland eingewanderten Lehrer der Naturwissenschaften, der bis an das Ende seiner Tage durch radikale und atheistische Kraftworte glänzte; so die hochverdiente Frau Wüstenfeld, eine liebenswürdige alte Dame, die über die Zeiten, „da wir alle etwas verrückt waren“, mit anmutiger Laune zu scherzen pflegte, und ihren einstigen Revolutions- und Emanzipationseifer längst in Taten großherziger und unermüdlicher Wohltätigkeit umgesetzt hatte. Ausführlich hat der freundliche alte Bürgermeister Goßler mir einmal eine Szene geschildert, welche die damals in Hamburg lebende Mitbefreierin Kinkels, meine Landsmännin Frau von Brüningk (geborene Fürstin Lieven), ihm gemacht hatte, da er sie als Polizeiherr auf Verlangen der preußischen Regierung hatte ausweisen müssen. „Die Frau Baronin hielt mir eine Pauke, als sei sie der Polizeiherr und ich der ausgewiesene Flüchtling.“ — Wie allenthalben, so hatte es auch zwischen Alster und Elbe im Jahre 1848 eine „Constituante“ mit vorgeschrittenen Ideen und Bassermannschen Gestalten gegeben. „Bassermannisch“ sind mir die alten Herren, die als Veteranen großer Zeiten unter einem anders gearteten Geschlechte einherwandelten, allerdings niemals erschienen. Der Schlimmsten einen, Herrn Reckahn, wohlbestallten Obersetzer und Metteur en page der „Börsenhalle“, habe ich gut gekannt: verständnisinnig, aber vollendet gutmütig pflegte der pathetisch einherschreitende alte Herr aus dem bourgeoisen Samtkäppchen herauszulächeln, wenn ich ihn nach den Tagen fragte, an denen er in der denkwürdigen 48er Versammlung seine gefährlichen Reden gehalten hatte. „Wir sind ja alle einmal jung gewesen, Herr Doktor,“ pflegte er huldvoll hinzuzusetzen. Ein andrer, seinerzeit viel genannter Demagoge, Dr. Gallois, der in seinen alten Tagen das wenig gefährliche Amt unsres Berichterstatters über die Leistungen des Thalia-Theaters bekleidete, nahm die Reminiszenzen an die „große Zeit, in der er von den Wogen der Volksgunst getragen worden war“, ungleich tragischer als Herr Reckahn. Er pflegte schwer aufzuseufzen, wenn auf sie die Rede kam. Zu einer irgend in Betracht kommenden advokatischen Praxis hatte der ehemalige Volksliebling es leider niemals zu bringen vermocht, und was von seiner 48er Rolle erzählt wird, klang nicht allzu heroisch. „Gallois — reden Sie noch eine halbe Stunde lang über den Fortschritt“, sollte der Präsident der Hamburger Jacobiner ihm zugerufen haben, so oft die Führer der Constituante mit ihren Vorberatungen noch nicht zum Schluß gelangt und dadurch in die Notwendigkeit versetzt waren, das ihrer harrende Plenum in angemessener Weise unterhalten zu lassen. Einzelne dieser Führer hatten es, nachdem die wilden Wasser der Revolution verlaufen waren, zu sehr viel ansehnlicheren Stellungen gebracht als ihr armer, kränklicher Exkollege, der Rezensent. Dr. Baumeister, „der in einen Blumentopf gepflanzte

Eichbaum" (wie seine zahlreichen liberalen Verehrer ihn zu nennen pflegten), war Obergerichtsrat und Präsident der Bürgerschaft (des Stadtparlaments), sein konservativer Antagonist Dr. Knauth (ein alter Burschenschaftler, der zu dem engeren Kreise Wesselhöfts gehört und an dem verpönten Dresdner Burschentage teilgenommen hatte) war gleichfalls Mitglied des Obergerichts geworden.

Als Hauptvorzug der hamburgischen Art ist mir stets erschienen, daß sich in dieser Stadt und namentlich in ihren reichen und anspruchsvollen Familien Sinn und Gewohnheit einer bürgerlichen Tüchtigkeit erhalten hatten, die anderswo dem Tone der sogenannten großen Welt Platz zu machen begonnen hat. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, sahen Männer wie Frauen Arbeit und Pflichterfüllung für die Hauptangelegenheiten des Lebens an. Auch da, wo große Allüren aufgesteckt wurden, war und blieb Regel, daß man zu gehöriger Stunde im Bureau und an der Börse erschien, daß man bis zum späten Nachmittage für andre als geschäftliche Dinge keine Zeit hatte, und daß die ehrenamtliche Bürgertätigkeit nicht als Muß, sondern als Ehre behandelt wurde. So weitreichend waren noch Allmacht der Sitte und Rücksicht auf die öffentliche Meinung, daß Leute, die notorisch nichts oder nichts mehr zu tun hatten, morgens zwischen 9 und 10 Uhr „ins Kontor" eilten und den Heimweg erst antraten, wenn die wirklich Arbeitsmüden unter ihren Freunden und Bekannten auf demselben anzutreffen waren. Hamburgische Eigentümlichkeit war weiter, daß die kaufmännische Jugend ohne Unterschied des Vermögens und der gesellschaftlichen Stellung zu regelmäßiger Berufsarbeit herangezogen und wenigstens in der Regel mit heilsamer Strenge behandelt wurde. Wo immer ausführbar, ließ der Vater den Sohn in einem fremden, nicht dem eigenen Geschäft lernen, um Verwöhnungen und Rücksichtnahmen durch das Kontorpersonal zuvorzukommen. Hamburg ist die einzige mir bekannt gewordene große Handelsstadt, in der Geschäftseifer und Arbeitssolidität auch von reichen Vätern auf die Söhne vererbt werden, wo vornehmtuender Müßiggang nur als Ausnahme vorkommt und die goldene Jugend eine wenigstens annähernde Vorstellung von der Bedeutung des noblesse oblige besitzt. Das Senatsamt, das ich während der beiden letzten Drittel meiner hamburgischen Zeit bekleidete, hat mich mit jüngeren Männern der Senats- und Kaufherrngesellschaft in sehr häufige, zuweilen intime Berührungen gebracht: zu arbeiten verstanden sie alle, und auch unter denjenigen, die dem Genuß des Lebens etwas zu sehr huldigten, war keiner, der seiner Berufspflicht etwas schuldig geblieben wäre — ein Umstand, den auch die Neider und Feinde dieser Privilegierten anerkennen mußten.

Wesentlich wie ihre Männer machten es die Frauen. Modetorheiten und Gesellschaftseitelkeiten waren bei vielen von ihnen reichlich und wohl auch überreichlich im Schwange — im Prinzip wollten sie alle gute Hausfrauen und Mütter sein, und in der Mehrzahl der Fälle waren sie es wirklich. Hätte der alte Heß im Jahre 1870 eine Charakteristik hamburgischer Weiblichkeit zu schreiben gehabt, so wäre sie wahrscheinlich günstiger ausgefallen, als in den beiden ergötzlichen Abschnitten seines Buches geschehen ist, die von

der „hausfraulichen“ und der „feinfraulichen Sorte hamburgischer Damen“ handelt. Die „steif in den Saal knarrende, ehrenfeste, dem unerbittlichen Ennui erbleibeigene Hausfrau, die an einem männlichen Geschöpfe nichts als den relativen Mangel an Geldvermögen widrig findet“, ist mir ebenso selten begegnet wie die Vertreterin der „andern Sorte“, „die selten zu Hause ist, himmlisch das Klavier spielt, göttlich tanzt, ihren Putz zum Rasendwerden wählt und mit Eroberung von Herzen die Fülle zu tun hat“. Auf den ersten Blick mochten die hochaufgeschossenen, stattlichen, überbehaglich einherschreitenden Gestalten, denen die schweren Seidenkleider angewachsen zu sein schienen, wie dem Baume die Rinde, in der Tat den Eindruck machen, den der geistreiche Spötter von Anno 1796 von der althamburgischen Weiblichkeit empfangen hatte. Sah man näher zu, so konnte man indessen gewahr werden, daß „die fremde Schnitzerei dieser Figuren an Zierlichkeit und Grazie zu wünschen übrig ließ“, das Holz, aus denen sie geschnitzt worden, dafür tüchtig und kernhaft, echtes Eichenholz war. In Handelsstädten, deren Parole Arbeit und wieder Arbeit ist, und in denen die Männer den größten Teil des Tages außerhalb des Hauses tätig und von trockenen Geschäften in Anspruch genommen sind, ist unvermeidlich, daß die Frauen auf sich selbst angewiesen bleiben, daß sie demgemäß über den nächsten Kreis der Umgebung nur bei Gelegenheit hinaussehen, die Bedeutung der Äußerlichkeiten des Lebens überschätzen und eines gewissen Kraftaufwandes bedürfen, um an entfernter liegenden Dingen und allgemeinen Interessen Anteil zu gewinnen. Daß dieser Anteil leicht den Charakter des Künstlichen und Absichtlichen annimmt, daß es an der gehörigen Vermittlung zwischen den verschiedenen Interessenkreisen gebricht, und daß große und bedeutende Dinge vielfach nach Gesichtspunkten beurteilt und mit Bezeichnungen belegt werden, die dem kleinen und lokalen Leben entnommen sind, bedarf demnach keiner Erklärung. Den löblichen Bildungsbestrebungen, die in neuerer Zeit unter den Hamburger Frauen Platz gegriffen haben, haften diese Mängel zuweilen sichtbarer an, als ihren begünstigteren Schwestern in andern deutschen Städten. Der Ernst, mit dem diese Frauen die sittlichen Aufgaben des Lebens zu behandeln gewohnt sind, überträgt sich dafür auf ihr gesamtes Wesen und auf ihre geistige Art. Bringt die Hamburgerin es überhaupt zur Beschäftigung mit abstrakten Interessen, so legt sie den ganzen Menschen hinein. Zu den interessantesten weiblichen Typen, die mir vorgekommen sind, möchte ich gewisse hamburgische Frauen zählen, die, ohne es selbst zu wissen, ideale Bedürfnisse hegen, die das beschränkte Behagen ihres Haus- und Ehelebens nicht zu befriedigen vermocht hat, die sich durch die Wirklichkeit beglückt glauben und dennoch über sie hinausstreben. Von der Beweglichkeit, Unruhe und Ausgiebigkeit, die anderswo für weibliche Genialität gilt, sind diese hamburgischen Naturen so weit entfernt, daß ihr Wesen überall da unverstanden bleibt, wo man den für „unverstandene Frauen“ herkömmlichen Maßstab an sie legt. Weil sie von dem Besten, was in ihnen lebt, selbst nichts wissen, behalten sie dieses Beste in sich zurück und erhalten sie sich eine Tiefe der Empfindung, die anderswo vom äußeren Leben aufgebraucht wird.

Der zufällige Umstand, daß dem Verwaltungsrat der „Neuen Börsenhalle" zumeist Männer der herrschenden Schicht angehörten, und daß meine Antezedenzien mich an zwei Mitglieder des Senats, den — in Dorpat erzogenen — Bürgermeister Kirchenpauer und den Syndikus Geffcken wiesen, hatte zur Folge, daß ich in den Kreisen des hamburgischen Patriziats früher bekannt wurde als in den übrigen Gesellschaftsschichten, und daß diese Kreise mir auch in der Folge geläufiger blieben als diejenigen meiner späteren Bekanntschaften.

Von dem breiten Behagen der herrschenden Schicht war auf die übrigen gesellschaftlichen Stockwerke überdies ein so reichliches Maß übergegangen, daß die übrig bleibenden Unterschiede sich geringfügig ausnahmen. Bis in die Mitte des Handwerkerstandes hinab war ein Zuschnitt herkömmlich, der auf Wohlstand und gesicherte Daseinsbedingungen schließen ließ und mit der Knappheit der Verhältnisse andrer deutscher Landschaften deutlich genug kontrastierte, um dem Fremden zu imponieren. „Etwas hat ein Jeder" konnte man von Leuten wiederholen hören, die zu den sogenannten unteren Klassen zählten, und sich um des Lebens Nahrung und Notdurft ebenso eifrig bemühten wie andre mittelmäßige Söhne des Glücks. Daß die Mieten postnumerando gezahlt, Rechnungen immer erst nach längeren Zeiträumen eingereicht, und daß dem Konsumenten Kredite bewilligt bzw. aufgedrängt wurden, die er niemals in Anspruch genommen hatte, bescheinigte eine Allgemeinheit und Solidität des Wohlstandes, die ihresgleichen suchten. Dazu kamen Übungen einer Gastfreiheit, wie sie nur von wohlsituierten und wohlwollenden Menschen geübt werden kann. Die aus England übernommene, liebenswürdige Sitte, daß der Einheimische dem Fremden den ersten Besuch macht, und die hamburgische Gewohnheit, solchem Besuch in Bälde eine Mittagseinladung folgen zu lassen, machten den Eindruck eines Entgegenkommens, das mit der im übrigen schwerfälligen Art der Autochthonen dieser Erdgegend nur mühsam in Übereinstimmung zu bringen war.

So war der Eindruck des mir und den Meinigen gewordenen Empfangs ein wohltuender und ermutigender. Er trug dazu bei, mir über die peinliche Empfindung hinwegzuhelfen, die meinen Eintritt in diese Welt begleitet hatte, — die Empfindung, daß ich nach Hamburg gekommen war, um über Dinge mitzureden, von denen ich nur wußte, daß sie zu eigentümlich beschaffen seien, um nach den herkömmlichen Kategorien wie „liberal" und „konservativ", „national" und „partikularistisch" beurteilt werden zu können. An absprechende Urteile solcher Art schien man in Hamburg übrigens so gründlich gewöhnt zu sein, daß die von mir unfreiwillig geübte Zurückhaltung und mein Bestreben, die Dinge nach ihrem geschichtlichen Zusammenhang kennen zu lernen, bereits wie Verdienste behandelt wurden. Und doch hätte es allein Sache eines ausgemachten Toren sein können, den kapitalen Unterschied zu verkennen, der zwischen dieser, auf uralten Grundlagen ruhenden geschichtlichen und organischen Bildung und den Duodezstaaten bestand, die ihr Existenzrecht bloßen Zufälligkeiten zu danken hatten! Wie wohltuend nahm es sich allein aus, daß sich die Bürger dieser in mancher Rücksicht modern gewordenen Großstadt als Glieder eines Körpers fühlten und von einem Zusammen-

gehörigkeitsgefühl erfüllt waren, wie es aus der Mehrzahl heutiger Mittelstädte längst verschwunden ist. Hier besaß die Sitte noch eine Macht, die der Krücken maschinenmäßiger Gesetzgebungsarbeit entbehren konnte, und die auf die Frage „quid leges sine moribus?“ eine wirkliche Antwort gab. Die Allmacht, die die Sitte — auch die unbequeme — hier noch übte, kann treffender nicht bezeichnet werden als durch eine vor nicht allzu langer Zeit in einer hamburgischen Patrizierfamilie passierte Anekdote. „Morgen, Donnerstag, da müssen wir korten (kurzen) Kohl essen“, hatte die Köchin der Frau des Hauses gesagt und diese ein „Ach, wenn wir da man öwer wären“ zur Antwort gegeben. Den „korten Kohl“ konnte die alte, völlig allein lebende Dame „für den Tod“ nicht leiden, — eine Abweichung von der Sitte, die dieses Donnerstags-Gericht vorschrieb, aber hielt sie für unmöglich. Für die ungebrochene Festigkeit der hamburgischen Tradition schien mir das Bände zu sprechen. Dem Wahne, daß ein so kostbarer Besitz ohne weiteres einem Zeitgeiste zum Opfer gebracht werden müsse, dessen Unfähigkeit zur Schaffung organischer Bildungen unwidersprechlich zutage lag, solchem Wahne konnte allein vollendete politische Gedankenlosigkeit huldigen.

Als seine vornehmste Aufgabe mußte der „Hamburgische Correspondent“ es ansehen, die Einordnung der führenden Hansestadt in den Norddeutschen Bund zu fördern und das spezifische Hamburgertum für die nationale Idee zu gewinnen. Eigentliche Wurzel hatten die neuen Einrichtungen noch nicht zu schlagen vermocht, weil ihre Einführung nicht nur Herkommen und Gewohnheit zerstört, sondern auf einzelnen Gebieten erhebliche Opfer bedingt hatte. Die Freihafenstellung Hamburgs und Altonas war gewahrt geblieben, durch die Einbeziehung Mecklenburgs und Holsteins in das Zollvereinsgebiet der hamburgische Absatz in diese Nachbarländer indessen so schwer geschädigt worden, daß Kleinhändler und Handwerker den ihnen durch das Jahr 1866/67 bereiteten Schaden nach Heller und Pfennig berechnen zu können meinten. Um in dieser Hinsicht möglichste Hilfe eintreten zu lassen, hatte der umsichtige und energische Leiter des Departements der indirekten Steuern, Senator Versmann, die (Ende April des Jahres 1870 eröffnete) „Zollvereinsniederlage“ eingerichtet, eine Zollinsel innerhalb des Freihafengebietes, von der aus ungehemmter Verkehr in das Zollvereinsgebiet getrieben werden konnte — ein Surrogat der früher fast ungehemmt gewesenen Verkehrsfreiheit, das manchen Vorteil brachte, aber immerhin ein Surrogat blieb. Noch peinlicher, weil allen Klassen der Gesellschaft gleich fühlbar, war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht empfunden worden. Von allem übrigen abgesehen, störte diese Institution die freie Bewegung der kaufmännischen Jugend, die von alters her gewöhnt war, nach beendeter Lehrzeit über See zu gehen, und jenseits des Ozeans für das einheimische Geschäft tätig zu sein. Von den Erleichterungen, die das Institut des einjährigen Freiwilligendienstes gewährte, vermochte anfänglich nur derjenige Teil des jüngeren Geschlechts Vorteil zu haben, der die einzige damals bestehende Staatsschule, das Johanneum, besucht und in dieser die vorgeschriebenen Prüfungen bestanden hatte. Um sich analoge Vorteile zu sichern, mußten die vorherrschenden, von

den Söhnen der wohlhabenden Klassen mit Vorliebe besuchten Privatschulen fundamental umgestaltet und Reglementierungen unterworfen werden, gegen die das Freiheitsgefühl der hamburgischen Pädagogen sich sträubte. Noch schwieriger und dabei außerordentlich kostspielig erwies sich die unvermeidlich gewordene Reorganisation des (in der älteren Zeit sträflich vernachlässigten) Volksschulwesens. Auf diesen wie auf andern Verwaltungsgebieten wurde die Begründung eines Beamtentums notwendig, das außerordentlich viel Geld kostete, zu der hergebrachten Struktur des Lebens nicht paßte und Alt-Hamburg die Züchtung einer Bureaukratie zumutete, vor der dem hanseatischen Bürgertum graute. Und die Vorteile, die diesen Inkommodis gegenüberstanden, waren vorderhand doch nur bescheiden und wenig bemerkbar. Gegen kontinentale äußere Feinde war die Elbmündung auch bisher und zwar kostenlos durch Preußen geschützt worden; die norddeutsche Flotte aber lag vorerst noch in den Windeln und wurde von den hanseatischen Reedern ziemlich abfällig beurteilt. Der Idealzustand sollte die von dem alten Büsch postulierte Neutralität der hanseatischen Flaggen gewesen sein, bei der es einer Flotte überhaupt nicht bedurft hatte. Im übrigen wurde geltend gemacht, daß das alte Banner mit den drei weißen Türmen in rotem Felde seit länger als einem halben Jahrhundert ungehindert alle Meere befahren habe, und daß es für seine Sicherheit weder kriegerischen Schutzes noch der Vertretung durch gesamtdeutsche Gesandte und Konsuln bedurft habe. In einem nicht ganz geringen Teile der Welt (so hörte man nicht selten rühmen) sei Deutschland überhaupt nur durch Hamburg bekannt geworden. Unbedingte Anerkennung fanden allein die neuen, an die Stelle eines halben Dutzend in- und ausländischer Spezialposten getretenen Posteinrichtungen, die Stephan mit gewohnter Meisterschaft und Raschheit ins Leben gerufen hatte. Hier waren die Vorzüge so handgreiflich, daß sie auch denjenigen den Mund stopften, die den Übergang der bezüglichen Baulichkeiten in das Bundeseigentum auf ein „Raubgesetz" zurückzuführen beliebten. Als Fortschritt wurde ferner anerkannt, daß der durch die unerfüllbaren Forderungen Alt-Hannovers verhinderte Bau einer Eisenbahnbrücke über die Elbe alsbald nach dem Untergange der welfischen Herrlichkeit hatte in Angriff genommen werden können. Mit der Fertigstellung dieses wichtigen Verkehrswerks hatte es im Jahre 1870 indessen noch gute Wege: wiederholt bin ich mit dem Dampfer oder der Fähre nach Harburg bzw. Wilhelmsburg übergesetzt und zur Zeit von Eisgängen stundenlang auf diesen Transportmitteln festgehalten worden. Ungleich altfränkischer nahm sich der damalige Personenverkehr mit Bremen aus: bis zur Vollendung der Elbbrücke bedingte die Eisenbahnfahrt in die Schwesterstadt so weite Umwege und so beträchtliche Kosten, daß man es vorzog, per Diligence an das Weserufer zu reisen, eine Operation, die, wenn ich nicht irre, volle 24 Stunden in Anspruch nahm. Alltäglich um die Börsenstunde sah man die schwerfälligen, gewöhnlich hochbepackten Karreten, von der Richtung des Schweinemarkts kommend, ihren Weg durch das Herz der Stadt nehmen.

Entsprechend dieser Lage der Verhältnisse konnte die Einordnung Hamburgs in den Rahmen der durch den neuen Bund ins Leben gerufenen

Ordnung sich nur allmählich vollziehen. Widerstand zu versuchen, kam niemandem in den Sinn, von Freudigkeit zur Sache war aber gleichfalls nichts zu spüren. Die dadurch bedingte Aufgabe der nationalen Presse war keine allzu anziehende. Es galt, längst bekannte Dinge zu wiederholen, Erläuterungen zu geben, deren es höchstens für diejenigen bedurfte, die dergleichen Ausführungen gewohnheitsmäßig ungelesen ließen, und im übrigen das Vertrauen auf eine günstige Gestaltung der Zukunft wachzuerhalten. Das Scheitern des mit törichtem Jubel aufgenommenen, von Anfang an aussichtslosen Laskerschen Antrags auf Aufnahme Badens in den neuen Bund und der hinter der öffentlichen Erwartung zurückbleibende Verlauf der Zollparlamentssession trugen an ihrem Teil dazu bei, eine träge, unlustige Stimmung über den gesamten deutschen Norden zu breiten und den Kredit gewisser Besserwisser zu befestigen, die die hamburgische Formel „Da kommt nichts nach" bereits vorgängig auf den norddeutschen Bund angewendet hatten. Zu publizistischen Leistungen, die irgend in Betracht hätten kommen können, war zwischen den Tagen des Plebiszits und denjenigen des Wiederauftauchens der spanischen Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern nicht ein einziges Mal Gelegenheit geboten worden. Der „Correspondent" lebte von der Hand in den Mund und hatte Mühe, von der Stelle zu kommen.

IX.

Inzwischen hatte die unleidliche Periode der aus Nordosten wehenden hamburgischen Frühlingswinde ihr Ende erreicht. Der Sommer war ins Land gekommen und hatte die Ufer der Alster in einen Garten verwandelt, dessen Reize dem von der Pleiße eingewanderten „Butenminschen" stündlich zuzunehmen schienen. Wer deutsches Bürgertum von seiner anmutigsten und liebenswürdigsten Seite sehen will, muß an warmen Juniabenden das Gelände der Außenalster durchwandert, durch den „Roten Baum", den „Harvestehuder Weg" oder die „Hohe Luft" den Weg nach Winterhude und Eppendorf zu eingeschlagen haben. In den siebziger Jahren trugen die hamburgischen Vororte einen so ausgesprochen ländlichen Charakter, daß man sich, wenn man sie betrat, der lärmenden Unruhe großstädtischen Treibens vollständig entrückt fühlte. Wohin immer das Auge sich wandte, blickten hinter den Akazien- und Goldregenhecken, welche die Straßen umfaßten, freundliche Villen und wohlgepflegte Gärten hervor, in denen wohlhäbig aussehende Menschen ihr vergnügtes Wesen trieben. Alles atmete Behagen, Sättigung, Versenkung in eine beglückte Wirklichkeit. Öffentliche Gärten und geräuschvolle Wirtschaften kamen nur als Ausnahmen vor, indessen gastfrei erweiterte Familienverbände die Regel bildeten. Dank der Abgeschlossenheit der Verhältnisse kannten die Menschen einander noch und gönnte der eine dem andern einen gewissen Anteil an dem, was ihm von des Lebens holdem Überfluß zugefallen war. Und auch da, wo dieser Überfluß ein unholder genannt werden mußte, sorgte die herrschend gebliebene Bürgerlichkeit des Zuschnitts dafür, daß den sozialen Gegensätzen ein gut Teil ihrer Schärfe genommen wurde. Menschen, die nur genossen und solche, die nur arbeiteten, schien es nicht zu geben, wo

die eine gemeinsame Sitte allen das „Tages Arbeit, abends Gäste“ zum Gesetz gemacht hatte. Unvergleichliche Abende, wenn die Sonne sich zum Niedergang hinter dem „Schloß am Meer“ neigte, wenn die über die Alster gleitenden schmucken Dampfer und buntbewimpelten Böte den Heimweg antraten, wenn die majestätischen Schwäne ihren wohlgepflegten Behausungen zustrebten, wenn es rings duftete und blühte, die feinen Stimmen der in den üppigen Hecken und Baumzweigen nistenden Vögel allmählich verstummten und von der Lombardbrücke her der schluchzende Jubel im Dickicht verborgener Nachtigallen durch die Abendstille drang! Denn lange, bevor es Mitternacht geworden war, lag alles in ruhigem Schlummer. „Italienische Nächte“, wie der Norddeutsche sie zu feiern gewöhnt ist, kamen hier nicht vor, wo die gleiche Sitte alle zu gleicher Stunde an die gleiche Arbeit rief.

In die Idylle des ersten, an der Alster verbrachten Sommers fiel die Kunde von der französischen Streitankündigung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die meisten Leute fielen im buchstäblichen Sinne des Worts aus den Wolken, als der Augenblicksruhe, die der Zurückziehung der Hohenzollernschen Kandidatur gefolgt war, das plötzliche Ende bereitet wurde. Ich hatte diesem Frieden nicht getraut, weil Grammonts törichter Rede der Charakter bestellter und sorgfältig vorbereiteter Arbeit allzu deutlich auf der Stirne geschrieben stand — die entgegengesetzte Auffassung war indessen die vorherrschende gewesen. Lebhaft ist mir der Abend im Gedächtnis geblieben, der auf das Eintreffen der angeblichen Friedensdepeschen gefolgt war. Ich verbrachte ihn in dem Garten des Syndikus Geffcken, an dessen Teetisch der französische Ministerresident und Generalkonsul Rothan erschienen war. Der seitdem vergessene Verfasser der „Origines de la guerre de 1870“ war damals ein vielgenannter Mann, der zu den Eingeweihten zählen durfte und eine außerordentlich wechselvolle Vergangenheit hinter sich hatte. Als Legationssekretär des Marquis de Moustier hatte Herr Rothan im Sommer 1855 den Ankauf der aus dem Schreibtisch Marcus Niebuhrs gestohlenen Depesche vermittelt, die den preußischen Gesandtschaftsbericht über die schwachen Punkte der Sewastopoler Befestigung enthielt. Im Jahre 1866 war der eine Weile aus Deutschland verschwundene Herr in Frankfurt wieder aufgetaucht, um als dortiger Generalkonsul über die Annexion und deren nächste Wirkungen zu berichten, und sodann war er auf den Hamburger Posten versetzt worden. Es machte mir einen gewissen Eindruck, daß der mit den Zielen napoleonischer Politik immerhin bekannte Mann den „Zwischenfall“ vom 6. Juli für definitiv erledigt erklärte und sein „l'affaire est replâtrée pour cette fois“ im Tone ruhiger Überzeugung aussprach. Zweimal vierundzwanzig Stunden, nachdem Rothan mir an der Tür des Geffckenschen Gartens sein „au revoir“ zugerufen hatte, war er bei Nacht und Nebel aus Hamburg entwichen, um sich in einem Versteck an der Elbe gegen „Verfolgungen“ zu sichern, an die in Wahrheit kein Mensch gedacht hatte. Vier Wochen später befand er sich auf dem Wege nach Florenz, um einen letzten Versuch zur Gewinnung italienischen Beistandes gegen die siegreiche deutsche Armee anzustellen.

Der Tag, an dem die französische Kriegserklärung in Hamburg allgemein bekannt wurde, fiel auf einen Sonnabend. Als ich frühmorgens den Weg auf die Redaktion nahm, zeigten die Straßen der Stadt eine Bewegung, die den Eindruck des stattgehabten Ereignisses deutlich verriet: Die gemessene Ruhe, die den Hamburger sonst nicht zu verlassen pflegt, hatte einer patriotischen Erregung Platz gemacht, die von Stunde zu Stunde zunahm und ihren Höhepunkt erreichte, als der Präses der Handelskammer, Herr Kopemann, von der Galerie der Börse herab eine Rede über das große Ereignis gehalten und sie mit einem begeisterten, tausendstimmig wiederholten Hoch auf König Wilhelm, den Kriegs- und Schirmherrn des Norddeutschen Bundes, geschlossen hatte. Durch die gesamte Bevölkerung ging ein Zug warmen, vaterländischen Enthusiasmus, wie er seit dem Jahre 1813 in Hamburg nicht mehr erlebt worden war. Um die Mittagsstunde begegneten mir auf dem Alten Wall zwei angesehene, durch nationale und zugleich konservative Gesinnung bekannte Bürger, A. N. Zacharias und Professor Kießling, die im Tone höchster Erregung darüber klagten, daß der Senat den französischen Generalkonsul noch in den Mauern der Stadt dulde, und die den Wunsch aussprachen, diese „unpatriotische" Sonderpolitik öffentlich gerügt zu sehen. Ich beruhigte die Herren, indem ich der Sache weiter nachzugehen versprach. Den Zusammenhang erfuhr ich noch an dem nämlichen Tage durch den Bürgermeister Kirchenpauer. Der Senat war von Berlin aus ersucht worden, den Vertreter Frankreichs so lange wie immer möglich zurückzuhalten und dadurch Sicherheiten gegen einen Überfall der Pfalz durch französische Truppen zu gewinnen. Zu dem Verdacht, daß der Senat seine Pflicht nicht tun werde, hatte nicht der entfernteste Grund vorgelegen. Die Herren taten im Gegenteil mehr als von ihnen verlangt werden konnte. Auf die erste Nachricht von der drohenden Verwicklung waren sämtliche auf Urlaubsreisen begriffene Senatsmitglieder nach Hamburg zurückgekehrt; als einer der ersten der Polizeiherr Senator Petersen. Am 17. Juli wurde eine Kommission niedergesetzt, welche die Fürsorge für die Familien der einberufenen Soldaten und Reservisten übernahm; an demselben Tage wurden für diesen Zweck und demselben verwandte Aufgaben erhebliche Summen aus den damals reichlich vorhandenen „Überschüssen früherer Jahre" bewilligt und Anstalten zu freiwilliger Unterstützung von Kranken und Verwundeten getroffen. Junge Leute aller Gesellschaftsschichten baten um die Erlaubnis, in die Armee treten zu dürfen — eine Anzahl angesehener älterer Männer reisten als freiwillige Krankenträger und Pfleger auf den präsumptiven Kriegsschauplatz, und Sammlungen von Liebesgaben für die Verwundeten waren im Gange, noch bevor das erste Gefecht geliefert wurde. Was die Haltung der öffentlichen Autoritäten anlangt, so nahm ich schon damals wahr, was ich später an amtlicher Stelle häufig zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Zur Übernahme neuer Verpflichtungen entschloß man sich immer nur schwer und zögernd, waren sie aber einmal übernommen, so ließ man sich die Erfüllung mit der denkbar größten Pünktlichkeit angelegen sein.

Für uns Redakteure begann mit dem Nachmittage des 16. Juli eine harte Arbeitszeit: unter dem Eindruck der allgemeinen Begeisterung beschlossen wir, der „Börsenhalle" den politischen Teil wiederzugeben, auf den dieses Blatt verzichtet hatte, seit es in den Besitz der Aktiengesellschaft „Neue Börsenhalle" übergegangen war. Der soeben von einer größeren Reise zurückgekehrte Dr. Justus Brinckmann (in der Folge als Direktor des hamburgischen Gewerbemuseums in weiten Kreisen bekannt geworden) übernahm die Rubriken Frankreich und England, Freund Dannenberg den deutschen Artikel, indessen ich mich anheischig machte, neben den laufenden Arbeiten für den „Correspondenten" leitende Artikel für die „Börsenhalle" zu schreiben. Die Gelegenheit, mich bewähren zu können, war mir um so willkommener, als ich jetzt ein Gebiet betreten konnte, auf dem sich den Hamburgern nahe kommen ließ: so lange der Krieg währte, war die sonst lahme Teilnahme an den großen europäischen Welthändeln auch hier eine lebhafte und allgemeine. Daß die „Börsenhalle" binnen weniger Stunden wieder zu einem politischen Organe geworden war, verfehlte nicht, einen günstigen Eindruck zu machen, und unser Interesse war es, ihn festzuhalten. Noch während der Woche der Mobilmachung eilte ich nach Berlin, um neue Mitarbeiter anwerben und die für unsre Kriegskorrespondenten erforderlichen Empfehlungen erlangen zu können. Geffcken hatte mir zu diesem Behufe einen Brief an den ihm befreundeten, in Potsdam wohnenden General von Stosch (den späteren Marineminister) mitgegeben; endloser Militärzüge wegen war die Eisenbahnlinie Berlin-Potsdam drei Tage lang für das Publikum gesperrt, und als mir endlich gelang, in den Besitz des ersehnten Billetts zu gelangen, hatte der General die Königliche Sommerresidenz bereits verlassen. Unvergeßlich ist mir diese vergebliche Fahrt nichtsdestoweniger geblieben. Es machte einen geradezu überwältigenden Eindruck, die einberufenen Mannschaften der Umgegend von allen Seiten den Sammelplätzen zuströmen zu sehen — zuweilen von Verwandten, Frauen und Kindern an die Abgangsstationen geleitet. Ihren klassischen Ausdruck erhielt die spezifisch berlinische Erscheinungsform dieser Stimmung in den bekannten Versen des „Kladderadatsch":

Aujust zieht und Willem zieht,
Dieses nenn ich reichlich,

die damals in aller Welt Munde waren und in der Tat die Eigentümlichkeit dieses bei aller Neigung zur Frivolität pathetisch-sentimentalen Volkstums treulich widerspiegelte. „Ich habe mir mit meinem Schöpfer versöhnt und ihm meinen linken Arm zur Verfügung gestellt," hörte ich einen aus der Kirche kommenden jungen Burschen halb ernsthaft und halb humoristisch sagen, „hoffen wir, daß das genügt."

Zu unserm Kriegskorrespondenten hatte sich der bekannte Dichter Dr. Adolf Strodtmann gemeldet. Der Name war mir aus dem Buche „Gottfried Kinkel, Wahrheit ohne Dichtung" so wohl in der Erinnerung geblieben, daß ich diesen Vorschlag angenommen hatte, ohne den Mann vorerst kennen gelernt zu haben. Als sich mir kurz vor der Abreise von Berlin ein entsetzlich harthöriger, auf einem Auge blinder, älterer Herr als Dr. S. vorstellte, nur um

die Einführungsbriefe an Keudell, Moritz Busch und andre Mitglieder der Bismarckschen Gefolgschaft abzuholen, geriet ich in peinliche Verlegenheit. Es blieb indessen nichts übrig, als dem einmal gesprochenen A das B folgen zu lassen und den mit zwei schweren körperlichen Mängeln belasteten „Beobachter" des Beginnens des großen Dramas unter Erwünschung des göttlichen Segens seinen Weg auf den Kriegsschauplatz nehmen zu lassen; der Erfolg bewies, daß der ziemlich unbehilflich aussehende Herr seine Sache nicht schlechter als andre machte, und daß wir in der Summe zufrieden sein konnten.

Die folgenden Wochen vergingen in der bangen Erwartung, die während dieser Zeit auf der gesamten Nation lastete. Wohl hörte man die Hamburger versichern, daß sie als praktische Leute zu warten verstünden — daß sie es zufrieden sein wollten, wenn über Monate eine Wendung zu entscheidendem Siege eintrete, und daß es kindisch sei, bereits von den ersten Tagen große Erfolge zu hoffen. Nichtsdestoweniger brannte es allen auf den Nägeln und war der Eindruck der Räumung Saarbrückens am Elbufer ebenso peinlich wie an der Spree und am Neckar. Mit einer Zuversicht, die nicht ganz ohne Anstrengung aufgebracht worden war, versicherte der „Hamb. Correspondent":

Wir sind im Kriege, da ist's nun nicht anders,
Da wechseln Sturm und Sonnenschein geschwind.

Und der Sonnenschein kam, er kam rascher als irgend gehofft und erwartet worden war. Schlag auf Schlag trafen die Siegesposten vom 2. August (Weißenburg) und vom 6. August (Wörth und Spichern) ein, um mit nicht endenwollendem Jubel aufgenommen und von der Telegraphenstation an die Börse, von der Börse bis an die „Waaterkant" und hinüber nach Winterhude, Altona und Wandsbeck unaufhaltsam weiter gegeben und mit allabendlich wiederkehrenden festlichen Beleuchtungen der Stadt und der Vororte gefeiert zu werden. In der Woche, die auf den (an einem Sonntagnachmittage bekannt gewordenen) Doppelsieg von Wörth und Spichern folgte, traf — ich weiß nicht mehr wie und auf welchem Wege — der erste Verwundete in Hamburg ein; vor der Börse stand um die Stunde ihrer Vereinigung ein uniformierter junger Mann mit zerschossenem Bein, der Mühe hatte, die ihm von allen Seiten aufgedrängten, in seiner Mütze zu einem förmlichen Hügel angehäuften Talerstücke in seinen Taschen zu bergen!

Der Eindruck, den die in atemloser Eile aufeinander folgenden Ereignisse der ewig denkwürdigen August- und Septembertage der Jahre 1870 in Hamburg machten, sah demjenigen, den die übrigen Teile Deutschlands empfingen, zu ähnlich, als daß Berichte darüber am Platze sein könnten. Wie allenthalben, so erreichten auch hier Begeisterung und Bewunderung ihren Höhepunkt, als die Kunde von den unerhörten Erfolgen des Tages von Sedan ihre Runde durch die Welt machte, — wie allenthalben redeten Unbekannte einander auf der Gasse an, um die fabelhaft lautende Mär auszutauschen, — wie allenthalben war man auch hier des Glaubens, mit der Gefangennehmung Napoleons und seiner Armee sei der Krieg zu Ende. Ein in borniertem Alt-Hamburgertum steckengebliebener Senator hat damals die Meinung ausgesprochen, jetzt sei es genug, — die allzu zahlreich und allzu prompt er-

fochtenen Siege könnten „uns" und „unsrer Selbständigkeit" gefährlich werden, und mit diesem naiven Worte die Stimmung seiner Mitbürger deutlicher bezeichnet, als durch Umschreibungen irgend hätte geschehen können. In einem von mir geschriebenen Artikel über die Schlachten bei Metz hatte ich die Wendung gebraucht: „Noch solch ein Schlag, und wir sind die erste Militärmacht der Welt, — der führende Staat in Europa." In Veranlassung dieser Bemerkung ging mir ein Privatschreiben des Polizeiherrn und Senators Petersen zu, in dem dieser mir „unter Bezugnahme auf das Vertrauen, das ich ihm bei unsern bisherigen Begegnungen bewiesen", privatim zur Erwägung stellte, ob Äußerungen solcher Art nicht am Ende in andern Staaten und namentlich in Rußland böses Blut machen könnten". Wie viele seiner damaligen Kollegen glaubte auch Petersen, daß Hamburg an der russischen Regierung eine besondere Gönnerin besitze. Rußland (mit dem „wir" immer gut gestanden haben) und England würden nicht dulden, „daß Preußen uns schluckte", lautete ein aus dem Jahre 1866 stammendes Schlagwort, das man noch zuweilen wiederholen hörte. Außerdem wünschte man aus persönlichen und gesellschaftlichen Gründen, daß etwaigen Empfindlichkeiten des beim Senate akkreditierten russischen Gesandten Rechnung getragen werde.

Der Krieg nahm seinen Fortgang, die Stimmung Hamburgs blieb aber trotz der Wechselfälle vor Orleans und der großen Zahl der bei Loigny gefallenen Hanseaten fest und zuversichtlich. Daß man aus dem günstigen Gange der öffentlichen Sache ein Recht zur Wiederaufnahme der gewohnten gesellschaftlichen Unterhaltungen ableiten zu dürfen glaubte, ist erklärlich. Der Unterschied gegen sonst beschränkte sich darauf, daß in den Theatern die Aufführung aus dem Französischen übersetzter Stücke vermieden wurde, und daß auf den Diners deutsche Tischkarten an die Stelle der französischen traten. – Von dem Gebrauch der „Sprache des Erbfeindes" wurde für eine Weile auch da abgesehen, wo die Damen des Hauses als Ausländerinnen daran gewöhnt waren; die „Uhlenhorst" (ein Vorort, in dem sehr zahlreiche aus den spanischen Kolonien stammende Frauen lebten) glaubte in dieser Rücksicht ebenso patriotisch sein zu müssen wie das dem „Neuen Jungfernstieg" benachbarte Revier, in dem eine Anzahl von Damen, die in Moskau oder Petersburg geboren und an Zugehörige „alter Familien" verheiratet waren, das ihnen geläufige russische Wesen weiterführten. Ein bemerkenswertes Haus war das eines ehemaligen Gymnasiallehrers, des alten Professors Ulrich. Durch die Heirat mit der Tochter eines Hamburger Kaufmanns zum reichen Manne geworden, hatte dieser feingebildete und hochgelehrte Herr die Manieren des vornehmen Hamburgers angenommen. Er hatte sich zugleich die geistige Regsamkeit unvermindert erhalten. Der Name des ausgezeichneten Thukydides-Kenners war mir bereits früher bekannt geworden; Varnhagens Memoiren tun seiner wiederholt Erwähnung und berichten von der Entschiedenheit, mit der dieser Philologe alter Schule die germanistische Richtung als Gefahr für den guten Geschmack der Deutschen bezeichnet und das romantische Wesen perhorresziert hatte. In Berliner und Leipziger Gelehrtenkreisen war Ulrich wegen seines „fabelhaften" Reichtums und der Fülle in seinen Besitz übergegangener Thukydides-

Ausgaben gleichfalls zuweilen genannt worden. Trotz seines hohen Alters und seines steifen Wesens konnte dieser bemerkenswerte Mann außerordentlich interessant sein, wenn man ihn in Zug brachte und aus seiner Jugend erzählen ließ. In Süddeutschland (ich glaube in Schweinfurt) geboren, war Ulrich während seiner Studienzeit tief in die burschenschaftliche Bewegung verwickelt und übrigens mit Karl Ludwig Sand eng befreundet gewesen. Zur Zeit der Ermordung Kotzebues in Berlin ansässig und bei der Königl. Bibliothek angestellt, hatte er dem Kreise der näheren Bekannten Hegels angehört, mehrere Jahre lang bei den im Meyerbeerschen Hause veranstalteten Whistpartien den Partner des berühmten Philosophen abgegeben —, das Geheimnis seiner burschenschaftlichen Vergangenheit aber so streng gehütet, daß er auch in den Tagen der beginnenden Demagogenhetze unbehelligt geblieben war. In Hamburg, wohin Ulrich alsbald nach den Karlsbader Beschlüssen als Gymnasialprofessor berufen worden, erfuhr tatsächlich niemand, daß der gelehrte Herr in Erlangen studiert und zeitweise mit Sand das Zimmer geteilt hatte; selbst in späteren Jahren berührte der vorsichtige alte Mann diesen Abschnitt seiner Vergangenheit nur höchst ungern und ging, wenn auf die nationale Bewegung des romantischen Zeitalters die Rede kam, regelmäßig auf seinen Lieblingsdichter Platen und dessen „reinen und gesunden Klassizismus" über. Daß der ehemalige Burschenschafter auch in den Zeiten der Mainzer Untersuchungskommission ungefährdet geblieben war, hatte er übrigens nicht nur seiner Vorsicht, seinem hamburgischen Konservatismus und dem Gelde, sondern vornehmlich der verständigen Milde und Humanität zu danken gehabt, mit welcher der hamburgische Senat die reaktionären Bundestagsbeschlüsse in Ausführung brachte. Von einem der wenigen Vollblut-Hamburger, die sich in das burschenschaftliche Treiben tiefer hineinbegeben hatten, dem geistreichen und liebenswürdigen Obergerichtsrat Knauth, sind mir darüber interessante Dinge erzählt worden. Knauth hatte an dem verpönten, unter Leitung Wesselhöffts in tiefem Geheimnis abgehaltenen Dresdner Burschentage als junger Advokat teilgenommen und war dafür auf Grund einer Berliner Requisition an den Senat vor den damaligen Polizeiherrn Senator Abendroth geladen worden. „Der alte Herr", so erzählte Knauth humoristisch, „schloß die Tür hinter uns zu, hielt uns eine eindringliche ziemlich derbe Standrede in plattdeutscher Sprache, sprach davon, daß junge Juristen sich nicht um Politik, sondern um das Corpus juris zu kümmern hätten, und entließ mich sodann mit dem „ernstlichen und wohlgemeinten" Rate, künftig keine Eseleien zu treiben. Damit war die Sache, die andern vieljährige Festungshaft eingebracht hat, für mich zu Ende. Abendroth hat niemals wieder von ihr geredet, und nicht einmal gesagt, was er den Berliner Schmalzgesellen auf die Frage nach dem Demagogen Knauth zur Antwort gegeben."

Einige Wochen, nachdem ich Ulrich kennen gelernt hatte, ging mir eine Mittagseinladung des preußischen Gesandten Freiherrn v. Magnus zu, mit dem ich bereits früher Besuche gewechselt hatte. Die Veranlassung der mir gewordenen Einladung ließ sich unschwer erraten.

Wir standen in der zweiten Hälfte des Oktober 1870. Die kurz zuvor von dem Fürsten Gortschakow ausgesprochene Kündigung des Pontus-Vertrages hatte die politische Welt in hohe Erregung versetzt und ungleich stärkeren Eindruck gemacht als meinen ausschließlich mit den Kriegsereignissen beschäftigten neuen Mitbürgern. Daß es sich um eine, zwischen den beiden Kanzlern im voraus getroffene Abrede handele und daß Deutschlands Zustimmung zu dieser einseitigen Vertragslösung den Preis für Rußlands Konnivenz in der elsässisch-lothringischen Angelegenheit bedeute, war mir ebenso wenig zweifelhaft gewesen, wie dem einzigen mir bekannten Hamburger, mit dem sich über dergleichen Dinge reden ließ, dem Syndikus Geffcken. Dieser widmete der durch Umstände bedingten Lage eine — im Lärm der Kriegszeit so gut wie unbeachtet gebliebene — Broschüre „l'impasse oriental" — ich aber gab dem Bedauern darüber, daß es unter den einmal gegebenen Verhältnissen so und nicht anders hatte gehen müssen, unverhohlenen publizistischen Ausdruck. Von einem der darauf bezüglichen Artikel des H. C. wußte ich, daß er Herrn v. Magnus „besonderes Interesse" erregt habe, und wirklich bildete dieses „Interesse" den Gegenstand des Gesprächs, das mein Gastfreund nach Tisch mit mir anknüpfte. Da ich die Eingangsphrase „wie geistreich usw." höflich lächelnd mit der Bemerkung unterbrach: „Ew. Exzellenz wollten wohl, wie unnütz hinzufügen", nahm diese Unterredung einen Verlauf, der weitere Auseinandersetzungen überflüssig machte. Herr von Magnus, der wenig später nach Stuttgart versetzt wurde, hat mich nicht wieder eingeladen, und die Gesellschaft, die ich bei ihm vorfand, ließ fernere Einladungen wenig wünschenswert erscheinen. Außer dem preußischen Konsul v. Redlich waren fast ausschließlich Personen anwesend, die für Anhänger der Annexion Hamburgs an Preußen galten, und zu diesen wollte und konnte ich mich nicht zählen.

In den letzten Tagen des Dezember 1870 einer Redaktionsangelegenheit wegen nach Berlin gereist, fand ich eine gegen den Sommer wesentlich veränderte Lage vor. Obgleich der Kriegserfolg allseitig für gesichert angesehen wurde, der Zutritt des Südens zum Norddeutschen Bunde und dessen Verwandlung in das Deutsche Reich prinzipiell entschieden waren, herrschte eine gedrückte Stimmung vor. An die Stelle der frohen Zuversicht, die bei Ausbruch des Krieges dem gesamten öffentlichen Leben neue Impulse gegeben hatte, war ein Ernst getreten, an dem die von dem blutigen Ringen geforderten zahlreichen Opfer und die Wirkungen der vielmonatlichen geschäftlichen Stockung gleich starken Anteil zu haben schienen. Von dem fröhlichen Treiben, das sonst Weihnachtswochen und Jahreswechsel am Spreeufer zu begleiten pflegte, war dieses Mal so gut wie nichts zu spüren. Auf den Gassen sah man zahlreiche Personen, die Trauerkleider und betrübte Mienen zeigten, Theater- und Konzertsäle fristeten sich nur mühsam durch, von Bällen und Gesellschaften war nicht die Rede. Die Abwesenheit sämtlicher männlicher Mitglieder des Königshauses, des Gardekorps und des größten Teiles der Armee ließen die Stadt, wenn nicht verödet, so doch farb- und freudlos erscheinen; was es mit einem im Herzen des Weltteiles geführten großen Kriege im Zeitalter des Verkehrs, der Industrie und der friedlichen Gewohn-

heiten auf sich habe, schien der preußischen Hauptstadt erst jetzt dem ganzen Umfange nach aufgegangen zu sein. Wenn Hamburg durch die vielmonatliche Hemmung seiner Schiffahrt und die Verödung seines Hafens in direktere Mitleidenschaft gezogen worden war als Berlin, so traten die Wirkungen des Krieges doch in der letzteren Stadt deutlicher zutage als zwischen Elbe und Alster. Ob der größere und ältere Wohlstand der Hansestadt oder die stärkere Impressionabilität des Berlinertums die Ursache davon war, mag dahingestellt bleiben. Während im großen Publikum von nichts als den Kriegsereignissen die Rede war, hatte sich das Interesse der politischen Kreise vornehmlich auf die den Südstaaten bewilligten Reservatrechte gerichtet. Noch wirkten die Erinnerungen an das Jahr 1866 und der damals entzündete unitarische Eifer so fühlbar nach, daß in der Wolle gefärbte Nationalliberale wie mein guter Freund Wehrenpfennig die Bayern und Württemberg gemachten Zugeständnisse für „Abweichungen vom richtigen Wege" ansahen und sich damit trösteten, daß diese Ungehörigkeiten höchstens für eine „gewisse Übergangszeit" in Kraft bleiben würden. Daß diese „Übergangszeit" das 19. Jahrhundert überleben, und die unitarische Idee durch die allmähliche Erstarkung der Reichseinrichtungen gegenstandslos gemacht werden würde, haben sich damals weder Freunde noch Gegner der neuen Ordnung träumen lassen. Die einen wie die andern meinten, daß es schließlich auf ein Entweder — Oder, den Einheitsstaat oder die Auflösung der neuen Föderation hinauskommen werde. Die Befriedigung über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reiche war demgemäß bei den gemäßigten und einsichtigen Partikularisten vielfach lebhafter als bei den nationalen Einheitsstaatlern, die sich von längerer Fortdauer des Übergangszustandes von 1866 vollständige Auffaugung der kleineren Staaten und verminderte Widerstandskraft des Südens versprochen hatten. Zum vollen Bewußtsein wurde mir diese eigentümliche Vertauschung der Rollen gerade durch die Eindrücke dieses Berliner Aufenthalts gebracht. Tags vor der Abreise an das Spreeufer hatte ich mit dem damaligen hamburgischen Bevollmächtigten zum Bundesrate, dem durch eine vieljährige politische Schule gegangenen und durchaus partikularistisch gesinnten Bürgermeister Kirchenpauer ein längeres Gespräch über die Angelegenheit des Tages geführt und aus dem Munde dieses vortrefflichen, auch von Gegnern hochgeschätzten Mannes die charakteristische Äußerung vernommen, daß mit dem Eintritt der Bayern und Württemberger in den „neuen Bund" ihm und seinen Freunden ein Stein vom Herzen gefallen sei. „Jetzt können wir wieder atmen, jetzt sind wir nicht mehr mit Preußen unter vier Augen, jetzt wird uns mindestens die Möglichkeit eines Rückhaltes an alten Freunden geboten sein." Die „Wir" waren die im Norddeutschen Bunde versammelt gewesenen Kleinstaaten, die trotz mancher Differenzen über das Einzelne in der Hauptsache ein Interesse gehabt hatten, nämlich das Interesse, neben Preußen am Leben zu bleiben. Daß Bismarck zu sehr wirklicher Staatsmann sei, als daß er einen Einheitsstaat hätte erzwingen wollen, der das gesamte konservative Deutschland gegen sich gehabt hätte, das schienen Lobredner und Lästerer des großen Realisten gleich wenig glauben zu können.

Über der Belagerung von Paris, den Wechselfällen auf dem Kriegsschauplatz und den „Reservatrechten" waren die Aufkündigung des Pariser Vertrages und die dadurch bezeichnete neue Phase der osteuropäischen Dinge auch in Berlin so gut wie vollständig vergessen worden. Selbst Männer wie Georg von Bunsen und der englische Generalkonsul Crowe (den sein Botschafter von Düsseldorf nach Berlin berufen hatte) steckten zu tief in den Eindrücken und Sorgen des Tages, als daß sie auf die orientalischen Dinge anders wie beiläufig eingegangen wären. Wenn ich ausführte, daß Englands Verhalten gegen uns eine Stimmung in Deutschland gezeitigt habe, die zu engerem Anschluß an Rußland führen müsse, — daß die Perspektive, an der Seite dieser Macht in immer entschiedeneren Gegensatz gegen die Kulturwelt des Westens zu geraten, nichts weniger als erbaulich sei, und daß ein zum Beherrscher des Orients gewordenes Rußland angesichts dieses Zustandes und der schwindenden Bedeutung Englands für die kontinentale Politik zum Beherrscher des Weltteils werden müsse, so wurde das Vorhandensein dieser Gefahr eingeräumt. Daraus Konsequenzen zu ziehen, kam indessen niemand in den Sinn, und einen Augenblick darauf bewegte das Gespräch sich wieder in Gleisen, die vor die Tore des belagerten Paris führten. Die Frage nach dem wahrscheinlichen Zeitpunkt der doch allseitig als unabwendbaren Kapitulation dieser Stadt lag allen näher als die Beschäftigung mit den unaufhaltsam heranrückenden Schwierigkeiten des europäischen Gesamtzustandes. Selbst so nahe liegende Erwägungen wie diejenigen an die Unvermeidlichkeit eines französisch-russischen Bündnisses und an die dringende Notwendigkeit einer deutschen Verständigung mit Österreich wurden stillschweigend abgelehnt. Wenn ich von der täglich wachsenden Sympathie der russischen Presse für Frankreich und dem Deutschenhaß redete, in dem die führenden Moskauer und Petersburger Blätter einander überboten, so wurde das mit Achselzucken aufgenommen oder mit Hinweisen auf die letzten zwischen unserm Könige und dem Kaiser Alexander II. gewechselten Telegramme beantwortet. Über die Natur der öffentlichen Meinung und des nationalen Fanatismus in Rußland machte man sich dieselben törichten Illusionen wie über die — angeblich für immer gebrochene — Lebenskraft des französischen Volkes. Konnte man doch von Männern, die zum Studium Frankreichs reichlich Gelegenheit gehabt hatten, allen Ernstes behaupten hören, daß Paris zu einer Stadt zweiten Ranges herabsinken werde, und daß der „gallische Untergrund" des französischen Volkstums das tat- und lebenskräftige französische Element aufzusaugen und den Staat um sein Rückgrat zu bringen im Begriff stehe.

In der eisigen Neujahrsnacht kehrte ich nach Hamburg zurück. Der Eisenbahnwagen, in den ich mich gesetzt hatte, barg nur einen Gefährten, einen Geschäftsreisenden, mit dem ich bald in ein lebhaftes Gespräch geriet. Mein Interlokutor war ein älterer jüdischer Mann von guten Formen, der nicht nur über „seinen Artikel" (schwarze Seidenbänder), sondern über industrielle und soziale Zustände in vieler Herren Ländern guten Bescheid wußte, und von dem sich etwas lernen ließ. Mit außerordentlicher Anschaulichkeit wußte der erfahrene, mit Frankreich und französischen Dingen

wohlbekannte Geschäftsmann die Vorteile auseinander zu setzen, die unsrer Industrie aus der über Paris verhängten Sperre erwachsen seien und in der Folge erwachsen würden. In noch nicht dagewesener Weise sei uns die Möglichkeit geboten, zu zeigen, was wir zu leisten vermöchten. Seiner Annahme nach konnte Deutschland eine große Zahl von Articles de Paris dauernd an sich reißen und „damit allein die Kosten des Krieges wett machen". Von seinem eigenen Artikel nahm der gute Patriot an, daß derselbe für alle Zeit den Franzosen abgenommen sei, und daß die Belagerung nur noch eine Woche zu dauern brauche, um den Belagerten geschäftliche Verluste zu bereiten, die sich nicht wieder einbringen lassen würden. Die Belagerung hat noch vier Wochen gedauert, und die Articles de Paris zusamt den „schwarzen Seidenbändern" sind dennoch im Herbst 1871 in dem früheren Umfange auf dem Weltmarkt wieder erschienen. Und mein Bekannter von der Sylvesternacht 1870/71 war doch ein nüchterner und gescheiter Mann gewesen! Auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiet war das Urteil zeitweilig des besonnensten Volkes der Erde durch das Erwachen von Leidenschaften getrübt worden, die (zum ersten Male seit unvordenklicher Zeit) die gesamte Nation ergriffen hatten. Und das, nicht die Überschätzung der Tragweite unsrer Siege, ist bei den damals begangenen Rechenfehlern das entscheidende Moment gewesen.

(Weitere Artikel folgen.)

Schäferstündchen.

Erzählung

von

Norbert Jacques.

Der junge Herr von Jellow war seit fast einem Jahr im Kontor von Tost, Kraft & Co. in Santos. Der Geruch des grünen Kaffees strömte aus den Lagerräumen des Erdgeschosses herauf und lag ätzend durch alle Bureauräume verbreitet. Die Reihen der Kaffeekarren jagten draußen unaufhörlich die Rua Sto Antonio hinab und warfen das Gepolter, mit dem sie über die Köpfe der Pflastersteine rasselten, zu den Fenstern herein. Rund um Herrn von Jellow brandete der Welthandel des Kaffees. Er hob sich in jedem Augenblick wie eine ungeheure Welle hoch und wurde in jedem Augenblick von den Tischen des ärmlich aussehenden Kontors der Weltfirma Tost, Kraft & Co. aus der Rua Sto Antonio mit einer leisen Geste von primitiver Kraft hinaus in die Welt geschoben. Die brasilianische Regierung hatte grade ihre Kaffeevalorisationspolitik eingeleitet und das deutsche Haus mit dem Aufkauf betraut, so daß in dieser Zeit das Geschäft als eine wüste Hochflut in die Kontorräume hineinbrandete. Dreißig Federn und dreißig Intelligenzen verbanden trocken aussehende Zahlenreihen mit wildromantischen Kombinationen und unterstützten jede der Zahlenreihen mit ein paar dürftigen Worten — das war die Triebkraft: das Hirn, das sich an den Zahlenreihen rieb und die paar schnellen Schläge von Telegrammwörtern absetzte. Die Arbeit des Kontors, von der Hitze des tropischen Tags durchbrütet, streute sich immer von neuem in einem halben Tag über die ganze Welt, und die jungen und alten Männer, die sich hemdärmelig an den Pulten bückten, und die alle Rassen der Erde hergeschickt hatten, waren Riesen. Mit einem Minimum von Bewegungen füllten sie hünenhafte Schiffe und stießen sie in alle Erdteile hinaus. Ab und zu kam um die Ecke herum, aus dem Hafen, der dunkle gewaltige Urton einer Schiffspfeife ins Kontor, wie zu einer kurzen, nachdrücklichen Bestätigung.

In diesem Wirbelsturm, der mit einer taumeligen Konzentration immer von neuem rundum pfiff und raste, tänzelte der junge Herr von Jellow umher und spürte ihn nicht. Er kontrollierte mit Genugtuung, daß die Ärmel

seiner Hemden direkt schneeig weiß und die Fasson seiner Manschetten von niemand im Kontor erreicht waren. Er zwirbelte das blonde Schnurrbärtlein und schaute mal einem der dreißig Riesen über die Schulter.

„Na, fleißig, Schmidt? ... Na, fleißig Strotmann?“ sagte er dann.

Die Riesen wurden nicht einmal unwillig. Sie hatten keine Zeit zu wissen, daß es auf der Welt einen jungen Herrn von Jellow gab. Man wird fragen: wieso hatte sich denn diese Luxusexistenz in das brodelnde, keuchende Santos verlaufen, wo man ihrer so gar nicht bedurfte? Nun, der junge Mann war drüben etwas leichtsinnig gewesen, und die gesellschaftlichen Beziehungen des Papas luden ihn in das Kontor ab.

Der junge Herr von Jellow fuhr nun schon beinahe ein Jahr an jedem Wochentag gegen Abend mit der Mauleselbahn hinaus nach Jose Menino, wo er im Hotel Internacional wohnte. Draußen am Meer wohnten alle Geschäftsangestellten, weil es schön dort war und Santos selber nur ein schmutziges Nest von brutaler Arbeit und übelduftenden Caboclos.

Die Mauleselbahn klapperte die häuser- und schattenlose, aber sorgsam gepflasterte Trace der geplanten Avenida hinunter, die Santos mit dem Ozean verbinden sollte, und bog dann, schon am Ufer, rechts ab in den sandigen Weg. Vom Meer stieß der gelbe leuchtende Sand des Strandes bis an das grausilbrige Mehl der Straße herauf, während rechts vom Wagen eine kleine Villa der andern folgte. Die Sonne brannte auf die Mauleselbahn hernieder. Man vermeinte ihre weiße Glut leise pfeifend gellen zu hören. Aber die Villen hatten sich in die grüne Wirrnis von Palmen, Bambusbüschen, Orangenbäumen und tausenderlei üppigen Sträuchern verkrochen. Sie staken kühl und hell in dieser Vegetation, wie ein weißer Fruchtkern in seinem kaltsaftigen Obst.

Wenn die Mauleselbahn, von den Sonnengluten beschossen, eine volle Viertelstunde an den Villen entlang geholpert war, so jagte auf einmal eine zerrissene Felsenkante aus der Flanke des breiten Hügels heraus, sprang quer über den sandigen Weg und setzte ihm ein ebenso plötzliches als natürliches Ziel. Dann stieg Herr von Jellow mit den beiden älteren Herren, die Prokuristen bei Tost, Kraft & Co. waren, aus dem überall offenen Wagen, und die drei bewegten sich auf die Gartentür des Hotel Internacional zu, das als das einzige Gebäude des langen Weges links von der staubigen Straße lag. Das Hotel war als ein langes einstöckiges und weißangestrichenes Haus in einen großen, bunten Zier- und Nutzgarten gebettet, der ringsum mit niedrigen Mauern scharf gegen das trockene Gelb des Ufersandes abschnitt.

„Also, Herr Walter, der Tag wäre wieder einmal hinter uns!“ sagte Herr von Jellow und tat, als atmete er auf, während er neben den beiden über den breiten Weg auf die mit Zeltleinewand überspannte Tür des Hotels zuschritt.

„War er schwer?“ fragte Herr Wettstein und lächelte mit nachsichtiger Ironie.

„Man ertrug ihn!“ antwortete der junge Herr von Jellow und lächelte ebenfalls.

Unter dem Zeltdach begrüßte die Wirtin die Herren mit einer vornehm bleibenden Lebendigkeit. Sie war eine stattliche Italienerin, kräftigen Alters, liebenswürdig, gescheit, geschickt und streng und leitete ihr Hotel mit der überall rundum rechnenden Taktik eines alten Generals. Deshalb war das Hotel Internacional — und besonders für brasilianische Gewohnheit — von seltener Vortrefflichkeit. Seine Gäste waren die Schwärme der brasilianischen Familien, die jedes Jahr aus dem Innern des Landes an die Küste kamen, um ein paar Wochen Meerluft zu genießen. Sie fügten sich an den dauernden Bestand der paar deutschen und englischen Kaufleute aus Santos wie von selber an. In Wirklichkeit aber war es die vortreffliche Italienerin, die hinter den Kulissen an den Schnüren zog und die Internationalität der einzelnen Gruppen auf dem Plan zusammenführte.

Nur einer fügte sich zu ihrem Schmerze nicht. Das war der junge Herr von Jellow. Wenn die Dame nach dem Abendtisch jung und alt im Saale um das Klavier scharte und die Kellner alsbald die Tische wegstellen mußten, daß es Platz zum Tanzen gebe, lag Herr von Jellow draußen auf der Veranda im Liegestuhl, rauchte Zigaretten, trank geeistes Laranjadha und streckte verächtlich die Beine weg. „Das Caboclosgesindel!" sagte er jedem, der es hören wollte. „Wir Deutsche sind doch zu etwas anderm da. Lieber zehn Schritt vom Leib!"

Als sowohl die Schlauheit wie die Ausdauer der Italienerin versagten, wandte sie sich eines Abends an die beiden Herren, bei denen der junge Mann auf dem Kontor war.

„Sehen Sie, meine lieben Herren," sagte die Dame, „wenn die jungen Leute alle von Ihrer Höflichkeit wären! Und Herr von Jellow ist doch wohl erzogen und läßt niemals sich gegen einen einzelnen auch nur das geringste zuschulden kommen; ich mag ihn auch gerne leiden; nur diese Demonstration des Abends auf der Veranda ist so deplaziert und beleidigend. Wollen Sie mir nicht den großen Gefallen tun und Ihre Autorität in meinen Dienst stellen?"

„Wenn er Ihrer Klugheit und Liebenswürdigkeit entwischt, verehrte Senhora," lächelte Herr Wettstein, „glauben Sie dann, daß wir beide reizlose Alte etwas mit ihm anstellen können?"

„O, die Deutschen sind manchmal recht unberechenbar! Wenn Sie nicht böse werden, lieber Freund, so sage ich Ihnen, daß sie Dickköpfe sind. Anwesende nach der bekannten Regel ... Aber philosophische! Rechnen wir den Kindern das als Entschuldigung an. Wenn einer sie aber richtig zu fassen bekommt, so werden sie brauchbare Leute. O, sie sind nicht die schlimmsten ... Liegt Ihnen etwas an meiner Dankbarkeit, werter Herr, deren versichere ich Sie auch für den Fall, daß der Versuch mißglückt!"

Der alte Herr lachte: „Dann ist die Mühe ja, ob sie Erfolg hat oder keinen, nicht verloren. Also: Schulmeisterlein in Ihrem Dienst, verehrte Frau Bonelli! Auf Wiedersehn!"

Dann neigte Herr Wettstein mit einem galanten Lächeln sein ergrautes Haupt, trennte sich von seinem Kollegen und ging durch das Nebenzimmer

auf die Veranda. Aus dem Saal heraus klang ein brasilianischer Walzer mit gehackten Rhythmen, als er über die Terrasse auf die Ecke zuschritt, in der Herr von Jellow die Beine auf seinem Liegestuhl wegstreckte. Jellow erhob sich, als der alte Herr herantrat.

„Aber Herr von Jellow, so müßig?" tat Wettstein erstaunt. „Und drinnen gibt's Musik, Tanz und schöne Frauen. Allez, aux armes, mon beau cavalier! Oder denken Sie melancholisch an die einzige sanfte Blonde drüben überm Teich?"

„Besteht nicht, Herr Wettstein!" antwortete Herr von Jellow. „Aber wäre da drinnen wenigstens so eine, wie sie's nennen, ‚sanfte Blonde', die einigermaßen ehrlich wäre! Jedoch diese farbigen Jungfrauen! Sagen Sie mal: riechen sie nicht? Oder ist das nur eine Spezialempfindung von mir?"

„Sie echtdeutsch empfindsamer Jüngling! Für die gewisse Entfernung, mit der sich die anständige Menschengeselligkeit zufrieden gibt, sind sie schon genügend gewaschen, die schönen dunkeln Mädchen, die darauf warten, mit Ihnen zu tanzen."

„Dann erlauben Sie mir, Herr Wettstein, daß ich Ihnen meine Auffassung über die Caboclosgesellschaft gradheraus sage: erstens soll man sich als Deutscher lieber nicht zu Ihnen hinab begeben, und zweitens hört man immer, daß wir Deutsche unsre Nation draußen verleugneten. Ich will ein Exempel statuieren, hab ich meinen Berliner Freunden gesagt, als ich herüber kam. Man muß seinen Prinzipien treu bleiben — was meinen Sie darüber, Herr Wettstein?"

„Darüber meine ich, daß es die Deutschen so schwer haben, wie in allen Dingen, so auch in Ihrem Fall, den lieben, fürtrefflichen goldenen Mittelweg zu finden. Die Leute sind charakterlos und verleugnen oder sie sind dünkelhaft und protzen. Aber starrköpfig sind sie in beiden Fällen. Weshalb sehen sie nicht ein, daß Anerkennung und Respekt vor den guten Eigenschaften des fremden Milieus, in die sie sich nun einmal verpflanzt haben, eine fruchtbare Selbständigkeit geben? Sehen Sie, lieber Herr von Jellow, das ist ja auch schon eine Forderung der primitiven Höflichkeit. Und auch dem tüchtigsten Deutschen tut die Höflichkeit manchmal gut. Zugleich aber hat es zur Folge, daß man in der Erscheinungswelt der fremden Umgebung eingeordnet werden kann. Das ist eine ernste Sache. Man kann es nationale Geschmeidigkeit nennen. Wer sie nicht hat und verleugnet die Abstammung oder protzt mit ihr in unsern so recht international gemischten amerikanischen Ländern, der wird eben am Rande stehen gelassen. Haß oder Verachtung oder Lächerlichkeit, die ihn dann umgeben, sind wenig nützliche Anhängsel. Vierzig Jahre, die man draußen lebt, hobeln ab und geben Erfahrung!"

Die stark pointierten Takte einer Polka begannen im Saale zu erklingen, und Herr Wettstein sprang auf.

„Ja, nun muß ich . . . ich habe meiner Tischnachbarin diese Polka zugesagt. . . . Daran darf man die alten Beine noch wagen! Auf Wiedersehen, Herr von Jellow!" Und Wettstein begab sich in den Saal, gefolgt von einer Handgebärde des jungen Herrn von Jellow.

Als Wettstein über die Terrasse ging, war er etwas verstimmt. Es ärgerte ihn, daß er so schweres Geschütz aufgeführt hatte, und er sagte sich halblaut: „Der junge Mann hat den gewöhnlichen Rassenkoller. Es ist doch ein Kreuz mit unsern lieben Landsleuten!“ . . . Zugleich, da Herr Wettstein diese Betrachtungen anstellte, schloß Jellow die Reihe seiner Gedanken ab: „Will mich wohl bevormunden, der Alte! Aber ist doch merkwürdig. Sonst scheint er ja doch ein Kerl zu sein!“

Aber Jellow war sich auf einmal seiner Sache nicht mehr genau so sicher. Eine deutsche Tugend setzte bei ihm ein und schob ihn mit: die Achtung vor der Autorität. Herr Wettstein war bei Tost, Kraft & Co., im deutschen Klub wie in allen Kreisen über das gewöhnliche Maß hinaus angesehen.

„Nu, nu! will dem alten Herrn mal das Vergnügen machen. Kost ja nix!“ machte der junge Herr von Jellow, als wollte er sich mit einer liebenswürdig entschuldigenden Skepsis begleiten, wie er nun vom Liegestuhl aufstand, die Hände in die schwarze Hose versenkte und gleichsam unabsichtlich auf die erleuchtete, offne Tür des Tanzsaales zusteuerte. Er stellte sich drinnen hinter der Tür neben einer Gruppe von brasilianischen Damen auf und hörte, gerade als er hereinkam, wie eine sagte:

„Der sympathische deutsche Herr tanzt noch recht gut für sein Alter!“

Eben kreiste Herr Wettstein heran. Er hielt ein schönes, junges, dunkelhaariges Mädchen im Arm. Das Paar kam nahe an Herrn von Jellow vorbei. Dieser bemerkte auf einmal, als ob etwas an dem Kleide der Dame herabglitte. Es gab einen leisen, undeutlichen Klang nicht fern von seinen Füßen, und als das Paar den Platz frei gemacht hatte, gewahrte Jellow eine goldene Brosche, die am Boden lag. Er wollte schnell hinzu springen, bevor die Füße der nächsten Tänzer ihr Gefahr brächten. Aber er unterdrückte die Bewegung im Entstehen und sagte sich:

„Geht mich was an!“

Das Paar tanzte über die Brosche weg. Herr von Jellow schaute ihnen mit einem peinlichen Gefühl unter die Füße. Er erwartete, die Brosche zertreten wieder zu sehen, und er bereute nun, sie nicht gerettet zu haben. Die Tänzer kreisten davon. Aber die Brosche lag unbeschädigt an derselben Stelle. Da bückte sich Herr von Jellow zu ihr nieder und hob sie auf. Er hielt gleich Ausschau nach Wettstein und seiner Tänzerin und gewahrte die beiden nebeneinander rastend, an einem Fenster stehen. Mit gleichgültiger Nonchalance bewegte er sich auf das Paar zu, um der Dame ihr Eigentum wiederzugeben. Aber das junge Mädchen mißverstand die korrekte Verbeugung des Herrn von Jellow. Sie nickte Wettstein ein schnelles entschuldigendes Lächeln zu, bewegte den Kopf gegen den jungen Mann und hielt die Arme auseinander. Herr von Jellow mußte. Beide waren gute Tänzer, und mancher Blick verfolgte sie in der Schar.

Dann schloß der Tanz. „Ah, schade!“ machte das junge Mädchen. „Herr Wettstein ist so sympathisch und so liebenswürdig, aber Sie tanzen gut!“ sagte sie, während sie am Arm des Herrn von Jellow dahinging. „Die

Deutschen tanzen fast alle gut. Sie ziehen einen weicher und musikalischer dahin als unsre Landsleute."

„Erlauben Sie mir, Senhora, daß ich Ihnen dieses Lob im Namen meiner Landsleute, die es betrifft, heimzahle. Die Brosche gehört gewiß Ihnen", entgegnete Jellow und öffnete die Hand, die die kleine Brosche hielt.

„O, o!" rief die Brasilianerin, und ihre Finger flogen an den Hals. „Ja, ja, gewiß, das ist meine Brosche!"

„Sie verloren sie vorhin beim Tanzen!"

„Vielen Dank, Senhor!" sagte sie. Aber auf einmal lächelte sie. Schalkig schaute sie den blonden Herrn von Jellow von der Seite an und sagte mit einem Ton, den eine leichte Enttäuschung angeflogen zu haben schien: „War die Brosche vielleicht schuld an unserm Tanz!"

Jedoch die Mutter der jungen Dame überhob Herrn von Jellow der Antwort. Er neigte den Kopf und trat ab.

Der Tanz, zu dem er so unfreiwillig gekommen war, ging nun aber nicht so ohne weiteres Nachwirken vorbei. Die Musik lockte, und Herr von Jellow kapitulierte. „Na!" entschuldigte er sich, und er ging, die Dame um den schon begonnenen Walzer zu bitten, den er stumm und korrekt mit ihr zu Ende schleifte.

Aber dieser Walzer schloß den Tanzabend.

Herr von Jellow begab sich gleichgültig zu Bett. Er hatte jedoch etwas von der Schwerfälligkeit der Landschaft seiner märkischen Heimat. Stieß ein Erlebnis an ihn heran, geriet er nicht so bald wieder von ihm ab. Seine Gedanken blieben eine lange schlaflose Weile an die Tänzerin gebunden. Oft war es ihm, so im Halbschlaf, als trüge sein eigenes Gesicht eine ganze Zeit lang das sonnig leichte Lächeln, mit dem sie ihm für den letzten Tanz gedankt hatte. Dieses Gefühl war ihm peinlich und aufdringlich. Aber dann wurde er es erst recht nicht los.

Als Herr von Jellow am nächsten Abend zu dem kleinen Fenstertisch gehen wollte, der stets für ihn reserviert war, sah er den Tisch besetzt. Es waren zwei unbekannte Gesichter, die ihm entgegen schauten. Der Kellner kam rasch auf ihn zu und flüsterte:

„Bedaure aufrichtig, Senhor. Die Herrschaft ist erst heute gekommen und nahm den Tisch, während ich weg war. Aber im Saal habe ich Ihnen dann ein Plätzchen neben Herrn Wettstein reserviert."

Er führte Herrn von Jellow, der eine böse Miene machte, zwischen den Tischen durch in den Speisesaal und schob den Stuhl neben Herrn Wettstein zurecht.

„So, das ist recht, Herr von Jellow", sagte Herr Wettstein. „Wir freuen uns Ihrer Gesellschaft."

Er stand auf und drückte Jellow die Hand.

„Darf ich Sie mit unsrer schönen Tischgenossin bekannt machen? Fräulein Fanny Gomez!" und er stellte Herrn von Jellow der Dame vor, mit der er gestern abend getanzt hatte.

„Ei, ei!" sagte Fräulein Gomez, indem sie ihm ihre braune Hand über den Tisch reichte. „Wir kennen uns ja schon."

Jellow verbeugte sich über die Hand, murmelte ein paar Höflichkeitsworte und setzte sich nieder.

Am nächsten Abend wurde er im Flur, als er grade zum Essen ging, der Mutter vorgestellt, und er mußte sich ihrer Gesellschaft anschließen.

„Nu wird die Geschichte offiziell!" sagte er sich widerstrebend, als er den Stuhl an den Tisch zog, und er sah seine Prinzipien leicht bedroht. Aber die Damen verwickelten ihn lebhaft in ein Gespräch nach dem andern. Er fühlte sich zum erstenmal, seitdem er hier drüben war, wieder in seinen gesellschaftlichen Fähigkeiten aufgereizt und ließ sie spielen. Er war ein Kavalier von Form, in der besten Berliner und Märkischen Gesellschaft trainiert worden, und die Damen entzückten sich an dem zeremoniösen Ernst seiner feierlichen Höflichkeit. Er wirkte durch den Gegensatz auf sie. Sie ließen Herrn von Jellow nicht los. Nachdem die Mahlzeit zu Ende war, half er mit, auf der Terrasse um sie Cercle bilden, und war leise bestochen von ihrer graziösen und schmiegsamen Liebenswürdigkeit, die lauwarm in dem weichen Abend um ihn herum ging.

So geschah es nun auch die folgenden Tage. Aber Jellow sah das Ganze doch eigentlich nur als einen provisorischen Stand an, als ein Kompromiß seiner guten Erziehung mit seinen Prinzipien. Bis er eines Abends mit Fräulein Fanny am Strand promenierte. Die beiden gingen allein. Sie wußten selber nicht, wie sie von den andern abgeraten waren. Die Dünung schlug mit sanft hallendem Rauschen den Strand hinab, der nach dem Lande hin von der Lichterkette an der grauen Straße wie mit heimlichen Sternen umzogen war. Jellow war schweigsam. Es ging um die Weihnachtszeit, und er dachte an Tannenbäume, Lichter und Geschenke, an vergangene Jahre. Auf einmal sagte Fanny:

„Jetzt denken Sie gewiß an Ihre Heimat!"

Ihre Stimme scholl nahe und warm an ihn heran. Jellow wunderte sich, und es kam ihm zugleich schmeichelhaft vor, daß das Mädchen seine Gedanken erraten hatte. Er wollte sie belohnen und antwortete:

„Sie irren, ich dachte immer nur an Sie, Fräulein Fanny!"

Fräulein Fanny tat, als überhörte sie diese Schmeichelei, und fügte ihren vorhergegangenen Worten an:

„. . . An Ihre böse Heimat!"

„An meine böse Heimat? Weshalb ist sie böse?" fragte Jellow schnell und lächelte dazu. Fanny schwieg. „Das müssen Sie mir beantworten: Weshalb böse?"

Aber Fanny sagte nichts; nur plötzlich seufzte sie.

Da verstand Jellow. Er haschte in der Dunkelheit nach ihrer Hand und drückte seine Lippen darauf. Aber es war eine Handlung, die weiter keine Wärme in sich trug, sondern nur in einem gewissen männlichen Siegesstolz in konventioneller Weise etwas wie Trost ausdrücken sollte.

Die beiden gingen dann stumm heim und trugen ein ganz verändertes Verhältnis zueinander in den nächsten Tagen. Sie trachteten nach jeder Gelegenheit, allein zu sein. Das wurde ihnen erschwert durch die strenge Kon-

trolle, die die brasilianische Familie über ihre Töchter ausübte. Aber hatten sie diesen Widerstand einmal besiegt und waren sie auf Minuten unbeobachtet, so warfen sie sich schnell verfängliche Fragen zu, die ohne Antwort blieben, und die wie spielende Finger um ein Licht gingen. Ihre Hände streiften sich, wenn sie sich etwas reichten, und ihre Füße trafen sich oft im Schutze des herabhängenden Leinentuches unter dem Tisch.

Aber Jellow vermochte das alles mit der Kühle eines Experimentierers zu tun. Er war durch die paar Zufälle in diese neuen Kreise geraten, gegen die er sich ein Jahr lang gewehrt hatte. Mit überlegener Miene ließ er sie mit sich spielen. Fannys gebräunte Haut war weich und verlockend; im Feuer ihrer dunkeln Blicke lag etwas wärmend-verführerisches; das schleichende Sich-wiegen ihres Leibes zuckte in Versprechen. Aber all diese Eigenschaften, die an der Sonne der Tropen gediehen waren, gaben sich dem deutschen Adeligen nur als Unebenbürtigkeiten. Es war „negerhaft" für ihn, reizte den Appetit, aber blieb an der Schwelle des Blutes stehen. So funktionierte das in ihm, was sein schwerfälliges, märkisches Erbe war, und es funktionierte wie ein selbsttätiges Sicherheitsventil. Es war sozusagen ein nationales Sicherheitsventil: es glich aus zwischen dem Druck der tropischen Schönheit und der Gefahr, die sie dem kälteren und schwereren Bestande des germanischen Blutes entgegenhielt. Jellow legte sich zurecht: dieses schöne Kind ist kein übler Zeitvertreib in diesem Kaff. Bewegen wir uns ein wenig zu ihr hinab.

Aber während Herr von Jellow sich nicht im mindesten Gedanken machte über den Selbstschutz, der ihn gegen die Gefahr der braunen Schönen zu wappnen bestrebt war, ahnte Fanny dunkel das Vorhandensein des Ventils und erhitzte sich das Gefühl an dem Widerstand, den sie in den Augen Jellows zu fühlen glaubte, die grau und von dem etwas schwerfälligen, kühlen Glanz waren, wie ihn oft die Seen der Mark spiegeln. Sie war das echte Kind ihres Heimatschoßes, aus dem alles heiß quoll und üppig und ohne Rückhalt gedieh. Sie wuchs langsam mit lauem Schleichen an dem Stamm des Deutschen heran, versenkte die kaum fühlbaren Würzelchen ihrer tausend erhitzenden Koketterien hinein. Und während die beiden nach außen sich noch im harmlosen Flirten zueinander stellten, entbrannte unterhalb ihres Bewußtseins ein heimlicher, hartnäckiger Kampf.

Eines Sonntags, als Herr von Jellow sich grade zum Mittagstisch gerüstet hatte und durch den dunkeln Flur hinabgehen wollte, stand auf einmal Fanny neben ihm. In der Tiefe des fensterlosen Ganges brannte nur ein bescheidenes Lichtchen, dessen Schein kaum bis zu den beiden drang.

„Meine Mutter ist auf ein paar Tage verreist!" sagte Fanny zu Herrn von Jellow. Sie sagte es schnell und hastig, als habe diese Meldung irgend etwas Aufregendes zu bedeuten. Und obgleich diese Abreise ohne große Wichtigkeit für Herrn von Jellow war, schlugen ihm die paar raschen Worte wie eine warme Welle zu. Er nahm die Hand Fannys und drückte seinen Mund darauf. Er flüsterte auf den Handrücken: Nixe! Fannys Handrücken gab einen leichten Druck auf das blonde Schnurrbärtlein und durch das halbe Licht des Flures schlug die dunkle Sonne ihrer Augen in die des jungen Deutschen.

Da zog Jellow das Mädchen an sich heran. Aber wie er noch glaubte, nach den Lippen ihres zurückgewichenen Gesichtes suchen zu müssen, kamen sie voll und warm den seinen entgegen.

Sie saßen dann mit Herrn Wettstein und Herrn Walter am gewohnten Tisch und rückten im Schutze des Tischtuches immer näher aneinander.

Es war fünf Uhr, als sie aufstanden und allein zum Strand hinabgingen. Die Sonne sank hinter dem Gebirge. Aber ihr Widerschein lag noch mit vollem, feurigem Gold auf der kleinen Insel Porchat, die, nicht fern vom Hotel, als ein hoher, runder, von Vegetation behangener Felsblockkegel aus dem Strande aufstieg. Es war Ebbe und die Nordseite, die in einen schmalen Damm auslief, trockenen Fußes zu erreichen. Die beiden wurden sich gleich einig, zusammen auf die Insel zu gehen. Als sie ein Weilchen dicht am Wasser den Strand hinabgeschritten waren, sagte Jellow:

„Da oben in dem Gebüsch werde ich dich wieder auf den Mund küssen!"

Und das Blut flog in Fannys Gesicht auf wie ein rotes Fähnlein, das ein Windstoß treibt. Sie sagte leise und heiß:

„Ja! . . . Und ich werde dich auch küssen!"

„Und was wirst du zu mir sagen?" fragte Jellow.

„Ich werde dir sagen" — und sie kniff ihre Hand fest einen Augenblick in die Finger des Mannes — „ich liebe dich feurig! . . . So sagt man auf portugiesisch," fügte sie hinzu.

Nach einer Weile: „Und du mußt dasselbe auch zu mir sagen!"

Sie schaute Jellow in die grauen Augen. Sie waren eine Spur wärmer als gewöhnlich.

„Nein," rief Fanny auf einmal, „du mußt es mir in deiner Muttersprache sagen! . . . Wie nennt man das auf deutsch, was wir da oben tun werden?"

Da sagte Jellow übermütig:

„Ein Schäferstündchen."

„Wie?" lachte Fanny.

„Schäferstündchen!"

„O!" sie versuchte das Wort nachzusprechen. „O, wie schwer die deutsche Sprache klingt. Kann ein Fremder die jemals lernen? Ich nicht, glaube ich. Wie heißt es?" bat sie noch einmal.

„Schäferstündchen! Schä . . . fer . . . stünd . . . chen . . .!" lachte Jellow, und er gab sich eine heitere und liebevolle Mühe, ihr das schwerfällige Wort seiner Sprache zu buchstabieren.

Nachdem sie ein Viertelstündchen mit diesem Spiel weiter gegangen waren über den naß gehärteten Sand, in dem Muscheln und Steinchen halb begraben lagen, überkletterten sie die niedrigen Steinblöcke, mit deren Wall der Rand der Insel hart in den Sand des Strandes setzte. Sie stiegen einen schmalen Pfad hinan, der sich gleich ins Gebüsch versenkte, um an der Ostseite des Inselchens mit schlanker Windung hinanzuklettern. Es war auf einmal etwas dunkler um sie, und die Luft roch scharf nach Vermodern und ätzend duftendem Pflanzensaft. Ein kaum faßbares Wellchen eines süßen, satten

Wohlgeruches von Blumen flog regelmäßig auf. Es war still. Ab und zu nur sauste das Schreien einer Schar kleiner Papageien verwirrend über den Köpfen der Bäume heran und davon.

Das Paar blieb in dem überwucherten und verrankten Pfad stehen, und Jellow zog das Mädchen an sich heran und küßte sie. Sie küßte ihn wieder. Alles geschah stumm, und als Jellow sich aus der Umarmung aufrichtete, um weiterzugehen, war es ihm, als stäke er in einer Mauer von grünen Pflanzenleibern. Geblähte Stämme krochen aus schwammigem Gesträuch auf, und Lianen und dickbäuchige Schlingpflanzen preßten sich auf seine Schultern.

Die beiden zwängten sich in dem verwachsenen Pfad mühsam durch. Jellow, mit dem Rücken voran, zog Fanny nach. Bisweilen legte sich ein schweres Blatt kühl und unerwartet in seinen Nacken. Er erschrak und warf es mit einer entsetzten Handbewegung fort wie eine schleimige Raupe. Fannys Gesicht war nahe bei ihm, bräunlich blaß, und strömte doch Wärme weit aus. Jellow fühlte sich immer verwirrter zu dieser heißen Bläße hingezogen und überdeckte sie mit den Küssen seiner Lippen, die wie von unersättlichem Durste waren.

Plötzlich hörte die Vegetation nach einer Seite hin auf. Der Pfad ging am Rande dicht verschlossenen Busch- und Kräuterwerkes weiter, und zur freien Seite hin fiel die Flanke der Insel nackt ins Meer. Vom Ufer sahen die beiden nichts mehr als in geringer Ferne den östlichen Arm der Bucht, der nieder und plump, mit dunklem, ödem Wald bewuchert, sich zusammenhanglos ins Meer streckte. An der Spitze der Landzunge, an der wie willkürliche Springquellen die Brandung immer wieder aufflatterte, hing der unendliche Kreis des Ozeans.

Jellow, von dem unerwarteten Anblick betroffen, atmete schwer auf.

Der Abhang, der zu seinen Füßen nackt bis ins Meer fiel, war aus Steinblöcken aufgetürmt, eine gewaltige, unregelmäßige Treppe. Sie stiegen sie langsam, mit mühevoller Vorsicht hinab. Bald standen sie unten am Rand. Sie setzten sich auf einen der Steine nebeneinander nieder. Unter ihren Füßen war nur noch eine lange, schmale Platte. Die Brandung sauste zu ihr herauf, sprang bis an die Kante heran und warf Schaumflocken empor, die auf die Platte niederklatschten und unter den Füßen der zwei Menschen kochend zerschmolzen. Ab und zu flog der Kamm der zerspellten Wogen wie abgeschleudert von seitwärts auf die Platte herüber, jagte mit einem schnellen Bogen über sie hinweg und flog am andern Ende des Steines wieder rauschend ins Meer hinab. Dann zogen die beiden Menschen erschreckt die Füße hoch. Ihre Schuhe waren von den Spritzern der Woge genäßt worden.

Sie drückten sich eng aneinander.

„Sag, ich liebe dich feurig!" flehte Fanny, und Jellow sprach es in dumpfem Staunen nach.

Der Glanz der von der Sonne erhitzten Berggrate flammte jenseits über die Landzunge herüber. Das Küstengebirge zog mit zerzackten Gipfeln, wie eine verwilderte, gewaltsam heftige Musik, durch den leuchtenden Himmel. Das Feuer des Firmamentes erhitzte die Streifen der Gebirgsgrate zu violetten,

grünen und goldenen Gluten. Sie brannten grell und verschmolzen nicht. Sie standen trotz allen Feuers hart umrissen nebeneinander und übereinander, und ihr Glühen züngelte herüber auf die jungen Menschen, die an den öden granitenen Rand des Ozeans gebannt waren. Einsamkeit lag wie ein schwerer Atem auf ihnen. Ihre Leere donnerte von der Wut der Brandung. Sonst kein Laut. Nur bisweilen das Heran- und Davonsausen der schrillkrähenden kleinen Papageie. Jellow und Fanny sahen erschreckt die Schar der Vögel, wie einen Handwurf grüner funkelnder Steine, über ihren Köpfen auffliegen. Und gleich wieder die dumpfe Eintönigkeit, die klanglos furchtbare Gewalt, mit der die Strudel schrieen, wenn sie sich mit gleißender Heftigkeit rundum unter ihnen um die Steine schlangen und schnell und wild wieder kopfüber in die Tiefe schlüpften, aus deren aufgeregten Abgründen sie heraussprangen. Wenn Jellow die Hände vom Leibe der Brasilianerin löste, stützte er sich auf das kalte Gestein. Es war braunes, eisenzähes, ungeheuerliches Urgestein, und die weichen, blassen Hände des Deutschen zuckten an der scharfen Berührung gleich wieder in die Höhe.

Der Schein der flammenden Berggrate bohrte sich in die dunkeln Augen der Brasilianerin. Ihre Finger krallten sich in spielender Verliebtheit an die Brust, in die Hände, ins Haar des jungen Mannes. Sie lockten verwilderte Bewegungen aus seinen Gliedern, und die Lippen Fannys, die wie kalte und giftigrote Beeren glänzten und doch von einer heißen Trockenheit waren, schlichen über die Lippen Jellows und über seine Wangen und Schläfen hinweg, als könnten sie sich nicht mehr loslösen.

Widerstandslos mußte er sich nun hingeben. Er war am Ende. Er umschlang das junge Weib in erregter Zärtlichkeit, drückte seinen Kopf in ihren Schoß, während seine Hände an ihrem Leibe empor hasteten.

Entsetzt fuhr Fanny vor diesem Ausbruch zurück. Sie stieß Jellow ab. In dumpfer Angst begann sie zu fliehen, kletterte, sprang, schlich, zog sich mit blutigen Händen den Hang hinauf über die Felsen. Sie schaute nicht mehr um sich.

Jellow war von dem Stoß rückwärts in die Knie gesunken. Er blickte der Flucht des Mädchens verständnislos nach, sah erschrocken, wie es mit der Gewandtheit eines Affen über die Steine in die Höhe drang. Der Widerschein der Sonne überflammte es mit Röte. Das Mädchen ging unweigerlich davon, und die Augen des armen Deutschen, die ihm nachschauten, waren erfüllt von der märchenhaften Traurigkeit eines einsamen Sees der Mark unter einem Regentag.

Als Fanny oben am Gebüsch angekommen war, zwängte sie sich mit einem Ruck in die biegsame Wand hinein, und ihr weißes Kleid war im Nu verschwunden. Ein Seevogel stieß einen wehmütig krächzenden, hellen Schrei in das Brausen der Brandung. Jellow warf sich auf den Stein nieder, das Gesicht zur Erde. Es war etwas Wundenhaftes, Vergewaltigtes in ihm. Es war ihm, als wollte er auf dem toten, braunen Steinklotz in ungeheuerlicher Vereinsamung sterben, wie ein Tier verenden, und mit einem Gefühl enttäuschter Beschämtheit sehnte er sich nach Deutschland.

Auf einmal fühlte er sich milde und zugleich am ganzen Körper in die Höhe gehoben. In einem wohligen Schaukeln ging er hin und her, ohne daß er etwas dazu getan hätte. Aber gleich im nächsten Augenblick erkannte er, daß die Brandung eine Woge auf die Felsenplatte geworfen hatte. Er schlug die Fingerspitzen in die scharf gelöcherte Fläche des Steins. Wie unter elektrischen Schlägen zuckten seine Knie, seine Füße, sein Rücken, alle Glieder aus der Woge heraus nach dem Lande hin. Er schrie und hörte seinen Schrei nicht in dem sausenden Pfeifen der Welle. Sein Knie glitt an einer Kante ab. Seine Nägel zerspellten an den kleinen Löchern des Steines. Es war ihm, als riß einer brutal eine Decke unter ihm weg. Dann wurde der Widerstand leichter. Ein Blitz der Hoffnung! Noch war er nicht verflammt, da schlug sein Kopf sacht auf, die Beine hoben sich, und der breite Ruck einer neuen Woge stürzte ihn sanft kopfüber in die heranflangende Brandung. Er zerschellte zwischen den Felsen der Tiefe.

Als Herr von Jellow nicht am Abend und nicht in den nächsten Tagen ins Hotel kam und verschwunden blieb, glaubte sich jemand zu erinnern, daß er Fräulein Gomez an dem Sonntag mit dem Verschwundenen am Strand gesehen hatte. Man fragte sie. Sie sagte kalt: „Ich weiß nichts von Herrn von Jellow.“ Aber sie ahnte, daß sie hier als Siegerin aus einem Kampf hervorgegangen war und trug als Trophäe das angstvolle, schwere Geheimnis, um das sie selber nichts wußte, in einem verquälten Herzen in ihr Leben hinein. Sie vergaß das deutsche Wort nicht, das der Verstorbene sie mit soviel Sorgfalt und Liebe gelehrt hatte, und es nahm die Formen eines schweren Tuches an, das dunkel über das scheußliche Geheimnis gebreitet lag. Hätte sie sich wenigstens von dem Wort befreien können!

Die Berliner Theater.

Berlin, 5. April 1910.

Obgleich die ablaufende Spielzeit von September des vergangenen bis zum April des gegenwärtigen Jahres dem einen und dem andern Theater einen guten Treffer gebracht hat, ist doch ihr Gesamteindruck weder materiell noch künstlerisch ein günstiger gewesen. Kein neues Talent, sei es in dichterischer, sei es in schauspielerischer Hinsicht, ist hervorgetreten, an anziehenden und anregenden Schöpfungen hat es auf der mittleren Linie nicht gefehlt, aber keine hat eben das Mittelmaß übertroffen, und schauspielerisch bewegen sich die Theater ganz in den alten Kreisen. In materieller Beziehung ist das Resultat noch bedenklicher: zwei Theater, das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater im Norden der Stadt in der Chausseestraße — ein alter Theaterbau, dessen Uranfänge noch in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen — und das neue Hebbel-Theater in der Königgrätzerstraße im Südwesten befinden sich seit Monaten in wirtschaftlicher Bedrängnis, und andre Bühnen halten sich nur gerade über Wasser. Das Gefühl, daß es zu viele Theater in Berlin gibt, und daß unter dieser Fülle die Dichtung wie die Schauspielkunst in der Folge des Fabrikbetriebs leiden, macht sich in immer weiteren Kreisen geltend. Dabei bereiten nicht nur die Varietébühnen, wie der Wintergarten und die Reichshallen, das Apollo- und das Passage-Theater, sondern auch die drei Operettentheater: das Theater des Westens, das Metropol-Theater und das Neue Operetten-Theater, den eigentlichen Schauspiel- und Lustspielbühnen die empfindlichste Konkurrenz. Die Hauptfrage aber bleibt immer, woher sollen fünfzehn Theater den literarischen Stoff nehmen, wo die hervorragenden schauspielerischen Kräfte finden, um an zweihundertvierzig Abenden jedes ihren Saal mit einem beifallslustigen Publikum zu füllen? Ohne Anleihen im Auslande wäre es unmöglich. Wie fabrikmäßig die deutsche Theaterschriftstellerei auch schon arbeitet, allein vermag sie den Bedarf nicht mehr zu decken. Der unerschöpfliche Born des französischen Schwanks tränkt allabendlich das Trianon- und das Residenz-Theater. Im vergangenen Jahre hat das Lessing-Theater sogar, trotz seines Ibsenkultus, einen frischen Trunk daraus nicht verschmäht, und diesmal hat im Königlichen Schauspielhause in einer neuen geschickten Einrichtung von Paul Lindau, mit Einfügung der Schlußszene — der grotesken Aufnahme Agans in die Zunft der Ärzte — Molières Komödie von dem „eingebildeten Kranken" einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Und auch die ernstere französische Sittenkomödie übt noch ungebrochen ihren Einfluß auf unsre Bühnen aus. Wenn nicht in derselben Stärke wie in ihrer Blütezeit mit den Schauspielen von Augier, dem jüngeren Alexander Dumas und Sardou, so liegt das nicht an der Kraft unsrer eigenen Produktion, sondern an dem geringeren Wert und der schwächeren Wirkung der französischen Werke. Neben den Franzosen behaupten sich Dänen, Norweger, Schweden, Russen, Holländer und Engländer auf unsern Theatern. Bernard Shaws wunderliche Stücke — es sind im Grunde witzige, dialektisch

zugespitzte Dialoge und Parabasen über alle möglichen Dinge und Fragen — sind auf den Berliner Bühnen seit Jahren heimisch. In der Buntheit und Vielseitigkeit ihres Repertoires spiegelt sich ihr internationaler Charakter am deutlichsten ab. Von nationaler Seite wird dagegen Widerspruch erhoben. Aber der Deutsche ist nun einmal ein Mensch mit dem Zuge „nach außen". Dieser Trieb ist in ihm unausrottbar, und solange er seine Befriedigung nur auf dem Gebiete der Künste und der Wissenschaften sucht, hat er seine Berechtigung und fördert die allgemeine Kultur. Zu dem inneren Drang gesellt sich der äußerliche Zwang. Der naiven Vorstellung, durch historische Schauspiele aus der deutschen Geschichte ließe sich der Bedarf der Theater überreichlich füllen, braucht man nur die Tatsache gegenüberzustellen, daß sich Grillparzers Trauerspiele: „König Ottokars Glück und Ende", „Ein treuer Diener seines Herrn" und „Ein Bruderzwist in Habsburg" in siebzig Jahren nicht den bescheidensten festen Platz auf der deutschen Bühne zu erobern vermochten. Das historische Drama in seiner Vollendung, wie in Shakespeares „Julius Cäsar" und in Schillers „Wallenstein" und „Wilhelm Tell", ist die seltene Blüte der Dichtung, aber keine Marktblume für den Alltagsdienst der Theater. Die Überzahl der Theater in Berlin — und im Verhältnis in allen deutschen Großstädten — erfordert eine Durchschnittsware, eine große Auswahl mittelmäßiger Stücke und einen Überschuß mittelmäßiger Schauspieler. Neulich beklagten sich in einer Versammlung die Berliner Schauspielerinnen über ihr Sklavenlos, über die Unzulänglichkeit ihrer Gagen, über die Leichtigkeit des Zugangs zu den Theatern und die Züchtung des Theaterproletariats in den Theaterschulen; dabei vergessen sie nur, daß vor einem Menschenalter die deutsche Schauspielerwelt in den lautesten Tönen Theaterfreiheit, Gründung von Theaterschulen, Aufhebung der Privilegien der Hof- und Stadttheater, Abschaffung der Theaterzensur gefordert hatte. Die jetzigen Zustände sind die Folgen des freien Wettbetriebs. Wie jede Fabrik verlangen die Theater nach billigen Durchschnittskräften, in vielen Fällen sind ihnen die ungelernten Arbeiter willkommener als die schon erfahrenen. Um den Schein der Kunst aufrechtzuerhalten, genügt es, wenn sie gelegentlich das Gastspiel eines hervorragenden Schauspielers ankündigen. Eine Besserung dieser traurigen Verhältnisse ist für die Dichtung wie für die Schauspieler einzig von einer Beschränkung der Zahl der Theater zu erwarten. Erst wenn Berlin sich mit einem halben Dutzend größerer Theater begnügt, wird es eine Auslese von Stücken und Schauspielern beanspruchen können. Woher aber sollen fünfzehn Theatern allabendlich die dichterischen und schauspielerischen Treffer kommen? Immer mehr bürgert sich darum die englische Unsitte ein, Stücke, die Beifall gefunden haben, ohne Absetzung zu spielen, bis die Zitrone ausgedrückt ist. Dann wird ein Theater, wie es schon längst in London geschieht, ein oder gar anderthalb Jahre von einem gelungenen Stück sein Dasein fristen können. Aber wer glaubt darin das Heil und die Erneuerung der deutschen Bühne zu finden?

Das eigentliche Ereignis der diesmaligen Spielzeit ist der Aufschwung des Königlichen Schauspielhauses. Seit Jahren, man kann sagen, seit dem Tode Bothos von Hülsen im Herbst 1886, war die Hofbühne von ihrer leitenden Stellung im Berliner Theatergetriebe immer weiter und tiefer zurückgedrängt worden. Sie hatte jeden Zusammenhang mit der literarischen Entwicklung verloren. Zuletzt ließ sie noch den letzten modernen Dichter, der bei ihr ausgehalten hatte, Ernst von Wildenbruch, fallen, weil die Gestalt der Theodora in dem Trauerspiel König Laurin" Anstoß erregte. Erst als Georg von Hülsen, der inzwischen in Wiesbaden erfolgreich seine Lehrjahre beendet hatte, an ihre Spitze berufen wurde, kam ein frischerer Zug in das Schauspielhaus. Es war ein kühner, aber glücklicher Griff, den er mit der Heranziehung Paul Lindaus im Jahre 1908 tat. Über Lindaus Befähigung zur künstlerischen Leitung einer Bühne konnte niemand im Zweifel sein, der seine Tätigkeit am Hoftheater in Meiningen und am Berliner Theater verfolgt hatte. Aber über alles Erwarten hat der siebzigjährige Mann eine ungewöhnliche Arbeitskraft und Tüchtigkeit entfaltet, die nun auch der Erfolg gekrönt hat. Trotz des zu-

nächst unersetzlichen Verlustes Adalbert Matkowskys hat er das Ensemble des Königlichen Schauspielhauses auf künstlerischer Höhe zu erhalten gewußt und nach dem Tode Wildenbruchs durch die Aufführung der Schauspiele: „Die Lieder des Euripides" und „Der deutsche König" nicht nur in würdigster Weise der Pietät genügt, sondern auch seiner Bühne wertvolle Bereicherungen zugefügt. Wildenbruchs nachgelassenes Drama „Der deutsche König" kam am Dienstag, den 2. November 1909, schon in der ersten Hälfte der Spielzeit, zur erfolgreichen Darstellung. Seit Jahren trug sich der Dichter mit dem Stoff, im Jahre 1908 vollendete er ihn. Unter Schmerzen, deren Einfluß man vielleicht die Kürze, das Sprunghafte und Unausgeglichene des letzten Aktes zuschreiben darf. Was Wildenbruch zu dem spröden Stoffe zog, da Heinrichs Taten: die Städtegründungen, die Herstellung eines schlagfertigen deutschen Heeres und der Sieg über die Ungarn bei Merseburg, epischer Natur sind und keinen dramatischen Konflikt in sich bergen, war die patriotische Entsagung der beiden Franken, des Königs Konrad und seines Bruders Eberhard, zugunsten des sächsischen Stammes und seines Herzogs. Seine eigene Empfindung und Hingabe an das Vaterland, mit Aufopferung des persönlichen Interesses, fühlte sich von diesem freiwilligen Verzicht auf den deutschen Thron im Innersten bewegt: Konrad, der schwache und kranke König, der die Bedürfnisse des deutschen Volkes richtig erkennt, Eberhard, sein junger kühner Bruder, der sich der höheren Einsicht ohne Widerspruch fügt, wurden dem Dichter zu idealischen Vertretern selbstloser Vaterlandsliebe, und die Staatsnotwendigkeit erhielt in seinen Augen den Glanz edelster Gesinnung. In der Weltgeschichte gibt es so wenig Tatsachen wahrhafter Uneigennützigkeit und Hingabe an das allgemeine Wohl, heroischer Bezwingung des eigenen Ehrgeizes und der persönlichen Wünsche, daß ich den Reiz, der Wildenbruch zu diesem Wechsel der Herrschaft von den Franken zu den Sachsen zog, begreife und ihm nachempfinde. Sein „Deutscher König" ist vor allem ein vaterländisches Schauspiel. Die Masse des Stoffes faßt er zu wenigen Hauptmomenten zusammen und drängt weit auseinander liegende Tatsachen dicht nebeneinander. Viele Jahre lagen in der Wirklichkeit zwischen der Wahl des Sachsenherzogs Heinrich zum deutschen König und seinem Siege über die Ungarn. In Wildenbruchs Dichtung folgt der Wahl unmittelbar der Sieg. Der erste Akt führt dem Zuschauer in anschaulichster Weise die Hauptfiguren, die Gegensätze, den Hintergrund vor. Heinrich, der junge Held, steht im Mittelpunkt: vor dem müden kranken König hebt sich seine tatkräftige Entschlossenheit sieghaft empor. Er kehrt von der Bärenjagd mit seinen Freunden in den Hof seines Vaters, Ottos des Erlauchten, in Hersfeld zurück. Dort wohnen seine Großmutter, die hundertjährige Oda, seine Mutter und seine Verlobte Mathilde, dort ist auch der König Konrad mit seinem fränkischen Gefolge eingetroffen auf seiner Reise durch das deutsche Land, dessen Elend und Not er erkennt und beklagt, aber nicht zu beseitigen vermag. Da erscheint hilfeflehend der Graf Osdach, der auf der Burg Keuschberg an der sächsischen Saale bei Merseburg die Grenzwacht gegen die Slawen, den Stamm der Glomazen, halten soll: er sei nicht länger imstande, die Burg zu behaupten, wenn ihm nicht der König Beistand leiste. Aber seine tapfere Frau Hateburg, die den feigen Mann haßt und ihm nachgeeilt ist, spricht wider ihn: die Burg ließe sich wohl halten, wenn er sich nur der tapferen Männer bedienen wollte, die im Hassagau aus Not ein Räuberleben führen. Die Haltung, die Reden und das Wesen der Frau machen auf Heinrich den tiefsten Eindruck: er befiehlt dem Grafen Osdach, bei Leib und Leben, die Burg zu verteidigen, bis er selbst in kurzer Frist Ersatz bringen würde. Gegenüber der Zaghaftigkeit König Konrads und der aufbrausenden Empfindlichkeit Eberhards erweist er sich als der geborene Herrscher. Aber zunächst erliegt er dem Bann unbändiger Leidenschaft. Stärker als seine Liebe zur Heimat und sein Ehrgeiz ist seine Liebe zu Hateburg. Sie bricht wie eine Naturgewalt in ihm aus, als er sie aus der Gewalt Osdachs befreit hat. Osdach hat die Burg an die Slawen verraten, allein der Hauptmann der Keuschberger Räuber, von Hateburg gewarnt,

ist ihm zuvorgekommen und hat ihn erschlagen. Während des Kampfes trifft Heinrich mit den Seinen auf der Feste ein und treibt die Slawen über die Saale zurück. Unwillig sehen die Ritter ihren Führer in den Armen des Weibes, sie nehmen Anstoß an dieser Verbindung und verlassen ihn. „Das sind die Feiglinge," ruft ihnen Heinrich nach, „die kopfschüttelten, zagten und zauderten, mit mir zu gehen zu Landes Rettung, weil ihre Tugend nicht leiden wollte, Kampfgenoß mit Räubern zu sein. Aber ich frage eurem Leben nicht weiter nach. Haltet euch selber die Bären vom Leibe! Um eurer Freuden, um eurer Sorgen Freude nicht fühl ich. Sorge nicht trag ich. Niemanden brauch ich, Satzung nicht frag ich. Alles hab ich, ich habe mich selbst!" Dies ist der Inhalt des zweiten Aktes. Der Held, der zum Retter seines Volkes vom Schicksal bestimmt zu sein scheint, droht in seiner Leidenschaft und Selbstsucht unterzugehen. Der dritte Akt besteht nur aus einer Szene in der Pfalz zu Fritzlar. König Konrad liegt im Sterben. All seine Gedanken richten sich sehnend auf Heinrich. Trotz seines Siechtums will er sich aufraffen und ihn aufsuchen, um ihm das Reich zu übergeben. Voll Mitleid mit der Seelennot des Bruders, in hochsinniger Entsagung der eigenen Wünsche, erbietet sich Eberhard, dem Sachsenherzog die Botschaft des Königs zu überbringen: die Mahnung, sich zur Rettung des Vaterlandes aus den Banden der Liebesleidenschaft zu erheben und die Last des Reiches auf sich zu nehmen. Abgesandte der Hunnen sind inzwischen in die Pfalz gekommen, mit frechem Wort von dem König die Leistung des Tributs fordernd. Zu letzter Kraft sammelt sich der König, halb Märtyrer, halb Prophet, und bescheidet die Gesandten nach sechzehn Tagen, wo der Vertrag erst abläuft, wieder in die Pfalz, da werde ihnen Antwort werden, von ihm oder einem andern. Im vierten Akt, im Hofe zu Hersfeld, vollzieht sich dann der Umschwung in Heinrichs Gemüt und Wesen. Mit Hateburg ist er aus den Harzwäldern zurückgekehrt, aber die Frau erträgt die Zuchtlosigkeit der Leidenschaft nicht mehr; sie fühlt, daß die Verbindung mit ihr den Herzog von seinen Freunden getrennt und allen Reichsgeschäften entfremdet hat, und zugleich regt sich in ihrem Herzen mit der Reue und der Scham bittere Gewissensanklage über das gebrochene Gelübde. Sie hatte versprochen, nach der Befreiung Merseburgs der Welt zu entsagen, und ist statt einer Braut Christi im Sinne der Menschen eine Buhlerin und Ehebrecherin geworden. Um sich und den geliebten Mann zu retten, opfert sie ihre Liebe und sucht im Kloster Frieden und Buße. Ihr Abschied und die Botschaft Eberhards werfen den Hochmut, die Eigensucht und die Leidenschaft Heinrichs nieder, er stürzt zu Boden. „Ist hier noch einer," ruft er auf den Knien, „der nicht hinwegsieht, wenn der Mann hier sein Auge sucht? Ist hier noch einer, der die Hand nicht hinwegzieht, wenn der Mann seine Hand ihm reicht?" Und als alle ihm die Hände darbieten, ihn aufzurichten, sagt er: „Mich aus dem Staube hebt nur einer — gibst du die Hand?" Und Eberhard erwidert: „Ich gebe die Hand." „Du Selbstloser," entgegnet Heinrich, indem er sich erhebt, „ich beuge mich dir." Damit schließt im Grunde das Schauspiel von der Macht der Vaterlandsliebe, die den einen zur Entsagung der Königskrone treibt und den andern aus dem Zwang dumpfer Leidenschaft erlöst. Der fünfte Akt ist nur ein epischer Epilog, den Sieg und Triumph eines einigen Volkes darstellend. Die Dichtung beruht auf historischen Grundlagen. Selbst die Figur und das Schicksal der Hateburg ist geschichtlich bezeugt. In der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" von Wilhelm Giesebrecht heißt es von ihr: „Heinrichs erste Liebe war Hateburg, die anmutige Tochter des Grafen Erwin, der zu Merseburg seinen Sitz hatte, hier am Saalestrande wurde das Beilager gehalten. Aber nicht lange währte das Glück der Liebenden. Die Kirche trennte, was sie nicht verbunden hatte, und was zu ihrem Schaden sich vereinte. Hateburg war bereits, wie es scheint, vermählt gewesen und hatte sich durch ein Gelübde dem klösterlichen Leben geweiht, ihre reiche Erbschaft war dem Kloster bestimmt. Gottlos und nichtig schalt deshalb Bischof Siegmund von Halberstadt ihre Ehe und beschied die Gatten, die sich gegen den Willen der Kirche verbunden hatten,

vor seinen Richterstuhl. Schon trug Hateburg ein Kind unter ihrem Herzen: dennoch wurde die Ehe gelöst." Aus diesen Zügen und Fäden hat Wildenbruch ergreifend das tragische Geschick Hateburgs und die Läuterung Heinrichs entwickelt. Von den gigantischen Massen, aus denen es sich aufbaut, und den noch halb barbarischen Zuständen, die es schildert, empfängt das Schauspiel seinen altertümlichen Charakter. Dem entspricht die Sprache der Helden, die in ihrer Urwüchsigkeit und ihren Naturlauten noch von der Mühe und Arbeit zeugt, Gedanken und Gefühle in Worten auszudrücken. Vielleicht auch von dem Ringen des kranken Dichters selbst, der nicht ohne Anstrengung sein Werk vollendete. Es ist nicht so wirksam wie „Die Rabensteinerin", nicht so erfüllt von Poesie und Wohlklang wie „Die Lieder des Euripides", aber in strengen, monumentalen Formen ein historisches Drama, das uns die Anfänge unsres nationalen Reiches anschaulich darstellt. Unwillkürlich fallen dem Zuschauer bei der Aufführung die steinernen Figuren und Reliefs an den gotischen Domen und auf den Sarkophagen des Mittelalters ein: als ob sie lebendig geworden wären, sich vor uns bewegten und redeten, bald langsam und feierlich, bald in wildester Leidenschaft, jetzt nach Worten suchend und gleich darauf im Aufschrei ungebändigter Natur sich überstürzend.

Einen ähnlichen Charakter wie Wildenbruchs Dichtung trägt Hermann Sudermanns Schauspiel in vier Akten „Strandkinder", das am Dienstag, den 21. Dezember 1909 zum ersten Male aufgeführt wurde. Mit ihm hat sich Sudermann erfolgreich seinen Platz auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses erobert, von dem man ihn nur zu lange ferngehalten hat. Das Schauspiel, auf der Halbinsel Hela spielend, im Angesicht Danzigs, in der Ordenszeit der deutschen Ritter, etwa in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, erinnert mit seinen romantischen Vorgängen an das dramatische Gedicht Sudermanns „Die drei Reiherfedern", dem im Jahre 1898 im Deutschen Theater, damals unter Brahms Leitung, kein günstiger Stern leuchtete. Das phantastische Märchenspiel entbehrte der dramatischen Schlagfertigkeit und Folgerichtigkeit, die dem neuen Stücke seine Wirkung sichern. Weniger poetisch und träumerisch, ist es dafür ein um so handfesteres Theaterstück, mit leidenschaftlichen Menschen und spannenden Ereignissen. Seeraub und Blutrache bilden die Elemente der Handlung. Die Fischer von Putzig und Hela leben in alter Feindschaft, die Rynkes stehen in Hela, die Falkners in Putzig an der Spitze. Die Falkners haben vor Jahren den alten Rynke erschlagen, vor dem Ordenskomtur in Danzig klagt jetzt die Falknerstochter die beiden Söhne Rynkes des Mordes an. Ihr Vater ist in einer Sturmnacht im Boot gen Hela gefahren, um sich zu überzeugen, daß die Leute von Hela gerade auf der Klippe das Feuerzeichen errichten, an der jedes Schiff, das darauf losfährt, in der Brandung scheitern muß, und nicht zurückgekehrt. In Hela im Rynkehof hält der alte Komtur Gericht. Dem wütenden Mannweib Brigolla bietet der ebenso wilde Gregor Trotz. In der Hitze des Streites gestehen beide, sie den Totschlag des alten Rynkes, Gregor den ihres Vaters ein. Der Komtur entscheidet, daß einer von den beiden Brüdern, Gregor oder der jüngere Heimeringk, Brigolla heiraten solle: „der eiternde Hader zwischen hüben und drüben, der diesen Gau verpestet, muß ausgeschnitten werden, heute für immerdar: drum, wie hier alte Missetat sich paart mit neuer, so paar' ich euch, die Rynkes und die Falkners. Wer von euch Brüdern diesem jungen Weibe Hand zum ehelichen Frieden reichen will, sei unter euch beschlossen." Da sich Gregor weigert, tritt Heimeringk schaudernd und widerwillig ein, um sich und dem Bruder das Leben zu retten. Zwischen ihm und Brigolla waltet Unfriede und Zwietracht von dem ersten Tage ihres Bundes an. Sein weicheres Gemüt, seine Güte und sein Edelmut entsetzen sich vor ihrem störrischen, zornigen und verbitterten Wesen. Trotz ihres Hasses fühlen sich dagegen Brigolla und Gregor in der Wahlverwandtschaft ihres hitzigen Temperaments zueinander hingezogen, sie fallen einander in die Arme und beschließen, Heimeringk, der in einer Winternacht von den Rittern zum Komtur nach Danzig geführt worden ist, bei seiner Heimkehr zu töten.

Sie werden das Feuer auf der Sturmklippe anzünden und nicht auf dem Hügel, der den Schiffern sichere Fahrt weist. Und hier setzt das zweite Element des Stückes ein, die Strandkinder, von denen es den Namen trägt. Die Strandkinder stammen von den durch Seeraub gewonnenen und von den in der Brandung gescheiterten Schiffen. Die älteren Männer und Frauen auf den Wracks werden von den Helaleuten als Sklaven in das Innere des Landes verkauft, die Kinder erziehen sie bei sich in harter Zucht und Fron zu ihren Knechten. Unter ihnen befindet sich ein feines, seltsames Geschöpf, von seinem letzten Raubzuge hat es der alte Rynke als dreijähriges Kind mitgebracht, Melide. Im Rynkehofe ist sie groß geworden, Heimeringk hat sich ihrer angenommen und sie wie seine Schwester gehalten und vor jeder gemeineren Dienstleistung bewahrt. An dem Gerichtstage ist sie dem Komtur aufgefallen und hat ihn durch die Kindlichkeit und Offenheit ihrer Antworten gerührt. Während die andern logen, hat sie allein die Wahrheit bekannt. Einen goldenen Gottesgroschen mit fremden Schriftzeichen trägt sie an einem Kettchen um den Hals. Der Komtur nimmt ihn ihr, um ihre Herkunft zu erkunden. Ein ihnen selber unbewußtes zartes Liebesgefühl verbindet sie und Heimeringk. In großer Not und Sorge für sie, da er Brigollas Haß und Eifersucht gegen sie kennt, hat Heimeringk sie allein und schutzlos zurücklassen müssen, um der Botschaft des Ordens zu gehorchen. Sie rettet dem Heimkehrenden das Leben, indem sie die Strandkinder aufruft, das rettende Feuerzeichen aufzurichten. Als Ritter kommt Heimeringk nach Hela zurück: der Komtur hat ihn zum Ritter geschlagen, um Melide, die ein Fürstenkind aus dem Süden ist, in ihre Heimat zu geleiten. Brigolla und Gregor finden in der Brandung, als sie entfliehen wollen, ihren Untergang. Die Phantastik der Erfindung, ihr Unwahrscheinliches, ja Unmögliches, wird siegreich überwunden durch die sichere Führung der Handlung, die in der Raschheit und Steigerung ihres Verlaufes in dem Zuschauer das kritische Nachdenken gar nicht aufkommen läßt: — der erste und der zweite, der dritte und der vierte Akt folgen unmittelbar aufeinander, zwischen ihnen liegt ein halbes Jahr, der Übergang vom Sommer zum Winter, im Wechsel der Jahreszeiten den Umschwung der Handlung aus dem Zuständlichen in den tragischen Sturm und Drang symbolisch andeutend. Die zärtliche und rührende Gestalt Melidens hat einen Hauch von dem Reiz des Kätchens von Heilbronn und fesselt unsre Teilnahme gerade wegen ihrer Märchenhaftigkeit. Sudermanns Talent liegt nicht in dem Tiefsinn, mit dem er einen Stoff ergreift, sondern in der theatralischen Behandlung, die er ihm gibt, der nachdenkliche Künstler tritt vor dem geschickten Meister im Handwerk zurück. So fehlt auch diesem Schauspiel der poetische Glanz und Schimmer, aber die starke Wirkung, der nachhaltige Eindruck der Gerichtsszene und des Ausgangs machen es zu einem trefflichen Bühnenstück, und der geschichtliche Hintergrund in lebhafter Ausmalung, die Kraft der Charakterschilderung und die Romantik der Fabel heben es aus der Fülle der Produktion literarisch hervor. Im Vergleich zu seinen drei letzten nüchternen und seelenlosen Werken: „Der Sturmgeselle Sokrates“ — „Stein unter Steinen“ — „Das Blumenboot“, erhellt und erhöht hier wieder das echte Temperament, die Leidenschaft und die Phantasie des Poeten den theatralischen Aufbau.

Einen dritten Erfolg erzielte das Königliche Schauspielhaus mit einer Neueinstudierung einer Komödie von Molière, der letzten, die der große komische Dichter-Schauspieler geschrieben: „Der eingebildete Kranke“. Sie gelangte schon am Sonnabend den 18. September 1909 zur Aufführung und hat sich bis heute in zahlreichen Wiederholungen in der Gunst des Publikums erhalten. Paul Lindau hat ein kurzes Vorspiel, zur Schilderung des Pariser Hintergrundes im Jahre 1673, hinzugefügt und das Spiel mit der grotesken Aufnahme Argans in die Zunft der Ärzte, wie im Original, beschlossen. Die Komödie ist eine der lustigsten und ausgelassensten Molières und erhält doch für uns eine tragische Bedeutung bei dem Gedanken, daß ein schwer leidender brustkranker Mann sie geschrieben hat und wenige Stunden nach ihrer vierten Aufführung gestorben ist: ein Tod-

kranker spielte den eingebildeten Kranken! Nur einmal, als er während der Aufnahme unter die Ärzte sich in seinem Sessel aufrichtete und juro! rief, war er einer Ohnmacht nahe. Nach dem Falle des Vorhangs mußte er sich in einer Sänfte nach seiner nahegelegenen Wohnung in der Rue Richelieu tragen lassen und starb dort in seiner blauen Stube am 17. Februar 1673 zwischen 9 und 10 Uhr abends an einem Blutsturz. In ihrer dramatischen Schlagfertigkeit, ihrem munteren und überraschenden Verlauf gehört die Komödie von dem „eingebildeten Kranken" zu Molières Meisterwerken: Goethe ist ihres Lobes voll, er bewunderte vor allem die Szene zwischen Argan und seinem Töchterchen Louison im zweiten Akt. In den Molièreschen Komödien gibt es immer, obwohl sie nur die Alltäglichkeit und Wirklichkeit des Lebens darzustellen scheinen, gleichsam hinter der Handlung und den Figuren, einen Aufschwung zu den Höhen der Poesie, bald, wie in dem „Tartüffe", dem „Menschenfeind", den „Gelehrten Frauen", zu den tiefsten Fragen unsres Daseins, bald, wie in der „Frauenschule", dem „Bürgerlichen Edelmann" und dem „Eingebildeten Kranken", zu der Phantastik der genialischen Posse.

Weniger Glück hatte Paul Lindau mit dem Versuche, Alfred von Musset auf die Hofbühne zu führen. Am Sonnabend den 4. September 1909 brachte er eine seiner anmutigen Komödien in drei Akten „Man spielt nicht mit der Liebe" zur Darstellung. Die Dichtung wurde 1834 veröffentlicht, erst am 18. November 1861 aber im Théâtre français aufgeführt. Mit einem vortrefflichen Schauspieler Delaunay, der die Vorzüge unsres Theodor Liedtke mit denen des Hofburgschauspielers Fichtner vereinigte, in der Rolle Perdikans: ich habe sie ihn noch als älteren Mann 1879 hinreißend spielen gesehen. Die Komödie „Man spielt nicht mit der Liebe" ist mehr eine gefällige, zierliche und geistreiche Plauderei als ein bewegtes Theaterstück. Perdikan und Camilla, Vetter und Muhme, sind eigentlich vom Schicksal für einander bestimmt, jung, schön, verwandt, ist ihre Vereinigung der Herzenswunsch des alten Barons, ihres Vaters und Oheims. Aber Camilla, im Kloster erzogen, will von Liebe und Ehe nichts wissen, sondern ihrem Ideal der Jungfräulichkeit leben. Aus Trotz und verletzter Eitelkeit knüpft Perdikan ein Verhältnis mit Rosette, der schönen Müllerstochter, an; als junger Schloßherr nimmt er es als flüchtige Unterhaltung, die zärtliche Rosette aber stirbt an gebrochenem Herzen, da sie merkt, daß sie nur ein Spielzeug gewesen. Denn Camilla hat aus Eifersucht Feuer gefangen und will nun um jeden Preis den Vetter zurückerobern. Der jähe Tod Rosettens treibt sie dann in das Kloster zurück, und Perdikan muß sich zwischen Reue und Demütigung sagen, daß man mit der Liebe nicht scherzen darf. Die Handlung ist dürftig und ohne Spannung; die so überklug redenden jungen Menschen, Perdikan und Camilla, die uns, die eine mit ihrer Erzieherin, der andre mit seinem Erzieher an der Seite, doch wie halbe Kinder erscheinen, ermüden mit ihrem weisheitsvollen Geschwätz, und die nüchterne Komik der vier Alten, des Barons und seines Pfarrers, der Dame Pluche und des Meisters Blasius, nun gar hat in ihrer Eintönigkeit den einschläfernden Zug der Langeweile. Die feine Kleinkunst Mussets hatte mit dem Alfresko-stil des Theaters weder im Ton noch in der Farbe etwas gemein. Er konnte seine zierlichen Einfälle und Erfindungen wohl mit glücklichem Geschick in die Dialogform bringen und ihnen dadurch ein erhöhtes Relief verleihen, aber wirkliches, dramatisches Leben vermochte er ihnen nicht einzuflößen. Sie blieben trotz der einen und der andern bewegten Szene und Überraschung dramatisierte Novellen. Von allen Komödien Mussets hat nur das Drama „Lorenzaccio" — die Ermordung des Herzogs Alessandro de' Medici von Florenz durch seinen Verwandten Lorenzo, der wie Brutus den Narren spielt, um die Stadt vom Tyrannen zu befreien — Theaterblut in den Adern. Es ist sein Meisterstück, und es wäre ein Verdienst, es für die Bühne lebendig zu machen. Die Franzosen haben es noch nicht gewagt, vielleicht reizt die Aufgabe Paul Lindau oder Max Reinhardt. In Schillers „Fiesko" hätten sie schon die äußerliche Grundlage für die Darstellung des „Lorenzaccio".

Im Lessing-Theater haben das Drama in fünf Akten von Ernst Hardt „Tantris der Narr“ und das Lustspiel in drei Akten von Hermann Bahr „Das Konzert“ glücklich die strenge Ausschließlichkeit Ibsens und Gerhart Hauptmanns unterbrochen, zum Vorteil der Schauspieler, die, von der Eintönigkeit dieses Spiels erlöst, hier neue und dankbare Rollen für ihre Begabung gefunden haben. Ernst Hardts Drama, das im vergangenen Jahre mit dem doppelten Schillerpreise, dem kaiserlichen, der aus der Stiftung König Wilhelms I. zum hundertsten Geburtstage Schillers herrührt, und dem volkstümlichen, den der Goethebund vor einigen Jahren eingerichtet hat, in seltener Übereinstimmung gekrönt wurde, kam am Mittwoch den 20. Oktober 1909 zur ersten Aufführung und hat sich bis heute in der Teilnahme des Publikums erhalten. Man hat dem Dichter einen Vorwurf daraus gemacht, daß sich sein Schauspiel in allen wesentlichen Momenten nicht nur, sondern auch in vielen Einzelheiten an Joseph Bédiers „Roman de Tristan et Iseut“ (Paris, H. Piazza et Cie) getreu anschließt. Mit Unrecht nach meiner Ansicht. Denn der geistvolle und feinfühlige Franzose, halb Poet, halb Archäologe, hat selber das mittelalterliche Gedicht nur erneut und aus den Fragmenten, in denen es auf uns gekommen, ein kunstvolles und anziehendes Ganzes, ein bewunderungswürdiges Mosaik geschaffen, kein selbständiges Werk. Nicht Bédiers Erfindungen, den Sagenstoff an sich hat Hardt zu seiner Dichtung benutzt, in seiner Weise ihn aus- und umgedeutet und aus dem Roman wiederum nur einen Ausschnitt gegeben. Die alte keltische Sage in ihrer Urform ist uns verloren, hier und da erkennen wir in den französischen Nachdichtungen aus dem zwölften Jahrhundert einen Zug, einen mythischen Anklang, eine barbarische Sitte, die daran erinnern. Die französischen Trouvères übertrugen die Abenteuer Tristans und die Liebe Isoldens in die ritterlichen Formen und Einrichtungen, unter denen sie lebten, Held und Heldin erschienen ihnen wie die Ritter und Damen der Kreuzzüge, wie Anjous und Plantagenets. Überdies besitzen wir auch die ersten französischen Bearbeitungen von Chrestien aus Troyes und La Chèvre nicht mehr und die Gedichte ihrer Nachfolger Beroul und Thomas nur in Fragmenten. Das Verdienst Bédiers ist es nun, diese Stücke zu einem formvollendeten Ganzen zusammengeschmolzen zu haben, das uns wie mit süßem Getön und Schellengeläute in das romantische Zauberland lockt. Aus dem reichen epischen Schatze, der ihm hier annähernd in seiner Ursprünglichkeit vorlag, hat Ernst Hardt mit dem Rechte des Dramatikers, sein Gut zu ergreifen, wo er es findet, der Hauptsache nach zwei Kapitel benutzt und verknüpft: das eine, wie Isolde von dem König Marke den Bettlern und Aussätzigen ausgeliefert wird, gehört dem Gedichte Berouls an, das andre von der Verkleidung Tristans als Narr, um sich der Königin zu nähern, stammt aus einer Seitenquelle: hier treffen wir auch den Hund Husdent, der bei Hardt noch eine verhängnisvollere Rolle spielt. Das Zauberhündchen Petitkreue dagegen mit dem Glöckchen, dessen Getön alle Schmerzen und alle Sehnsucht stillt, mit dem das Drama anhebt, ist aus Gottfrieds von Straßburg Gedicht bekannt. Wie ihre Quelle, steht auch Hardts Dichtung nicht in der keltischen Zeit, sondern im zwölften Jahrhundert. „Tracht und Haltung der Gestalten“, heißt es am Schlusse des Personenverzeichnisses, „entspricht der starken, keuschen und verhüllten Art der Fürstenstatuen im Chor des Naumburger Domes.“ Künstlerisch ist die Einheit des Ortes und der Zeit gewahrt. Die Handlung spielt im Verlauf eines Tages und einer Nacht sich in den Gemächern, Hallen und dem Hofe des Schlosses König Markes zu Sankt Lubin ab. Fernab liegen die Maientage der Liebe Isoldens zu Tristan, der Liebestrank und die Wonnen in der Waldeinsamkeit, seit Jahren ist Tristan aus Kurnwal verbannt und verzehrt sich Isot in Sehnsucht nach ihm. Jetzt hat sich zu der unstillbaren Sehnsucht noch die Eifersucht gesellt: das Gerücht ist im Lande verbreitet, jenseits des Meeres habe sich Herr Tristan mit einer andern Isot vermählt. Da drängt sich einer der Barone König Markes, der Herzog Denovalin, der ihrer heimlich begehrt, tückisch und listig zugleich in der Morgenstunde mit dunkler Warnung an die Königin, und als sie ihn

abweist, geht er mit der Meldung, daß Herr Tristan gegen den Vertrag, den er beschworen, wieder nach Kurnwal zurückgekommen sei, zum Könige. Denn als Herr Tristan nach der Entdeckung seiner Liebe zur Königin aus dem Lande verwiesen ward, haben er und Isolde „mit eigner Hand und eigenem Blut" den Vertrag unterschrieben: „wenn Herr Tristan je wieder sein Wappen blicken läßt in Kurnwal, soll er zusammen mit Isolde von Irland Todes sterben". Auf die Anklage Denovalins wird Isolde von dem Könige zum Tode verurteilt, die Barone aber weigern sich, das Urteil anzuerkennen, da Tristan nicht zur Stelle ist, und der König, den dieser Widerspruch zur Wut reizt, verschenkt seine Frau an die Siechen und Bettler von Lubin. Durch den Ausrufer werden sie zur Mittagsstunde nach dem Schloßhof eingeladen, die Königin, nackt, nur von ihren blonden Haaren eingehüllt, in Empfang zu nehmen. Aber unter den Siechen der Stadt ist plötzlich ein Fremder aufgetaucht, er wirft Geld unter sie und vertreibt sie so, den einen und den andern mit dem Stock niederschlagend, aus dem Hofe und nähert sich dann der Königin, um sich ihr als Tristan zu erkennen zu geben. Sie aber stößt ihn in wildzorniger Eifersucht ab: „Ja; stände auch dein Herr, der Herre Tristan, den ich einst geliebt und der mich wieder liebte in der Jugend, ständ er vor mir, wie du jetzt stehst, und sprach zu mir, wie du jetzt zu mir sprichst, ich möchte ihn nicht erkennen durch die feige Maske, die er sich vorgebunden hat seither, Treulosigkeit klebt so wie Pech an ihm!" Dadurch ist er in ihren Augen zum elendesten Siechen und Bettler geworden. Wie Tristan sich enttäuscht und traurig zum Ausgang wendet, tritt ihm Denovalin entgegen: „Wer bist du, fremder Hund, der König Markes Ritterspräche kühn zunichte macht?" Mit einem Stich seines guten Schwertes tötet Tristan den Verräter und springt von der Mauer. Das Volk, der König, die Hofleute, aus der Burgkapelle kommend, finden die Königin in tiefer Ohnmacht, aber heil und unberührt, von einem fremden Mantel bedeckt, am Boden liegen. Ein Wunder ist geschehen, der heilige Georg hat die Siechen verjagt und den boshaften verleumderischen Ankläger getötet. Der vierte und der fünfte Akt spielen in der Halle des Schlosses. Die Barone sitzen beim Wein und spielen Schach, der alte Hofnarr treibt seine Späße, der König und nach ihm die Königin kommen und sitzen unter den Rittern, als wären die Begebenheiten in der Morgenfrühe und der Mittagsstunde nur ein wüster Traum gewesen. Ein fremder Narr bittet um Aufnahme, er nennt sich Tantris: es ist Tristan in neuer Verkleidung. Es gelingt ihm auch mit Hilfe eines Ringes, den ihm Isolde einst geschenkt, zu einer leidenschaftlichen Aussprache mit ihr zu kommen. Aber vergebens sind seine Worte und Beteuerungen, alle Erinnerungen aus ihrer Liebeszeit, Isolde kann und will ihn nicht erkennen, ihre Eifersucht verwirrt ihr den Sinn und macht ihre Augen blind und ihre Ohren taub. Endlich bricht sie in Leidenschaft aus: „So du der Tristan bist, so sollst du leben und in meinen Armen, die nach Tristan gluten, ein heißes goldenes Vergessen finden des kühlen Silberlächelns, das du flohst. Doch wenn du logst, wirst du zur Nacht nicht träumen von silbernen und goldenen Frauen." Brangäne ihre Magd soll ihn zu dem Hunde Husdent in den Zwinger führen. „Es lebt in dieser Burg ein Hund, der uns gar wild geworden ist aus großer Liebe zu Tristan, seinem Herrn. Der Hund, du Narr, ist lüstern wie ein weißer Wolf auf Menschenfleisch. Wird er Herrn Tristan auch anfallen wie ein Wolf, wenn Herr Tristan von ungefähr in seinen Zwinger tritt?" Diese Probe ernüchtert den fremden Narren. Er richtet sich hoch auf, „fremd und starr und groß" und entreißt Brangänen den Schlüssel zum Zwinger. „Husdent", sagt er, „war mir ein treuer Hund, ich will ihn sehen." Angstvoll schauen ihm die Frauen nach. Natürlich erkennt der Hund seinen Herrn und statt ihn zu zerreißen, springt er an ihm empor und leckt ihm die Hände. Tristan aber wendet sich nicht nach der Halle zurück, sondern geht mit seinem Hunde in die weite Welt. Mit dem Ausruf: „Mein Freund war hier!" bricht Isolde in den Armen Brangänens zusammen. Man wird es auch dem zärtlichsten Liebhaber nicht verargen, wenn er der Dame den Rücken kehrt, die ihn einem wütenden Hunde vorwirft, aber in die Sage von Tristan und

Isolde paßt dieser Zug nicht. In dieser dient Husdent, der treue Hund, zur Vereinigung der Liebenden. „Wo ist Husdent, mein Hund?“ fragt Tristan in seiner Verkleidung, „er würde mich erkennen.“ Daraufhin läßt Isolde den Hund herbeiführen, und als er den Helden freudig anbellt und umschmeichelt, öffnet ihm auch Isolde ihre Arme. Die moderne Spitzfindigkeit und Gefühlsanalyse in ihrer Verstiegenheit gehörte dazu, die Wahrheit und Naivität des Mittelalters so in ihr Gegenstück zu verkehren.

Der Aufbau des Dramas, die geschickte Führung der einzelnen Szenen beweisen ein nicht gewöhnliches theatralisches Talent, die Charakterzeichnung der drei Hauptfiguren Isoldens, des Königs Marke und Tristans, der lyrische Schwung der Sprache lassen den Dichter erkennen und schätzen. König Marke in seiner Mischung von Eifersucht und Ergebung in das Los des betrogenen Ehemanns, von Schwäche und jäh aufwallender Wut ist die originellste Gestalt, Tristan kommt über den unglücklichen sentimentalen Liebhaber, der sich vergeblich der Geliebten verständlich zu machen müht, nicht recht hinaus, und Isolde in ihrer Verbitterung und hartnäckigen Zweifelsucht hat ein rätselhaftes Wesen, das wenigstens mich mehr abstößt als anzieht. Sollte ein Weib, das einen Mann über alles geliebt hat, den Geliebten nicht wieder erkennen, auch wenn er sich ihr verkleidet naht? Nicht an Haltung, Gebärde und Stimme, trotz der Kapuze des Siechen und dem Rock des Narren? Sollte sie ihm die Treulosigkeit, die er gegen sie begangen, nicht verzeihen? Schon wegen der Gefahr, der er sich aussetzt, um in ihre Nähe zu gelangen? Schon aus Eifersucht gegen die Isolde mit den weißen Händen, die ihn doch nicht dauernd zu halten vermochten? In der Rückkehr Tristans zu ihr feiert ihre Eitelkeit ja einen Triumph über die Nebenbuhlerin. Den Gedanken, auf dem Hardts Isolde ihre Zurückweisung Tristans gründet, mit dem sie immer von neuem den dunklen Drang ihres eigenen Herzens niederdrückt, daß die Treulosigkeit Tristans ihn unkenntlich und der Liebe unwert gemacht habe, hat ihr weder die Liebe noch die Eifersucht eingeflößt, sondern die Spitzfindigkeit der Moderne, die Sucht, die einfachen natürlichen Empfindungen zu verwirren und umzuwerten. Ein liebendes Weib kann in der Wut den Mann ermorden, der sie treulos verläßt, aber sie wird den reuig zu ihr zurückkehrenden nicht von sich stoßen. Hardts Isolde ist eine Art moderner Sphinx, unnahbar und unempfindlich; sie läßt sich mittags in ihrer Nacktheit den Siechen und Bettlern überliefern und sitzt abends gelassen am Schachbrett; sie verzehrt sich in Liebe und Sehnsucht nach Tristan und setzt doch ihr tiefstes Gefühl der Hundeprobe aus. Nicht von ihrem Herzen, von dem Hunde erwartet sie die Wahrheit. Für mich ist das halb schaurig, halb grotesk, unwahr in jedem Falle.

Ein gleich lebhafter und andauernder Erfolg war Hermann Bahrs Lustspiel in drei Akten: „Das Konzert“ beschieden, das am Donnerstag den 23. Dezember 1909 seine erste Aufführung hatte. Für Berlin bedeutet es den ersten unbestrittenen Theatersieg Hermann Bahrs. Das Lustspiel ist weder psychologisch so fein noch satirisch so boshaft wie die Komödie „Die gelbe Nachtigall“ mit ihren drei Charakterfiguren, dem eitlen Schauspieler-Virtuosen, dem protzigen, in der Reklame unübertrefflichen Theaterdirektor und der Operettensängerin, die statt der Schönheit eine pikante Häßlichkeit besitzt und mäßiges Können durch unerschütterliche Unverfrorenheit erhöht; aber es hat die theatralischen Vorzüge einer leicht verständlichen, einfachen, in sich geschlossenen und in rasch aufeinander folgenden Effekten sich abspielenden Handlung. Fabel und Figuren sind frisch aus der Wiener Gesellschaft und dem Wiener Musiktreiben gegriffen. Alles ist fesch, lustig und hier schwächer, dort stärker in die Karikatur gezogen. Ein Klavier-Virtuose Gustav Heink steht im Mittelpunkt. Obgleich schon auf der Schattenseite der Vierziger, spielt er noch immer neben dem genialischen Künstler auch den unwiderstehlichen Don Juan. „Das gehört zum Handwerk“, behauptet er, und seine kluge Frau Marie, die in langjähriger Ehe sich an diese Strohfeuerwerke der Leidenschaft gewöhnt hat, bestätigt es ihm lachend. Eine Schar verschrobener Frauen, verheirateter und unverheirateter,

hält ihn als anbetende Schülerinnen in ihrem Bannkreis. Wenn ihm ihre Vergötterung zu arg wird, schützt er ein Konzert vor und flüchtet in ein Landhaus, das er sich im nahen Gebirge eingerichtet. Natürlich nicht allein, eine der Damen pflegt ihn zu begleiten. Auch diesmal. Eine vor kurzem verheiratete Frau Delfine langweilt sich in ihrer jungen Ehe und hat in den Klavierstunden Feuer gefangen. Sie wird den Virtuosen in seine Einsamkeit begleiten. Im Automobil fahren sie hinaus. Aber eine eifersüchtige Mitschülerin verrät Delfinens Mann die abenteuerliche Flucht. Franz Jura faßt die Geschichte nicht tragisch, sondern humoristisch und modern-vorurteilslos auf. Er verabredet sich mit Heinks Gattin, der verständigen Marie, und beide fahren dem Pärchen nach. Natürlich auch im Automobil. Eine halbe Stunde nach dem ersten Paar langen sie in dem Berghäuschen an. Jura erklärt den Überraschten, daß er nichts gegen ihre Verbindung einzuwenden hätte, und stellt ihnen Marie als seine zukünftige Gattin vor. Es dauert nun nicht lange, bis sich alle wieder ins Gleiche finden. Delfine kann sich nicht in Heinks Gewohnheiten fügen, er mag nicht auf die Dauer den romantischen Liebhaber spielen. „Gott sei Dank", ruft er und drückt verständnisvoll seiner Marie die Hand, als Delfine in eifersüchtiger Aufwallung ihren Jura aus der Hütte entführt. Aber er hofft vergebens auf eine Reihe ruhiger und stiller Tage des Zusammenseins mit seiner Frau, denn schon rast das dritte Automobil heran: Fräulein Eva Gerndl, die Verräterin, hat die Reue gepackt, und sie eilt herbei, um den tragischen Zweikampf zwischen Heink und Jura zu hindern. Nun muß der Künstler wieder unter dem freundlichen Gelächter seiner Frau, um seine Ehre und Stellung zu bewahren, sentimentale Gesichter schneiden und „mein geliebtes Evchen!" seufzen. Das Alles ist so flott und witzig und vor allem so schlicht und einfach vorgetragen, daß der Zuschauer gar nicht an die Unwahrscheinlichkeit der Geschichte denkt, sich ganz dem unmittelbaren Eindruck überläßt und in fröhlichster Laune, die durch den satirischen Einschlag noch einen prickelnden Reiz erhält, Beifall klatscht. Hier ist einmal ein echt deutsches Lustspiel, im innersten Wesen mit unsern trefflichen älteren Lustspielen: „Ein Schritt vom Wege" — „Die zärtlichen Verwandten" — „Das Stiftungsfest" wahlverwandt, und doch vom Anfang bis zum Schluß von modernen Anschauungen, Stimmungen und Vorstellungen erfüllt und getragen.

Weniger Glück als das Lessing-Theater haben unter Max Reinhardts Leitung das Deutsche Theater und die mit ihm verbundenen Kammerspiele mit ihren Neuigkeiten gehabt. Ein bürgerliches Lustspiel von Herbert Eulenberg: „Der natürliche Vater", das übrigens im Druck schon 1907 erschienen ist, fiel am Freitag den 21. Januar in den Kammerspielen durch, und die Komödie in drei Akten von Hugo von Hofmannsthal „Cristinas Heimreise" entging im Deutschen Theater am Freitag den 11. Februar nur mit Mühe demselben Schicksal, so daß der Dichter in richtiger Erkenntnis sie nach der dritten Aufführung von der Bühne zurückzog. Bernhard Shaws Komödie „Major Barbara" — sie spielt in der Mitte und in dem Gedankenkreis der Heilsarmee — ist seit dem Anfang Dezember 1909 einige Male in den Kammerspielen zur Darstellung gekommen. Den verhältnismäßig größten Erfolg errang eine französische groteske Posse in vier Akten von André Rivoire: „Der gute König Dagobert" in der deutschen Übersetzung von Felix Salten am Mittwoch den 19. Januar im Deutschen Theater. Ein Stück im mittelalterlichen Kostüm: bei der Auferstehung der Romantik in unsrer Literatur kommt eben überall das Mittelalter wieder zu Ehren, tragisch und grotesk, ernsthaft und lächerlich. Eine in hohen Gefühlen schwärmende Königin wird von dem Naturburschentum und der Jagdpassion des Königs angewidert, der kluge Kanzler schiebt ihr eine gefügige Sklavin unter, und als nun die Eifersucht der Königin erwacht und sie ihr Recht beansprucht, will der König nichts mehr von ihr wissen und bleibt der Sklavin treu; es ist die Geschichte Fredegundens aus dem Heroischen und Barbarischen der Merovingerzeit in die Posse übertragen. Im Übrigen hat das Deutsche Theater seine beliebten Neu-Einrichtungen klassischer Schauspiele fortgesetzt

und diesmal Schillers „Don Carlos", Hebbels „Judith" und Shakespeares „Die bezähmte Widerspenstige" mit Erfolg zur Darstellung gebracht, mit der Szene zwischen dem Lord und dem betrunkenen Kesselflicker, die ihr in der Dichtung zum Auftakt dient.

Aus der bunten verwirrenden Fülle der übrigen Darbietungen, die ihren ersten Zweck in der Unterhaltung suchen und erst in bescheidenem Abstand auf literarische Schätzung einen Anspruch erheben, greife ich noch einige Schauspiele heraus, mehr um eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Stoffe zu geben, als um die Originalität oder die Kunst des Werkes zu loben. So führte am Sonnabend den 16. Oktober 1909 das Neue Schauspielhaus ein Lustspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda „Das Exempel" auf, das den Freiheitsdrang, die freie Liebe und die Gleichberechtigungsforderung der modernen Frauen lustig verspotten sollte. Eine junge begabte Schriftstellerin, Marianne Vogt, predigt in der Frauenzeitung „Morgenröte" in leidenschaftlichen Worten den Kampf gegen die Ehe und die alte Moral. Sie ist nämlich in den Architekten Albert Imhof verliebt, der in unglücklicher Ehe mit einer halb irrsinnigen Frau lebt. Um ein Beispiel zu geben und sich über alle Vorurteile fortzusetzen, zieht sie zu ihm — die Frau bleibt glücklicherweise hinter der Szene in einem Sanatorium —, liebt ihn und führt ihm die Wirtschaft. Ein Kreis liederlicher Frauen und Männer umgibt sie bald und schwärmt für sie. Der Architekt ist im Grunde trotz seiner Berühmtheit ein Mann aus der alten Schule, er liebt Marianne und widerspricht ihr darum nicht, aber ihr „freies" Verhältnis zueinander drückt und peinigt ihn, und ihre Umgebung ist ihm völlig unsympathisch. Als daher seine Ehe vom Gericht geschieden wird, besteht er darauf, Marianne zu heiraten. Eine Heirat aber — wenn auch nur vor dem Standesbeamten — ist in Mariannes Augen eine Ohrfeige für die freie Liebe, sie entrüstet sich in steigender Heftigkeit gegen eine solche Zumutung, und Imhof, der sie nicht umzustimmen vermag, verläßt rasch entschlossen das Haus und löst das „Verhältnis" auf. Und nun sitzt Marianne nach einem Jahre mit ihrem Kinde allein in der großen Wohnung; die Mutter hat die Schriftstellerin sacht in die Ecke geschoben und sehnt sich nach dem Manne, der sie nur noch gelegentlich als Freund besucht. Selbstverständlich finden sie sich in dieser Trennung schließlich mit der alten Sitte zurecht. „War denn mein Beispiel ganz umsonst?" seufzt Marianne. „O nein," entgegnet Albert, „das wird Nachahmung finden. Soviel aber behaupte ich kühn: wenn die Institution der Ehe noch nicht existierte, für uns beide müßte sie erfunden werden." Ludwig Fuldas Einfall ist witzig, gefällig und zeitgemäß, aber zur rechten Wirkung kommt er in der Ausführung nicht. Die Handlung ist für mein Gefühl zu sehr wie ein Rechenexempel geführt. Wenn der Verleger der „Morgenröthe", Erich Kämmerling, dreimal in immer gesteigertem frechen Ton der schönen Marianne seine Liebeserklärung macht, wenn der reiche Wüstling Rolf Eggers dreimal mit einer neuen Halbweltdame, in der er seine Ergänzung sucht, auftritt, wenn die fanatische Frauenrechtlerin Clotilde Hufnagel, ein angejahrtes Mannweib, dreimal der eingeschüchterten Marianne eine Standrede über die eigentlichen Ziele und Zwecke der Frauenbewegung hält, so hat das alles einen so ausgesprochenen belehrsamen Charakter und eine solche innerliche Nüchternheit, daß die Lustigkeit darüber verloren geht. Fuldas Stoff erlaubt eine doppelte Behandlung: eine ernsthafte, die dann an Molières Komödien „Der Menschenfeind" und „Die gelehrten Frauen" streifen und nicht ohne eine gewisse Herbheit und Bitterkeit, da ja die ideale Vorstellung Schiffbruch leiden muß, schließen würde; oder eine burleske, die sich in den Formen des Schwanks bewegt und, von einem berufenen Poeten ausgeführt, in ihrer Weise ein Gegenstück zu Aristophanes „Lysistrata" werden könnte. Die trockene Art, in der Fulda die Aufgabe löst, gibt ein Bild grau in grau; weder die alten Vorurteile noch die neuen Ideale werden wirklich verspottet, sondern nur die Philisterhaftigkeit hüben wie drüben widergespiegelt.

Im Vergleich zu diesem dürftigen Lustspiel ist die englische Burleske in drei Akten von Charles Marlowe „Die goldene Ritterzeit", mit der Direktor

Schmieden endlich am Ausgang der Saison am Dienstag den 15. März im Neuen Theater noch einen Treffer gezogen hat, eine ebenso lustige wie theatralisch vortreffliche Satire einer Modenarrheit. Lady Rowena schwärmt für die Ritterzeit und grollt ihrem Vetter und Freier, der sich lustig darüber macht und nichts kennt und schätzt als den modernen Sport und seine zwanglosen Umgangsformen. Sie hat ihm aber doch so viel von dem Mittelalter vorgeredet, daß er im Traum sich plötzlich hinein versetzt glaubt. Im zweiten Akt erscheinen die Figuren des ersten in der Gestalt ihrer Ahnen. Im modernen Smoking steht Guy de Vere, Baron von Beachwood, auf den Zinnen seiner Burg im Jahre des Herrn 1210 und wirft seinen Nebenbuhler, der sich in seiner schweren Rüstung nicht rühren kann, im regelrechten Boxerkampf zu Boden. Als er dann erwacht, spielt er in Reden und Handlungen den mittelalterlichen Baron weiter und beweist dadurch der schönen Rowena handgreiflich, wie unpraktisch die Einrichtungen, wie mangelhaft der Komfort und wie unangenehm die Sitten und Gewohnheiten der goldenen Ritterzeit waren. Einige Wochen früher hatte das Neue Theater am Freitag den 18. Januar ein Rokokozeitbild in vier Akten „Der Philosoph von Sanssouci" von der Gräfin Helene von Leiningen und dem Schauspieler Walter Schmidthäßler zur Aufführung gebracht. Eine nicht ungefällige Schilderung König Friedrichs und seiner Tafelrunde in der glücklichen Zeit vor dem Siebenjährigen Kriege, in Gegenüberstellung zu dem Versailles der Marquise von Pompadour. Eine Liebesgeschichte zwischen dem französischen Gesandtschaftsattaché, einem Grafen von Noailles, und einer Komtesse von Redern bildet die Verbindung und den theatralischen Zusammenhang der einzelnen, lose verknüpften Szenen. Aber dem Ganzen fehlte die stärkere Anziehungskraft, der derbe Strich und die grellere Farbe, welche die englische Burleske auszeichnen. Auch ein Drama in drei Akten von Otto Anthes „Don Juans letztes Abenteuer" im venezianischen Renaissancekostüm kam trotz einiger poetischen Szenen nicht über den Achtungserfolg hinaus.

Das Berliner Theater, unter der Leitung der Herren Meinhard und Bernauer hat uns am Sonnabend den 19. Februar mit einem merkwürdigen Schauspiel in vier Akten: „Taifun" bekannt gemacht. Von einem ungarischen Schriftsteller Melchior Lengyel, der aber deutsch schreibt und im Aufbau seines Stückes wie in der Führung des Dialogs eine große dramatische Begabung verrät. Das Stück ist doppelt merkwürdig: wegen seiner Fabel und seines Hintergrundes. Die japanische Kolonie in Paris gibt den Mittelpunkt ab. Mit scharfer Beobachtung sind diese japanischen Männer geschildert, ohne Liebe, eher mit einem gewissen Gefühl der Furcht, in das sich Bewunderung mischt. Jeder von ihnen hat eine ihm vom Staate aufgetragene Pflicht in der Fremde zu erfüllen, rastlos und rückhaltlos geht er in der Hingebung daran auf. Für den bedeutendsten Mann unter ihnen gilt der Doktor Nitobe Tokeramo, der mit einem politisch-statistischen Bericht über die französischen Zustände betraut ist. Die andern schauen zu ihm mit Verehrung und Freundschaft auf. Nichtsdestoweniger gibt es eine gewisse Überwachung, die der alte Kobayashi in aller Heimlichkeit übt. Und diese Überwachung tut bei Tokeramo tatsächlich not, denn er ist in den Banden einer ebenso verführerischen wie frechen Pariser Dirne Helene Laroche, unzerreißbaren, die immer von neuem die Sinnlichkeit und der dämonische Reiz der Verderbtheit weben. Tokeramo erkennt die Lasterhaftigkeit und den Zynismus Helenens, er sieht ihren Schmutz, er ahnt, daß sie ihn betrügt, aber er vermag sich nicht von ihr loszureißen. Da kommt es zu einem heftigen Streit zwischen ihnen, Helene redet sich in die Wut und wirft ihm die Schimpfworte: „Du Vieh, ekliger, gelber Balg!" ins Gesicht. Sie freut sich, ihn, den immer Ruhigen und Kaltblütigen, dadurch außer Fassung gebracht zu haben und wiederholt triumphierend: „Du Aas, du gelbes Aas!" Da erdrosselt er sie. Nach geschehener Tat gewinnt der Verstand sogleich wieder die Herrschaft über ihn. Telephonisch ruft er die Genossen zu sich. Sie kommen und beschließen, daß ein andrer die Tat auf sich nehmen müsse, Tokeramo dürfe nicht seiner Mission ent-

zogen werden. Das Los soll zwischen ihnen entscheiden; da erbittet sich der Jüngste von ihnen, Inose Hironari, da er von ihnen allen dem Vaterlande am wenigsten nützen könne, den Mörder zu spielen. Der dritte Akt führt uns die an Überraschungen reiche Gerichtsverhandlung vor. Der Plan der Japaner, Hironari als Schuldigen vorzuschieben und sein Geständnis durch ihre Aussagen zu bestätigen, droht zusammenzubrechen, als eine Freundin Helenens, die Schauspielerin Therese Meunier, bei ihrer Vernehmung unwillkürlich, mehr durch ihre Blicke als durch ihre Worte, Tokeramo des Mordes bezichtigt und er selber, in der Gewalt der Leidenschaft, vorstürzt und sich beschuldigt. Doch geschickt weiß Kobayashi die Gefahr abzuwenden, indem er Hironari für einen Sprößling aus einem vornehmen Hause erklärt und durchblicken läßt, daß der arme Tokeramo die Strafe auf sich nehmen wolle, um sie dem jungen Edelmann, den sein heißes Blut hingerissen habe, zu ersparen. Es gelingt den Japanern, da ihre Aussagen übereinstimmen, den Staatsanwalt und die Richter zu überzeugen: Hironari wird wegen Todschlags, unter Zubilligung mildernder Umstände, zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Von Tokeramo ist nicht weiter die Rede. Aber ihm sitzt trotzdem der Todespfeil im Herzen. Er kann seine Liebe und seine Tat nicht vergessen. Sie sind bei ihm Tag und Nacht. Rastlos, mit Aufbietung seiner letzten Kraft, arbeitet er an der Vollendung seines Berichts. Innerlich jedoch hat er sich von seinen Landesgenossen zurückgezogen, er verkehrt nur noch mit Thereſen, der Freundin, und mit dem Schriftsteller Charles Renard-Beinsky, dem Liebhaber Helenens. Mit ihnen redet er von ihr und vergöttert sie. Den Japanern übergibt er seine Arbeit, aber erklärt ihnen zugleich, daß er nicht weiter Komödie spielen wolle. „Uns willst du einer Gefahr aussetzen wegen dieser Dirne?“ ruft ihm Kobayashi vorwurfsvoll zu. „Das nicht!“ bricht Tokeramo sterbend aus. „Sie liebte mich, sie gehörte zu mir, ihr gehört nicht zu mir!“ Und stirbt am gebrochenen Herzen, unter der Last des Schuldgefühls. „Weh uns,“ zieht Kobayashi die Moral des Schauspiels, „wenn mit der europäischen Kultur auch das europäische Verderben zu uns kommt. Es zermalmte unsern vorzüglichsten Mann, den vornehmsten. Er war nicht mehr zu erkennen, kein Japaner mehr!“ Zweifellos macht der fremdländische Charakter des Stückes, die eindringliche Schilderung des Japanertums, seinen Hauptreiz aus: es ist wie ein ernster Warnungsruf vor der gelben Rasse, aber man darf darüber doch nicht seine künstlerischen Verdienste übersehen: die realistische Darstellung, die lebendige Entwicklung der drei Hauptfiguren, Tokeramos, Helenens und Beinskys, den festen Zusammenschluß und die Steigerung der Handlung bis zum Schluß des dritten Aktes.

Es sind ähnliche Eigenschaften, die dem Schauspiel in fünf Akten „Johan Ulfstjerna“ von einem schwedischen Dichter Tor Hedberg unsre Teilnahme gewinnen, das unter dem Titel „Neue Jugend“ in deutscher Übersetzung von Hermann Blocher am Sonnabend den 19. Februar im Schiller-Theater in der Wallner-Theaterstraße zur ersten Aufführung kam. Die Zeit der Handlung ist die Gegenwart, und sie begibt sich „in einer ehemaligen Provinz Schwedens“: Finnland ist gemeint. Die leidenschaftliche Erregung seiner Bevölkerung im Kampf gegen die Bestrebungen der russischen Regierung, das Großfürstentum enger als bisher in den Rahmen des Reiches einzuschließen, bildet den Inhalt des Schauspiels. Ein im innersten Kern politisches und nationales Stück, das natürlich bei den Schweden ein ungleich stärkeres Echo erweckt als bei uns. Aber mit großem Geschick ist jede schärfere Anspielung auf russisch-finnische Zustände und Beziehungen vermieden; alles bewegt sich im Allgemeinen und Unbestimmten; ein dunkler namenloser Druck lastet auf Menschen und Dingen, es bleibt dem verständnisvollen Zuschauer überlassen, ihn zu deuten. Johan Ulfstjerna war seinerzeit der gefeiertste Dichter seines Volkes und gilt noch für einen Ruhm seines Landes. Doch sein Stern ist im Erbleichen, die neue Jugend hat sich von ihm abgewandt, da er nicht für ihre politischen Ideale und Ziele mit anfeuernden Worten und Liedern eingetreten ist. Der alternde

Dichter empfindet dies Nachlassen der Volkskunst schwer, aber er weiß kein Mittel, sie wieder zu erobern. Am tiefsten schmerzt ihn die Kälte und Gleichgültigkeit seines einzigen Sohnes Helge. Der ist ganz der Politik verfallen, ein Journalist Elias Rebark hat ihn in einen Verschwörerklub eingeführt und übergibt ihm nun die Botschaft des Bundes: Helge hat das Los getroffen, den Gouverneur zu töten. Der Vater wittert, daß mit seinem sonst so stillen und träumerischen Sohn etwas Unheimliches vorgegangen ist, und kommt bald hinter das Geheimnis. Statt aber die Sache anzuzeigen oder den Sohn mit sanfter Gewalt ins Ausland zu schicken, bemächtigt er sich des Revolvers Helges, vermag sich noch vor seinem Sohne eine Audienz bei dem Gouverneur zu verschaffen, die dem berühmten, als friedlichen und gutgesinnten Mann von der Regierung gekannten Professor ohne Anstand bewilligt wird, und erschießt den Gouverneur. „Still," sagt er zu seinem Sohne, als er von der Wache fortgeführt wird, „siehst du, ich muß sterben, damit du leben kannst." Und damit er selber als Held und Märtyrer von seinem Volke wieder bewundert werden kann. Nicht nur über die Moral der Tat läßt sich streiten, auch der Zweifel ist berechtigt, ob der Sohn durch das Opfer des Vaters gerettet werden wird. Als Mitwisser, wenn nicht als Anstifter des Verbrechens wird er sicher zu längerer Gefängnishaft verurteilt werden. Aber da diese Bedenken erst nachher kommen, steht man zunächst unter dem tiefen Eindruck der Dichtung. Bei der Geringfügigkeit der äußeren Vorgänge beruht dieser Eindruck durchaus auf der Ausmalung der Stimmung, der Schilderung der inneren Vorgänge in den Figuren. Der Vater und die Mutter, der Sohn und das junge, kaum flügge gewordene Mädchen, das ihn liebt, und der unheimliche Verschwörer bewegen sich in einer Wahrheit und Natur, die uns unwillkürlich anzieht und fesselt, die Schwüle der Atmosphäre und das tragische Verhängnis, das über ihnen schwebt, sind in Farbe und Ton so lebendig getroffen, daß wir sie gleichsam mitfühlen. In die alten Formen des Ifflandischen Schauspiels ist hier ein neuer und bedeutender Inhalt gegossen, der sie durchleuchtet und vergeistigt.

Literarischen Wert, wie diesen beiden Schauspielen, kann man der Komödie in drei Akten: „Kavaliere" von Rudolph Lothar und Robert Saudeck, die im Hebbel-Theater seit Donnerstag den 3. Februar schon mehr als fünfzig Vorstellungen erlebt hat, nicht zusprechen, aber sie bringt in geschickter Handwerksarbeit das Treiben und die Tricks der Rennbahn mit den Rennstallbesitzern, den Herrenreitern und Jockeys, den Trainers und den Stalljungen auf der einen und den Buchmachern, dem wettenden Publikum und den Kriminalkommissaren auf der andern Seite auf die Bühne und weiß durch die rasche Führung der Handlung etwas von jener Spannung und Aufregung zu erzeugen, die in Wirklichkeit bei den Wettrennen die Menge beherrschen. Der erste Akt spielt in dem Speisewagen eines Eisenbahnzuges, der die Gäste von dem Kölner Wettrennen nach Berlin zurückführt, und endet mit der Verhaftung des Freiherrn Hans von Flemming, dessen Pferd Komet in Köln einen großen Sieg gewonnen hat: er wird beschuldigt, das Pferd, das mit dem seinen um den Preis stritt, durch irgendeinen Trick geschädigt zu haben. Die Polizei entläßt ihn freilich, da ihm nichts bewiesen werden kann, aber im zweiten Akt findet im Jockeyklub ein Ehrengericht statt, vor dem Flemming seine Unschuld nur dadurch dartun kann, daß er eine Dame, eine russische Fürstin Anastasia Petrowna Nikotewna, bloßstellt. Der dritte Akt spielt auf dem Rennplatz in Hoppegarten. Da der Jockey Evans, der den Kometen reiten sollte, wegen Ungebühr gegen ein Mitglied des Klubs von dem Rennen ausgeschlossen wird, zieht Flemming, der ohnedies vor dem Nichts steht, statt seiner die Jockey-Jacke an, um sein Pferd, von dem ihm freilich nur noch ein Viertel gehört — drei Viertel hat er seiner Schulden wegen verkauft —, zum Siege zu steuern. Die Tendenz des Stückes kommt in der Gegenüberstellung der Kavaliere und der Kinder aus dem Volke zum Ausdruck. Die Kavaliere, die Herren aus dem Jockeyklub, haben sämtlich einen Stich ins Unsaubere, ihre Schulden, ihre Spielwut, ihre Liebschaften, ihre Tricks bei den Rennen werden übertreibend geschildert, ihre Ehrengerichte und Ehrenhändel lächerlich gemacht, selbst ihre tadellose

äußere Haltung in die Karikatur gemalt. Der Jockey Evans jedoch und die Fürstin Anastasia gehören zu den Idealmenschen, beide stammen aus den tieferen Schichten des Volkes, Evans aus Berlin O, heißt eigentlich Benicke, ist im Stall bei seinem Vater, dem Trainer, groß geworden, hat sich als Jockey in ehrlicher Arbeit und Mühe ein Vermögen erworben, vor dem selbst Kommerzienräte den Hut ziehen, und ist ein tadelloser Gentleman; die Fürstin ist in der Friedrichsgracht geboren, die Tochter eines Budickers Francke, der ein Kaffeelokal und eine Weißbierstube hielt. Erst war sie Probiermamsell, dann nahm sich eine reiche Dame ihrer an, ließ sie zu ihrer Gesellschafterin ausbilden, ein Fürst Nikotew verliebte sich in sie und heiratete sie. Der ist seit Jahren gestorben und hat ihr sein Vermögen hinterlassen. Sie lebt in der vornehmen Gesellschaft, aber sehnt sich nach der Volkstümlichkeit ihrer Kindheit zurück, und so werden sich nach den Rennen der Jockey und die Fürstin heiraten. Man sieht, aus wie grobem Holz das Gerüst gezimmert, mit welch grellen Farben es bemalt ist und wie überlaut die demokratische Moral herausschreit, aber ebenso unverkennbar ist der flotte Zug und die dramatische Steigerung der Handlung, die auf ein harmloses Publikum eine starke Wirkung ausüben müssen, um so sicherer, da der Stoff — der Rennsport — sich allgemeiner Beliebtheit erfreut.

Gemütlicher und lustiger wird in dem Schwank in drei Akten „Der dunkle Punkt“ von Gustav Kadelburg und Rudolf Presber, der seit Dienstag den 9. November 1909 das Zugstück des Lustspielhauses ist, eine andre Schwäche der Aristokratie verspottet. Ein Freiherr von altem Adel will um keinen Preis den „dunklen Punkt“ einer bürgerlichen Heirat in seiner Familie dulden und muß nun zu seinem Entsetzen erfahren, daß er ahnungslos seit Jahren einen schwarzen Gentleman zum Schwiegersohn hat, der den dunklen Punkt nicht nur theoretisch, sondern leibhaftig darstellt. Bei dem Erdbeben, das San Francisco zerstörte, hat ein Neger, der übrigens als Doktor juris und Chef eines großen Rechtsanwaltsbureaus in Newyork gesellschaftsfähig ist, die Tochter des Freiherrn gerettet, und die Liebe hat das Weitere getan. Die Geschichte ist so drollig und ergötzlich vorgetragen, daß man ihre Wahrscheinlichkeit gar nicht in Frage stellen kann und vom Anfang bis zum Ende in heiterster Stimmung verharrt.

An besonderen schauspielerischen Leistungen war die Spielzeit nicht reich. Eine Schauspielerin, Frau Madelaine Dolley, von dem französischen Theater in St. Petersburg, spielte anfangs November im Hebbel-Theater, eine berühmtere, Frau Susanne Desprès, in der zweiten Hälfte desselben Monats im Neuen Theater. Ohne rechten Erfolg; die Gesellschaften, die sie mit sich führten, waren zu minderwertig, um das Publikum anzuziehen, und die Stücke, die sie zur Darstellung brachten, werden von unsern deutschen Schauspielern auch in den Hauptrollen unvergleichlich besser gespielt. Frau Desprès hat den rühmlichen Ehrgeiz, sich in Rollen zu versuchen, die dem Gesichtskreis französischer Künstlerinnen im allgemeinen ferner liegen, und so spielte sie die Elektra von Hofmannsthal, Ibsens Nora und Hilda Wangel im „Baumeister Solneß“, ohne ihnen freilich für unser Empfinden gerecht zu werden. Völlig unzulänglich waren die Darbietungen einer englischen Gesellschaft, an deren Spitze Mr. Gerald Lawrence und Miß Fay Davis standen: sie spielten in dem Krollschen Theater Shakespeares „Hamlet“, „Romeo und Julia“ und „Wie es auch gefällt“ in Nachahmung der alten Bühne ohne Dekorationen, in einem durch Vorhänge geschlossenen Raum. Die Dichtungen waren auf die Hauptszenen zusammengestrichen und blieben in der dürftigen Umgebung handlungs- und wirkungslos in öder Deklamation stecken. Größeren Erfolg hatte das Gastspiel der Frau Agnes Sorma im Ausgang der Spielzeit in dem Neuen Schauspielhause, und Joseph Kainz feierte als Richard II., als Franz in den „Räubern“ und als Antonius im „Julius Cäsar“ in den letzten Tagen des März im Königlichen Schauspielhause Triumphe seiner bewunderungswürdigen Sprechkunst.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Deutsche Kriegsgeschichte im Zeitalter Napoleons.

Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Vom Generaloberst Dr. h. c. Colmar Freiherrn v. d. Goltz. Erster Teil: Im Zeitalter Napoleons. Mit einer Übersichtskarte und 60 Textskizzen. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1910.

In dem groß angelegten, seit mehr als einem Jahrzehnt im Verlage von Bondi erscheinenden, von Paul Schlenther herausgegebenen Werke „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung", von dem einzelne Teile eine ganz außerordentliche Verbreitung erlangt haben, findet nun auch das militärische Fach seine Berücksichtigung, indem Colmar v. d. Goltz in einem ersten Bande die Kriegsgeschichte Deutschlands im Zeitalter Napoleons I. behandelt. Der Name des Verfassers von „Roßbach und Jena" überrascht vielleicht den einen oder den andern in der Umgebung großenteils politisch sehr weit links stehender Schriftsteller. Ursprünglich war Goltz allerdings auch nicht als Mitarbeiter dieses Kreises gedacht. Auf den früher erschienenen Bänden wurde statt seiner einer der begabtesten und verdientesten Kriegshistoriker genannt, der innerlich den andern Mitarbeitern näher stand: Fritz Hoenig. Durch den beklagenswerten frühen Tod dieses Mannes, der seitens seiner militärischen Berufsgenossen leider vielfach nicht die richtige Behandlung und Würdigung gefunden hat, wird Paul Schlenther in einige Verlegenheit gekommen sein. Es verdient zweifellos Anerkennung, daß der Herausgeber sich dazu entschlossen hat, Goltz dies wichtige Stück seines Unternehmens zu übertragen, und den lebhaftesten Dank, daß der sich eines europäischen Namens erfreuende Organisator der türkischen Armee sich hat bereit finden lassen, an die Lösung der schwierigen Aufgabe heranzutreten, denn unsre kriegsgeschichtliche Literatur wird dadurch um ein hervorragendes Werk bereichert. Uns scheint es von den übrigen bisher erschienenen Werken der Sammlung, die großenteils doch auf einen starken und berechtigten Widerspruch stießen, das solideste und gründlichste gearbeitete sowie das klarste und unbefangenste und auch von den zahlreichen trefflichen Schriften des nunmehrigen Generaloberſten die reifste zu sein. Goltz sah sich insofern in einer verhältnismäßig günstigen Lage, als gerade in den letzten Jahren umfangreiche und in gewissem Sinne einstweilen wohl abschließende Einzelwerke über die napoleonischen Kriege erschienen sind; das vierbändige ausgezeichnete Werk von dem auch so früh verstorbenen General v. Lettow-Vorbeck über den Krieg von 1806 und 1807 und die neunbändige Geschichte der Befreiungskriege von Holleben, Kämmerer, Friederich, Janson, Lettow-Vorbeck und Voß, und neben diesen Werken außer manchen andern vor allem auch General v. Ungers „Blücher". Nur wenige Fachmänner sind imstande, alle diese Werke gründlich zu studieren oder gar sich das von ihnen zutage geförderte Material zu eigen zu machen. So muß ein zusammenfassendes Werk wie das Goltzsche mit großer Freude begrüßt werden von allen, die sich für Kriegsgeschichte interessieren, und das sind ja nicht nur die Militärs, sondern auch viele andre Kreise. Im Grunde genommen interessiert gerade diese Zeit doch allgemein. Wer sich schnell und dabei auch mit einer gewissen Gründlichkeit über jene denkwürdigen Jahre unterrichten will, in denen das Deutschtum mit dem Napoleonismus rang, der findet an Goltz einen ganz ausgezeichneten Führer. Man hat durchweg das Gefühl beim Lesen des Buches, mit einem geistig

ungemein hochstehenden Mann in Kontakt zu stehen, der sein gewaltiges Thema mit souveräner Meisterschaft beherrscht und die Verhältnisse von einer hohen Warte aus beurteilt. Die sichere und geschickte Gruppierung des Stoffes, die ungewöhnlich lichtvolle Entwicklung der Begebenheiten, die präzise Formulierung der Urteile und nicht am wenigsten die außerordentliche Ruhe der Sprache, bei der auf rhetorischen Schmuck ganz verzichtet wird, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Das Werk ist nicht eine rein pragmatische Darstellung. Man kann es vielmehr als ein geschichtliches Lehrbuch bezeichnen. Denn immer wieder knüpft der Verfasser belehrende Bemerkungen an seine Ausführungen. Von der ersten bis zur letzten Zeile hat er, wie das bei einem Militär auch nahe liegt, die Zukunft im Auge. Dadurch gewinnt gerade die Kriegsgeschichte ein besonderes Interesse. In seiner Vorrede betont er ausdrücklich, er wolle zum Studium der Kriegskunst anregen. Noch wichtiger ist ihm aber ein andres Ziel. Er drückt es aus mit den Worten: Er wolle „den Sinn für das kriegerische Leben der Nation in weiten Kreisen auf kraftvolle Betätigung hinweisen". Verstehe ich recht, so hat Generaloberst v. d. Goltz damit sagen wollen, daß er den kriegerischen Geist der Nation aufzufrischen und zu beleben beabsichtige. Vielleicht kommt ihm die heutige Zeitrichtung ähnlich so vor wie die vor 1806, und er will darum dagegen einwirken. Bei der sonstigen Präzision der Goltzschen Ausdrucksweise fällt die etwas nebelhafte Fassung dieser Zweckangabe auf. Hat man hier am Ende ein Eingreifen des Schlentherschen Redaktionsstiftes zu vermuten? Oder spricht hier der Diplomat Goltz?

Der Verfasser beginnt mit einer Schilderung des Zustandes des preußischen Heeres in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er erklärt die Niederlage von 1806 weniger aus der veralteten Fechtweise als aus der geringen Entfaltung der Persönlichkeit bei den Truppenführern. Diese war bei der üblichen künstlichen Lineartaktik ein geradezu unseliges Prinzip. Dadurch wurde eine unglaubliche Unselbständigkeit der Führer und eine vollkommene Hilflosigkeit derselben in ungewohnter Lage bedingt. Hinzu kam das Überwuchern von Kleinigkeitskrämerei und einer doktrinären, ja schrullenhaften Auffassung des Kriegswesens, und dann ausschlaggebend die kurzsichtige Friedenspolitik Friedrich Wilhelms III., des Schicksalsmannes des preußischen Volkes in jenen Jahrzehnten, jene scheinbar menschliche und sparsame Regierung, die so recht nach dem Herzen eines verweichlichten unpolitischen Geschlechts war. Immer wieder hält Goltz der Gegenwart die grenzenlose Verfehltheit dieses Systems vor: „Um etwa 5—6 Millionen zu sparen, war einst eine zeitgemäße Reform unterblieben," was dann später Hunderte von Millionen kostete (vgl. S. 24, 184, 194, 206). Und aus tiefster Seele schreibt er (S. 76): „Wie der von Glück und Genuß verwöhnte Weichling nur selten zu einem so rüstigen Alter kommt, als der in harter Arbeit und im Kampfe mit einem widrigen Geschick erprobte Mann, so sehen wir auch, daß in der Geschichte nicht diejenigen Völker, die auf einem gesegneten Boden ein müheloses Dasein führen, am längsten währen, sondern diejenigen, die sich in schwerem Ringen emporarbeiten und unter Stürmen behaupten. Von den Segnungen des Friedens ist immerfort die Rede; man sollte aber auch den Segen nicht vergessen, der für ein Volk aus ernsten Kämpfen hervorgehen kann. Auch die Kriege bilden ein Erziehungsmittel der göttlichen Vorsehung." Ähnlich spricht er sich auch gegen den Schluß des Werkes aus (S. 473).

Ein Ausfluß jener falschen Menschlichkeit war die Vermeidung der Verpflegung der Truppen aus den Landesmitteln, ein System, dessen Verkehrtheit heute besonders in die Augen fällt.

Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, daß man in Preußen die Lehren der Jahre 1806 und 1807 frühzeitig zu beherzigen suchte. Das zeigte schon die Darstellung jener Kriege durch den Oberst v. Höpfner vor sechzig Jahren. Ich bin geneigt, der Goltzschen Darstellung dieser Jahre die Palme in dem Buche zuzuerkennen, so ungemein instruktiv und anschaulich erscheint sie mir. Besonders gilt das von Auerstedt. Daß Jena verloren ging, findet Goltz nicht so verwunderlich;

auch einem besseren Feldherrn als Hohenlohe wäre es nicht anders ergangen. Von Auerstedt aber sagt er: „Es hatte Kunst dazu gehört, die Schlacht zu verlieren." Einer ruhigen, aber geflissentlichen Kritik wird von Anfang an der Feldmarschall Kalckreuth unterzogen, dem Goltz falschen Lorbeer von der Stirn reißt. Aber auch Scharnhorst und Clausewitz erfahren wiederholt berechtigte Kritik, ähnlich wie kürzlich Gneisenau in Ungers „Blücher". Es ist lehrreich, wenn gezeigt wird, daß auch die Besten genug der schwachen Stunden gehabt haben. Über das Verhalten der Festungskommandanten geht Goltz uns indes doch etwas zu schnell hinweg. An der Stelle, wo er später auf den ruhmvollen Festungskrieg der von Napoleon im Jahre 1813 zurückgelassenen Kommandanten zu sprechen kommt, tritt seine Anschauung der Sachlage klarer hervor: „Mit einem Gefühl der Beschämung denkt man, wenn man diese Verteidigungen mustert, an die Mehrzahl der preußischen von 1806 zurück."

Wir haben es hier mit einer Kriegsgeschichte, nicht mit einer Heeresgeschichte zu tun. Daher wird das Reformwerk nach Tilsit nur kurz geschildert. Mit Recht wird dabei, im Gegensatz zu andern Stellen, die, anknüpfend an Arndts Geist der Zeit, von einem Schwinden der friderizianischen Tradition gesprochen haben, betont, daß gerade die Stärke dieser Tradition das Werk der Erhebung vorbereiten half. Mit Genugtuung hebt Goltz hervor, daß die Bevorrechtigung des Adels damals aufgehoben wurde. Er weist aber auch glücklich gewisse radikale Richtungen, die schon zu jener Zeit durchlugten, wie das Streben nach der Offizierswahl durch die Untergebenen, zurück. „Das wäre die Auflösung der Armee gewesen. Nie ist die Offizierswahl durch die Soldaten treffender in ihren Wirkungen gekennzeichnet worden als durch den Kapitän der Volontärs von 1792, der seine Hauptmannswürde freiwillig niederlegte und Gemeiner wurde, weil er auch einmal etwas zu befehlen haben wollte." Einigermaßen kühl wird Schill, „ein hitziger Kopf", abgetan. Auch für Stein, „den merkwürdigen Mann", hat Goltz nicht viel Wärme. Er behandelt seine Persönlichkeit nicht so ausführlich wie Hardenberg, dem er (S. 201 f.) eine etwas eingehendere Charakteristik widmet, die hier kaum erwartet wurde. Klar und präzis wird hervorgehoben, wie heilsam es war, daß Friedrich Wilhelm III. sich 1809 und 1812 in seiner Temperamentlosigkeit nicht fortreißen ließ. Vielleicht wird aber zu ausschließlich ein Verdienst des Königs aus diesem Verhalten gemacht. Es ist dabei auch wohl in Rechnung zu stellen das gnädige Geschick, das in jener kritischen Lage über Preußen waltete und den völligen Temperamentmangel zur Tugend stempelte. Gewiß ließ jener Temperamentmangel den König die Lage objektiver würdigen und zum Teil aus eigenem Geiste richtig einschätzen. Gewiß ist das starke Verantwortlichkeitsgefühl ein Vorzug seiner Natur, wie es ein solcher der Hohenzollern überhaupt ist. Aber Friedrich Wilhelm war doch keineswegs der überlegene Geist, der die Dinge vollkommen übersah. Ein großer Rest bleibt doch auf die besondere Gunst des Geschickes zu setzen. Solches „Walten der Vorsehung in den großen Geschicken seines Volkes" hat auch in freigeistigen Männern wie Heinrich v. Treitschke das Bedürfnis erweckt, sich demütig vor Gott zu beugen.

Es fällt Goltz nun nicht bei, den König geflissentlich herauszustreichen. Er läßt die Engigkeit in dem Wesen dieses im übrigen durch so viele treffliche Tugenden ausgezeichneten Fürsten genügend in die Erscheinung treten. In der großen Streitfrage, ob die Tauroggener Konvention durch eine geheime Weisung des Königs von York vorbereitet war, neigt er stark zu den Gegnern Thimmes, jenes Gelehrten, der diese Weisung als bestehend annimmt. Allerdings läßt Goltz diesen Punkt unentschieden. Doch würde sich die Thimmesche Ansicht sehr wohl in die Goltzsche Darstellung einfügen. Und mir scheint doch, daß Thimmes These die richtige ist. Auch York übersah ja, wie Goltz hervorhebt, anfangs nicht die Tragweite seines Schrittes; noch viel weniger hat sie Friedrich Wilhelm III. vermutlich bei Erteilung der Instruktion übersehen.

Recht anmutend ist der leichte Spott, in dem der Verfasser des öfteren redet, so wenn er die Theorie von der „wohlüberlegten Ermattungsstrategie" der Russen

im Jahre 1812 leichthin beseitigt durch den Nachweis, daß sie aus der Gewalt der Umstände erwachsen sei, oder wenn er einmal nebenher bemerkt: „Napoleon ging über diese Bestimmung hinweg wie über manche andre," oder wenn er der mehr als kümmerlichen englischen Unterstützung im Frühjahr 1813 (S. 234) oder der Vorwegnahme ihres Lohnes seitens der Engländer durch die Wegnahme der französischen und holländischen Kolonien (S. 387) gedenkt, oder wenn er einmal sagt: „Einem so rohen Grundgedanken wie der Vernichtung des Gegners durch die Schlacht räumte man noch nicht das Vorrecht ein," und ein ander Mal von dem „strategisch so beliebten Plateau von Langres" spricht. Von der neueren Auffassung der Rolle, die Bernadotte in den Befreiungskriegen spielte, weicht er ab. Im Gegensatz zu Friederich, der in dem Kronprinzen von Schweden die Zauderernatur sieht, hält Goltz nämlich an der Zweideutigkeit von dessen politischer Stellung fest und weist gelegentlich darauf hin, daß Bernadotte sehr wohl Energie entwickeln konnte, wenn es ihm in sein politisches System paßte (S. 371). Ebenso tritt er in Gegensatz zu Friederich bei Beurteilung Blüchers. Dieser gelehrte Militär hat dem Marschall Vorwärts in seiner Darstellung des Herbstfeldzuges von 1813 nicht das Prädikat eines Feldherrn zuerkennen wollen. Dem ist der neuerdings zur Disposition gestellte Generalleutnant v. Unger in seiner Blücher-Biographie mit Recht entgegengetreten. Goltz schließt sich ihm vollkommen an, und seine knappe, sichere Art, mit der er das Wachsen Blüchers dartut, der sich in wichtigen Momenten dem Meister der Kriegskunst, dem größten militärischen Genius vielleicht aller Zeiten, geradezu überlegen zeigt, wirkt, wie mir scheint, noch überzeugender als Ungers zuweilen zerflossene Darstellung.

Der Militär schwelgt natürlich in dem Herausarbeiten der napoleonischen Feldherrnkunst, wiewohl Goltz im Gegensatz zu Lenz an der Taineschen Auffassung Napoleons als der Eroberernatur, die nicht Frieden halten kann, festhält. Überaus einleuchtend wird Schritt für Schritt das langsame Sinken der Kräfte des gewaltigen Mannes gezeigt. Nur hin und wieder flackert das Genie in den Befreiungskriegen noch mächtig auf. Schlagend tritt die Richtigkeit der Taine-Goltzschen Auffassung hervor in der Parallele zwischen dem Friedrich nach Kunersdorf und dem Napoleon von 1815. „Schon fehlte ihm die Spannkraft, wie sie der um zwei Jahre ältere Friedrich der Große im Oktober 1759 bewiesen hatte, als er, schwer von der Gicht und dem Fieber befallen, mit unveränderter Energie dennoch seine Heere weitergeführt hatte. Die eigene Person stand dem Kaiser im Mittelpunkte des Interesses. Er hatte es verlernt, sie der Pflicht und der soldatischen Größe zum Opfer zu bringen." Und abermals empfindet man den tiefgreifenden Unterschied zwischen dem Patrioten und dem Abenteurer bei den Worten des auch bereits gewaltig von Krankheit geschüttelten Blücher zu Wellington nach Ligny: „Morgen komme ich mit dem frischen Korps und den andern." Goltz sagt dazu: „Unwillkürlich drängt sich uns hier der Vergleich zwischen dem dreiundsiebzigjährigen Veteranen und dem erst sechsundvierzigjährigen Napoleon auf, der erschöpft die Nacht vorher in Charleroi geruht und die Zeit versäumt hatte, die seine Krone vielleicht noch retten konnte." Daneben aber besteht auch zu Recht, was Goltz über den Napoleon der Jahre 1813 und 1814 in seiner unübertrefflichen Schlußkritik (S. 472) bemerkt: „Was ein Mann im Kriege bedeuten kann, hat Napoleon in seinen Niederlagen noch deutlicher bewiesen als in den Tagen seines Glückes."

Zu breit scheint mir im Rahmen dieses Werkes der Anteil der Russen im Feldzuge von 1807 geschildert zu sein. Die Engländer bei Waterloo treten, wie es dem Thema entsprach, viel mehr in den Hintergrund. Zu eingehend, wenn diese Ausführlichkeit auch sehr absichtlich ist, scheint mir ferner der Feldzug des Yorckschen Korps in Kurland 1812 behandelt zu werden. Diese Gefechte waren wohl, wie Goltz überzeugend darlegt, ungemein wichtig. Immerhin ließ sich, wie ich glaube, ihre Bedeutung auch in kürzerer Fassung hervorheben. Durch einen Druckfehler ist auf S. 200 der Tod der Königin Luise auf den 19. Juni gesetzt. Eine drollige Konfusion ist dadurch entstanden, daß der Waffenstillstand am 4. Juni

1813 nach einem Orte Ploischwitz, den es nicht gibt, benannt wird. Früher sagte man Poischwitz. Ein Forscher mit Namen Koischwitz hat den Nachweis geführt, daß es richtiger Pläswitz heißt. Das ist ja eine geringe Nebensächlichkeit. Aber wir möchten doch auf diese Namensverwirrung aufmerksam machen und hoffen, daß unsre Feststellung sie nicht noch vergrößert.

Wir hegen die feste Erwartung, daß das glänzende Werk, mit dem uns einer unsrer verdientesten Truppenführer mit diesem Bande beschenkt hat, eine außerordentlich günstige Aufnahme finden und die reichsten und schönsten Früchte tragen wird gerade auch in der Richtung, den kriegerischen Geist des deutschen Volkes zu stärken.

Herman v. Petersdorff.

Neuere Belletristik.

Altweibersommer. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1910.

Eine Peri. Roman von Anselma Heine. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Der letzte Sommer. Eine Erzählung in Briefen. Von Ricarda Huch. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1909.

Wie wir einst so glücklich waren! Novelle von Willy Speyer. München, Albert Langen. O. J.

Die Königschmieds. Roman. Von Felix Moeschlin. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1909.

Den dünnen, feinen Fäden, die an klaren Herbstmorgen taublinkend über das Land gewebt sind, von Ast zu Ast sich spannen oder an den kahlen Hecken und Sträuchern wie loses Haar flattern, vergleicht Marie v. Ebner-Eschenbach diesen neuen Band von Parabeln, Fabeln und sinnreichen Einfällen und gibt ihm, zugleich in stolzer Bescheidenheit ihres Greisenalters gedenkend, die Überschrift „Altweibersommer", wie man in Österreich das Mariengarn auch nennt. Auf strenge künstlerische Form hat sie verzichtet. Die kluge Mahnerin zur Güte und Menschenliebe möchte hier selbst, ohne Umschweif, zu ihren Freunden von ihrem innersten Denken und Erleben reden. Der christlichen Legende nachschaffend, ersinnt sie die rührende Gestalt des Engels, der die unausgesprochenen Leiden der Menschheit vor dem göttlichen Gnadenthron ausschüttet, wie sie tiefsinnig das Schicksal des Prometheus ausdeutet, der entfesselt, aber nicht entsühnt, einen Ring als Symbol seiner Leiden trägt und im Saale der Götter seelische Qualen in der Erinnerung an seine Schmach erduldet. Der Dichterin gilt die Liebe mehr als der Glaube, ehrliches Streben mehr als der Erfolg. Des armen Poetleins nimmt sie sich an gegenüber der gefeierten Tagesgröße, und ihre Verachtung zeigt sie den Schriftstellern, die sich an ihren eigenen Werken berauschen, keine Leser finden, und wenn einer erscheint, ihn als Wunder, als Respektsperson anstaunen. Im Märchen nehmen wir teil an dem Streit der Heller über den Wert des Dukaten, der als einziger seiner Art in den Sack der Heller geraten ist, oder an dem Eifer der Tintenklexchen, die, aus der Feder gespritzt, erfahren möchten, welcher von ihnen der Mittelpunkt sei. Wohl mahnt sie, das Kleine im Leben zu achten, verweist aber streng dem Unbedeutenden den Versuch, sich zu überheben und seinen Maßstab an das Große zu legen. Beißender Spott trifft die Masse der Goethe-Verehrer, die sie in den Olymp zum Meister führt: sie umschwärmen ihn jubelnd, um Autographen zu erbetteln, indiskrete Fragen zu stellen, seine Vortragsweise im Grammophon festzuhalten oder gar ihre eigenen Werke vorzulesen; nur für ihn selbst haben sie kein Ohr. Gern läßt die Ebner die menschlichen Eigenschaften in allegorischem Gewande auftreten; vor ihrem forschenden Blick können die puren Tugenden ebensowenig bestehen wie die Laster: ist die Lüge feig, so verletzt die selbstgefällige Aufrichtigkeit.

„Moderne" Moralbegriffe, die psychologischer Dilettantismus in manchen verworrenen Köpfen hervorruft, führt sie in der Utopie vom Lande der „Mußmenschen" ad absurdum. Aber, wo sie nicht anzuerkennen vermag, ist sie doch eine „gütige Feindin", und selbst wer ihrem herben Urteil, das der modernen Kunst und ihren mit gigantischem Wollen „in Liebe und Haß geschaffenen Werken" die Lebenskraft abspricht, nicht beipflichtet, wird dem fast mütterlichen Schmerz und Mitleiden, das durch ihren Tadel wie ein Mahnruf klingt, Achtung, ja Verehrung zollen. Aufs neue spüren wir in der bunten Fülle dieses beschaulichen Buches den inneren Reichtum der Dichterin, die in ihrem langen Leben die Menschen und ihr Tun überlegen und gütevoll verstehen gelernt hat.

Auch in Anselma Heines neuem Roman „Eine Peri" tritt das vorwiegend ethisch gerichtete Gefühlsleben der Frau hervor; nur daß sie in strengem Gegensatz zur Ebner die ethischen Probleme selbst geflissentlich vom Kunstwerk ausschaltet und erst, nachdem sie ihre Heldin mit impressionistischer Technik analysiert hat, an die Schwelle derselben führt. Anselma Heine will anregen, und das gelingt ihr. In bewußter Reserve entläßt sie den Leser mit einer Frage auf den Lippen: die Antwort soll er sich selbst geben. Je nach seiner Stimmung und Veranlagung freilich mag er den Roman als leichte, liebenswürdige Unterhaltung hinnehmen und sich an dem Anblick dieser so reizend willensschwachen Frau Dagny erfreuen, die, seit ihrer Scheidung jeder Rücksicht enthoben, in Berlin etwas Gesang studiert und sich im Strom der großstädtischen Geselligkeit treiben läßt, oder er wird den Pessimismus empfinden, der diese Gestalt beschattet und um so stärker zum Bewußtsein kommt, je entschiedener er sich den sinnlichen Reizen der delikaten Darstellung hingibt. Nur scheinbar wird Dagny aus dem Dämmerzustand, in dem sie lebt, durch ihre kaum erwachsenen Kinder aufgerüttelt, die unter der wilden Ehe ihres brutalen Vaters mit der Erzieherin leiden und sich nach jahrelanger Trennung zu ihr flüchten. Dagny löst nunmehr mit den besten Vorsätzen ihre Beziehungen zu dem Geheimrat in Wiesbaden, der ihre Gelder wohlwollend verwaltet und sie dafür alljährlich als seine „kleine Ferienfrau" nach Paris genommen hat, sie fühlt ihre Aufgaben als Mutter und genießt den augenblicklichen Aufschwung ihrer seelischen Kräfte; weiß aber die Herzen ihrer beiden frischen, tapferen Kinder nicht zu gewinnen, und kleine Hindernisse genügen, um sie von ihrem ernsten Plan abzulenken. Willenlosigkeit macht das Wesen dieser Frau aus, eine selbstbestimmte geistige Entwicklung bleibt ihr versagt. Überall tauchen Ahnungen besserer Möglichkeiten in ihr auf, ohne erfüllt zu werden, und das innere Elend dieses verwehten Geschöpfes, das unterkriecht, wo man ihm nur gut ist, zeigt sich am Ende, wenn die Kinder ihre Schande sehen und sie wieder verlassen. Sie hat nicht die Kraft, ihnen eine Mutter zu sein. Die Nebenfiguren bleiben unklar im Hintergrund bis auf die prächtigen Gestalten der beiden Kinder; mit desto größerem Geschick aber hat Anselma Heine die Analyse der Heldin und das in diskreten Farben gehaltene Bild des Großstadtlebens in Pensionen, Künstlerkreisen und in der Gesellschaft durchgeführt.

Einen höchst aktuellen Stoff: ein Attentat im heutigen Rußland, hat sich Ricarda Huch zum Vorwurf genommen. Der Gouverneur von Petersburg, der durch die Schließung der Universität allgemeine Erbitterung hervorgerufen hat, verbringt den Sommer, seinen „letzten Sommer", auf einem Landgut, und seine durch die wiederholten Drohbriefe ängstlich gewordene Frau hat einen Studenten engagiert, der, unter dem Vorwande, sein Sekretär zu sein, ihn stets begleitet und vor etwaigen Überfällen und Angriffen schützen soll. Er heißt Lju, ist Revolutionär und hat nur in der Absicht die Stelle übernommen, den Gouverneur zu beseitigen. Auf dem Gegensatz zweier Generationen in Lebensanschauung und Charakter baut sich die Handlung auf: ein Willensmensch, kühl und verbindlich, dabei voller „Interessen", ein klug lenkender Gesellschafter tritt Lju in die Familie Rasimkara, die in verträumter Einsamkeit die Landruhe genießt. Sein sicheres Auftreten, die Entschiedenheit seines liebenswürdig geäußerten Ur-

teils gewinnen und erhalten ihm das Vertrauen der Hausfrau. Die eben erwachsenen Kinder aber drohen ihm verhängnisvoll zu werden; sie scheinen ihm wohl zunächst wie „kleine Kanarienvögel, die dichtgedrängt auf einer Stange sitzen und zwitschern", doch bald werden sie wacker. Sie schließen sich eng an ihn an, empfinden immer mehr, daß ihre Anschauungen mit denen der Eltern nicht übereinstimmen, lächeln über ihren Aberglauben, verurteilen offen die Maßnahmen des Vaters. Lju bestärkt sie darin, besonders den Studenten Welja, verrechnet sich aber in den beiden Mädchen, der forschen Katja und der zarteren, schwärmerischen Jessika, deren Verliebtheit er spürt, bis Katja sein Doppelspiel durchschaut und eifersüchtig zu seiner Feindin wird. Er hat zu viel von seinen Ansichten verraten; mit richtigem Instinkt ahnt sie, daß er mit den Drohbriefen zusammenhängt und der Mörder ihres Vaters sein wird. Lju selbst wird schwankend in seinem Vorhaben, da er in dem Gouverneur allmählich eine achtunggebietende, geschlossene Persönlichkeit erkennt . . . Rasch und sicher hat die Dichterin die Handlung bis zu diesem Konflikt nach der mit glänzender Charakteristik einsetzenden Exposition geführt, da läßt sie die Fäden fallen und eilt zum Ende. Die Kinder verreisen, Lju ist unbeobachtet mit dem Ehepaar allein, sein Attentat gelingt. Der Knalleffekt des Schlusses setzt eine schon mit Recht gerügte Unmöglichkeit voraus: die in die Schreibmaschine eingelassene Bombe explodiert, tötet den Gouverneur, der vor ihr sitzt, und seine Frau, während der Brief, an dem er schreibt, nicht beschädigt wird. So behalten wir den Eindruck eines geistreich angelegten Experimentes, eines Impromptus, dessen Durchführung sich die Dichterin wohl versagt hat, um die unterbrochene Arbeit an ihrer großen Romantrilogie wieder aufzunehmen. Die scharf zugespitzte Handlung schnell abzuwickeln, war die Briefform, von der Marie von Ebner-Eschenbachs „Novellchen in Korrespondenzkarten" bekanntlich eine Abart darstellt, sehr geeignet (nur spricht hier Lju mit einer leichtsinnigen Offenheit über seine Absichten, die durchaus nicht zu seinem Charakter paßt); sie erlaubte der Dichterin den im Drama so beliebten Kunstgriff, dem Leser, bezw. Zuschauer dadurch zu schmeicheln und ihn in Spannung zu versetzen, daß er erfährt, was ein Teil der handelnden Personen erst später wissen darf.

Willy Speyer dagegen hält dramatische Erregung fern. Der Dämmerschein der Erinnerung breitet sich über die Erzählung, in der ein hagestolzer Gutsherr aus seiner Primanerzeit von seiner Begegnung mit der schönen Schauspielerin Nina berichtet. Es war mehr als ein Abenteuer, kaum Liebe: die flüchtige Berührung zweier junger Seelen. Mit verschämter Selbstironie betont der Dichter die weltmännische, aristokratische Erziehung, die so wenig zu dem phantastischen, einsamen Burschen paßt. Walter Regnitz erscheint plötzlich, obwohl er noch am Vormittag die Einladung entschieden abgelehnt hat, auf dem kleinen Ballfest eines Schulkameraden und macht die erste nähere Bekanntschaft seiner Herzensdame, indem er ihr Schokolade über das Kleid gießt. Auch schlägt er ihr den Tanz ab. Aber seine liebenswürdige Ungezogenheit gefällt der schlanken Brünette. Ihre Schönheit hat ihn betört, ihre überlegene Koketterie macht ihn verliebt. In den Schulferien wandert er von Hause fort, den Ranzen auf dem Rücken, ziellos, das Herz voll ungewisser Sehnsucht, und verirrt sich eines Abends in den Park des Schlosses, wo seine Geliebte bei der befreundeten Familie weilt. Er nächtigt im Freien bei rauschenden Brunnen und spricht beim Morgenschein ein Gedicht zu ihrem Fenster hinauf. Es folgen sonnige Tage in der Nähe der Geliebten mit Reiten, Tennisspielen, Landpartien. Ein sanftes, kurzes Liebesglück zieht wie ein Traum an ihm vorüber. Von Thomas Mann hat Speyer gelernt, die Eindrücke äußerer Vorgänge scharf zu fassen, und als Reflexe des Innenlebens zu deuten. Die Charakteristik der Menschen ist noch etwas oberflächlich; aber der Dichter, der sich mit seinem Helden identifiziert, weiß in dieser fast lyrischen Dichtung stimmungsvolle Bilder festzuhalten, und die feingliedrige Sprache rührt, wie eine Frauenhand, leise und ruhig an die Saiten unsrer Seele. Nicht nur in stofflichen Motiven, auch in der Gepflogenheit, Gedichte in die Prosaerzählung einzulegen, berührt sich der jugendliche Novellist mit der Romantik.

Die Freude des Epikers an der drängenden Fülle des Daseins und Geschehens spricht aus der Romandichtung des Schweizers Felix Moeschlin, die den Niedergang einer heimatlichen Bauernfamilie durch zwei Geschlechter hindurch behandelt. Er hat keinen „Helden", sie alle stehen seinem Herzen gleich nahe; nur daß das Schicksal des einen quantitativ mehr umfaßt als das des andern. Und so treten zwei Gestalten in den Vordergrund: Sepp König, oder, wie er nach dem Handwerk seiner Vorfahren im Dorf genannt wird, der Königschmied, und sein Sohn Viktor. Es sind weder Patriarchen noch empfindsame Grübler, diese Bauern. Als Durchschnittsmenschen bestimmen Leidenschaften und Egoismus ihr Tun, soweit es nicht durch das Herkommen geregelt ist; nur selten lenkt Einsicht ihren Willen. Beim Sepp wird die Gier nach Besitz, die vor einem Diebstahl kaum zurückschreckt, erst durch die Gewohnheit, die Forderung des Alltags zur Erwerbsfreude abgekühlt, und der Erfolg der stetigen Arbeit lehrt ihn das Warten, das Verzichten. Diese Kunst bewährt sich ihm: in Viktor, dem er es schweren Herzens gestattet hat, sich zum geistlichen Beruf vorzubereiten, kommt das Bauernblut zum Durchbruch; er übernimmt freiwillig die Bewirtschaftung des Hofes. Aber im Alter wird ihm die Entsagung zur Schwäche: Viktor hat sich die liebe, feine Fini aus dem Kopf geschlagen und die dralle Wirtschaftstochter geheiratet, um sie vor Schande zu bewahren. Eine unglückliche Ehe ist die Folge. Da überläßt der Königschmied auf Betreiben des Sohnes und der Schwiegertochter ihm den Hof, teilt vorzeitig das Erbe und wandert, ein zweiter Lear, ruhelos von einem Kind zum andern. Viktor wird blind gegen das Elend des Vaters, die Kinder mißraten, da die Frau mit frechem Mund und derber Faust die Herrschaft an sich gerissen hat, so daß er selbst, ein Fremder im eigenen Haus, dem Trunk sich ergibt und, durch einen Unfall zum Krüppel geworden, den väterlichen Hof anzündet, um die größte Schmach von seinem Namen abzuwenden: daß sein Weib und ihre Kinder das Erbe antreten. Auch zwei Schwestern Viktors kommen durch die Ehe ins Elend. Der Untergang der Königschmieds ist besiegelt. Aber auf dem Trümmerfeld menschlichen Glücks baut eine starke Dichterkraft sich in Symbolen eine höhere Welt auf; jedes dieser Menschenleben schließt harmonisch ab. Was die Wirklichkeit ihnen vorenthalten hat, finden sie in der Erkenntnis, das schauen sie ahnungsvoll. So hält der verstoßene, trottelhaft gewordene alte Sepp Gerichtstag in seiner jammervollen Vereinsamung über sich selbst, er findet in der Natur eine Trösterin. Viktor freit als Krüppel noch um die Seele der verlassenen, in verhaßter Ehe zur Trinkerin gewordenen Fini. Irdisches Geschehen wird zum Gleichnis, und Moeschlin durfte die Sprache der Bauern in diesen Szenen zu schlichtem Pathos anschwellen lassen. Nur zwei Figuren stehen fest auf eigenen Füßen: der Pfarrer, ein Bruder des Königschmieds, der im Grunde seiner Seele ein Bauer blieb und furchtlos den Sonntag zum Heuen freigibt, und die mit feiner Kunst geschilderte, treue Marei, die ihres Vaters Haus verläßt, um den armen Lehrer zu heiraten. Mit übermütigem Spott läßt der Dichter die bigotte Tante Anna, nachdem sie ihre Frömmigkeit als eine Folge persönlicher Feigheit und Prüderie erkannt hat, den Tod finden bei dem ersten Bad, das sie ihrem welken Leib seit der Jugendzeit wieder gönnt. Den Gefahren einer zur Symbolik neigenden Kunst ist Moeschlin nicht immer entgangen: das Schicksal dieser Menschen interessiert uns mehr als die Menschen selbst; die typischen Züge haben die individuellen an manchen Stellen verwischt. Dem Dialog fehlt es an prägnanter Schärfe. Auch wird etwa Viktors Abkehr vom Wunderglauben trotz der lediglich zu diesem Zwecke umständlich geschilderten Aufhebung des Klosters nicht zum inneren Erlebnis. Doch können dergleichen Mängel unsre Bewunderung für diesen Bauernroman nicht mindern, dessen Verfasser, mit urwüchsigem Humor und einem in sich gefestigten Optimismus das Menschenleben als ein Ganzes überschauend, es in seinen tiefsten, sittlichen Werten zu erfassen sucht, und froh begrüßen wir in ihm das Erstlingswerk eines jugendlich reichen und starken Dichters.

Bruno Hake.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ambrus. — Soleil d'automne. Par Zoltán Ambrus. Paris, Honoré Champion. 1910.

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 200. Die Mechanik des Geisteslebens. Von Professor Max Verworn. Mit 18 Figuren im Text. Zweite Auflage. — Nr. 278. Der arabische Orient (Orient II). Eine Länderkunde von Ewald Banse. Mit 29 Abbildungen und 7 Diagrammen im Text. — Nr. 279. Der arische Orient (Orient III). Eine Länderkunde von Ewald Banse. Mit 34 Abbildungen, 3 Kartenskizzen und 2 Diagrammen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Bertholet. — Ästhetische und christliche Lebensauffassung. Von Prof. D. Alfred Bertholet. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Bezzenberger. — Bampeliana. Von H. Bezzenberger. Kassel, Selbstverlag. O. J.

Bithorn. — Leben kunst. Nach Dichterworten entworfen von Wilhelm Bithorn. Zweite Auflage. Leipzig, Dürr. 1910

Blanchet. — Inventaire des mosaïques de la Gaule, publié sous les auspices de l'Académie des inscriptions et belles-lettres. II. Lugdunaise, Belgique et Germanie. Par M. A. Blanchet. Paris, Ernest Leroux. 1909.

Blüthgen. — Königin Luise. Festakt zur Feier ihres 100. Todestages. Dichtung von Viktor Blüthgen. Groß-Lichterfelde, Chr. F. Vieweg. O. J.

Braun. — Imperator Pacis. Ein Huldigungsbuch deutscher Autoren, gesammelt und herausgegeben von Carl Braun. Leipzig, Arthur Cavael. O. J.

Brentano. — Clemens Brentanos sämtliche Werke. Zehnter Band: Die Gründung Prags. Herausgegeben von Otto Brechler und August Sauer. München, Georg Müller. 1910.

Büchner. — Georg Büchners gesammelte Schriften. Herausgegeben von Paul Lindau. Zwei Bände. Berlin, Paul Cassirer. 1909.

Cardauns. — Fünfzig Jahre Kölnische Volkszeitung. Ein Rückblick zum Goldenen Jubiläum der Zeitung am 1. April 1910. Von Dr. Hermann Cardauns. Köln, J. P. Bachem. O. J.

Cellini. — Das Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Zwei Bände. Deutsche Übersetzung aus dem Italienischen von Heinrich Conrad. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Cohen-Kysper. — Versuch einer mechanischen Analyse der Veränderungen vitaler Systeme. Von Dr. Adolf Cohen-Kysper. Leipzig, Georg Thieme. 1910.

Comert. — Les grimaces de l'amour. Roman. Par Marguerite Comert. Paris, Calman-Lévy. S. A.

Cons. — De Goethe à Bismarck. Un siècle de l'histoire d'Allemagne. Par Louis Cons. Collection synthétique dirigée par Noël Aymès. Paris, Nouvelle librairie nationale. 1910.

Dauzat. — L'Italie nouvelle. Par Albert Dauzat. Paris, Bibliothèque-Charpentier. 1909.

Deus. — Herrschen und Sehnen. Von Adolf Deus. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Dobel. — Jürgen Guttruff. Drama in einem Akt von Richard Dobel. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Douglas. — Lebensbetrachtungen. Von Graf Douglas. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. G. m. b. H. 1910.

Dumas. — Der Graf von Monte Christo. Roman von Dumas. Ungekürzte Ausgabe. Aus dem Französischen übersetzt von F. P. Greve. Berlin-Westend, Erich Reiß. O. J.

Eckert. — Die Krämer in süddeutschen Städten bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Heinrich Eckert. Heft 16 der Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von v. Below, Finke, Meineke. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1910.

Ehrenberg. — Terrorismus in der Wirtschafts-Wissenschaft. Von Prof. Dr. Richard Ehrenberg. Zweites und drittes Heft: Gegen den Katheder-Sozialismus! Berlin, Reimar Hobbing. 1910.

Die vier Evangelien. — Deutsch, mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Kröners Taschenausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Faust-Tagebuch. Gedanken und Stimmungen aus Goethes Faust I. und II. Teil. Zusammengestellt von Irma Gräfin Adelmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1910.

Fels. — Glück im Unglück. Bekenntnis eines Glücklichen. Von Felix Fels. Leipzig, B. Volger. 1910.

Flesch. — Brutus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Siegfried Flesch. München, Richard Etzold. O. J.

Flubacher. — Märchen. Von Karl Flubacher. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Förster. — Autorität und Freiheit. Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. Von Fr. W. Förster. Kempten, Jos. Kösel. 1910.

Fränkel. — Des jungen Goethe schwere Krankheit. Von Prof B. Fränkel. Sonderabzug. Leipzig, J. A. Barth. 1910.

Fromer. — Der babylonische Talmud. Textkritische Ausgabe (Mit einer Realkonkordanz). Vokalisiert, übersetzt und erklärt von Dr. Jacob Fromer. Probeheft. Charlottenburg, Verlag für die Wissenschaft des Judentums. 1910.

Führer zur Kunst. 18. Bändchen: Über die Porträtmalerei. Von Alfred Peltzer. Eßlingen, Paul Neff. 1910.

Funke. — Unter deutschen Palmen. Afrikanischer Roman. Von Alfred Funke. Berlin Carl Duncker. O. J.

Gebauer. — Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins von Dr. Gebauer. Mit einem Bildnisse des Herzogs. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Geilinger. — Schwarze Schmetterlinge. Ein poetisches Tagebuch von Max Geilinger. Zürich, Rascher & Co. 1910

George. — Abschied Skizzen von T. George. Leipzig, B. Volger. 1910.

Gide. — Oscar Wilde. In memoriam (souvenirs) et le „De profundis". Traduit par André Gide. Avec une héliogravure. Paris, Mercure de France. 1910

Gollos. — Kunigunde von Scharfeneck. Eine Volkssage in drei Aufzügen von Reinhold Gollos. Leipzig, B. Volger. 1910.

Golovine. — Souvenirs de la comtesse Golovine, née princesse Galitzine. 1766—1821. Avec une introduction et des notes par K. Waliszewski. Ouvrage illustré d'un portrait en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1910.

Götze. — Das Kind. Drama in drei Akten von Hellmuth Götze. Leipzig, B. Volger. 1910.

Grothe. — Wanderungen in Persien. Erlebtes und Erschautes von Dr. Hugo Grothe. Mit 50 Abbildungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1910.

Hagedorn. — Ostfrieslands Handel und Schiffahrt im 16. Jahrhundert. Von Dr. Bernhard Hagedorn. Band III der Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins herausgegeben von Dietrich Schäfer. Berlin, Karl Curtius. 1910.

Halbau. — Jesus von Nazareth. Ein dramatischer Versuch von Friedrich Halbach. Leipzig, B. Volger. 1910.

Handel-Mazzetti. — Sophie Barat. Ein Gedenkblatt zu ihrer Seligsprechung von E. von Handel-Mazzetti. Erstes bis drittes Tausend. Ravensburg, Verlag von Friedrich Alber. 1910.

Hartberg. — Träumereien eines Unmodernen. Von J. Hartberg. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Hartlieb. — Die Stadt im Abend. Von Wladimir Frhr. von Hartlieb. Wien, Hugo Heller & Co. 1910.

Hartmann. — Katharina II. Schauspiel in drei Akten von Volker Hartmann. München, Max Steinebach. 1910.

Hawelski. — Leon. Modernes Sittendrama in vier Akten von R. Hawelski. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Hayem. — Le maréchal d'Ancre et Léonora Galigaï. Par Fernand Hayem. Notice biographique par M. Athe Lefrance. Ouvrage illustré de deux gravures hors texte. Paris, Librairie Plon. 1910.

Henrici. — Vom Geistesglauben zur Geistesfreiheit. Ein Geschichts- und Gedenkbuch der Geistesentwicklung zur natürlichen Weltanschauung mit zahlreichen Beigaben unserer Dichter und Denker von Julius Henrici. München, Ernst Reichardt. 1910.

Hinnerk. — Graf Ehrenfeld. Lustspiel in vier Akten von Otto Hinnerk. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Hofmiller. — Zeitgenossen. Von Josef Hofmiller. München, Süddeutsche Monatshefte. 1910.

Holtzmann. — Französische Verfassungsgeschichte von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis zur Revolution. Von Prof. Dr. Robert Holtzmann. Abteilung III des Handbuchs der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Herausgegeben von v. Below und Meineke. München, R. Oldenbourg. 1910.

Hruschka. — Im goldenen Licht. Gedichte von Ella Hruschka. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. O. J.

Jolizza. — Das Lied und seine Geschichte von W. K. von Jolizza. Mit 122 Notenbeispielen und Liedern der früheren Epochen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Wien, A. Hartleben. 1910.

Jülicher. — Hat Jesus gelebt? Vortrag von Prof. D. Dr. Adolf Jülicher. Marburg, N. G. Elwert. 1910.

Kalckreuth. — Gedichte von Wolf Graf von Kalckreuth. Leipzig, Insel-Verlag. 1908.

Katona. — Bank Bán. Tragédie historique en cinq actes. Par Joseph Katona. Traduite du hongrois par Ch. de Bigault de Casanove. Paris, Honoré Champion. 1910.

Kayßler. — Schauspielernotizen. Von Friedrich Kayßler. Erste Folge. Berlin-Westend, Erich Reiß. O. J.

Keller. — Dunkelheit. Von Helen Keller. Zwölfte Auflage. Deutsche Übersetzung aus dem Englischen von Heinrich Conrad. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Kemter. — Liebesgaben und andere Humoresken. Von Wolfgang Kemter. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Keyserling. — Schopenhauer als Verbilder. Vom Grafen Hermann Keyserling. Band 2 der Werbandi-Bücherei. Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Kraus. — Um Glaube und Vatergut. Drama aus der Römerzeit in drei Akten von Johann Kraus. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Lacombe. — La vie privée de Talleyrand. Son émigration, son mariage, sa retraite, sa conversion, sa mort. Par Bernard de Lacombe. Paris, Librairie Plon. 1910.

Lamprecht. — Paralipomena der deutschen Geschichte. Aphorismen von Karl Lamprecht. Nr. 3 des „Wissen für Alle". Wien, Hugo Heller & Co. 1910.

Lewkowitz. — Hegels Ästhetik im Verhältnis zu Schiller. Von A. Lewkowitz. Leipzig, Dürr. 1910.

Loyson. — Feindselige Seelen. Schauspiel in vier Akten. Von Paul Hyacinthe Loyson. Berlin-Westend, Erich Reiß. O. J.

Lütgendorff-Leinburg. — Familiengeschichte, Stammbamm und Ahnenprobe. Kurzgefaßte Anleitung für Familiengeschichtsforscher von Willibald Leo Freiherrn von Lütgendorff-Leinburg. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1910.

Lutherbriefe. — Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Mit zwei bisher unbekannten und unveröffentlichten Bildnissen von Martin Luther und Philipp Melanchthon. Berlin, Karl Curtius. 1910.

Malten. — Nur eine Magd. Novelle von L. Malten. Universal-Bibliothek Nr. 5150. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Marcks. — Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart. Von Erich Marcks. Stuttgart, J. G. Cotta. 1910.

Maury. — Figures et aspects de Paris. Par François Maury. Paris, Librairie Perrin et Cie. 1910.

Morihart. — Sturm. Schauspiel in fünf Aufzügen von Johannes Morihart. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Münch. — Seltsame Alltagsmenschen. Aus der Erinnerung gezeichnet von Wilhelm Münch. München C. H. Beck. 1910.

Mürmann. — Die öffentliche Meinung in Deutschland über das preußische Wehrgesetz von 1814 während der Jahre 1814—1819. Von Adolf Mürmann. Heft 19 der „Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte", herausgegeben von v. Below, Finke und Meineke. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1910.

Das Neue Testament. Verdeutscht von Stadtpfarrer Rudolf Böhmer. Lieferung 3, 4, 7. Stuttgart, Max Kielmann. 1910.

Nordenskiöld. — Wälder. Streifzüge in Südamerika. Von Erland Nordenskiöld. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1910.

Oldenberg. — Aus dem alten Indien. Drei Aufsätze über den Buddhismus, altindische Dichtung und Geschichtschreibung von Hermann Oldenberg. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Péladan. — La philosophie de Léonard de Vinci, d'après ses manuscrits. Par Péladan. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Philippovich. — Die Entwicklung der wirtschaftspolitischen Ideen im 19. Jahrhundert. Sechs Vorträge von Eugen von Philippovich. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Pichler. — Über Christian Wolffs Ontologie. Von Hans Pichler. Leipzig, Dürr. 1910.

Pinder. — Deutsche Dome des Mittelalters. Von Wilhelm Pinder. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. Erstes bis dreißigstes Tausend. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche. O. J.

Rade. — Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. Von Martin Rade. 1.—6. Tausend. Religionswissenschaftliche Volksbücher, V. Reihe, 7., 8. Heft. Tübingen, J. C. B Mohr. 1910.

Rehse. — So sind die Menschen. Komödie in drei Akten. Von Bernhart Rehse. Berlin-Westend, Erich Reiß. O. J.

Ressel. — Das Impfgeschäft als starrstes Dogma der modernen orthodoxen Medizin. Richtigstellung falscher und gefälschter zunftwissenschaftlicher Überlieferungen. Zugleich und hauptsächlich ein Weckruf an Deutschlands Zeitungsredakteure. Von Wilhelm Ressel. Dresden, Verlag des Impfgegnervereins. 1910.

Rittelmeyer. — Was will Johannes Müller? Ein Wort zu seiner Würdigung. Von Lic. Dr. Friedrich Rittelmeyer. München, C. H. Beck. 1910.

Rullmann. — Witz und Humor. Streifzüge in das Gebiet des Komischen von Wilhelm Rullmann. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Sammlung Göschen. — Nr. 137. Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch herausgegeben von Dr. Hermann Jantzen. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. — Nr. 161. Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Von Carl Weitbrecht. Neu bearbeitet von Karl Berger. Leipzig, G. J. Göschen. 1910.

Schmied. — Carlos und Nikolas auf dem Meere. Von Rudolf Johannes Schmied. Berlin-Westend, Erich Reiß. O. J.

Schneider. — Gedichte. Von Alma Schneider. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. O. J.

Berichtigung.

In dem Aufsatz „Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik" von Geheimrat Burdach bitten wir folgende Berichtigungen vorzunehmen. Februarheft 1910. S. 254, Zeile 10, ist zu lesen: Die Macht- und Klangworte (statt Machtworte); S. 257, Zeile 19: Dantes, nordischer (mit Komma); S. 257, Zeile 29: Prosa in (ohne Komma); S. 260, Zeile 25: Einzel- und Ensemblegesängen (statt Einzelensemblegesängen). — Märzheft 1910. S. 414, Zeile 19: sogenannten absoluten (ohne Komma); S. 426, Zeile 11: haben verwandte, freilich andere Kräfte zur Reife gebracht; S. 426, Zeile 17: Vokalmusik (statt Choralmusik). — Aprilheft 1910. S. 106, Zeile 25: grasses Unding (statt großes Unding).

Die Redaktion.

Verlag: **Gebrüder Paetel** (Dr. **Georg Paetel**), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Prinz Friedrich Karl von Preußen als Erzieher.

Von

Generaloberst **Freiherrn v. d. Goltz.**

Am 30. Juli 1870 waren die Offiziere des Oberkommandos der II. Armee vor den Toren von Mainz an der Chaussee nach Alzey aufgereiht, um ihrem Oberbefehlshaber, dem General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, vorgestellt zu werden. General v. Stiehle, der Stabschef, übernahm die Vorstellung und führte den hohen Herrn die Linie ab. Ich stand als jüngster im Gliede der Generalstabsoffiziere, diesem zugeteilt, aber noch dem Infanterieregiment 41 angehörig, dessen Uniform ich auch trug. Beim Kriegsausbruch war ich auf dem Lande als Topograph tätig gewesen, wurde eilig nach Berlin berufen und hatte in den wenigen Tagen der Vorbereitung dienstlich vollauf zu tun. Für meine persönliche Ausrüstung blieb mir wenig Zeit, so daß sie ziemlich mager ausfiel. Der unglückliche Zufall hatte mir dabei einen eiligst bestellten Waffenrock in die Hände gespielt, dessen acht Knöpfe in der vorderen Reihe so eng aneinander standen, daß es aussah, als seien es ihrer zehn. Mein Schuhmacher hatte mir aus freundschaftlichem Wohlwollen auf telegraphische Bestellung ein Paar nach seinem Geschmack besonders prächtige Reiterstiefel von Rindlackleder mit leuchtenden weißseidenen Nähten als Abschiedsgruß gefertigt. In diesem Aufzuge stand ich da, ein ungerittenes Pferd mit ausgescheuerter Mähne am Zügel, und ich hatte selbst das wenig behagliche Gefühl, daß ich nicht ganz in die Gemeinschaft hineinpaßte, der ich nunmehr angehören sollte.

Als General v. Stiehle meinen Namen nannte, musterte der Prinz mich mit einem kurzen Blick und sagte nur: „Zehn Knöpfe — sehr hübsche Stiefelchen!" Damit war er vorüber, für mich aber dennoch unerwarteterweise ein Lebensabschnitt eingeleitet, den ich noch heute als den schönsten ansehe, durch den mich das Schicksal geführt hat.

Mein jugendlicher Ehrgeiz hatte es sich nie träumen lassen, daß ich einmal in einem Oberkommando Verwendung finden sollte — er verstieg sich allerhöchstens bis zum Bataillons- oder Regimentsadjutanten.

Von dem Prinzen hatte ich die landläufige Vorstellung, die über ihn im großen Publikum herrschte, daß er ein verwegener, in seiner Art kurz angebundener und barscher Reitergeneral sei, der seine Erfolge dem Temperament verdanke, sich am liebsten von vornehmen Kavallerieoffizieren umgeben sähe, und der sein Leben mit Vorliebe der Jagd und dem Sport widme. Für mich erwartete ich wenig Gutes davon.

Die ersten kriegerischen Ereignisse in Frankreich, während deren sich im Oberkommando die Arbeitsverteilung und besondere Verwendung jedes einzelnen von uns erst durch die Praxis regeln mußte, boten mir keine Gelegenheit, dem Oberbefehlshaber nahe zu kommen. Er ritt auf den Märschen zur Mosel meist langsam seinem Stabe voraus, in ernste Gespräche mit seinem Chef versunken, oder auch lange schweigsam. Wir ritten hinterher von Quartier zu Quartier, mit unsern Arbeiten beschäftigt, damals noch viel als Kopier- oder Schreibmaschine benutzt. General v. Stiehle brachte mir indessen von Anfang an ein besonderes Vertrauen entgegen, da er mich öfters als Sekretär für seine Korrespondenz mit dem Chef des Generalstabes der Armee benutzte. Diesem Umstande hatte ich es zu verdanken, daß mir die Beachtung des Prinzen schon früh im Feldzuge zuteil wurde.

Dann kam der große Tag von Vionville. Das Oberkommando sollte am 16. August nachmittags von Pont-à-Mousson nach Thiaucourt übersiedeln. Zufällig aber erfuhr ich, als wir zum Frühstück gingen, daß der Prinz seine Pferde bestellt habe und zum III. Armeekorps reiten werde, das im Gefecht stünde. So kam es, daß ich den berühmt gewordenen Ritt mitmachen und an der entscheidenden Schlacht teilnehmen konnte.

Den ersten Blick auf das Schlachtfeld gewann Prinz Friedrich Karl von dem hochgelegenen Bois de Vionville aus, wo wir neben einem am Boden knieenden Halbbataillon des Leibgrenadier-Regiments vom Pferde stiegen. Die Ankunft der Reitergruppe erregte beim Feinde Aufsehen, und bald schlug eine Garbe von Geschossen aus den von drüben her zornig knarrenden Mitrailleusen nahe vor des Prinzen Füßen in den Boden. Er schien sie nicht zu beachten, wandte sich jedoch, als bald darauf Leute in dem Bataillon verwundet wurden, mit dem Bemerken um, daß wir der Truppe unnütze Verluste zuzögen. Wir stiegen wieder zu Pferde und ritten nach der Höhe von Flavigny, von wo aus wir dem weiteren Ringen der Heere beiwohnten. Wie ernst dieses stand, war auf den ersten Blick zu erkennen. Niemand verhehlte es sich. „Eine frische Division!" war der allgemeine Stoßseufzer. Aber sie war im Augenblicke nicht heranzuschaffen. Die Untersuchung, ob andre Anordnungen des Oberkommandos vor der Schlacht eine günstigere Lage hätten vorbereiten können, gehört nicht hierher. Es sollen hier nur die Tatsachen reden.

Ohne Zweifel übersah Prinz Friedrich Karl die Gefahr der Lage sofort. Sein Bestreben war vom ersten Augenblicke an, die Schlacht auf dem Punkte zu halten, wo sie stand, jeden Schritt seiner Truppen nach rückwärts zu verhüten, ja sie dort, wo es irgend möglich war, vorwärts zu bringen, sei es auch nur noch um ein Geringes. Dabei blieb er, bis die Nacht die blutigen

Gefilde bedeckte. Die nach allen Richtungen versendeten Befehle hatten sämtlich den gleichen Sinn. Verschiedene seiner Äußerungen ließen es auch uns erkennen. Gerade, wo wir standen, klaffte in der Schlachtlinie eine weite Lücke, der einige besorgte Äußerungen und Mienen der Unsrigen galten. Der Prinz nahm davon wohl etwas wahr und wendete sich zu uns um: „Diese Lücke decken wir mit unsern Heldenleibern!" sagte er scherzend und stellte die Stimmung wieder her. Nicht einen Augenblick zweifelte er am endlichen Erfolge. Zum wenigsten trugen seine unbeweglichen Züge diese feste Zuversicht zur Schau, und es gelang ihm, nicht nur seine Umgebung, sondern auch sein arg zusammengeschmolzenes Heer mit der gleichen Zuversicht zu erfüllen. Als die Sonne endlich zum Horizont herabsank — und sie tat es an diesem Tage mit boshafter Langsamkeit — hörte ich ihn sagen: „Meine Herren, noch eine Stunde an dieser Stelle, und es ist ein regulärer Sieg!" Das war bald nach der Niederlage unseres linken Flügels bei Greyère Ferme, wo manches schwache Gemüt im stillen schon am glücklichen Ausgange unserer Sache zweifelte. Alle Mahnungen an die Truppen lauteten dahin, mit den erschöpften Kräften immer wieder vorzugehen, soweit es möglich war. „Siegen heißt Terrain gewinnen!" ließ er einmal hinzufügen, jedem Untergebenen aber, dem er einen Befehl sandte, einige aufmunternde Worte oder, wo persönliche Bekanntschaft ihn mit jenem verband, einen Gruß bestellen. Augenscheinlich legte der Prinz den höchsten Wert auf diese Art der Einwirkung gegenüber den Männern, die zum größten Teil schon im Frieden seine Untergebenen gewesen waren. Wenn je die Redeform, daß ein Mann in der Schlacht ein Armeekorps bedeutet habe, zur Wahrheit geworden ist, so trifft das in Bezug auf den Prinzen bei Vionville zu. Die Nachricht von seinem Eintreffen auf dem Schlachtfelde hatte bei allen Truppen den größten Eindruck gemacht. Schon die an uns Offiziere vom Stabe überall, wohin wir kamen, gerichtete Frage: „Ist der Prinz da?" verriet den Eindruck, den sein Kommen machte.

An seiner ruhigen Zuversicht richteten Heer und Führer sich auf. Sie blieb ihm bis zum letzten Augenblicke der Schlacht treu, in dem er schon im Dämmerlichte des Abends die viel umstrittene Attacke der 6. Kavalleriedivision befahl. Diese konnte keine sehr beträchtlichen materiellen Erfolge mehr haben; das wußte auch der Feldherr, der sie anordnete. Wohl aber machte sie einen mächtigen moralischen Eindruck — und darauf war sie berechnet. Sie sollte dem überlegenen Gegner durch einen letzten Schlag beweisen, daß wir uns als Sieger fühlten, und daß wir noch Kräfte genug besaßen, um das Schlachtfeld zu behaupten. Alle Anwesenden waren von der Richtigkeit des schweren Entschlusses durchdrungen, den der Prinz in jener denkwürdigen Stunde faßte. Mit reiflicher Überlegung hatte er die Division stundenlang als eine letzte Reserve aufgespart und jeder Versuchung widerstanden, sie im Kampfe um vorübergehend winkender Vorteile willen einzusetzen.

Deutlich entsinne ich mich noch heute, nach vierzig Jahren, daß mich, als wir damals in der Dunkelheit zur Nacht nach Gorze herunterritten, nur

ein einziges Gefühl beherrschte, nämlich, einen großen Truppenführer in entscheidender Stunde am Werke gesehen zu haben — für jeden Soldaten ein Erlebnis, das ihm zeitlebens unvergessen sein wird.

Auf Vionville folgte St. Privat. So ernst der Tag sich auch gestaltete, wir von der II. Armee gingen ihm mit andern Empfindungen entgegen, als sie uns am 16. August beherrscht hatten. Derselbe Gegner, dem wir mit einer Minderzahl, die sonst den Sieg auszuschließen pflegt, erfolgreich die Stirn geboten hatten, stand heute vor den vereinten Kräften der I. und II. Armee. Heute waren wir auch in der Zahl überlegen, wie sollte es uns da fehlen. Unsern Feldherrn aber kannten wir jetzt hinreichend, und die kritische Lage, die auch hier bei der Entscheidung noch eintrat, kam uns Jüngeren, die wir der Leitung der Schlacht fern standen, kaum zum Bewußtsein. Wie schwer der zweite Sieg errungen war, wurde uns im ganzen Umfange erst in den folgenden Tagen klar.

Für mich brachte der 20. August eine entscheidende Wendung. Prinz Friedrich Karl war am frühen Morgen von Doncourt erneut auf das Schlachtfeld geritten. Die Armee befand sich bei der Ausführung der ersten Anordnungen zur Einschließung von Metz. Zweifel erhoben sich, ob das Moseltal unterhalb der Festung, mit der großen Straße nach Diedenhofen, dem Feinde schon verschlossen wäre, und ob nach der Schlacht etwa ein Teil des französischen Heeres dort abgezogen sei. Sichere Meldung darüber war wichtig; denn erst aus einer solchen ließ sich ersehen, ob Marschall Bazaine mit seinem ganzen Heere an Metz gefesselt wäre oder nicht. Auch wurde die Reservedivision des Generals v. Kummer auf der andern Moselseite nördlich der Stadt erwartet, um bei der Einschließung mitzuwirken. Ein Offizier des Stabes sollte die gewünschte Aufklärung schaffen. General v. Stiehle rief mich heran. Der Prinz schien anfangs mit der Wahl nicht einverstanden zu sein. Er fragte den General, ob er nicht den seither als General verstorbenen damaligen Premierleutnant v. Maltzahn vom 3. Ulanenregiment, den er persönlich kannte, wählen wolle. Auf des Generals Äußerung, daß ich den Auftrag zur Zufriedenheit des Prinzen ausführen werde, blieb es jedoch bei der ersten Bestimmung. Beim X. Armeekorps, das schon im Moseltal vermutet wurde, sollte ich mir eine Bedeckung ausbitten. Allein das X. Armeekorps stand noch nicht dort, und bei seinen Vorposten, die ich bei Bronvaux durchritt, war Kavallerie, die mich hätte begleiten können, nicht vorhanden. So ritt ich denn allein, selbst ohne eine Ordonnanz bei mir zu haben, weiter. Es herrschte Totenstille an der Mosel und auf der Chaussee nach Diedenhofen. Daß dort keine Truppenmassen von irgendeiner Bedeutung abmarschiert sein konnten, war der Straße und ihren grasbewachsenen Rändern deutlich anzusehen. Von der Division Kummer am andern Moselufer ließ sich keine Spur entdecken. Sie war in der Tat auch noch fern. Die Bewohner hielten sich in ihren Häusern verborgen; es schien, als seien sie noch betäubt von dem gewaltigen Eindruck der großen Schlachten. Mein Pferd hatte ein Eisen verloren und verweigerte jede schnellere Gangart auf den steinigen Seitenwegen. So mußte ich denn auf gut Glück hin im Dorfe Maizières einen französischen Beschlagschmied

aufsuchen, der ihm für angemessene Bezahlung ein Eisen auflegte, während ich, nicht einmal mit einem Revolver bewaffnet, dabeistand und Wache hielt.

Dann ging's an den Heimweg. In St. Privat und Ste. Marie aux Chênes hatte ich Gelegenheit, viele Nachrichten über die Schlacht zu sammeln, namentlich Regimentsnummern von französischen Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen zu notieren, und brachte damit manches Neue und Wissenswerte ins Hauptquartier Doncourt zurück, wo ich erst in tiefer Dunkelheit eintraf. Mein langes Ausbleiben hatte schon einige Besorgnis erregt; um so besser wurde ich empfangen. General v. Stiehle nahm sogleich meine Meldung entgegen und schickte mich dann zum Prinzen. So stand ich denn zum ersten Male allein und nahe dem hohen Herrn gegenüber, der mich ernst und aufmerksam anhörte. Er richtete nur wenige Fragen an mich, die sich auf die Begründung meiner Ansicht bezogen, daß kein Bruchteil der französischen Armee nach Norden entkommen sei. Endlich, als ich geendet hatte, schwieg er überlegend eine Zeitlang, wie es seine Art war, und entließ mich mit den Worten: „Sie haben eine gute Rekognoszierung gemacht." Das war bei ihm, der mit dem Lobe kargte, sehr viel und ich glücklich, meines Chefs, des Generals v. Stiehle, Voraussage wahr gemacht zu haben. Seit jenem Abend aber hat Prinz Friedrich Karl mir bis zu seinem Tode ein gütiges Wohlwollen bewahrt, das noch am Ende, nach dreizehn Jahren, ehe ich in türkische Dienste trat, einen rührenden Ausdruck fand.

In meiner untergeordneten Stellung hatte ich selbstverständlich nur wenig direkt mit dem Oberbefehlshaber zu tun, aber ich trat ihm doch nahe genug, um ihn verstehen zu lernen und einzusehen, daß er ein ganz andrer war, als die Welt es glaubte und als auch ich es mir nach der allgemein herrschenden Ansicht vorgestellt hatte.

Prinz Friedrich Karl wird der Menge vielleicht immer der mit geschwungenem Säbel auf galoppierendem Pferde querfeldein jagende Reitergeneral bleiben, der alles nur seinem verwegenen Mute, glücklichen Einfällen und der Gunst des Schicksals verdanke. Aber eine Minderheit Wissender wird ihn richtig beurteilen; die ernst forschende, wenn auch nicht die volkstümliche Geschichtschreibung wird sein Bild mit den wahren Zügen ausstatten. Ihm selbst würde das auch genügen; denn er war von nichts weiter entfernt, als der Sucht nach wohlfeiler Popularität.

Ein tragischer Zug lag in seinem Leben, die Sorge, von denjenigen Männern verkannt zu werden, auf deren Urteil er Wert legte, und sein wahres Verdienst von ihnen unterschätzt zu sehen. Die Gefahr lag nahe, und er kannte sie; er wußte, daß ihm Eigenschaften fehlten, die weniger bedeutenden Generalen den Weg zum Ruhme geebnet haben, und daß es ihm schwer werden würde, den Anteil an irdischer Unsterblichkeit einzuheimsen, der ihm zukam. Dies Gefühl hat in seiner Stimmung wohl häufiger, als seine Umgebung es ahnte, eine trübe Unterströmung erzeugt.

„Wenn ich die Ehre hätte, von Euer Exzellenz näher gekannt zu sein," schrieb er einmal an General v. Schreckenstein, bei dem er seinen persönlichen

Adjutanten, den Grafen Gustav Waldersee, gut einführen wollte, als er ins VII. Armeekorps versetzt wurde, — „so würden Sie wissen, daß ich zu denen gehöre, die viel verlangen, wenig loben, die nackte Gerechtigkeit über alles lieben und daher selten empfehlen." Das sind Eigenschaften, die ihren Besitzer meist nicht beliebt machen und ihm leicht den Ruf eintragen, daß er schroff und eigensüchtig sei, ein Mann ohne Herz und Mitgefühl. Und doch wohnte in Prinz Friedrich Karls Brust eine gütige und teilnehmende Seele; ja, es war ihm ein Zug von Weichheit eigen, der freilich nichts von Schwäche an sich hatte.

Er war ein antiker Charakter, dem alles Konventionelle fehlte und der nicht fähig war, die geringste Unwahrheit auszusprechen, die wir Modernen so vielfach glauben, der Gefälligkeit und den Umgangspflichten als Opfer darbringen zu müssen. Sicherlich hat er nie einem Entgegenkommenden gesagt: „Ich freue mich, Sie zu sehen," wenn er diese Freude nicht wirklich im Augenblicke empfand.

Trotzdem hat Prinz Friedrich Karl mit seinen Befürchtungen nicht recht behalten, und das verdankt er sich selbst. Sein Andenken wird unvergessen sein, solange es eine preußische, eine deutsche Armee gibt, und sein Name wird ewig hell im Ruhmesglanze strahlen.

Unausgesetzt hat er sein Leben lang gearbeitet an der Vervollkommnung in seinem Berufe und an der Erziehung der eigenen Persönlichkeit. Nach seiner Art, die von einer gewissen Pedanterie nicht ganz frei war, liebte er es, sich bei dieser Arbeit durch schriftliche Aufzeichnungen vollkommen klar zu werden, ähnlich wie es Napoleon mit Bezug auf die Leitung seiner großen kriegerischen Unternehmungen tat. Wir besitzen einen reichen Schatz von Aufzeichnungen, die den Entwicklungsgang seines inneren Menschen fast Schritt für Schritt verfolgen lassen. Er war sich selbst ein trefflicher Erzieher und ist es dadurch auch uns und dem Heere geworden.

Ein Vierteljahrhundert ist seit seinem Tode über Land gezogen, und so ist es denn auch unbedenklich geworden, diesen Born der Geschichtschreibung zu öffnen und uns damit zugleich den wirklichen Prinzen Friedrich Karl kennen lernen zu lassen. Vor uns liegt der erste Band einer Bearbeitung seines schriftlichen Nachlasses von Wolfgang Foerster[1]).

Zufälligkeiten bestimmen meist die öffentliche Meinung und entscheiden auch über das Bild, das sich die Zeit von ihren hervorragenden Männern macht. Sie werden Helden von Legenden, deren Mehrzahl die geschichtliche Untersuchung nicht zu ertragen vermag. Haben diese aber einmal literarisches Bürgerrecht gewonnen, so zeigen sie ein erstaunlich zähes Leben.

Die gewöhnliche Vorstellung von dem „roten Prinzen" verdankt, abgesehen von der Husarenuniform, ohne Zweifel wohl seiner ersten Waffentat bei

[1]) Prinz Friedrich Karl von Preußen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs vornehmlich auf Grund des eigenen schriftlichen Nachlasses des Prinzen bearbeitet und herausgegeben von Wolfgang Foerster, Hauptmann, aggregiert dem Generalstabe der Armee und beim Großen Generalstabe. Erster Band: 1828—1864. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Wiesental ihr Dasein. Er befand sich 1849 bei den gegen die badischen Aufständischen entsandten Truppen und setzte sich dort an die Spitze einer Husarenschwadron, welche die abziehende Infanterie angriff. Sie erlitt schwere Verluste. Der Prinz selbst wurde verwundet, sein Adjutant v. d. Busche-Münch starb an der dort erhaltenen Wunde, Major Rückert fiel und mit ihm eine Anzahl braver Leute. Die Trauer darüber war in jener Zeit, die an bedeutende Einbußen bei solchen Gelegenheiten noch nicht gewöhnt war, sehr groß. Dem Prinzen wurde die Schuld beigemessen, sein tollkühner unüberlegter Wagemut getadelt, und die populäre Gestalt des unbesonnenen und waghalsigen Reiterführers entstand, um in der Überlieferung fortzuleben.

Und doch haben auch an jenem Tage den Prinzen keine anderen Beweggründe geleitet, als sie seiner Lebensführung überhaupt zu Grunde lagen — das Gefühl, seine Pflicht unerbittlich tun zu müssen, und eine wahre Sehnsucht nach echtem, wohlverdientem Ruhm und soldatischer Größe. „Das Einhauen ist kein Werk der Barmherzigkeit, und weiche Seelen passen nicht in unsern Stand, ebensowenig wie weiche Körper," schrieb er in späteren Betrachtungen nieder. Nie hätte er indes, trotzdem er so dachte, aus militärischer Eitelkeit und alltäglicher Ruhmsucht die Waffentat vollführt. Sie entsprang durchaus berechtigten Gründen. Er hatte, wenn er auch ohne eigentliches Kommando dem Gefecht beiwohnte, von General v. Hannecken den Befehl erhalten, „die vorderste Eskadron, die er fände," vorzuholen. Sie sollte zur Avantgarde eilen, die den eben aus Philippsburg geworfenen Feind verfolgte. Als er mit der kleinen Reiterschar herankam, jubelte ihm die Infanterie zu. „Schade, daß ihr so spät kommt, ihr hättet einen schönen Fang tun können!" Bald darauf ward die nichts ahnende, auf der Chaussee abziehende Infanterie der Aufständischen in 800 Schritt Entfernung entdeckt — die Leute einzeln, ohne alle Ordnung marschierend, dem großen schützenden Dorfe Wiesenthal zustrebend. Eine Kavallerie, die unter solchen Umständen nicht angreift, sondern auch hier noch abwarten will, bis die eigene Infanterie herankommt, um den Feind erst durch ihr Feuer zu erschüttern, hat ihren Beruf verfehlt. Das Wagnis soll ihr Lebenselement sein. So aber lagen die Dinge hier, als der Prinz sich mit den Seinen auf die Beute stürzte. Die sehr eingehenden, den Kampf und die eignen Empfindungen schildernden Notizen, die er über den Vorgang aufzeichnete, beweisen, daß ihn die ruhige Überlegung und der heilige Ernst, den die Verantwortung aufbürdet, nicht verlassen hatten. „Bei diesem Ritt lenkte ich meine Gedanken zu Gott im Gebet. Ich dachte an den Ruhm meines Hauses, an die sprichwörtliche Tapferkeit, an den ruhmvollen Tod des Prinzen Louis Ferdinand. War es doch gerade auf diesen Gefilden, wo ich ritt, vor demselben Philippsburg, daß Friedrich der Große unter dem Prinzen Eugen dem ersten Kampfe beiwohnte und die ersten Blätter zu dem Lorbeerkranz pflückte, der später seine kriegerische Stirn schmücken sollte."

Prinz Friedrich Karl war eine tiefinnerliche Natur, mehr bedacht als vorschnell, eher zögernd als verwegen, sehr überlegend, etwas neigend zur Grübelei und in dieser oft sich selber peinigend, aber fest in den Überzeugungen,

zu denen er sich durchgerungen hatte. Er blieb den Grundsätzen treu, die er sich selbst durch Nachdenken und Studium gebildet hatte, war fremden Einflüssen dann nicht leicht zugänglich, während er im Gärungsprozeß der Gedankenarbeit der Beweisführung eines blendenderen Geistes unterliegen konnte, nur weil ihm im Augenblick die günstigen Waffen fehlten, ihn logisch zu widerlegen — unerschütterlich in dem, was er als recht erkannt hatte, und unerschrocken vor jeder Gefahr. Nie hat ihn der Mut der Verantwortung verlassen, wenn sein Entschluß einmal reif war. „Selbständiges Handeln und Lust an der Verantwortung sind Eigenschaften, die nur ausgezeichnete Menschen besitzen. Sie sind angeboren. Weniges ist anerzogen und dies Wenige auch selten durch andere."

Die Behutsamkeit, die in seiner Heerführung gelegentlich zutage tritt, war niemals eine Folge von Unentschlossenheit des Charakters, sondern, wo sie eintrat, nur der Ausdruck einer zu lang andauernden und zu mühsamen Gedankenarbeit, die den Gegengründen ebenso gerecht werden wollte, wie der eigenen Ansicht. Die Götter haben andere Feldherren unserer Zeit gnädiger als ihn bedacht; sie legten in deren Seele das Körnchen Leichtsinn und das Talent zur Einseitigkeit, die dem Truppenführer in den bangen Zweifeln, die sein schweres Amt mit sich bringt, so sehr zustatten kommen. Davon hatte Prinz Friedrich Karl nichts empfangen. Er konnte alles nur in ernster Arbeit und in schweren Kämpfen mit sich selbst erringen. Aber es kommt hier auch nicht darauf an, ihn mit anderen zu vergleichen und einen Wertmesser für ihn und sie zu finden, sondern zu schildern, wie er war, was Heer und Volk ihm zu verdanken haben und wieviel sich von ihm für die Zukunft lernen läßt.

Das erste ist seine Berufsauffassung. „Zu unserm Stande gehört Glut, Hochgefühl und Leidenschaft, Großes zu leisten."

Diese Auffassung gab ihm, sobald er, erst sechzehnjährig, bei der Leibkompagnie des 1. Garderegiments in den Dienst getreten war, eine treue Anhänglichkeit an die Truppe ein, zu der er gehörte. Er betrachtete sie als seine Familie; ihr galt fortan sein ganzes Sinnen und Streben. Sein Kompagniechef, der 1870 bekannt gewordene General v. Zastrow, wurde sein Lehrmeister, sein Freund und auch sein Vertrauter, zu dem er sich gern über sich selbst aussprach. In diesen Bekenntnissen gibt sich eine Reife kund, die weit über sein Lebensalter hinausging. An den persönlichen Verhältnissen seiner Untergebenen nahm er den regsten menschlichen Anteil — ein Beispiel für jeden jungen Offizier. Als er später in der Bonner Studienzeit bei einem Ausflug durch Trarbach kam, entsann er sich, daß dort seines ersten Burschen Franz alte Mutter lebe, und er ruhte nicht eher, als bis er sie ohne Begleitung am späten Abend noch selbst aufgefunden und ihr, die nicht ahnte, wer er war, und bei der er sich nur als einen Offizier von ihres Sohnes Kompagnie einführte, einen längeren Besuch gemacht hatte. Er überließ es ihr, den Sohn zu fragen, wer derjenige von seinen Leutnants gewesen sei, der jetzt in Bonn studiere.

Bereits auf dieser ersten Stufe seiner militärischen Erziehungstätigkeit spricht sich bei dem Prinzen der Zug zu einer hohen, sozialpolitischen Auffassung des Soldatendienstes aus. Die Armee soll zu einer großartigen Volksschule werden, den Soldaten will er gut behandelt und vor allen Dingen moralisch erzogen wissen. Er sprach sich in den für die eigene Belehrung aufgezeichneten Bemerkungen schon gegen die Zeitverschwendung mit Äußerlichkeiten, gegen den „Paradedrill" aus, ohne darum die Paraden ganz zu verwerfen. Er empfahl sie nach langem acht- bis zehnstündigem Manöver. „Dann gibt sich der Soldat, wenn er irgend von gutem Geiste beseelt ist, immer unendliche Mühe." Schon richtete der junge Prinz seinen Blick lebhaft auf die unverfälschte Bestimmung seines Standes und die Ausbildung des Heeres für den Krieg hin. Auf diesem Gebiete liegt auch vielleicht sein größtes, jedenfalls sein ursprünglichstes Verdienst um die Armee und das Vaterland, ein Verdienst, dem auch heute noch nicht die hinreichende Würdigung zu teil wird und in dem er mit seinem großen Oheim, dem Kaiser Wilhelm I., in völliger Übereinstimmung stand.

Vom Beginn seiner Laufbahn an huldigte der Prinz in Bezug auf die Truppenausbildung moderneren Anschauungen als die älteren Militärs seiner Zeit, und er eilte diesen mit seinen Ansichten und Plänen weit voraus. Ihm stand die Einwirkung auf die Seele des Soldaten, die Erziehung seines Charakters an erster Stelle. Uns ist das heute nichts Neues. Damals dachte man nur wenig daran. Das alte preußische Prinzip mechanischer Strenge, wie es Friedrich Wilhelm I., Leopold von Dessau und der große König mit so vielem Erfolge geübt, besaß noch immer hohes Ansehen. Die kriegerische Tüchtigkeit galt auch ernsten Soldaten als das selbstverständliche Nebenprodukt einer straffen Exerzierschule. „Die Kompagnie, die einen guten Parademarsch macht, geht auch gut gegen den Feind." — Dieser Satz, bei dem Ursache und Wirkung verwechselt werden, da eine gut erzogene Truppe selbstverständlich meist auch eine gute äußerliche Haltung zeigt, besaß noch zu den Zeiten volle Gültigkeit, als ich selbst im Jahre 1861 ins Heer eintrat. Nach den Befreiungskriegen war eine Art von Reaktion eingetreten, die von innerpolitischen Gründen, nicht weniger aber auch durch den Wetteifer mit der befreundeten russischen Armee und dem indirekten Einfluß der beiden Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. hervorgerufen wurde. Selbst das Reglement für die Infanterie von 1847, das den nach Jena fast beseitigten Formenkram wieder vermehrte, stellte noch einen Rückschritt gegen das von 1812 dar.

Der Prinz wollte die jungen Rekruten schon nach sechs Wochen in die Kompagnie einstellen und dann Märsche, Schieß- und Schützenübungen, sowie den Felddienst beginnen, vieles Unnütze abschaffen, bald auch die Bataillone zusammenstellen und damit die Exerzierschule abschließen. „Mit mehreren vereinigten Bataillons würde ich nur Manöver machen." Das steht in seinen „Betrachtungen über unsere Infanterie," die er im Dezember 1855 niederschrieb. Wenig mehr als ein Jahr danach beantwortete er schriftlich die Frage: „Was muß zu dem gewöhnlichen Dienstbetriebe unserer Truppe hinzutreten, um schon im Frieden den kriegerischen Geist in ihr zu wecken und zu

beleben?" Darin empfiehlt er für die Offiziere die kriegsmäßigen Übungen im Gelände, wie wir sie heute betreiben, für die Soldaten aber die Erweckung des Ehrgeizes, die Auszeichnung nach Charaktereigenschaften und Leistungen, nicht nach dem äußeren Auftreten.

Bekanntlich blieb der Prinz nicht lange Infanterist. Von 1849—1852 war er Eskadronchef im Garde-Husarenregiment, dann Kommandeur der Gardedragoner und der 1. Garde-Kavalleriebrigade. Auch in dieser Waffe trat er reformatorisch auf. Die vollendete Bahnreiterei galt der Kavallerie als das höchste Ziel. „Das Exerzieren war zum Sterben langweilig" — erzählt der spätere General v. Versen aus jener Zeit. „Es wurde nach vorausgegangener langer Instruktion der Kommandeure ein Moment durchgemacht, dann war eine Stunde Pause, weil die Kommandeure wieder zusammengerufen waren und von neuem instruiert wurden. Dann ging es wieder weiter . . . Alles ging glatt und höflich ab, die Regimenter ritten befriedigt nach Hause — man kannte eben nichts Besseres." Gründlich räumte Prinz Friedrich Karl mit diesem Schulschlendrian auf und führte seiner Truppe zum Bewußtsein zurück, daß der Krieg und der Krieg allein ihre Bestimmung sei. „Mit dem Prinzen Friedrich Karl kam Leben in die alte Maschine. Er brachte in alle Dienstzweige mehr Natürlichkeit." Mit den Waffen seines kritisch angelegten Geistes bekämpfte er das Unzweckmäßige, das nur um des Scheines willen betrieben wurde. Aber solche neuen Theorien galten den alten Herren von damals vielfach noch als Ketzerei, und dem Prinzen blieben ernste Konflikte nicht erspart, als er an der Spitze der 1. Gardedivision stand, so daß er zur 2. versetzt wurde und dann mit einjähriger Beurlaubung vorübergehend aus dem Dienste schied, dem er mit Leib und Seele anhing. Der Mangel an Anerkennung schmerzte ihn innerlich, aber er blieb seinem Grundsatze treu, „alles zu tun, um sie zu verdienen, nichts, um sie zu erlangen."

Die Kriegsaussichten von 1859 riefen ihn dann zur Fahne zurück und zwar als Divisionskommandeur nach Stettin, wo er seine erzieherische Tätigkeit von neuem erfolgreich und durch Mißhelligkeiten nicht mehr getrübt wieder aufnahm. Die Hoffnung auf einen Feldzug erfüllte sich nicht. Aber die Kämpfe in Italien, an denen Preußen unbeteiligt blieb, zeitigten doch eine wertvolle Frucht. Die später so berühmt gewordene „Militärische Denkschrift" über die Kampfweise der Franzosen entstand damals. Sie verbreitete zum ersten Male den Ruf seines Wirkens über das ganze Heer und hat in jener Periode der großen Reform und der Wiederbelebung des preußischen Heeres eine bedeutende Rolle gespielt. Ohne seinen Willen wurde sie der Öffentlichkeit übergeben und, da es kein Geheimnis blieb, wer ihr Verfasser sei, überall gelesen. Sie zündete mit ihren Gedanken und Vorschlägen zumal in der jungen militärischen Welt. In dieser Schrift steht der Satz: „Der volle kriegerische Manneswert wird erst erreicht, wenn auch die Seelenkräfte ausgebildet werden." Mit demselben findet er die Antwort auf die von ihm selbst gestellte Frage, wie es uns ergehen werde, wenn wir auf die Franzosen stoßen. „Wir können sie besiegen, und wenn es uns gelingt, im Kriege unsere

Anschauungen nicht ausschließlich an die Gewohnheiten des Exerzierplatzes und des Reglements[1]) zu binden, so werden wir sie besiegen." Diesen prophetischen Worten folgen seine Forderungen, die weit mehr auf eine erhöhte moralische Erziehung des Soldaten als auf taktische Neuerungen hinauslaufen. Sie bezeichnen die Geburtsstunde der „individuellen Ausbildung" der Mannschaft, die zum ersten Male in vollem Gegensatze zur Massendressur des achtzehnten Jahrhunderts stand. „Der Soldat muß auf den Standpunkt gebracht werden, daß er tapfer ist, weil sein Herz nicht anders kann."

Bald danach erfolgte des Prinzen Ernennung zum kommandierenden General des III. Armeekorps, und auf dieser höchsten Stufe praktischer militärischer Tätigkeit gelangte er zur Vollendung in seinem erzieherischen Wirken. Hier ward ihm auch der höchste Lohn, der dem Lehrmeister beschieden sein kann: er erntete in der bald beginnenden Periode der Kriege um Deutschlands Einigung selbst noch die Früchte seiner stillen, anstrengenden und gewissenhaften Friedensarbeit. „Seine kräftige, gewinnende Persönlichkeit wirkte magnetisch auf die Mannschaft ein." Sie riß aber nicht minder die Offiziere zu einer ernsten, veredelten Auffassung ihres Berufes hin.

Dabei blieb Prinz Friedrich Karl seiner Gewohnheit treu, alle Zweige des soldatischen Dienstes in ihrer mit der Zeit fortschreitenden Entwicklung für sich und seine Truppen durchzuarbeiten und seine Gedanken schriftlich zu entwickeln. Seine Tätigkeit nach dieser Richtung ist eine ganz außerordentliche gewesen. Jeder ernst strebende Offizier wird darin eine Fülle von Belehrung finden, da alle Aufzeichnungen einer unmittelbaren praktischen Erfahrung entspringen. Ganz in seinem Geiste ist es, daß er in der Vervollkommnung der Truppen keine Sprünge annahm. Der Prinz glaubte nicht an schnell errungene Stegreiferfolge, und sie sind in der Tat im Gebiete des Heerwesens, wenn nicht unmöglich, so doch eine durch Jahrhunderte getrennte Seltenheit. Er wollte alles durch treue, ungekünstelte Arbeit entwickelt sehen, also auf dem einzigen Wege vorwärtsschreiten, der mit Sicherheit zum Ziele führt.

Dieser Denkungsweise hat er selbst im Jahre 1874 ein merkwürdiges Denkmal gesetzt. Bei dem Herbstmanöver 1863 erntete sein Armeekorps den höchsten Beifall; er selbst war jetzt mit den Leistungen seiner Truppen zufrieden. Aber er sah sie auch als den unerläßlichen Vorläufer für die kriegerischen Lorbeeren an, die es sich später auf den Schlachtfeldern erwarb. Auf der Feldmark von Dahmsdorf im Kreise Lebus, wo die Manöver stattgefunden hatten, erhebt sich ein Obelisk mit der Inschrift: „Ohne Lebus kein Düppel, ohne Düppel kein Königgrätz, ohne Königgrätz kein Vionville." In dieser Reihenfolge bewertete er das Verdienst seiner Truppen um den Sieg. Sie waren vom Leichteren zum Schwereren und endlich zum Allerschwersten fortgeschritten. In den Jahren nach den Kriegen äußerte der Prinz in einer der inhaltreichen Abendunterhaltungen, zu denen er seine Freunde gern versammelte, er wünsche sich in seinem kriegerischen Leben einen Tag wie

[1]) Das oben erwähnte von 1847.

Vionville nie wieder, Tage wie die von Le Mans nicht gern, alle übrigen mit der größten Freude.

Auf seine Feldherrntätigkeit bereitete sich Prinz Friedrich Karl mit derselben Gründlichkeit vor, wie auf die des Truppenerziehers. Aufmerksam beobachtete er sich selbst und verzeichnete gewissenhaft, was er in der eigenen Seele wahrnahm. Zunächst hatte er in der Kriegsgeschichte nach Erleuchtung gesucht. Aber sie befriedigte ihn nicht. Sie berührte für seine Wünsche zu wenig die psychologischen Prozesse, die sich in der Brust der handelnden Personen abspielen. Man müsse sie studiert haben, um kommandieren zu können, sagt er in einer Niederschrift und klagt, daß er durch das Lesen der Kriegsgeschichte nicht zu ihrer Erkenntnis habe kommen können.

Nach seiner eigenen Überzeugung hatte ihm das Manöver von Lebus das erste Kommando vor dem Feinde eingetragen. Er war ursprünglich zum Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres ausersehen gewesen, doch verhinderten persönliche und politische Rücksichten die Verwirklichung. Am 2. Dezember 1863 ward er, jetzt fünfunddreißig Jahre alt, zum Kommandeur des kombinierten I. Korps ernannt, das lediglich aus preußischen Truppen bestand. Als Rüstzug für das neue Amt hatte er bereits „Winke für den Gebrauch im Felde" gesammelt, die er gelegentlich immer wieder durchlas, um sich seine Grundsätze ins Gedächtnis zurückzurufen. Er vervollständigte sie mit der fortschreitenden Kriegserfahrung, und sein Tagebuch verzeichnet, daß er sie beispielsweise noch als erfahrener Feldherr in den Tagen von Orleans zu Rate zog.

Mit einem Freimut sondergleichen begann er, als er beim Einmarsch in Schleswig zum ersten Male unter dem Drucke großer Verantwortung stand, seine Empfindungen zu studieren. Die Offenheit, die der Prinz dabei an den Tag legte, ist nur wahrhaft großen Seelen eigen, die es vermögen, gleichsam aus sich selbst herauszutreten und als berufenster Richter das eigene Ich mit voller Objektivität kritisch zu betrachten. In seinen „Vertrauten Erinnerungen" an diesen Feldzug berichtet er, wie er im Gefecht bei Missunde zum ersten Male die ganze Wucht der Verantwortlichkeit voll empfand. Im frohen soldatischen Selbstbewußtsein, in der Kraft der Jugend hatte er es sich leicht gedacht, sie zu tragen; jetzt aber, in die rauhe Wirklichkeit versetzt, gesteht er, daß er unter dem Eindruck des rollenden Kanonendonners beinahe zusammengebrochen wäre. Er hat auch darin gelernt. „Im Laufe des Feldzuges habe ich mich später an die Verantwortung mehr, endlich wohl ganz gewöhnt." Er erzählt, daß das Granatfeuer des Feindes, in dem er sich eine Zeitlang befand, Eindruck auf seine Nerven gemacht habe, und daß ihm der Donner der schweren Geschütze zuwider gewesen sei. „Wie der Mensch doch so töricht ist! Den unschädlichen Knall fürchte ich, die gefährlichen Geschosse nicht." Der Prinz ist unzufrieden mit sich selbst; er fragt sich, ob er noch der alte sei, der 1848 und 1849 so leichten Herzens ins Feuer ging? Dann wird ihm in der Seele klar, daß es doch eben nur das Gefühl der Verantwortlichkeit in seiner Stellung wäre, das ihn beunruhigte, und am nächsten Tage, wie er bei Ober-Selk dem Kampfe der Österreicher als Zuschauer beiwohnt,

kann er sich die bange Frage schon mit einem sicheren „Ja" beantworten. Weiter berichtet er, wie Bedenken ihn im Handeln hinderten, wie und wo es ihm an Entschluß gefehlt hat. Dabei folgt der merkwürdige Ausspruch: „Es gibt gewisse große Dinge, die ausgeführt sein müssen, ehe man gestehen darf, an sie gedacht zu haben."

Willig erkennt er an, wieviel ihm Manteuffel, des Königs Generaladjutant, durch Mahnungen, durch Hinweise auf seine Ahnen genutzt habe, wie richtig er es verstanden hat, auf sein Herz und sein Denken einzuwirken. „Heute sind Sie noch der junge, wenig beachtete, leichtsinnige Prinz — morgen, wenn die Sache glückt, ein großer General, der Held des Tages, ein Name in der Geschichte" — hat er ihm in den kritischen Tagen geschrieben, und des Prinzen Gedanken drehen sich um die fatale Bedingung aller kriegerischen Größe: „Wenn die Sache glückt". — „Im Augenblicke einer großen Entscheidung fühlt der Mensch so ganz seine eigene Schwäche, macht aber doch selbst und mit Gottes Hilfe aus sich, was irgend zu machen ist." Dann aber weist er auch auf die Erleichterungen hin, die demjenigen, der den Mut zum Wagen hat, im Laufe seiner Arbeit stets dort entgegenkommen, wo er sie ursprünglich gar nicht erwartet hat.

Das sind kostbare Lehren für den angehenden Truppenführer. Das große gottbegnadete Genie mag ihrer vielleicht entbehren können, obwohl es insgeheim einen Entwicklungsgang ebenso durchzumachen hat, wie der gewöhnliche Sterbliche; allein solche Naturen, die allen Rat in sich selbst finden, treten in Jahrhunderten nur einmal auf. Für die übrigen sind Erfahrungen, wie der Prinz sie in seiner antiken Offenheit darlegt, nachdem er die Krisis glücklich überstanden hat, ein herrliches Vermächtnis. Wenn er die Vorgänge in der eigenen Seele analysiert, so leitet ihn dabei die bestimmte Absicht, durch das Selbsterlebte anderen und durch sie dem Heere und dem Staate zu nützen. „Wenn ich dem Leser dieser Aufsätze" — sagt er in einer Bleistiftnotiz zu seinen vertrauten Erinnerungen — „kleiner erscheine als mein Ruf und als er sich mich gedacht, so spricht das für die Offenheit der Darstellung. Sei er dann aber billig und sage sich, daß, wenn Nimbus und Schleier fortgenommen werden, auch andere Persönlichkeiten viel von dem einbüßen müssen, als was sie uns jetzt in der Geschichte erscheinen. Aber Wahrheit vor allem für den, der lehren will im Interesse der Lernenden! Ich gebe mich preis für das Beste des Vaterlandes. Das ist auch ein Ruhm und edle Absicht. Möge sie erreicht sein! In magnis et voluisse sat est. Man sei nachsichtig, wenn ich nicht immer Energie zeigte, und vergegenwärtige sich, wie schwer es war, immer den Kopf oben zu behalten bei der Menge eigentümlicher Schwierigkeiten. Anders ein Oberkommandierender, als ein nicht verantwortlicher Zuschauer. Sicheres Urteil hat nur der, der Ähnliches wie ich bereits durchgemacht."

Prinz Friedrich Karls bestimmt ausgesprochener Wille, „zu lehren im Interesse der Lernenden", rechtfertigt die rückhaltlose Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten. Man darf mit Recht annehmen, daß er selbst es so gewollt

hat. Einmal übergab er mir seine Notizbücher von 1870 und 1871 mit dem Auftrage, daraus bekannt zu machen, was für den angehenden Truppenführer, insbesondere den Generalstabsoffizier, von Nutzen sein könne. Die Arbeit wurde auch angefangen und fand seine Billigung. Das war im Winter 1882/83, als ich gerade mit dem Abschluß der beiden Werke „Roßbach und Jena" und „Volk in Waffen" stark beschäftigt war, Vorlesungen an der Kriegsakademie zu halten hatte und einen Bericht über die von General v. Verdy kurz zuvor geleitete Belagerungsübung von Danzig bearbeitete. Meine Kräfte reichten nicht aus, aber es überkamen mich auch Zweifel, ob es mir gelingen werde, des Prinzen Wirken, in der Art, wie er es wollte und sich dachte, der militärischen Welt zu überliefern. Ich zweifelte an meiner Befähigung dazu, und der Zweifel ist stets ein böser Feind des Gelingens. Dann trat der Ruf nach der Türkei an mich heran. Das Angefangene blieb unvollendet. Vielleicht wäre die Veröffentlichung auch noch verfrüht gewesen. Trotzdem habe ich die Unterlassung wie eine einzulösende Schuld empfunden. Heute, wo wir den Zeiten, um die es sich in des Prinzen Aufzeichnungen handelt, objektiver gegenüberstehen als damals, werden sie das größte Interesse erregen.

An jene Episode knüpft sich übrigens ein persönliches Erlebnis, das mich noch jetzt mit inniger Dankbarkeit für den Prinzen erfüllt. Der hohe Herr hatte von meiner Absicht gehört, in türkische Dienste überzutreten. Da erschien eines Tages einer seiner Vertrauten bei mir, durch den er mich fragen ließ, welches Honorar ich für die Bearbeitung der Denkwürdigkeiten von 1870 und 1871 beanspruche? Die Anfrage kam mir ganz überraschend; doch meine ich sie richtig verstanden zu haben. Der Prinz wußte, daß ich vermögenslos sei und hat wohl angenommen, irgend eine Notlage könne mich dazu bewogen haben, auf das vorteilhafte Anerbieten aus der Fremde einzugehen. Da wollte er eingreifen. Seine Voraussetzung traf nicht zu. Ich bat daher nur um das Autorenrecht für den Fall, daß die Arbeit zustande käme. Aber des Prinzen Absicht war es unzweifelhaft gewesen, zu helfen, ohne daß er darum gebeten würde. Das hat er in der Stille bei anderen gar oft getan.

Für den Truppenführer ist in neueren Zeiten nichts Wichtigeres niedergeschrieben worden, als des Prinzen Friedrich Karl Aufzeichnungen über seine Erfahrungen. Nur eine wahrhaft große Seele, wie die seine, öffnet sich der Welt mit ihren Bekenntnissen. Das Heer und das Vaterland schulden ihm Dank dafür, denn solche Gaben sind selten. Daß er die eigenen Irrtümer und menschlichen Schwächen nicht verbirgt, wird seinem Ruhme keinen Abbruch tun. Nur Oberflächlichkeit oder Unaufrichtigkeit könnten ihn darum tiefer stellen, daß er selbst zugibt, erst durch Zweifeln zur Klarheit, durch Besorgnisse zur Entschlossenheit und durch das systematische Studium zum Erfolge, alles in allem nur durch Kampf zum Licht gekommen zu sein. Die Vorwürfe, die er sich selbst oder die andere ihm machen, lassen die Lichtseiten in seiner Erscheinung nur heller leuchten. Der Herausgeber der „Denkwürdigkeiten" hat mit Recht fast durchweg ihn selbst sprechen lassen und die eigenen Zutaten auf das zum Verständnis der Dokumente Notwendige beschränkt.

Mit dem Kommando des III. Armeekorps erreichte des Prinzen Friedrich Karl Erziehertätigkeit den Höhepunkt. Was er darin geleistet hat, ist am kürzesten und kernigsten in den Schlußworten des Briefes ausgedrückt, den sein Nachfolger, General v. Alvensleben, der Held von Spichern und Vionville, nach der ersten Schlacht von 1870 an ihn richtete: „Welch ein Korps haben Eure Königliche Hoheit herangebildet!"

Die Feldherrnrolle folgte der des Erziehers. Sie zu beurteilen, war hier nicht meine Aufgabe. Es wird das auch erst möglich sein, wenn die angekündigte Veröffentlichung des Feldmarschalls Grafen Haeseler, der dem Prinzen in den Jahren seiner Feldherrnlaufbahn als vertrauter Mitarbeiter zur Seite stand, vollendet vor uns liegt[1]).

Prinz Friedrich Karls geheime Zweifel daran, ob das Schicksal ihm gerecht werden würde, haben sich nicht bestätigt. Was die Armee an ihm besessen hat und wieviel ihm das Vaterland verdankt, wird jetzt, fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode, in vollem Umfange bekannt werden. Das ist nicht zu spät. Andere Heroen haben länger warten müssen. Aber es kam ihm darauf auch nicht an, jedenfalls nicht in erster Linie. Er wollte sorgen für die Zukunft des Vaterlandes. Daß dieser Wunsch erfüllt werde, ist Sache des jetzt lebenden Geschlechts, welches seine „Denkwürdigkeiten" besitzt und daraus lernen kann.

---

[1]) Graf v. Haeseler, Generalfeldmarschall. Zehn Jahre im Stabe des Prinzen Friedrich Karl. Erinnerungen. Drei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Heimkehr.

Novelle

von

J. Jegerlehner.

I.

Tief in der Felsenspalte rauscht und strudelt das Bergwasser. Es hat sich im Laufe der Jahre in den Fels gefressen und das Bett erweitert, während oben die beiden Kanten kaum den Himmel durchblicken lassen, so nahe stehen sie zusammen. Eine schmale eiserne Brücke, die in neuerer Zeit an Stelle der alten Zugbrücke geschlagen wurde, überspannt die Schlucht, denn unweit davon liegt im Grün der Weingärten ein altes Marktstädtchen mit Burgen und Ringmauern, die noch fast so gut erhalten sind wie zur Zeit, als sie zu Wehr und Trotz errichtet wurden.

Über das Mäuerchen der Brücke gebeugt stand Franz Escher und schaute dem Spiel der Wasser zu in der Schlucht. Er war in dunklen Samt gekleidet und hielt mit der Rechten den breitkrempigen Hut fest, damit er nicht auf Nimmerwiedersehen hinunterfliege. Dann hob er den Kopf und sah in die Höhe. Hoch über der Schlucht lag, auf engem Raume zusammengedrängt, das Dörfchen Binegg im Glanz der Abendsonne. Über die weiße Kirche daneben schlugen schon die Schatten, aber auf den Schneeflecken über dem Grün der Alpweiden lag noch der Schein der sinkenden Sonne. Es war das letzte Glühen vor dem Erlöschen, nur noch ein gedämpftes Blinken, ein „seht noch schnell hin, dann bin ich weg!" Zwei Fenster einer Hütte aber warfen so stechende Blitze, daß sie das Auge blendeten.

Ein Mädchen und ein Bub, die einige Heimkühe dem Städtchen zutrieben, stießen sich an: „Du — ein Italiener! Schau das Gesicht und die weiten Samthosen!" Das Antlitz des Fremden, das ein schwarzer, grau angetönter Bart umrahmte, war dunkelbraun, wie das der Südländer, die an dem Wasserwerk arbeiteten. Wenn er vor dem Einnachten oben in Binegg sein wollte, so mußte er sich auf den Weg machen. Er ergriff das von Glanzleder umschlagene Bündel auf dem steinernen Geländer, folgte den glockenden Kühen und gelangte bald in den Flecken, durch den er gemächlich dahinwanderte.

Immer noch wie vor einem Vierteljahrhundert, dachte er, als er an den Läden und Wirtschaften vorüberging. Im Löwen noch das alte Schild mit der gelben Katze, die so gemütlich die Zunge herausstreckt — auf dem Kirchturm der schief gedrückte Gockel. Ab und zu, wenn er eine Aufschrift las oder einen Mann unter der Tür stehen sah, nickte er mit dem Kopf, wie wenn er sagen wollte, „der ist auch noch da — alles gleich wie damals!"

Er bog von der Straße ab und schlug den Fußweg ein, der durch wildes Gestrüppe sich hangauf schlängelte. Er eilte nicht sehr, denn er mußte sein Herz schonen. Zudem war der Weg sehr stotzig, und das Steigen kam ihn bald sauer an. Eine Frau, die mit einer Hutte voll Gras ihre Kuh auftrieb, ließ er achtlos vorüberziehen; erst als sie ihn grüßte, drehte er den Kopf. Sie trug einen grauen, aufgesteckten Rock und ein braunes Tuch über den Kopf, so daß er nur das schmale, saubere Gesicht erblickte. Das war eine aus dem Dörfchen, und er besann sich, wer es wohl sein könnte; denn wenn er auch nur flüchtig auf sie geschaut hatte, so kam sie ihm doch bekannt vor. Er beschleunigte die Schritte, um sie einzuholen, aber sie stieg ihm zu rasch, so daß er das Tempo bald wieder mäßigte. Er blieb immer mehr zurück, und zuletzt verhallten die Töne der wandernden Kuh im Strauchwerk.

Die Sonne war eben niedergegangen, als er in Binegg anlangte. Vor dem ersten Haus blieb er stehen. „Herrgott! Jetzt hab ich's!" sagte er vor sich hin. „Das war die Viktorine, die ich einst — ob sie noch in dem Häuschen da wohnt?" Es war ein einstöckiger Holzbau auf steinernem Fundament, mit herunterhängenden Läden. Einer derselben war losgerissen und wurde nur noch von einem Nagel festgehalten. Neben der Kellertür stieg aus dem Wust von Brennesseln und Glockenblumen der Stamm eines alten Rebstockes, der sich bald in zwei Äste teilte, die zu den hoch über dem Boden liegenden Fenstern emporkletterten und die Mauer mit grünem Laube verkleideten. Einer der Äste rankte sich noch höher hinauf und umschloß das Giebelfenster mit einem dichten Laubkranz. Wenn die Viktorine dort herausschaute und den Kopf über das Gesimse bog, streichelten die Blätter ihr die Wangen. Ihm schien, das Mädchen sollte jetzt wieder wie damals in dem grünen Laubgewinde stehen. — Sie war ihm eine Weile gut gewesen, dann hatte sie einen andern geheiratet, und eine Spanne Zeit war seither verstrichen — fünfundzwanzig Jahre, und ihm waren die grauen Haare gewachsen. Er war nach Argentinien ausgewandert und hatte dort einen Hausstand gegründet. Fünf Kinder hatte ihm die Frau geboren, dann war sie gestorben. Die Kinder waren mutterlos aufgewachsen und jetzt zum Teil auch schon verheiratet. Sie malten sich ihre Heimat nur nach den Worten und Erzählungen ihres Vaters aus und kannten weder Heimweh noch Bergessehnsucht. Der Vater aber, der spürte mit der zunehmenden Einsamkeit einen Druck auf dem Herzen, der von Jahr zu Jahr sich steigerte, je älter er wurde. Und als in sein Haus eine verzehrende Stille getreten war, da faßte er den Entschluß, zurückzukehren in sein Alpdorf, zu dem grünen Tannwald und der Bergesfrische, Heimatluft zu atmen und wieder einmal Aug in Auge sich gegenüber zu stehen mit den alten leuchtenden Schneebergen. Die weißen Gipfel mit

den schäumenden Bächlein, die hatte er drüben am meisten vermißt. Bis zum Herbst wollte er in seiner alten Heimat weilen und dann wieder umkehren in die Fremde nach Amerika.

Nun stand er vor dem Häuschen der Viktorine. Ob sie wohl noch darin hauste? Er konnte ja eintreten und nach ihr fragen. Als er auf der Hinterseite des Hauses anklopfte, erschien eine jüngere Frau, die ein Kind an der Hand führte. „Nach der Viktorine möchte ich fragen, wo sie wohnt," sagte er mit wackliger Stimme und spähte an ihr vorüber in die Küche.

„Die Viktorine? Die Frau Ambord?"

„Die Frau mit dem schmalen, feinen Gesicht, die soeben mit einer Kuh da durchgekommen sein muß!"

„Ja, die Viktorine Ambord. Sie wohnt oben im Dorf, grad neben der Post!"

Er schwankte, unschlüssig, ob er noch mehr fragen solle, wie es ihr gehe, wie viele Kinder sie habe; aber was ging ihn die Viktorine noch an? Sie hatte ihn abgewiesen, als er um sie warb, und jetzt war sie die Frau Ambord. Nichts ging sie ihn an.

Er dankte für die Auskunft und ging der Straße entlang weiter. Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit, und doch, wie war hier noch alles im alten geblieben! Als er einer Pfütze auswich, wußte er, daß bei der Post wieder so ein Tümpel im Wege liegen würde, und richtig, da war er auch. Ihm schien es nicht so lange her, seit seinem letzten Gang durch das Dorf. Die Leute, die ihm begegneten, achteten seiner kaum. Sie hielten ihn für einen Italiener, der hergereist war, um an dem Tunnel zu schaffen. Oben im Wald wurde ein Stollen durch den Berg getrieben, an dem sechs Italiener beschäftigt waren; und die stiegen ab und zu ins Dorf hinab, oder noch weiter hinunter ins Städtchen, um Proviant zu holen oder der Messe beizuwohnen.

Bei der Wirtschaft bog er ein und fragte um Unterkunft. Die Wirtin rief das Mädchen, das zwei Treppen voranging und ihn in ein schmales, weiß gestrichenes Zimmer führte. „Es hat viele Wochen niemand darin geschlafen," bemerkte das Jüngferchen, das kaum der Schule entwachsen sein mochte. „Wenn der Inschenör kommt für den Kanal, so logiert er immer hier, und einmal hat der Bischof da drin geschlafen, als er zu uns kam, um zu firmen. Dann soll ich fragen, ob Ihr etwas essen wollt. Wenn Ihr Milch begehrt oder Minestra, so könnt Ihr beides haben."

„So gebt mir beides!" versetzte er. „Ich bin hungrig. Wenn ich das Bündel ausgepackt habe, so komme ich hinunter in die Gaststube."

Das Mädchen blieb stehen, strich die glänzenden, hellblonden Haare aus den Schläfen und schaute ihm neugierig zu. „Jetzt macht es nicht schön oben im Berg," sagte es. „Es fließt viel Wasser aus dem Stollen, und da haben sie Bretter legen müssen."

„In welchem Berg?" fragte er und drehte sich gegen das Mädchen, das ihm nicht übel gewachsen schien, denn seine Augen blieben mit steigendem Wohlgefallen an der schlanken Gestalt und dem schönen Gesichte haften.

„Ei, in der Wasserleite!"

„Baut ihr eine neue Wasserleitung?"

„Schon seit acht Jahren bohrt man an dem Loch. Der alte Kanal, die Niwa, ja, die ist schon sehr alt, und da muß man jedes Jahr ausbessern und einen Wächter anstellen, und das kostet viel Geld, und dann haben wir doch zu wenig Wasser. Aber ich glaubte, Ihr seid gekommen, um an dem Tunnel zu schaffen?"

Der Fremde lachte. „Ich bin kein Italiener, wenn ich schon wie ein Kalabrese aussehe. Ich bin — ich komme aus Amerika."

Das Mädchen riß die blauen Augen auf und schlug die Hände zusammen. „Ist's möglich? Aus Amerika? Eine so weite Reise habt Ihr jetzt gemacht?"

„Drei Wochen bin ich auf dem Schiff gefahren und habe einen großen Sturm erlebt, dann zwei Tage auf der Eisenbahn — da den Berg herauf bin ich freilich zu Fuß."

„Da werdet Ihr müde sein. Ich will Euch ein andres Kopfkissen bringen; das da ist zu hart," und es zog das flachgedrückte Spreukissen weg.

„Ja, ich will bald zu Bette gehen," brummte der Amerikaner und kramte wieder an seinen Sachen.

„O, hier weht eine reiche Luft," schwatzte das Mädchen weiter, „die wird Euch gut tun."

„Die Luft ist hier reich und gesund," wiederholte er. „Ja, ja, das ist sie. Sie erfrischt das Herz." „Regine!" scholl es spitz und laut von unten herauf. Das Mädchen drehte sich so flink um, daß der aufgebundene Zopf in den Nacken rutschte, warf noch einen scheuen, staunenden Blick auf den Mann, der nun aufgerichtet da stand, über mittelgroß und kräftig gebaut, und murmelte halblaut, mit Verwunderung und großem Respekt: „Aus Amerika!" Dann verschwand die Jungfer, die Tür offen lassend, auf der Treppe.

II.

Franz Escher fühlte sich in Vinegg bald wieder zu Hause. Das Dorf hatte noch ganz denselben Anstrich wie früher: braune Hütten zu beiden Seiten der Gasse und zwei freie Plätze, die bei Feuerausbruch ein Übergreifen der Flammen von einem Viertel zum andern verhüten sollten. Ein neues Haus war im Bau begriffen und ein morsch gewordener Speicher durch einen neuen ersetzt worden. Von seinen alten Bekannten waren einige ausgewandert, andre lagen unter der Erde. Seine Jugendgefährten von ehemals waren fast alle verheiratet, Väter von großen Familien, einige saßen im Rat. Er mußte ihnen erzählen von seinem Hausstand in Santa Fé, von dem Klima, der Bauart der Häuser und von den Viehpreisen. Als er ihnen sagte, in Amerika sei jetzt Winter, machten viele ein erstauntes Gesicht.

„Jawohl," versicherte er, „wenn ich im Herbst wieder zurückfahre, geht es abermals dem Sommer entgegen."

„Und wir haben noch fast keinen Sommer gehabt dieses Jahr," klagten die Bauern. „Acht Monate Winter und vier leide Monate, das ist unser

Klima. Darum steht das Gras so schlecht; aber morgen beginnen wir doch mit dem Heuen. Du kannst uns helfen, Franz."

Aber er schüttelte den Kopf. „Ich möchte mich hier ausruhen. Wenn man die Fünfzig überschritten hat, ist man nicht mehr so schußlig. Drüben, da gerät man von einer Arbeit in die andre."

„Wie hier!" bemerkte der Schuster Felix. „Was du dort gefunden hast, hättest du hier auch haben können."

„Ja, wenn ich nochmals anfangen müßte," sagte Franz, „ich würde mich anders besinnen."

Auf den Nachmittag war eine Schießübung in der Zunftlaube angesetzt. Um ein Uhr rasselten die Trommler durch das Dorf und riefen die Schützenbrüder zur Sammlung. Auf der Straße vor dem Gemeindehaus reihte man sich auf zwei Glieder. Der Schützenmeister kommandierte, und zum Takte der Trommeln und Pfeifen setzte sich der Zug in Marsch. Die Gasse war so eng, daß die Frauen und Kinder zwischen die Häuser ausweichen mußten. Es ging steil bergauf, aber die Schützenlaube befand sich in der Nähe. Es war ein altes steinernes Gebäude und samt den drei Weinfässern im Keller der Schützengesellschaft zu eigen. An jedem schönen Sonntag knallten den ganzen Sommer durch aus den Fenstern die Schüsse. In einem braunen, mit Intarsien geschmückten Wandschrank stand für jeden ein großes Glas, das schon vor dem ersten Schuß zweimal gefüllt wurde. Zwischen den Übungen kreisten beständig die alten, verstaubten Kannen, und manch einer würde sich auf billige Art ein Räuschlein geholt haben, wenn nicht um vier Uhr ein kräftiger Imbiß das Gleichgewicht wieder hergestellt hätte.

Franz befand sich als alter Schützenbruder auch im Festzug, und er schoß die erste Übung mit, fehlte aber jedesmal die Scheibe, so daß er für den weitern Verlauf des Schießens kein Interesse mehr zeigte und sich an einen Tisch zurückzog. In Amerika hatte er mit der Jagdflinte ab und zu sein Glück versucht, denn ein andres Gewehr besaß er nicht, und nun waren seine Augen schwach geworden. Wenn er das linke zukniff, so konnte er das Schwarze von dem Weiß der Scheibe kaum mehr unterscheiden.

An einigen Tischen wurde gespielt, an andern die Dorfpolitik versponnen, oder man redete von dem kühlen Wetter, von angepriesenen Futtermitteln und von der neuen Wasserleitung. Franz nahm auch teil an dem Gespräch, aber er hörte mehr zu, als daß er redete, und doch hätte er den Dörflern gar Vieles und Seltsames erzählen können von den großen Farmen des Westens, den unermeßlichen Viehherden, den listigen Gauchos und von der Lebensweise auf den argentinischen Bauernhöfen, die so ganz anders war als hier in den Bergen. Doch er war mit seinen Sinnen nicht mehr jenseits des großen Meeres. Er stand wieder auf dem sicheren Heimboden, aß Roggenbrot und Alpenkäse und fühlte wie irgend einer, der hier festgewurzelt war.

In ihre Unterhaltung knallten die Schüsse aus dem Stand, oder es erscholl plötzlich ein lautes Gelächter, wenn ein „Waldbruder" gezeigt wurde, wie man hier die Fehlschüsse nannte. Sie leerten flink die großen Gläser, wenn die Kannen sich näherten, und führten das Gespräch weiter. Nach der

Preisverteilung wurde die Tagung durch den Pfarrer geschlossen. Die Gesellschaft trat den Rückmarsch an, die Trommler hämmerten mit aller Kraft auf das Kalbfell, die Pfeifer schlugen mit dem Kopf den Takt dazu und bliesen, als ob sie den Weltfrieden damit erzwingen wollten. Auf dem Dorfplatz ertönte abermals die Stimme des Kommandanten, dann löste sich der Zug auf. Es bildeten sich Gruppen, wo man die heißen, weinschweren Köpfe zusammensteckte und mit polternder Geschwätzigkeit belanglose Dinge verhandelte.

Franz strich allein dem Dorfbächlein entlang, über die Hütten hinaus, um die Stirne verkühlen zu lassen. Er hatte gegen seinen Willen immer wieder anstoßen und zutrinken müssen, und er fühlte eine Schwere im Kopf, die ihm lästig fiel. Die Abendkühle und der frische Wind, der über die Höhen strich, taten ihm wohl. Er setzte sich an den Rand des Baches, der plauschend dahinglitt, und richtete seine Blicke auf die Berge, die scharf umrissen so klar und leuchtend vor ihm standen. Die Gletscher funkelten mit ihren goldenen Schildern, und in den Feldblumen zirpten die Grillen. Auf den Dächern lag der warme Glanz der Abendsonne. Das war die Heimat, wie sie in den trüben Stunden seiner Einsamkeit in der Fremde vor ihm aufgestiegen war wie ein Traumbild und ein jähes Heimweh wachgerufen hatte. Schönes, warmes Heuwetter schien sich jetzt einstellen zu wollen. Der Schnee war aus den Alpen gewichen, und in den Tobeln und Runsen glitzerten die Silberfäden der Schaumbäche. Vielleicht, daß er noch einige Tage hinaufstieg auf die Alp, wenn das schöne Wetter ihn dazu verlockte.

Da schritt das Mädchen des Weges, das ihm gestern die Stube gerichtet hatte. Es grüßte freundlich und blieb stehen. „Ihr schaut Euch die Berge an," redete es zu ihm. „Es ist eine Pracht, wie sie aussehen heute. Vor acht Tagen hat es bis tief herabgeschneit, und wir mußten das Vieh von der Alp herunterholen."

„So, so," machte er, „habt Ihr manches Stück oben?"

„Nur zwei Kühe; die dritte, die konnte nicht mit, sie ist lahm. Aber sie ist nicht viel nutz im Stalle, sie gibt wenig Milch. Ich glaube, sie hat lange Zeit nach der Alp."

„So wie ich," erwiderte er. „Wer ist die Frau, die da kommt?"

„Das ist meine Mutter!"

„Ja, bist du nicht aus dem Wirtshaus, Mädchen?"

„Nein, ich bin nur zur Aushilfe dort, wenn sie mich grad nötig brauchen. Mutter, das ist der Mann aus Amerika!" rief es laut.

Die Frau blieb stehen und schob das Kopftuch zurück. Sie trug ein großes Krautbündel unter dem Arm und war in braunes Landtuch gekleidet wie die andern Frauen, aber das Gewand war von abstechender Sauberkeit, wie neu aus der Truhe genommen.

„Ich bin Euch gestern begegnet, wie Ihr den Weg heraufgestiegen seid," begann sie mit heller Stimme und verzog lächelnd den Mund, der mit seinen schmalen, geraden Lippen dem Gesicht etwas Herbes, Entschlossenes verlieh.

„Viktorine," rief er sich erhebend „ich — ich bin der Franz Escher aus Amerika."

„Der Franz seid Ihr?" erwiderte die Frau staunend und ruckte mit dem Bündel. „Jetzt kenn ich Euch wieder. Ein bißchen älter seid Ihr geworden, aber sonst — o ich kenn Euch schon wieder." Ihre Augen glänzten, und die Wangen färbten sich rot. Franz hielt ihr die Hand hin. „Und Ihr habt Euch wenig verändert; immer noch die blauen Augen und die roten Backen; jetzt sind sie wieder da, aber gestern, da waren sie blaß."

„Ich bin jetzt eine alte Frau — wenn man erwachsene Töchter und Buben hat!"

„Das ist Eure Tochter, die Regine?"

„Ich habe noch eine ältere; die ist seit dem Frühjahr unten in Domo. Ich habe vier Kinder, und seit mein Mann gestorben ist, kann ich sie nicht alle zu Hause behalten."

„So! Er ist gestorben — der — wie hieß er schon? — der Johannes. Ja, richtig!"

„Ja, bald sind es sieben Jahre. Er bekam den Lungenstich und starb, kaum daß er sich zu Bette legen konnte, so schnell ging es. Und das Jüngste, das war nur einen Monat früher gestorben."

„Da habt Ihr auch Euer Kreuz zu tragen, Viktorine," versetzte Franz und sah hinüber zu den Bergen.

„Und Euch geht es gut, Franz?"

„Noch nie so gut wie jetzt. Meine Kinder sind erwachsen, und da wollte ich wieder einmal nach der Heimat schauen — es wird das letzte Mal sein. Und man kann sie halt nicht vergessen." Seine Stimme klang dumpf und weich, und seine Blicke blieben an dem Gesicht der Frau haften.

„Wollt Ihr bei mir ein Glas Wein trinken? Er ist zwar nicht so gut wie andre Jahre, aber —"

„Nein, ich danke, Viktorine, ich habe noch genug von der Schützenlaube, doch komme ich gerne mit."

„So gehen wir," sagte sie und schritt voran. Die Regine hatte da gestanden und zugehört, mit lachenden Augen und Lippen, mit freudigem Stolze, daß der Mann aus Amerika plötzlich wie ein alter Freund zu ihrer Mutter stand. Als Franz ins Haus getreten war und auf der Bank, die längs der Stubenwand lief, sich niederließ, hatte sie schon den Wein aus dem Keller geholt und ein Glas eingeschenkt. Es war dunkelroter Landwein aus den Bergreben, die unterhalb des Dorfes in einer Mulde wuchsen, in welche die Sonne an schönen Tagen hineinbrannte und die eine bessere Sorte lieferten, als man der hohen Lage wegen hätte schließen können.

„Wo sind denn Eure Buben?" fragte Franz und erhob das Glas. „Zur Gesundheit!"

„Der eine ist grad in der Rekrutenschule, der andre hirtet oben in der Gerenalp. Sie sind beide brav und haben mich lieb," fügte die Frau in aufschwellendem Mutterstolz hinzu. „Um die brauch ich mich nicht zu sorgen. Der ältere hat schönes Geld auf der Kasse, und er weiß es nicht einmal. Er wird froh sein, einen Batzen zu haben, wenn er einmal heiraten will."

„Und er weiß nichts davon? Das ist gut!"

„Ja, er bezahlt der Mutter die Kost," fügte das Mädchen bei, „aber viel zu viel. Da nimmt sie, was sie nötig hat, und dann legt sie doch fast alles auf die Seite."

„Seid froh, gute Kinder zu haben," erklärte Franz in ernster Gemessenheit. „Das Mädchen scheint mir auch nicht übel geraten zu sein. Das ist eine, die kann einmal Staat machen. Meine Kinder, da könnte ich nicht so rühmen. Der Älteste hat eine Geldheirat gemacht und ist jetzt bös dran mit seiner Frau. Die Töchter, von denen ist mir eine verdorben worden, und das ist noch die anhänglichste, die andern hat es in die Stadt gezogen. Sie dienen in einem Hotel und fühlen sich wohl und sind froh, nicht an der Sonne schaffen zu brauchen. Als ich fort ging, hat es mir geschienen, als ob es ihnen lieber wäre, ich käme nicht mehr zurück."

„Und die Mutter — Eure Frau?" fragte die Regine.

„Die ist mir bei dem sechsten Kinde gestorben. Ich bin seit fast zwanzig Jahren Witwer."

„Und jetzt bleibt Ihr eine zeitlang hier?" erkundigte sich die Frau.

„Ja, bis im Herbst. Vielleicht fange ich unterdessen noch etwas an. Das Geld habe ich bei mir. Wenn es mir etwas gäbe, die drüben haben ihren Teil schon."

„Ich gehe jetzt die Ziegen melken," bemerkte die Viktorine. „Die Herde ist angekommen. Ihr könnt noch hier bleiben!"

„Mutter, ich gehe schon," rief das Mädchen schnell und hüpfte über die Schwelle.

„Wollt Ihr nicht absitzen, Viktorine? Da nehmt einen Schluck!"

Die Frau nippte an seinem Glase und stellte es wieder hin. „Also schon 25 Jahre sind es. Wie die Zeit läuft!" Sie legte die Hände in den Schoß und schaute sinnend durchs Fenster. Ihre Stirne war sonderbar weiß und glatt, nur von den Schläfen zogen sich einige feine Striche gegen die Brauen.

Franz nickte mit dem Kopf. „Die ersten fünfundzwanzig waren für mich die schönern. Ihr seid jetzt auch schon — wartet — fünfundvierzig!"

„Sechsundvierzig im Wintermonat werden es sein," verbesserte sie.

„Wenn ich Euch behilflich sein kann, jetzt im Heuet, ich tu es gern," meinte er warm und treuherzig. „Ums Faulenzen ist es mir nicht. Wer sein Lebtag allzeit gearbeitet hat, dem schlägt das Nichtstun nur übel an."

„Ich danke," gab die Frau lächelnd zurück und strich das Haar unter das weiße Kopftuch. Es war glänzend wie das der Tochter, nur um einen Schatten dunkler. „Hilfe könnte man schon gebrauchen, aber es ist noch immer gegangen. Das Gras ist nicht so dicht dieses Jahr, und das Korn, das ist schon zu meistern. Es stehen fast mehr Blumen im Acker als Ähren."

„Mich freut's, Viktorine, Euch wiederzusehen," rief er mit kleinen flammenden Augen und legte die Ellbogen über den Tisch. „Wir sind nicht zusammengekommen seiner Zeit, aber das war Eure Schuld!"

Die Frau schüttelte leise den Kopf und lächelte. „Ihr habt mir zu viel getrunken damals. Und wie der Wein einen Mann niederzwingt, mein Gott,

ich habe es an unserm Vater erfahren. Er könnte heute noch leben, wenn er nicht in den Graben gefallen wäre. Und eine Frau, die einen Trinker zum Mann hat, das ist keine Frau mehr, ein — ein elendes Geschöpf."

Franz blickte auf den Tisch nieder. „Ich habe in Amerika manches lernen müssen, das mich sauer ankam, aber da heißt es, Vogel friß oder stirb! Das Trinken habe ich abgelegt. Nicht, daß ich so in einen Verein eingetreten wäre, aber ich bin doch wieder nüchtern und brav geworden. Heute habe ich ein paar Gläser zu mir genommen, weil ich nicht anders konnte, aber sonst —"

„Ja, es ist besser," bekräftigte die Frau, und es glitt wie eine stille Freude über das Gesicht, das wieder blaß war und gegen die braune Haut des Franz abstach.

„So will ich jetzt gehen," sagte er, stand auf und ließ das halbe Glas stehen. „Schönen Dank und schlaft wohl — Viktorine! — Gebt mir die Hand!"

„Gute Nacht wohl," grüßte sie mit warmer Freundlichkeit, legte lächelnd ihre Hand, die er fest umspannte, in die seine und geleitete ihn vor die Tür.

„Ich gehe jetzt zum Ziegenstall und sehe, wie die Regine melkt."

„O, die ist schon lange fertig. Sie bringt nur halb so viel heraus, als wenn ich melke. Aber sie ist ein Plappermaul."

„Morgen sitze ich unter die Ziegen, Viktorine, dann könnt Ihr den Kaffee schwarz trinken," rief er hell lachend und stolperte über die Steine heimzu.

III.

Die Heuernte war im Gang, das Korn lag geschnitten auf dem Felde zum Trocknen. Im Gebirge muß jeder Halm bergauf, bergab auf schlechten Wegen, über Gräben und Bäche, zu schweren Ballen gebunden, in die Scheune getragen werden. Das Korn wird mit der Sichel gemäht, und wo der Vater fehlt oder junge Burschenkraft, da stellen sich die Weiber hin. Was wäre der Gebirgler ohne die selbstlose, nie versagende Hilfe seiner Frau! Sie schaut im Stall zum Rechten, bestellt den Acker, bereitet die Hauskäslein und erzieht die Kinder. Und wo sie Seite an Seite steht mit ihrem Mann, da ist sie auch schon die größere; mit frischem Mut, ohne Wenn und Aber beginnt sie des Morgens das Tagewerk und beschließt es am Abend. Und wenn sie sich zu ihm an den Tisch setzt, um noch eine Naht fertig zu sticheln, dann weiß er, daß auch im Stall alles in Ordnung ist und er sich ruhig niederlegen darf.

Der jüngere Sohn der Viktorine war auf zwei Tage von der Alp heruntergestiegen und half der Mutter die Mahden niederlegen; länger jedoch durfte er von seinen Kameraden nicht fern bleiben. Es war ein kräftiger, kaum ausgewachsener Jüngling, flink und geschmeidig und zu ernster Arbeit erzogen. Als Franz sah, wie die Frau mit der schweren Last, den Kopf tief im Heu vergraben, über die Wiesen der Scheune zuwackelte und sich abmühte, da griff er auch zu. Ihre Einsprache entkräftete er mit allerlei Ausreden, er habe für

niemand zu sorgen, nichts tun mache müder als ehrliche Arbeit und derlei mehr. Und sie konnte ein paar starke Arme gebrauchen, wenn sie mit den andern im Dorfe fertig werden wollte, und so ließ sie ihn gewähren. „Macht mir die Ballen nur nicht zu groß," sagte er, „sonst drücken sie mich auf die Brust, daß ich den Atem nicht mehr finde. Einmal im Strick, da zieh ich an!"

So vergingen zwei Wochen. Die letzten Tage waren die strengsten gewesen, denn die obersten Wiesen der Viktorine lagen im „Bächi", weit drüben in einer Waldblöße, eine halbe Stunde vom Dorf entfernt; aber Franz Escher war nicht von ihrer Seite gewichen. Er hatte seinen Stolz eingesetzt, Kraft und Ausdauer zu zeigen und die Arbeit bis zum glücklichen Ende zu fördern. Nach der Heuernte kam wieder die Ruhe des Alltags. Die Viktorine trieb ihre Kuh in die Voralp zur Weide und verkürzte sich die Stunden durch Nähen und Stricken. Franz war nach Zermatt gefahren, um entfernte Verwandte aufzusuchen, bei denen er einige Tage verblieb.

Als er nach Binegg zurückkehrte, wurde dem Wächter der alten Wasserleitung ins Grab geläutet. Während zwanzig Jahren hatte dieser, sobald die Wasser flossen, sein Amt an der „Niwa" versehen, bei Tag und zu jeder Stunde der Nacht, um geringen Lohn und ein kräftiges Vergeltsgott. Wenn er den gefährlichen Weg an abgrundtiefen Felsen entlang wanderte, hatte er, wer weiß wie oft, sein Leben in die Schanze geschlagen; doch nie war ihm ein Unfall zugestoßen. Am Donnerstag nun war er ins Dorf heruntergestiegen, um Teekraut zu holen, weil er sich unwohl fühlte, und da mußte er gleich unten bleiben und sich nieder legen, und zwei Tage später war er schon eine Leiche.

Nun galt es, ihm einen Nachfolger zu geben. Der Rat hielt nach dem Begräbnis eine Sitzung im Schulhause, und da sich niemand freiwillig anmeldete, wurde bestimmt, daß man das Amt in der Kehre versehen wolle, jeder eine Woche, damit keiner zu bleibendem Nachteil komme. Der Präsident erbot sich, den Anfang zu machen und auf den Abend ins Wächterhaus emporzusteigen. Die Bergmatten schlürfen das Gletscherwasser wie Himmelstau ein, wenn sie geschoren sind, und eine Unterbrechung oder Störung in der Leitung, die nicht sofort beseitigt wird, hätte bei dem trockenen Wetter den größten Schaden anrichten können.

Franz stieg mit dem Präsidenten durch den Wald empor. Er freute sich, das Häuschen in der Einöde wieder zu sehen, wo er in seinen Burschenjahren auch einmal zur Aushilfe das Wasser gehütet hatte. Es war ein herrliches Wandern über offene Schutthalden und an den braunen Stämmen des Waldes vorbei, durch den, vom Rot der Abendsonne verklärt, die Schneegipfel schimmerten. Bei dem Wächterhäuschen hörte der Wald auf, die Leitung aber zog sich auf Stunden der roten Fluh entlang, die in senkrechten Tafeln, riesenhoch in die Ebene abfiel. Sie war zu einer Zeit in den Felsen gesprengt worden, als man das Dynamit noch nicht kannte, und da mußte der Wächter, wenn er seine Wanderung längs der Felswand antrat, in schwindliger Höhe auf der Kante oder auf schmalen Brettern marschieren, wo jeder Mißtritt das Leben gefährdete. Neben dem Hüttchen plätscherte das Schaufelrad, das, vom fließen-

den Wasser in Drehung versetzt, mit den Flügeln einen Hammer hob, der in dumpfen Schlägen auf ein Brett niederfiel. Wenn der Kanal durch einen Block oder einen Erdrutsch unterbrochen wird und das Wasser sich staut, bleibt das Rad still und der Hüter erwacht. Mit Pickel und Schaufel versehen muß er die Strecke ablaufen, bis er die schadhafte Stelle erreicht.

Das Häuschen stand auf einem vorspringenden Buckel hart am Kanal und bot nur für das Unentbehrlichste Raum, auch wenn man mit dem Platze geizte. Im Stübchen befand sich ein Bett, ein Herd und ein Stuhl. Daran grenzte ein kleiner, mit Brettern verschlagener Vorraum, der für das Brennholz und die beiden Ziegen, die der Wächter besessen hatte, bestimmt war.

Der Präsident hatte Brot und Käse und eine Milchziege mitgebracht. Die Nahrung lieferten ihr die leckeren Kräuter, die längs der Leitung aus den Felsritzen standen oder vorn im Walde im Überflusse gediehen. Er raffte die Kleidungsstücke und die wenigen Habseligkeiten, die der Verstorbene zurückgelassen hatte, zusammen und stopfte das Zeug in einen Sack, dann molk er die Ziege, während Franz in den Herd feuerte.

„Du, Präsident," wandte sich dieser nach einiger Zeit zu ihm, „so recht wird es dir nicht sein, daß du dein Heimwesen im Stich lassen mußt!"

„Ja, ich hätte zu Hause der Arbeit genug," gab der Präsident zurück. „Meine Frau ist in Erwartung, und jetzt kann ich nicht wässern, und auf die Magd ist kein Verlaß; aber was willst, einer mußte vorangehen."

Er war noch jung, doch von gesetztem Wesen, und seine klugen Augen und die breite hohe Stirne deuteten auf hellen Verstand.

„Du," sagte Franz nach geraumer Zeit, „wenn ich jetzt jünger wäre und sicher auf den Füßen, ich wollte sagen — aber nein, es geht nicht." Die Viktorine, die er nicht mehr sehen könnte, wenn er hier oben bliebe, kreuzte ihm die Gedanken.

Der andre schaute ihn an. In seine Augen trat ein Glanz, der dem Gesichte etwas Freundliches, Einnehmendes gab. „Die Leite ist nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Sie ist erst im Frühjahr gründlich ausgebessert worden —."

„Ich weiß nicht," unterbrach ihn Franz. „Vor hundert Jahren oder so, als wir noch zu Saltina kirchpflichtig waren, da sind einmal, als sie einen Toten hier vorübertrugen, ihrer sieben abgestürzt; ich glaube, das steht noch in der Pfarrchronik!"

„Das ist richtig," versetzte der Präsident, „aber ich weiß, wie das zugegangen ist. Da hatten sie noch zum Brauch, ein Totenmahl zu geben, und die meisten waren betrunken. Nüchtern muß man schon sein, wenn man an der Niwa nicht verfallen will. Aber ich begreife, es ist wegen der Viktorine. Du glaubst, sie könne dich jetzt nicht entbehren; du hast ihr einen guten Arbeiter ersetzt."

„Überlupft habe ich mich nie; nur hatte ich im Sinn, ihr noch die Matten zu wässern. So in dunkler Nacht am Graben stehen und mit der Wasserschaufel hantieren, da fürchtet sich unser einer weniger als die Weibspersonen."

„Die Güter im „Bächi", die liegen ja hier zunächst, und die andern, die würde ich dann schon übernehmen," fuhr der Präsident weiter, „aber ich will dich nicht überreden!"

„Wenn du glaubst — meinetwegen," rief Franz. „So gehst du halt wieder zurück, und ich bleibe hier. Eine Woche lang, das ist nicht zum Töten!"

„Wenn es dir ernst ist damit — ich sage dir schönen Dank; aber sei vorsichtig, und wenn es an der Leitung rumort, so holst du mich herauf, dann gehen wir zusammen — und wenn der Gratzug kommt, dann stell dich auf die Seite." Der Präsident lachte zu den letzten Worten und zupfte am Schnurrbart.

„Was für ein Zug?"

„Die Totenprozession! Man sagt, sie gehe hier durch, dann durch das Bächi und die Schlucht hinunter, wo die neue Brücke ist, und was weiß ich, wo sonst noch. Man muß den Alten den Glauben lassen; wir Jüngere haben andre Gedanken."

„Wenn mich der Teufel in Ruhe läßt," entgegnete Franz und lachte auch, „hoho, mit den Toten werde ich schon fertig."

Nach dem Abendbrot stieg der Präsident wieder heimzu, und Franz blieb in der Hütte zurück als Wächter der Niwa. Er holte noch einen Arm voll Kräuter für die Ziege, die er für die erste Zeit einsperren mußte, damit sie ihm nicht fortlaufe, ordnete dies und das und prüfte das Rad, dann legte er sich auf den harten Strohsack zur Ruhe.

Er fühlte sich glücklich. Seit seiner Heimreise nach Binegg war es ihm, als ob irgendwo in seinem Innern eine schwere Kette gesprungen und ein hemmender Druck nachgelassen hätte. War es, daß er wieder Leute seines Blutes um sich sah, oder daß er eine Schuld entrichten konnte, die er sich durch seinen Wegzug von der Heimat auf sein Gewissen geladen hatte, er fühlte neue Kraft in seinen Gliedern, ein daseinsfrohes Lustgefühl durchzog ihn. Die andern Dörfler würden ihm diesen Dienst an der Niwa gewiß hoch anrechnen, das wußte er, wenn nur die Viktorine — wenn er bis jetzt auch nicht daran denken durfte, daß sie ein Verlangen nach ihm haben könnte, vielleicht mit der Zeit wird es sich einstellen, und er konnte warten. Mit dem ungestümen Drang der Jugend war es längst vorbei. Er hatte den Ozean zweimal gekreuzt, ein nicht eben glückliches Leben durchmessen, sein Blick war freier geworden, seine Überlegung reifer. Die Jahre, die ihm noch blieben, hätte er so gern in seinem Bergdorf zugebracht. Wo man ihn brauchte, da wäre er zur Stelle gewesen, eine feste Stütze der Gemeinde wäre er geworden.

Die Schaufeln des Wasserrades mußten verbogen oder nicht in gleichen Abständen eingesetzt sein, denn der Hammer schlug unregelmäßig. Noch lange hörte er die kurzen, harten Schläge auf dem Brett, dann versank er in tiefen Schlaf.

IV.

Als die Viktorine am Nachtag am Bächi erschien, stand Franz schon am Graben und ließ das Wasser über die Grasstoppeln laufen. Sie trug ein rotgeblümtes Kopftuch, dessen Zipfel weit über die grau gestrichelte Jacke hinunterhing, und war mit der Wasserhaue bewehrt.

„Ist das nun die Ruhe, die Ihr hier gesucht habt?“ rief sie, nicht wenig überrascht, daß er schon da war.

„So müde wie in Amerika bin ich hier noch nie gewesen,“ versetzte er und streckte ihr freundlich lächelnd die Hand zum Gruße hin. „Ich weiß nicht, ist es die Luft, oder was es ist. Es geht mir alles so leicht durch die Hand.“

„Seid vorsichtig,“ warnte die Frau, „wenn Ihr jetzt die Wasserhut übernommen habt, die Niwa hat ihre Tücken wie der Gletscher. Es wäre gut, wenn der Tunnel bald durchschlagen würde, dann könnte man sie eingehen lassen.“

„Wenn ich nicht gehofft hätte, Euch hier oben zu begegnen, so würde ich mich im Dorf unten stille gehalten haben,“ entgegnete Franz und setzte sich aufs Bord. „Schade, daß es bald zu Ende ist — in fünf Wochen. —“

„In fünf Wochen?“ wiederholte sie, und ihre Stimme klang hart.

„Ja, — dann ist es für immer. Ich komme nicht mehr zurück. Aber gelt, das rührt Euch wenig?“ Seine Augen hingen in heißer Erwartung an ihren Blicken. Sie merkte es wohl, und in einem wärmeren Ton erwiderte sie: „Ihr dauert mich wirklich, — und es ist halt weit. Ich würde es vor langer Zeit nicht aushalten.“ Er ließ den Kopf hängen und sah über die Wiese, wo das Wasser rieselte. „Fremde Erde ist halt nicht der Heimboden. Verdienen tut man ja schön dabei, aber man hat nicht den Genuß davon.“

„So bleibt doch hier!“ rief sie, und das klang wieder herb, fast wie ein Vorwurf.

„Ich habe meine Familie drüben, und Geschäfte sind im Gang, die ich abschließen muß,“ sagte er kurz und gemessen; aber es war ihm nicht so ernst mit den Geschäften und mit der Familie noch weniger, denn die brauchte ihn nicht.

„So kommt Ihr bald wieder?“ fragte sie weiter.

„Nein, nie mehr!“

Die Viktorine setzte sich, wo sie war, hielt die Hände in den Schoß und sagte nichts darauf. Franz erhob sich zuerst wieder, zog die Schaufel aus dem Graben und schlug sie weiter unten mit wohlgezieltem Schwunge wieder ein, so daß der Bach, der schnell den alten Weg fortsetzen wollte, an dem Blech zurückprallte, über das Bord sprudelte und ein weiteres Stück der Wiese unter Wasser setzte.

Sie fragte ihn nach seinen Verwandten in Zermatt und sprach mit ihm noch von den Geschäften des Tages, die ihrer warteten, worauf sie umkehrte, während er seine Arbeit, die er ihr nicht abtreten wollte, beendete, eine kurze, einfache Mahlzeit hielt und dann wieder seiner Einsiedelei zusteuerte. Quälende Zweifel bestürmten ihn, und er achtete der Umgebung nicht.

Es war ein schöner, warmer Augustnachmittag. Vogelgesang erschallte aus dem Walde, und ab und zu hüpfte vor seinen Füßen ein Frosch ins Wasser. Vom Tale her erklangen undeutlich halb verwehte Glockentöne. Er saß noch lange vor der Hütte, verfolgte mit seinen Blicken einen Bahnzug, der rasselnd dem großen Talfluß entlang rollte, bis er ihm entschwand; dann molk er die Ziege und ging früh zu Bette.

Drei Wochen versah er nun schon die Wasserhut. Als nach dem ersten Termin die Ablösung gekommen war, sagte er zu dem Manne, es wäre schade um die Zeit, die ein andrer hier totschlagen würde, worauf dieser sich höflich dankend schnell wieder verabschiedete. Mit der Viktorine war er nicht mehr so oft zusammengetroffen. Mehrmals hatte er sie am Waldrand aufgesucht, wo sie ihre Kuh weidete. Nach irgendeinem Zeichen ihrer Zuneigung hatte er bis jetzt vergeblich gesucht, und er wollte der Ungewißheit, die um so drückender wurde, je näher der Tag der Abreise heranrückte, nicht durch eine rasche Frage ein Ende bereiten, weil er sich vor der Antwort fürchtete. Auch wollte er durch eine rasche Werbung nicht alles verderben.

Eines Abends erschien sie mit der Hutte beladen bei seinem Häuschen und brachte ihm Kartoffeln, dürres Fleisch und eine Batille Wein. Sie hätte Streu holen müssen für die Ziege, sagte sie, wie wenn sie sich für den Besuch entschuldigen müßte, und da hätte sie ihm etwas mitgebracht aus ihrem Speicher. Er werde es wohl gebrauchen können.

„Vergelt's Euch Gott," versetzte er in freudiger Erregung und nahm ihr den Tragkorb vom Rücken.

„Ich bin Euch großen Dank schuldig," wehrte sie; „wenn ich Euer Werk bezahlen müßte, ich wüßte nicht, wo ich das Geld hernehmen sollte."

„Das glaube ich schon," entgegnete er, ihr zulachend, „darum ist es besser, Ihr laßt es bleiben. Aber setzt Euch, ich hole Euch den Stuhl heraus."

„Nein, danke, ich gehe gleich wieder."

„Ihr seid so ernst, Viktorine, quält Euch etwas?"

„Weiter nicht viel, nur daß mein Bub, der ältere — der ist gestern aus der Rekrutenschule zurückgekehrt, und jetzt ist er so für das Militär eingenommen, daß er sich bei den Päpstlichen in Rom anmelden will."

„So laßt ihn nur ziehen," sagte Franz; „die Gardisten sind gut bezahlt, und später erhält er eine Pension."

„Und dann," versetzte sie, die schmalen Lippen zusammenziehend, „und dann sind es heute sieben Jahre, daß mein Mann gestorben ist. Ich kann ihn halt nicht vergessen. Ich gehe jetzt hinunter und dann noch in die Kirche."

Franz drehte sich auf die Seite und rupfte an den Blättlein eines Strauches. „So werde ich Euch noch ein Stück weit begleiten," sagte er verschüchtert und schritt voraus. Als der Wald sich öffnete und das Dörfchen in Sicht kam, trat sie an ihn heran und faßte seine Hand: „Gelt, Ihr zürnt mir nicht, Franz?" Er hatte noch nie so viel warmen Glanz und Herzensgüte in ihren Augen gesehen. Tief aus der Seele schien es zu kommen.

Was in ihm vorging, hatte er mit Worten nie verraten; aber dieser Augenblick gab ihm die Gewißheit, sie kannte seine Wünsche, und sie wollte ihm zuvorkommen und ihm den Schmerz einer nochmaligen Enttäuschung ersparen. Die Frage, die ihm schon manchmal auf den Lippen gestanden, schien ihm ein für allemal beantwortet. Zwischen ihm und dieser Frau stand die Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten wie eine Mauer, die sie auf immer schied. Er grüßte kurz und trocken und schlurfte müden Schrittes an dem Bächlein zurück; oft blieb er sinnend stehen und blickte in die trübe

Gletschermilch, mit der grüne Blättlein, zappelnde Käfer und Heuschrecken vorübertrieben. Das Gemurmel in dem Wasser, klang es nicht wie ein altes, trauriges Liedchen? Vielleicht waren es die Stimmen, die sich zu gewissen Zeiten, wenn das Wetter umschlägt oder auch wenn ein Unglück bevorsteht, in den Gletscherbächen vernehmen lassen?

Des Nachts wachte er öfters auf. Er hörte wieder die seltsamen Klagelieder, oder war es die Totenprozession, die jetzt der roten Fluh entlang zog? Böse Gedanken quälten ihn; auch wenn er sich fest in die Decke wickelte, er konnte sie nicht mehr los werden. Es bangte ihm vor der Abreise wie vor einem drohenden Unheil. Was hatte ihm das Leben noch Schönes zu bieten? Wenn er an der Niwa zu Tode stürzte, kein Mensch konnte auf den Gedanken kommen, er habe sich das Leben genommen. Die Niwa war verrufen. Einer mehr, was tat's! Ein unvorsichtiger Schritt, ein Schwanken, ein Zittern in den Beinen, dann stürzte er Berge tief.

Der Hammer schlug seinen Takt — pla — plapa — pla — pla — er hörte ihn. Wenn er jetzt an der Leite hätte gehen müssen — dort, wo der Felsen scharf um die Ecke bog, der Hütte zunächst, wo die Laden verschoben waren und man sich ducken mußte — vor dieser Stelle hatte ihm stets ein bißchen gegraut. Er drehte sich gegen die Wand und schlummerte wieder ein. Dann fuhr er mit den Händen in die Höhe, schlug die Fingernägel in die Balken und wollte sich festklammern. „Ich will nicht — der Fels — der Fels — er erdrückt mich — ha!" Er stieß einen Schrei aus und fuhr aus dem Schlafe empor. Ein Glück, daß er noch im Bette lag. Er zündete die Kerze an, denn er mußte Licht haben. Das Flämmlein flackerte und warf zuckende Lichtstreifen an die Wände. Die kleinen Scheiben waren matt, wie schwarzgestrichene Tafeln. Da — er horchte. Wahrhaftig, der Hammer klopfte nicht mehr. Er horchte wieder — keine Täuschung, das Rad stoppte. Er sprang auf und öffnete das Fenster. Es war eine dunkle Nacht. Schwere Regenwolken hingen herunter, und in den Lüften brauste der Föhn. Es ging länger als sonst, bis er sich angezogen hatte, er fürchtete sich vor der Wanderung.

Als er unter die Tür trat, fühlte er, wie das Herz ihm pochte. Das Rad stand still. In Gottes Namen, er hatte die Pflicht übernommen, er mußte gehen. Wenn er nicht mehr zurückkehrte, wenn man ihn als zerschmetterte Leiche in der Tiefe aufhob, ihn vermißte keiner im Dorfe. Er ergriff das Werkzeug, das stets im gleichen Winkel bereit stand, zündete das Windlicht an und stolperte, kaum zwei Schritte weit, über eine Wurzel, an die er nicht mehr gedacht hatte. „In aller Heiligen Namen," murmelte er und setzte sich in Marsch. Über seinem Haupte rauschte es wie vom Flügelschlag dahinziehender Vögel. Da hörte er das Glöcklein der Ziege im Stall. Er dachte, wenn er ihm die Tür nicht öffne, so müsse das arme Tier verhungern, denn so rasch werden die Dörfler es nicht merken, daß er nicht mehr in der Hütte sei; deshalb ging er die paar Schritte wieder zurück. Das Lichtlein an der Brust huschte über den Kanal, und nun hielt er plötzlich an. „Ja, zum Teufel, der ist ja zum Überlaufen voll!" rief er aus und leuchtete hinein.

Jetzt fiel der gelbe Schein auf das Wasserrad. In den Schaufeln hatte sich ein grobes Geäst verfangen. Ein schwerer Druck löste sich von seinem Herzen, und er bückte sich und erfaßte den Strunk an einem Zweiglein. „Besser du als ich," brummte er, zog ihn aus dem Wasser und schleuderte ihn durch die Luft. Bald darauf hörte er, wie er tief unten aufschlug. Er stellte das Werkzeug in die Ecke, schimpfte über das schlechte Wetter und kroch wieder ins Bett. Kalte Schauer durchrieselten ihn. Er hatte an der Grenze zwischen Leben und Tod gestanden. Um die böse Ecke herum an der roten Fluh wäre er wohl nicht gekommen — auch wenn er es hätte ertrotzen wollen. Ein kleiner Zufall, die Ziege mit ihrem Glöcklein, hatte ihm das Leben gerettet. Wenn man es zu verlieren im Begriffe ist, scheint es doch nicht so aller Werte bar zu sein. Er drehte sich im Bette noch lange hin und her, den Kopf voll wirrer Gedanken, bis das Herz sich wieder beruhigte und er den Schlaf finden konnte.

Am Morgen weckte ihn der Regen, der an die Holzwände klatschte und mit schweren Tropfen an die Scheiben schlug. Während mehrerer Tage goß es in Strömen, und da erschien in der Frühe des dritten Tages der Präsident mit einem Sack über den Schultern und forderte ihn auf, wieder herunterzusteigen; es habe keinen Zweck mehr, die Leitung länger zu überwachen. Es rücke nun doch auf den Herbst, und da könne man einen Schaden auch von dem Dorf aus reparieren. Franz Escher war froh, der unheimlichen Stätte, die ihm zur Qual geworden war, zu entsagen, verließ mit dem Präsidenten das Wächterhaus und bezog, im Dörfchen angelangt, wieder seine Stube in der Wirtschaft.

Im Tale hatte die Weinlese begonnen. Die Viktorine brauchte nicht in die Reben hinabzusteigen, denn Franz besorgte mit ihren beiden Söhnen und dem Mädchen die Traubenlese und das Hinaufsäumen des Weines. Obschon der Ertrag in den zwei Rebstücken der Witwe sich als reichlich erwies, so waren sie doch in zwei Tagen fertig. Als die letzte Brente geleert war, setzte sich Franz zu der Viktorine auf die Bank hinter dem Haus. Er war wortkarg und machte ein verdrießliches Gesicht.

„Es wird kühl," sagte er, „bald kommt der Winter und dann die große Ruhe. Drüben — da habe ich dann wieder Sommer."

„Und Freitag wollt Ihr verreisen?" fragte sie, ohne von der Arbeit aufzusehen. Sie nähte an dem Kleid ihres Jüngsten, der morgen fortzog, um eine Pförtnerstelle in Monte Carlo anzutreten, die er schon letztes Jahr versehen hatte.

„Wenn ich nur hier mein Leben beschließen könnte," seufzte der Amerikaner. „In der Fremde leben, das geht noch, aber in fremder Erde liegen, das ist ein Elend!"

„Wie könnt Ihr an so etwas denken in Eurem Alter," versetzte sie, ihn scharf in die Augen fassend, „Ihr könnt noch manchen Jüngern überleben."

Franz zuckte die Schultern, gab ihr die Hand und wünschte trocken und verstimmt gute Nacht.

Die Viktorine saß noch bis tief in die Nacht beim Lampenschein in der Stube, über ihre Arbeit gebeugt. Oft ließ sie die Hände ruhen und sann

vor sich hin. Der Amerikaner beschäftigte sie. Das Wort, dessen es von ihrer Seite bedurfte, um ihn hier wieder festzunageln, sie konnte es nicht aussprechen. Sie fühlte Mitleid mit ihm, aber keine Liebe. Ihr Sinnen war immer noch rückwärts gerichtet auf die schönen Jahre einer glücklichen Ehe. Sie hatte ihren Mann lieb gehabt und sich im stillen gelobt, ihm treu zu bleiben bis über das Grab hinaus.

Freilich — ihr drohte zunehmende Vereinsamung. Wenn ihre Söhne sie verließen, so blieb sie mit der Regine allein zurück. Und dem Mädchen sahen die Burschen auch schon mit verlangenden Blicken nach. Wenn der Tag kam, an dem sie es hergeben mußte, dann war sie allein, der Einsamkeit preisgegeben. Aber sie war eine von den Frauen, die immer irgendwo noch ein Restchen Kraft finden, auch über das Letzte hinwegzukommen.

Am Donnerstag Abend nahm Franz von den Dörflern Abschied in der Wirtsstube. Sie waren zu Lust und Scherz aufgelegt, was immer der Fall ist, wenn die Reben sich für die Mühe und Arbeit, die man für ihr Gedeihen verwendete, dankbar erwiesen, besonders in einem so nassen Sommer.

Als Franz der Wein zu Kopfe stieg, fing er an zu singen.

„Du, es tut uns allen leid," sagte der Präsident, „daß du fortgehst. Die Viktorine, ich habe immer geglaubt, das sei eine für dich. Das ist eine Frau so lauter wie Gold und immer noch jung!"

„Wenn sie mich zum Manne begehrt, so soll sie es sagen," entgegnete er, und seine Augen leuchteten halb im Zorn, halb in der jäh aufschießenden Hoffnung auf Erfüllung seines heißen Wunsches.

„Hast du sie schon gefragt? Das liegt doch nicht an ihr."

„So schnell geht das nicht," versetzte er.

„Du hast grad noch Zeit," bemerkte der Schuster Felix, „du Esel! Frag sie doch — meiner Seel, sie nimmt dich. Sie ist froh, einen so schaffigen Mann zu bekommen, und einen, der Geld hat —"

So ging die Rede hin und her, sprang auf dies und das über, von Binegg nach Santa Fé und wieder zurück, und gegen Mitternacht trennte man sich.

Tags darauf traf Franz noch keine Anstalten zur Abreise. Sie war um einen Tag hinausgeschoben worden. Als es eindunkelte, betrat er die Stube der Viktorine, die eben die Reste des Mahles wegräumte. Eine leichte Röte flog über ihr Gesicht, als sie ihn erblickte, und um ihre dünnen Lippen zuckte es.

„Ihr geht erst morgen?" fragte sie hüstelnd und blickte ihn an, sah aber schnell wieder weg.

„Ja, morgen gehe ich ganz sicher." Er trat näher zu ihr und suchte mit brennendem Verlangen ihre Blicke. „Viktorine — ich wäre so gerne hier geblieben bei Euch, aber gelt, Ihr mögt mich halt nicht?"

Sie hob den Kopf, in den das Blut schoß. „Warum soll ich Euch nicht gut leiden mögen? Gott vergelt, was Ihr für mich getan habt, Franz. Ich wünsche Euch alles Glück!"

„Wollt Ihr nicht das Brot mit mir teilen, Viktorine? Sag ja — gel, du willst!" Und er griff nach ihrer Hand. Sie zog sie sanft zurück, drehte

an einem Knopf ihrer Jacke, schaute suchend in der Stube herum, und dann kreuzte sie die Hände unter ihrer Brust und richtete den vollen Glanz ihrer Augen auf die seinen. „Seht, Franz! Für meinen Mann ist es noch zu früh und für mich zu spät."

Da sank er auf einen Stuhl nieder, stützte den Kopf in beide Hände, und sein Atem ging schnell, keuchend. Eine Weile saß er so da, dumpf in den Boden hineinstarrend, während sie am Tische stand und durch das Fenster blickte.

„Ich habe das Herzklopfen," sagte er tonlos und stand auf. Aus seinem Gesicht war alles Blut gewichen. „So will ich morgen gehen. Lebt wohl und zürnt mir nichts!" Mit unsicheren Schritten tappte er nach der Tür. Die Viktorine wollte ihm nachgehen und ihm noch etwas sagen, ein Wort des Dankes, eine Bitte — etwas, das ihn aufrichten sollte, aber da hüpfte die Regine in die Stube. Die Haare fielen ihr ins Gesicht, und warm leuchteten die blauen Augen der Mutter entgegen.

„Hat er dich gefragt?"

„Ja, aber ich kann nicht!"

Das Mädchen erfaßte ihre Hand. „Er hat mir immer so gut gefallen, der Franz. Er ist ein so Braver, und die grauen Haare im Bart sieht man ja gar nicht. Vater würde ich ihm nicht sagen, aber Franz. Mutter, der geht nicht mehr nach Argentinien zurück, das weiß ich. Er müßte ja schauderhaft Heimweh haben. Oder er tut sich etwas an, er sah ja so bleich aus!"

„Das verstehst du nicht," erwiderte die Mutter ruhig und mit einem leisen Zittern in der Stimme. Das Mädchen setzte sich auf die Bank und rutschte unruhig hin und her. Dann lief es wieder zur Mutter.

„Du bist so blaß! Gel, du nimmst ihn?"

„Hat er dir etwa eingefeuert? Du Strubelkopf!"

„Ei was! Aber ich möchte es ihm gönnen, das Glück!"

Die Viktorine legte die Hand auf das weiche Haar der Tochter und zog ihren Kopf an die Brust. „Ich will es mir überlegen, Reginchen."

V.

Am nächsten Tag saß Franz sonntäglich gekleidet in seinem Zimmer auf dem grauen Handkoffer. Er trug wieder das tabakfarbene Samtkleid und spielte mit dem Hut, den er in der Hand hielt. Manchmal, wenn ihn ein quälender Gedanke durchzuckte, richtete er sich jäh auf, um bald wieder einzusinken. Er hatte die Abreise auf den Nachmittag verschoben und wartete immer noch auf irgend etwas, das ihn hätte zurückhalten sollen. Er hätte noch lange so gesessen, trostlos ins Leere schauend, in Erwartung und stumpfsinnigem Dahinbrüten, wenn nicht der Bursche eingetreten wäre, der ihm den Koffer auf die Station tragen sollte.

„Auf der Bahn warteſt du, bis ich komme", wandte er sich schnauzig mit lauter Stimme zu dem aufgeschossenen Jüngling. „Im Büfett kannst du ein Glas Wein trinken, wenn du zu früh bist — da nimm!" und er streckte ihm ein Geldstück hin. Der Bursche packte ohne Umstände den Koffer am Griff und schleppte ihn die beiden Treppen hinunter.

Die Wirtin hatte er bezahlt, und die Viktorine erwartete ihn nicht mehr. So konnte er abreisen. Als er neben dem Haus der Witwe vorüberging, verlangsamte er den Schritt, schaute zögernd an die Fenster hinauf, die sich in der Sonne spiegelten, hielt einen Moment an, dann griff er fest und mannhaft aus. Auf halbem Weg stand er still und drehte sich um. Die Kirche glänzte so hell im Abendlicht. Der Abschied von der Heimat, wenn man sie nicht mehr sehen soll, das greift ans Herz. Er setzte sich an den Wegrand und legte die Hand auf die Brust, wo ein dumpfer Druck ihn schmerzte, dann stand er wieder auf und marschierte weiter. Im Städtchen schaute er sich nicht mehr um. Er war nur einmal unten gewesen auf der Post und brauchte von niemand Abschied zu nehmen. Die Kirche läutete den Feierabend. Er zog den Hut und murmelte mechanisch sein Sprüchlein.

Als er zu der eisernen Brücke gelangte, wo er am Tag der Heimkehr den ersten Blick auf das Bergdörfchen geworfen, legte er die Hände auf das Mäuerchen und schaute wie damals in die Höhe. In den Wäldern gilbte es. Die Nadeln der Lärchen und die Blättchen der Birken waren fast über Nacht zu Gold geworden. Die Büsche prangten in hellen Farben, wie wenn jedes Blatt eine schimmernde Blüte geworden wäre. Ab und zu rieselte frühwelkes Laub zu Boden. In Vinegg läutete es nun auch, und mit dem Glockenschall der heimkehrenden Kühe verwob sich das Geläute der Kirchenglocken. In den Lüften war ein helles Summen und Singen, als ob aus der großen Himmelsglocke ein Ton herunterstiege, rein und schön, so weihevoll, daß jedes Ohr ihm lauschen mußte.

Franz hörte ihn nicht und er sah ihn nicht, den weichen Duft des Abendfriedens. Er fühlte sich unsäglich traurig und niedergeschlagen. Es war ihm wie einem, der mit dem Abschied von der Heimat aus dem Leben geht. Er stand an der Mauer mit verschlossenen Sinnen, immer den dumpfen Schmerz in der Brust. Weit, weit von hier, tausend und aber tausend Stunden weit, lag Santa Fé, die Fremde, der er entgegen zog. Über der Schlucht grüßten ihn die Hütten seiner Heimat. Wie damals schossen die Fenster blitzende Funken. Die Hochgipfel glänzten, und es lag ein zarter, feiner Hauch über den schimmernden Schneefeldern.

Jetzt stieg der Mond hinter einer großen Wettertanne der Gerenalp empor, ihr Astwerk durchleuchtend, daß es schien, wie wenn sie in Flammen stände. So schön war die Heimat, so schön! Lange hingen seine Blicke an dem seltsam verklärten Bilde. Er hatte nicht Augen genug, so viele Wonne in sich aufzunehmen, eine Wonne, die ihm doch nur bittere Schmerzen bereitete. Er legte sich auf das Mäuerchen, in sich zusammengesunken, und wartete — auf wen — wie lange — er wußte es nicht. Er dachte nicht mehr ans Fortgehen, nur noch ans Dableiben — lebend oder tot. Die Heimat, die ihn ziehen ließ, die war hart wie der Stein, den er jetzt umklammerte. Nun blickte er hinab in den strudelnden Bach. Kleine Lichter schwankten in dem dunklen Wasser hin und her. Es glich einer nächtlichen Prozession, die im Scheine der Fackeln sich vorwärts bewegte. Oder war es der Gratzug? Durch die Schlucht sollte er ja seinen Weg nehmen. Er hörte eine Stimme, die ihn rief, eine weiche, lockende Stimme. Er stieß einen Schrei aus, denn fast

wäre er hinuntergestürzt. Nein, nein, er wollte nicht aus dem Leben scheiden, den Kindern zu liebe nicht — und der Viktorine. Sie war oben im Dorfe geblieben; aber sie hatte ihm nachsehen müssen, wie er davon ging, das stand ihm fest, und ihre Gedanken, die wanderten sicher mit ihm.

Ein Vogel flatterte ängstlich pfeifend seinem Neste zu. Da unten flackerten noch immer die Lichtlein. Unendlich lang war der Gratzug. Immer neue Fackeln kamen und schwanden. Jetzt schauerte er zusammen. Es hatte ihn jemand am Arme gepackt. „Du fällst ja, Franz!"

„Viktorine, du —"

„Komm wieder herauf! Du sollst oben bleiben — bei mir!" Sie war fast außer Atem, so schnell hatte sie die Angst getrieben, er könnte sich ein Leides antun. Das Kopftuch hielt sie in der Hand, die losen Haare hingen ihr in die Stirne.

„Ja, ich komme — vergelt's dir Gott — es soll dich nicht gereuen." Er sprach langsam, mit zugeschnürter Kehle. Er mußte sich zuerst erholen, umsehen, wo er sich befand, denn er konnte das Glück noch nicht mit vollen Sinnen fassen.

Sie ergriff seinen Arm und stieg mit ihm langsam aufwärts. Der Mond schwebte am hellgestirnten Himmel, und über alle Höhen und Tiefen ergoß sich sein Glanz. Franz atmete schwer und hielt ihre Hand fest umschlossen in der seinen.

Als sie die Hütte der Viktorine erreichten, hellte sich sein Gesicht. Er erwachte wieder zum Leben und fuhr ihr sanft über die Wangen. „Muß ich ins Wirtshaus zurück, du Liebe du? Ich tu es nicht gerne. Ich lasse diese Hand nicht mehr los!"

„Du kannst im Stübchen meiner Söhne schlafen," versetzte sie ruhig und ließ es geschehen, daß er sie auf Mund und Wange küßte. „Das Zimmer ist jetzt leer, denn der ältere ist auch fort — nach Domo — und kommt erst morgen wieder."

„Ich möchte noch näher bei dir sein," bat er, und in seinen Augen lag es wie Freude und Verzückung. Er schlug den Arm um ihren Hals und zog sie hinein.

Am Morgen ging die Kunde durchs Dorf und drang durch offene und verschlossene Türen, der Franz Escher liege tot im Hause der Viktorine, ein Herzschlag habe seinem Leben ein Ende bereitet. Im Hause der Witwe! Die bösen Zungen zischelten, wurden aber bald zum Schweigen gebracht. Die Viktorine war eine rechtschaffene, eine tugendhafte Frau.

Auf dem Gottesacker seines Heimatdorfes, wo er seine Ruhe gefunden, wurde er begraben. Wenn die Glocke den Feierabend einläutete, dann sah man die Viktorine, den Blick auf die Straße gesenkt, wie in sich selbst verloren, das Gesicht im Kopftuch vergraben, hinunter zur Kirche wandern. Dort setzte sie sich in die Ecke, faltete die Hände und betete in heißer Inbrunst zu der Gnadenmutter. Sie betete für die arme Seele des Franz, dann für sich, dann wieder für ihn, denn aus Liebe zu ihr war ihm das Herz gesprungen.

Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen.

Von
Gustaf Dickhuth.

II.[1])

Die Welt wurde am Anfang der Regierung Friedrichs des Großen noch beherrscht von einem Gegensatz, der heute alle Bedeutung verloren hat: von dem Gegensatz zwischen Spanien und England. Frankreich hatte sich eng an Spanien angeschlossen, und im Jahre 1739 war der große Kampf ausgebrochen, der sich vorwiegend in den nordamerikanischen Gewässern und in dem heutigen Kanada abspielte. Dieser Kampf bildet den Hintergrund zu Coopers „Lederstrumpf"-Erzählungen, die wir alle aus unsern Kinderjahren kennen. Die Beweggründe des Krieges hatten zugleich eine weltumfassende Bedeutung. Es handelte sich darum, ob die romanischen oder die germanischen Nationen das Übergewicht haben sollten in Welthandel und Kolonialmacht.

Damit waren aber soviel englische und französische Kräfte in Amerika festgelegt, daß einem kriegerischen Auftreten beider Mächte in Europa immerhin Schranken gesetzt waren.

Frankreich war an der Entwicklung der Dinge in Europa unmittelbarer interessiert als England. Es hatte bei Anerkennung der Pragmatischen Sanktion sich die Freiheit des Handelns vorsichtig gewahrt durch den Zusatz: „Unbeschadet der Rechte Dritter."

Die französische Diplomatie stand jetzt vor einer großen Aufgabe. Seit den Tagen Karls V. und Franz I. war der Gegensatz der Häuser Österreich und Frankreich der Angelpunkt der festländischen Politik gewesen. Nun endlich schien es möglich, die österreichische Macht, die der französischen Vorherrschaft in Europa bisher noch im Wege gestanden, vollends herunterzubringen. Und da es möglich schien, so war es — wenn wir einmal die Dinge vom französischen Standpunkt betrachten — notwendig.

Auch hat niemals ein Zweifel darüber in Frankreich geherrscht, daß die Kaiserkrone nicht bei Österreich bleiben dürfe. Man dachte sie dem Bayern zuzuwenden; vielleicht auch einen Teil der österreichischen Erblande.

[1]) Artikel I erschien im Januarheft d. J., S. 37 ff.

Hätte man das in Wien geahnt — wer weiß, ob man nicht doch mit dem Preußenkönig unterhandelt hätte. Aber man traute unerschütterlich der gegebenen Zusage.

Für die französische Politik konnte nun gar nichts Günstigeres eintreten, als der Einmarsch der Preußen in Schlesien. In Paris wurde beschlossen, dem bereits im Sieg befindlichen König ein Bündnis anzutragen.

Friedrich nahm die ersten Anerbietungen mit der äußersten Zurückhaltung auf. Er hatte die höchste Vorstellung von den französischen Machtmitteln und scheute sich davor, Preußen in unerwünschte Abhängigkeit von einem überlegenen Staat zu bringen, dessen politische Ziele doch am letzten Ende weit von den seinigen entfernt liegen mußten.

Ehe er sich überhaupt auf Unterhandlungen mit Frankreich einließ, wollte er noch einen letzten Versuch machen zur Verständigung mit Wien. Nochmals bot er der Königin von Ungarn seinen Beistand und erklärte, daß er sich mit Niederschlesien und Breslau begnügen würde. Für diese Forderung hoffte er auf die Vermittelung von England, Holland und Rußland, von deren ganz abweichenden, feindseligen Absichten er damals noch keine Ahnung hatte. Podewils bekam Weisung, inzwischen mit dem französischen Gesandten derart zu verhandeln, daß man für den Fall des Mißlingens Frankreich nicht verliere. Ein recht schwieriger Auftrag.

Indessen war es nicht Friedrichs Art, sich auf die Hilfe andrer zu verlassen. Er bot alle Machtmittel seines Landes auf, um ein schweres Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen.

Starke Truppen — nach modernen Begriffen etwa ein Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen — wurden bei Magdeburg zusammengezogen. Sie standen dicht an den damaligen Grenzen der Kurfürstentümer Sachsen und Hannover — ein deutlicher Wink an die stets beargwohnten Rivalen, sich jeder Einmischung zu enthalten. Das Kommando erhielt zu seiner großen Genugtuung der Fürst Leopold von Anhalt.

Bedeutende Verstärkungen gingen außerdem nach Schlesien. Der König selbst verließ Berlin bereits am 19. Februar und begab sich wieder zur Armee.

Zunächst nach Glogau. Er hatte erwartet, daß die Festung nach kurzer Einschließung vor dem Hunger kapitulieren würde. Aber nun lagen die Preußen bereits vier Monate erfolglos davor. Noch hatten die diplomatischen Verhandlungen zu keinem greifbaren Ergebnis geführt, man mußte auf einen ernsten, vielleicht langwierigen Kampf gefaßt sein, und darum mußte mit Glogau ein Ende gemacht werden. Der König konnte die von der Festung gesperrte Oder als Nachschublinie für sein Heer nicht mehr entbehren. In diesem Sinne erbat und erhielt der vor Glogau kommandierende Erbprinz Anhalt die Erlaubnis zum Sturm.

Kaum war der König nach Schweidnitz abgereist, da erreichte ihn die Meldung des Erbprinzen von dem glücklichen Ausgang des Unternehmens.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Preußen länger als ein Vierteljahr vor Glogau gelegen hatten, ohne irgend etwas eigentlich Feindseliges zu

unternehmen. Hatten sie doch sogar einen gefangenen österreichischen Husaren mit Entschuldigung zurückgeschickt. Diese seltsame Art von Kriegführung erklärt die völlige Überraschung der Besatzung, als es nun mit einem Male Ernst wurde.

Nach Einbruch der Dunkelheit rückten die preußischen Sturmkolonnen in lautloser Stille an die lange zuvor bestimmten und sorgfältig ausgesuchten Sammelplätze. Zu ausgiebiger Vorbereitung war reichlich Zeit gewesen. Die beiden Gegner waren auch kaum eine Flintenschußweite voneinander entfernt, nur durch Wall und Graben getrennt. Die Verhältnisse in der Stadt waren den Preußen so bekannt, daß der Schlag der Rathausuhr als Zeichen zum Sturm bestimmt werden konnte.

Um Mitternacht gingen alle Kolonnen gleichzeitig vor, rissen die Palisaden und spanischen Reiter weg und erkletterten den Wall trotz des Glatteises. Die Österreicher, außer Fassung, versuchten keinen ernsten Widerstand. Vier Grenadiere von Glasenapp nahmen mehr als fünfzig von ihnen gefangen. Die Preußen verloren alles in allem neun Mann.

Bezeichnend ist, daß der Fall von Glogau in den umliegenden protestantischen Dörfern von der Bevölkerung durch ein Tedeum gefeiert wurde.

Der König hatte inzwischen die Posten am Gebirge besichtigt. Von Schweidnitz war er über Reichenbach, Frankenstein, Silberberg nach Wartha gegangen. Dort wäre er beinahe den Feinden in die Hände gefallen.

Er hatte sich bis Wartha begleiten lassen durch eine Schwadron Schulenburg. Die hatte er nach Frankenstein entlassen und sich in Wartha zu Tisch gesetzt, um sich nachher unter Geleit einer Schwadron Gensd'armes ebenfalls nach Frankenstein zu begeben.

Der österreichische General Lentulus hatte in Glatz erfahren, daß Friedrich mit geringer Begleitung die preußischen Vorposten abritt. Er schickte ein Kommando Husaren in die Gegend zwischen Silberberg und Frankenstein, um den König lebend oder tot einzubringen.

Glücklicherweise ließen sich die Husaren irreführen durch die vom König entlassene Schwadron Schulenburg. Sie eilten ihr in der Richtung auf Frankenstein nach und erreichten sie, als sie eben im Begriff war, einen sumpfigen Graben zu überschreiten. Die Preußen machten Front und erwarteten den Angriff, um ihrerseits zur Attacke anzureiten. Die Husaren aber lösten sich in Schwärme auf, prellten einzeln und zu mehreren an den Feind heran, schossen ihre Pistolen aus nächster Nähe ab, und sobald die Schwadron sich ihnen entgegen in Bewegung setzte, zerstreuten sie sich in alle Winde, um gleich darauf dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Man denkt unwillkürlich an die Legionen des Crassus in ihrem Kampf gegen die Parther. Die hilf- und ratlosen preußischen Dragoner hielten eine ganze Weile aus. Dann begannen ihre Reihen sich zu lösen. Einer nach dem andern versuchte sich hinter dem Graben in Sicherheit zu bringen. Da aber dessen Ränder sumpfig waren, so brachen die Pferde ein, stürzten und trennten sich von ihren Reitern. Nun griffen die Husaren zum Säbel; viele Dragoner wurden getötet und gefangen. Auch die Standarte ging verloren. Als der König

von Wartha mit den Gensd'armes herankam und gleichzeitig Infanterie von Frankenstein, waren die Österreicher mit ihrer Beute im Gebirge verschwunden. Friedrich war mit Recht ungehalten über seine Grenadiere zu Pferde. Der Chef des Regiments, Schulenburg, bekam eine sehr ungnädige Kabinettsorder, in der der König besonders hervorhob, daß er dieser unzuverlässigen Schwadron seine eigene Sicherheit anvertraut habe. Die verlorene Standarte ließ er unter der Hand ersetzen, „auf daß solches beim Volk keine Gelegenheit zum Plaudern gebe".

Es scheint, daß die Preußen eine fast abergläubische Vorstellung hatten von der Überlegenheit der österreichischen Husaren. Der König sah sich wenigstens veranlaßt zu folgender Order:

„Sofern auch österreichische Husaren solten gefangen werden, so muß man solche Unseren Leuthen weysen, auf daß diese sich keine größere idée von Ihnen machen, als wie sie es in der That verdienen, und Unsere Leuthe sehen, daß es schlecht Zeug sey."

Die unsichere Haltung der Dragoner hat Friedrich offenbar zum Teil darauf zurückgeführt, daß die Leute — geworbene Söldner — kein rechtes Herz für die preußische Sache hätten. Es liest sich in der Zeit der modernen Volksheere ganz sonderbar, wenn er befiehlt:

„Bey allen Gelegenheiten muß denen Burschen von denen officiers wohl imprimiret werden, daß sie einen gewissen Haß gegen die Österreichischen trouppen bekommen, auf daß jene mit mehrerer Verbitterung und weniger Kaltsinnigkeit auf diese losgehen."

Wie hat sich doch dies im Laufe der Zeit geändert! Wie so viele bedeutende Feldherren, wie Cäsar, wie Wallenstein, hat Friedrich es verstanden, den Soldaten die eigene Person an die Stelle des Vaterlandes zu setzen. Nicht für die preußische — für die Fritzische Sache fochten die Kämpfer des Siebenjährigen Krieges. Da war nicht einer unter ihnen, der seinen König nicht persönlich kannte. Durch Jahre und Jahre trug er mit seinen Soldaten das harte Leben des Krieges, teilte mit ihnen jede Anstrengung und Entbehrung. Wie oft hatten sie ihn an dem Lagerfeuer gesehen, früh gealtert, abgemagert, in seiner abgetragenen Uniform, wie oft im schärfsten Feuer vor der Front des Regiments. Das gibt einen festen Kitt zwischen dem Führer und seiner Truppe. Das gibt Vertrauen und unerschütterliche Anhänglichkeit. In den schwersten Tagen des Siebenjährigen Krieges sangen die Preußen jubelnd das Lied:

Fridericus Rex, mein König und Held,
Für dich schlügen wir den Teufel aus der Welt!

Der Vorfall von Wartha hatte, da er für den König glücklich abgelaufen war, an sich keine besondere Bedeutung. Er gewann eine solche nur dadurch, daß Friedrich durch dieses ganz persönliche Erlebnis aus seiner bisherigen Sicherheit aufgeschreckt wurde. Er begann seine ganze Lage anders anzusehen. Schwerin schärfte er die größte Wachsamkeit ein. An Podewils erließ er eingehende Weisungen für den Fall, daß er lebend gefangen werden sollte. Er verbot, für seine Befreiung eine „unwürdige Handlung" zu begehen.

Selbst seine etwa aus der Gefangenschaft erlassenen Befehle sollten dann nicht berücksichtigt werden. „Ich bin nur König, wenn ich frei bin."

Zum Schluß einige Bestimmungen, die uns zeigen, daß der Schüler der Aufklärung nicht frei war von Romantik.

Wenn er vor dem Feinde fällt, so soll sein Leib verbrannt werden nach Römerart, seine Asche soll in Rheinsberg in einer Urne beigesetzt werden, und Knobelsdorff soll ihm ein Denkmal errichten „wie das der Horatier zu Tusculum".

In diese Tage, die den König seine militärische Lage unsicherer erscheinen ließen als früher, fiel nun die Nachricht Münnichs von den Anträgen, die der sächsische Gesandte in Petersburg gemacht hatte, und die auf nichts Geringeres hinausliefen, als auf eine Teilung Preußens unter Österreich, Rußland, Sachsen, Hannover und die Niederlande, unter Beihilfe und Leitung Englands.

Daß in London der Draht gezogen wurde, der das Spiel in Bewegung setzen sollte, das freilich ahnte Münnich noch nicht und also auch Friedrich nicht. Er glaubte, noch immer auf die Unterstützung seines königlichen Oheims rechnen zu dürfen. Aber auch so war die Sache bedenklich genug. Friedrich hat später gestanden, er möchte die Unruhe dieser Augenblicke nicht noch einmal durchleben.

Den tief erschrockenen Podewils sucht er zu beruhigen: „Verteidigt mich mit der Feder, wie ich Euch mit dem Degen verteidigen werde, und alles wird gut gehen, unsern Neidern zum Verdruß."

Soviel schien gewiß: wenn das von Münnich angekündigte Bündnis wirklich zustande kam, dann war Preußen gezwungen, so bald als möglich mit Frankreich abzuschließen.

Es traf sich hierfür glücklich, daß gerade der französische Gesandte Valory in Schweidnitz an den König herantrat mit einem sehr entgegenkommenden Bündnisentwurf.

Friedrich war sehr offen in der Unterredung. Er beklagte sich bitter über die fehlende Unterstützung Englands. „Die Engländer kommen immer mit ihrem ewigen Kehrreim, daß man Frankreichs Ehrgeiz brechen müsse und seine Sucht, überall zu herrschen; aber ich bitte Sie — wer will das mehr und hochmütiger als die Engländer selbst?"

Die Anerbietungen Valorys waren dem König zu unbestimmt. Er verlangte vor allem die tatkräftigste Unterstützung des Bayernherzogs, damit Österreich durch den Angriff von zwei Seiten völlig lahm gelegt werde. Dann wollte er sich die Russen vom Leibe halten und forderte dazu, daß Frankreich einen Bruch Schwedens mit Rußlands herbeiführe.

Namentlich die letztere Forderung glaubte Valory zunächst als unausführbar bezeichnen zu müssen. Friedrich aber erklärte, nur unter dieser Voraussetzung weiter unterhandeln zu können, ersuchte den Gesandten, in diesem Sinne bei seinem König vorstellig zu werden und machte das tiefste Geheimnis zur Bedingung.

Entsprechende Aufträge gingen von seiner Seite an Podewils. Friedrich fand einen Trost darin, daß er in das Bündnis mit Frankreich geradezu

hineingezwungen wurde. Daran, daß von dem preußisch-französischen Bündnis Österreich zu Boden geworfen werden würde, zweifelte er keinen Augenblick. „Und Sachsen," schrieb er ingrimmig an seinen Minister, „Sachsen wird die Scherben zu bezahlen haben."

Er entwirft nun bereits einen Feldzugsplan, den ersten seines Feldherrnlebens, und wir staunen über den großen Zug, den genialen Schwung, den feurigen Mut und die kalte Entschlossenheit, die schon aus diesem ersten Entwurf hervorleuchten.

Die Kunst des Rokoko bestand darin, mit unzähligen kleinen Posten möglichst große Landstriche zu decken, mit „Cordons" die ganze Grenze ringsum zu sichern.

„Wer alles konservieren will, konservieret nichts!" hat der König später seinen Generalen gesagt.

Jetzt war er entschlossen, die Provinz Preußen unverteidigt den Russen zu überlassen, um alle Kräfte gegen den nächststehenden, erreichbaren Feind verwenden zu können. An Sachsen wird er sich schadlos halten. Nach der in Schlesien gewonnenen Schlacht wird er den abziehenden Österreichern nach Böhmen folgen und dort den Bayern die Hand reichen, „um den Österreichern desto geschwinder den Garaus zu machen." Ist dieser Feind niedergeworfen, dann will er zurückkehren, sein Heer mit den Truppen des Fürsten Leopold von Anhalt vereinigen und sich gegen die Russen wenden.

Man sieht, wie weit die Gedanken fliegen. Wie ein Schachspieler richtet er seine Aufmerksamkeit nicht nur auf den gerade in Frage stehenden Zug, sondern er denkt das ganze Spiel durch bis zu Ende.

Podewils war sehr unglücklich über den Befehl des Königs, mit Frankreich zu unterhandeln. Er sah in diesem Bündnis nur die äußerste Gefahr für Preußen. Die Sache würde nicht geheim bleiben, und alle, die Frankreich haßten und beargwohnten — will sagen ganz Europa —, die es aber auch viel zu sehr fürchteten, um mit ihm anzubinden, die würden sich nun mit vereinten Kräften auf den kleinen Mitläufer, auf Preußen stürzen und es vernichten, ehe die französische Hilfe zur Stelle sei.

Und ob Frankreich dann geneigt sein würde, das Schwert zu ziehen, um das bereits niedergeworfene Preußen wieder aufzurichten, das schien Podewils mehr als zweifelhaft. Er hielt es für besser, den drohenden Sturm vor dem Ausbruch zu beschwören. Den König Georg von England beargwöhnte er noch immer nicht. Ihn, der der Anstifter des ganzen Planes war, glaubte er „von der Bande trennen" zu können. Er riet seinem Gebieter, der hannoverschen Begehrlichkeit geradezu entgegenzukommen durch freiwilliges Anbieten von Ostfriesland, im Notfall auch von Osnabrück.

Ehe diese Frage noch ernstlich erörtert war, machte die englische Politik eine sehr unerwartete, entscheidende Wendung.

König Georg hatte sich überzeugen müssen, daß das „gute Konzert" nicht so leicht zustande kam, wie er gedacht hatte. Die Holländer wollten nur Geld geben; auf Rußland war in nächster Zeit gar nicht zu rechnen; das englische Parlament war durchaus nicht geneigt, seinem König die hannoverschen

Kastanien aus dem preußischen Feuer zu holen; dagegen standen mehr als dreißigtausend Preußen dicht an der hannoverschen Grenze. Und so groß der Haß gegen Preußen war — die Furcht vor Preußen, die Angst für das Stammland Hannover waren doch noch viel größer.

So kam es, daß eines Tages der englische Gesandte dem Minister Podewils seine wärmsten Glückwünsche zu den bisherigen Erfolgen aussprach. Er fügte hinzu, daß England dem aufstrebenden Preußen einen ordentlichen Bissen Landerwerb von Herzen gönne, bot hierfür seine guten Dienste an und bat nur darum, „daß man England-Hannover möchte mitessen lassen."

Am 10. April fand in Dresden eine Sitzung der gegen Preußen Verschworenen statt, unter dem Vorsitz des königlich sächsischen Beichtvaters, des Jesuiten Guarini. Da erhob sich der englische Gesandte und erklärte der verblüfften Versammlung, daß er dem König von Preußen die Vermittelung der englischen Regierung zur Durchsetzung seiner Forderungen angeboten habe.

An demselben Tage, am 10. April, waren bei Mollwitz die eisernen Würfel gefallen.

König Friedrich war von seiner Besichtigungsreise nach Schweidnitz zurückgekehrt. Dort erhielt er im März die Nachricht, daß der neue österreichische Oberfeldherr, der Feldmarschall Graf Neipperg, in Olmütz eingetroffen sei. Zugleich begann eine deutlich erkennbare, gesteigerte Tätigkeit der feindlichen Vorposten.

Die Preußen lagen noch immer in ihren weitläufigen Winterquartieren; Friedrich hielt eine engere Versammlung für notwendig. Er befahl dem Feldmarschall Schwerin, die an der mährischen Grenze stehenden Truppen bis in die Gegend südlich Neiße zurückzunehmen. Schwerin macht allerlei Einwendungen. Aus einem mehrfachen Briefwechsel gewann schließlich der König die Meinung, daß die mährische Grenze geräumt sei, während die preußischen Truppen tatsächlich in ihrer ursprünglichen Aufstellung standen. Alarmierende Nachrichten aus Olmütz veranlaßten schließlich den Feldmarschall, beim König um Verstärkungen zu bitten.

Darauf begab sich Friedrich selbst zu Schwerin. Mit Erstaunen und Mißfallen sah er, daß seine Befehle nicht ausgeführt waren. Es ist ein deutliches Zeugnis für Schwerins weltmännische Gewandtheit und eindrucksvolle Persönlichkeit, daß es ihm nicht nur gelang, den König darüber zu beruhigen, sondern daß er ihn sogar zu seiner Auffassung der Lage überredete.

Da Nachrichten vom Feinde überhaupt nicht vorlagen, so begab sich Friedrich mit Schwerin am 1. April nahe an die Grenze, nach Jägerndorf, um von dort aus den Nachrichtendienst einzurichten.

Am Abend wurden einige Überläufer eingebracht. Die sagten aus, daß die ganze österreichische Kavallerie dicht in der Nähe liege. Sie warte nur auf das Eintreffen der Infanterie, um gegen Jägerndorf vorzugehen.

Die Szene wurde dadurch dramatisch, daß im selben Augenblick in der Dorfstraße einige Schüsse fielen. Es war blinder Lärm. Aber soviel war nach den Aussagen der Überläufer gewiß: der Feind hatte die Operationen

begonnen — und die Preußen waren noch weit zerstreut. Ihre Lage war äußerst bedenklich.

Man könnte dagegen anführen, daß auch die Lage der Österreicher durchaus nicht einfach war. Ihr Vorstoß in die Mitte der preußischen Aufstellung konnte dahin führen, daß sie von allen Seiten umfaßt und erdrückt wurden.

Zu einer solchen Operation waren aber die Heere der damaligen Zeit gar nicht befähigt. Sie ist auch heut viel schwieriger und viel weniger aussichtsreich, als der Nicht-Soldat sich gewöhnlich vorstellt. Voraussetzung ist eine Schulung der Unterführer und ein Nachrichtenapparat, wie sie erst die neueste Zeit geschaffen hat. Zu Friedrichs Zeiten waren Befehle nur zu übermitteln durch berittene Offiziere auf meist sehr schlechten Wegen.

Es war höchste Gefahr, daß die überraschten Preußen durch einen entschlossenen Vormarsch des Feindes völlig zersprengt und zum Widerstand unfähig gemacht wurden.

Aus dieser Gefahr wurden die Preußen gerettet durch die entschlossene Tätigkeit ihres Königs und durch die Unentschlossenheit und Untätigkeit des Feindes.

Der König befahl die Versammlung seiner Truppen an der mittleren Neiße. Diese Aufstellung hoffte er noch vor dem Feinde erreichen zu können. Er wußte nicht, daß Neipperg tatsächlich schon weiter vorwärts stand, als die Überläufer angegeben hatten — schon zwischen dem König und der Festung Neiße. Dorthin zu eilen, den letzten Platz zu entsetzen, in dem noch Österreichs Banner wehte, das war Neippergs erste Aufgabe.

Er marschierte sehr langsam, schob sogar einen Ruhetag ein wegen der tief verschneiten Wege. Der Schnee hinderte aber die Preußen nicht, schneller zu marschieren und auf einem Parallelmarsch den Feind einzuholen. Da zwischen beiden Gegnern unzugängliches Gebirge lag, so ist es begreiflich, daß sie nichts voneinander wußten.

Der König zog unterwegs alle Truppen an sich, die noch weiter nach der Grenze zu gestanden hatten und die zum Teil ganz enorme Märsche zurücklegen mußten. Mit nur 12 Bataillonen und 8 Eskadrons war er am 3. April von Jägerndorf aufgebrochen, mit 29 Bataillonen und 24 Eskadrons stand er bereits am 5. abends südöstlich Neiße, während Neipperg am selben Tage in die Festung einzog.

Am 6. versuchte Friedrich nahe östlich von Neiße über den Fluß zu gehen. Da auf dem andern Ufer der Feind gefechtsbereit stand, so marschierten die Preußen am folgenden Tage flußabwärts und gingen am 8. mit der Infanterie bei Michelau, mit der Kavallerie bei Löwen über, in der Absicht, zunächst das Grottkauer Magazin zu erreichen. Eine knappe Meile vor Grottkau erfuhr der König, daß die Stadt und das Magazin in Feindeshand seien. Er machte also für die Nacht dort Halt, wo er sich befand, in der Gegend von Pogarell.

In der Tat war Neipperg am 8. nach Grottkau marschiert. Einen bestimmten Plan verband er mit dieser Bewegung nicht. Seit dem 6. April

waren ihm die Preußen wieder aus den Augen entschwunden; über deren gegenwärtige Aufstellung hatte er nur Vermutungen. An den Großherzog von Toskana, den Gemahl der Maria Theresia, schrieb er am 8. abends: „. . . und morgen gedenke in aller Frühe von hier wieder aufzubrechen, wiewohlen noch zur Zeit, die Wahrheit zu betheuern, keine partie genohmen, wohin mich mit dem corps eigentlich wenden werde."

Eine gewisse kavaliermäßige Sorglosigkeit ist in diesen Worten unverkennbar. Offenbar traut er dem Feinde nichts Besonderes zu.

Der König will am 9. nach Ohlau marschieren, um seine rückwärtigen Verbindungen wieder hinter sich zu bekommen. Da der Feind aber zwischen ihm und Ohlau steht, so erwartet er am 9. die Schlacht.

An seinen ältesten Bruder, den Prinzen von Preußen, schreibt er einen Brief, der getragen ist von einer jugendlich sentimentalen Stimmung. Friedrich denkt an den Tod und sieht sich gewissermaßen als einen Leidtragenden an seiner eigenen Bahre.

„Sterbe ich, so vergiß einen Bruder nicht, der Dich immer zärtlichst geliebt hat. Ich empfehle Dir bei meinem Tode meine teure Mutter, meine Dienerschaft und mein erstes Bataillon. Gedenke meiner immer, aber tröste Dich mit meinem Verlust; der Ruhm der preußischen Waffen und meines Hauses Ehre sind meine Triebfedern und werden mich bis zum Tode leiten. Du bist mein einziger Erbe. Sterbend empfehle ich Dir die, die ich während meines Lebens am meisten geliebt habe. Mache jedem meiner Brüder und meiner Schwestern in meinem Namen ein Geschenk. Tausend Grüße meiner Schwester von Bayreuth. Du weißt, wie ich über sie denke, und kennst besser, als ich es Dir sagen kann, die Zärtlichkeit und alle Gefühle unverbrüchlichster Freundschaft, mit denen ich für immer bleibe, mein teuerster Bruder, Dein treuer Bruder und Diener bis in den Tod Friedrich."

Es kam am 9. noch nicht zur Schlacht. Der König sah sich genötigt, seinen hart mitgenommenen Truppen, die seit sechs Tagen bei Schnee und Kälte auf der Landstraße und im Biwak gelegen, und dabei kaum etwas zu essen bekommen hatten, einen Ruhetag zu geben. Es schneite in dicken Flocken.

Neipperg marschierte an diesem Tage ein Stückchen weiter in der Richtung auf Ohlau. Er legte seine Kavallerie des rechten Flügels nach Mollwitz, die Infanterie und die Kavallerie des linken Flügels nach Laugwitz und Bärzdorf. Zwischen Mollwitz und Laugwitz-Bärzdorf fließt der Kleine Bach, so daß also etwa die Hälfte der österreichischen Kavallerie und die Preußen auf dem rechten Ufer des Baches standen, die andre Hälfte der österreichischen Kavallerie und ihre gesamte Infanterie auf dem linken Ufer.

Neipperg glaubte, daß die Preußen teils bei Ohlau, teils bei Löwen stünden. Wenn diese Annahme richtig war, dann stand er zwischen zwei Feinden und mußte eiligst seine Anordnungen treffen, um entweder eine Gruppe des Gegners vereinzelt zu schlagen, ehe die andre heran sein konnte, oder aber um sich aus dieser sehr gefährlichen Lage herauszuziehen.

Neipperg glaubt in aller Ruhe abwarten zu können. Er schreibt dem Großherzog Franz:

„Besag meines unterthänigen Schreibens vom gestrigen dato aus Grottkau bin heut in der Frühe von dannen mit dem Allergnädigst mir anvertrauten corpo wieder aufgebrochen und bis hierher nach Mollwitz, welches nur eine Meile von Ohlau und deren zwei von Löwen gelegen, vorgerücket, also daß, nachdem der größte Teil der feindlichen Macht zwischen jetztgedachtem Löwen und Michelau an der Neiße, das übrige aber zu Ohlau sich befinden soll, nunmehr in der Mitten stehe und in der Überlegung begriffen bin, wie meine weitere Vorrückung nach dem feindlichen mouvement und nach Bewandtniß des terrains bewerkstelligen könne, oder was der Feind nach seiner jetzmaligen situation für eine partie nehmen werde."

Am 10. April hatte sich das Wetter aufgehellt, aber der Schnee lag fußhoch, und es war empfindlich kalt.

Um zehn Uhr vormittags traten die Preußen in der Richtung auf Ohlau an. Unterwegs traf man Mollwitzer Bauern, die aussagten, die Österreicher lägen in Mollwitz, Grüningen und Hünern, sämtlich auf dem rechten Ufer des Kleinen Baches, auf dem auch die Preußen marschierten. Tatsächlich lagen nur einige Kavallerieregimenter auf diesem Ufer, alles andre auf dem linken.

Bald danach traf man auf schwache österreichische Vorposten, die um elf Uhr auf Mollwitz zurückgeworfen wurden.

Neipperg beschloß, die ihm gebotene Schlacht anzunehmen. Die Mollwitzer Kavallerie unter dem Feldmarschalleutnant Frhr. von Römer rückte sofort aus, um den An- und Aufmarsch der Armee zu decken, die schleunigst vom linken Ufer auf das rechte herübergeholt und südlich Mollwitz aufgestellt wurde.

Die Österreicher standen also mit verkehrter Front, nach Süden, mit dem Rücken gegen Breslau. Die Preußen marschierten von Süden an.

Die Kräfte waren auf beiden Seiten annähernd gleich: 21 000 Preußen gegen 19 000 Österreicher. Die Preußen waren stärker an Infanterie und Artillerie, die Österreicher an Kavallerie.

König Friedrich ließ angesichts des Feindes halten und zur Schlachtordnung aufmarschieren. Ein umständliches Manöver, das anderthalb Stunden dauerte und dem Feinde Zeit gab, sich gefechtsbereit zu machen. Oder doch annähernd gefechtsbereit. Ein Teil der österreichischen Infanterie war noch im Anmarsch begriffen, als die Preußen zum Angriff vorgingen.

General von Römer hielt sich demnach für verpflichtet, anzureiten und durch eine Reiterattacke den Feind so lange aufzuhalten, bis die eigene Infanterie fertig aufgestellt sei.

Es war bald nach zwei Uhr, als er sich mit 4500 Reitern in Bewegung setzte. Er holte so weit aus, daß der Stoß die preußische rechte Flanke treffen mußte, und brach dann zum Angriff los.

Die Flanken deckte man damals dadurch, daß man starke Kavallerie zu ihrer Sicherung aufstellte. Aufgabe dieser Kavallerie war es, sich einer feindlichen Attacke entgegenzuwerfen. Dazu war die preußische Reiterei nicht imstande. Einmal war sie an Zahl kaum halb so stark wie der Gegner. Dann aber waren ihre Kräfte gelähmt durch die Art, wie sie verwendet wurde.

Die österreichische Kavallerie hatte damals einen Weltruf. Sie galt für unüberwindlich. Der König besorgte, daß seine eigene Kavallerie der feindlichen nicht gewachsen sei. Er befahl ihr daher, nicht anzugreifen, sondern den Angriff des Gegners stehenden Fußes zu erwarten. Um der Kavallerie mehr Halt zu geben, mischte er sie mit Infanterie. Auf dem rechten Flügel des ersten Treffens standen nebeneinander in derselben Front vier Schwadronen Schulenburg, das Grenadierbataillon Bolstern, eine Schwadron Gensd'armes, zwei Schwadronen Karabiniers, das Grenadierbataillon Winterfeldt, drei Schwadronen Karabiniers, das erste Bataillon Garde.

Die Lehrmeister der preußischen Armee, Friedrich Wilhelm I. und der Fürst Anhalt, waren nach Erziehung und Anschauung Infanteristen. So war auch der König Friedrich erzogen, und so verwendet er hier seine Reiterei ganz im infanteristischen Sinne. Die Kavallerie ist dermaßen die Waffe des Angriffs, daß auch ihre Verteidigung nur im Gegenangriff bestehen kann. Wer von ihr verlangt, daß sie sich stehenden Fußes angreifen läßt, der verurteilt sie zum Tode.

Es kam, wie es kommen mußte. Die preußischen Schwadronen wurden im ersten Anlauf überrannt.

Aber in die Infanterie einzubrechen, gelang den Österreichern doch nicht. An dem mit unerschütterlicher Ruhe abgegebenen Salvenfeuer der preußischen Bataillone brachen sich ihre Glieder und jagten teils vor, teils hinter der preußischen Front entlang.

Wieder gesammelt, ritten die Österreicher zum zweiten Angriff an, warfen abermals die Reste der preußischen Kavallerie, die sich ihnen noch entgegenstellen konnten, und nun gelang es ihnen auch, in den Raum zwischen dem ersten und zweiten Treffen der Infanterie einzubrechen. Sie nahmen die gesamte schwere Artillerie der Preußen und alle Regimentsstücke des rechten Flügels. Die Geschütze, die in der Eile nicht mitgenommen werden konnten, wurden vernagelt.

Eine schlimme Folge dieser Attacke war, daß die preußische Infanterie des zweiten Treffens wild wurde. Die Leute feuerten ohne Kommando ihrer Offiziere blind drauf los und verletzten natürlich viele ihrer Kameraden des ersten Treffens, wodurch unter diesen eine begreifliche Unruhe entstand.

Inzwischen raste die wilde Jagd von einigen tausend Pferden, Österreicher und Preußen, in unentwirrbarem Knäuel, abermals an der ganzen preußischen Front entlang. Mitten im Getümmel — der König.

Er hatte bei Beginn des Gefechts vor der Front des Grenadierbataillons Winterfeldt gehalten, hatte sich, als der österreichische Angriff erfolgte, an der Spitze der Karabiniers der feindlichen Kavallerie entgegengeworfen, und war dann von der Welle des Reiterkampfes mit fortgerissen worden. Wie jeder gemeine Reiter hatte er um sein Leben fechten müssen, und es war fast ein Wunder, daß er unverletzt aus dem Handgemenge hervorging.

Die österreichische Kavallerie glaubte nun genug getan zu haben. Sie warf sich auf die preußische Bagage, und als sie dort durch Feuer abgewiesen wurde, zerstreute sie sich plündernd und raubend auf die umliegenden

Dörfer, nach alter, aus den Zeiten von Tilly und Wallenstein überkommener Sitte.

Der Erfolg ihrer Angriffe war nicht gering. Die preußische Kavallerie war vom Gefechtsfelde verschwunden, der größte Teil der Artillerie war genommen, die Infanterie stand wohl noch, aber sie war doch stark erschüttert.

Und die Österreicher hatten inzwischen ihren Aufmarsch vollendet. Da ritt der Feldmarschall Schwerin an den König heran. Er stellte ihm die Gefahr der Lage vor, wies auf die Möglichkeit hin, daß die ganze Armee gefangen genommen würde, und bat den König, sich dieser Gefahr zu entziehen. Durch Heranholen einiger Bataillone, deren Eintreffen in Oppeln vermutet werden durfte, würde er der preußischen Sache mehr nutzen als durch Ausharren auf dem Schlachtfelde.

Der König hat den dringenden Vorstellungen Schwerins nachgegeben und ist mit geringer Begleitung in der Richtung auf Oppeln abgeritten.

Die Lage sah doch so kritisch aus, daß selbst ein persönlich so tapferer Mann, wie der Erbprinz Anhalt, an Schwerin heranritt mit der Frage, wohin der Rückzug ginge.

Schwerin gab die berühmte Antwort: „Auf den Leib des Feindes.“ Er hoffe, die Schlacht mit der Infanterie noch zu gewinnen. Allerdings sei das unmöglich, wenn das vom Erbprinzen befehligte zweite Treffen weiterhin in das erste hineinfeuere. Er müsse also bitten und befehlen, Ordnung zu halten. „Seine Durchlaucht möchten nicht vergessen, daß Sie Rechenschaft schuldig seien über die Haltung der unterstellten Truppen.“

Der Erbprinz antwortete erregt, er sei nur Seiner Majestät Rechenschaft schuldig. Übrigens bitte er zu glauben, daß er alles tun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm zur Pflicht mache, ohne daß es nötig sei, darüber mit Erinnerungen beehrt zu werden.

Schwerin brach die Auseinandersetzung ab, indem er zum ersten Bataillon Garde ritt und Marsch schlagen ließ. Der Angriff der preußischen Infanterie begann. Er endete mit einem vollen Sieg. Der eiserne Drill des alten Dessauers, der das Feuern während des Vormarsches zur Virtuosität ausgebildet hatte, feierte seinen Triumph.

Mit Beginn der Dunkelheit wichen die Österreicher zurück. In der Nacht gelang es ihnen, den Kleinen Bach wieder zu überschreiten und, in einiger Entfernung an den Preußen vorbei, in der Richtung auf Neiße abzumarschieren.

Die Preußen folgten nicht. Sie hatten ihren Sieg zu teuer erkaufen müssen und blieben schwer erschöpft auf dem Schlachtfelde stehen. Das Grenadierbataillon Kleist hatte die Hälfte seines Bestandes verloren, das erste Bataillon Garde mehr als die Hälfte.

Es war doch ein einziges Geschick, das den König in diesem Augenblick von seinen Truppen fern hielt. Als der Feind überraschend in Schlesien einbrach, da war er allein es gewesen, der durch seine Tatkraft und Entschlossenheit, durch die Kühnheit und Folgerichtigkeit seiner Entschlüsse, durch die Sicherheit seiner Anordnungen die Armee aus einer bösen Lage gerettet hatte.

Nun konnte er das erste, freudigste Gefühl des Sieges nicht mit seinen Truppen teilen. Als schon alles entschieden war, irrte er fast allein im Dunkeln umher und begab sich in die Gefahr, der man ihn hatte entziehen wollen.

Gegen Mitternacht kam er vor Oppeln an. In der Meinung, daß die Stadt in preußischen Händen sei, ließ er die Wache anrufen. Das Holztor öffnet sich, aber durch das dahinter liegende Gittertor erkennt man österreichische Uniformen. Sofort fallen auch einige Schüsse. Der König und seine Begleitung wenden die Pferde und reiten in die Dunkelheit zurück. Aber schnell jagen feindliche Husaren aus dem Tor, die die Verfolgung aufnehmen, und nun beginnt ein Ritt auf Tod und Leben. Die Begleiter des Königs fallen in die Hände der Österreicher. Nur ihn allein rettet die Schnelligkeit und Ausdauer seines edlen Pferdes. Gegen Morgen traf er in Löwen ein und erhielt hier die Nachricht von dem gewonnenen Siege.

Es ist begreiflich, daß Friedrich über diese Vorgänge nie wieder gesprochen hat. Der Schwester Wilhelmine schrieb er lakonisch: „In zwei Tagen habe weder gegessen noch getrunken noch geschlafen."

In der von ihm geschriebenen Geschichte des Feldzuges hat er mit großartiger Unbefangenheit das Urteil abgegeben: „Die Krisis war so heftig, daß alte Offiziere" — Schwerin — „keine Rettung mehr sahen und den Augenblick erwarteten, wo dies Korps ohne Munition sein und sich zur Übergabe genötigt sehen würde. Aber dem ward nicht also, und das mag den jungen Kriegern eine Lehre sein, nicht zu schnell zu verzweifeln."

Hat Schwerin wirklich selbst die Lage so verzweifelt angesehen, wie er sie dem König darstellte? Sein ganzes Verhalten spricht dagegen. Oder war es nur die Sorge um die Person seines Gebieters?

Wenn man Schwerins Persönlichkeit und sein Auftreten dem König gegenüber aufmerksam betrachtet, gibt man unwillkürlich noch einer andern Möglichkeit Raum.

Der Feldmarschall hatte einen europäischen Ruf. Er galt als einer der ersten Führer seiner Zeit. Seinem jungen Herrn fühlte er sich so überlegen, daß er, der Vielgewandte, gelegentlich selbst zu Äußerungen sich hinreißen ließ, die dem stolz aufstrebenden Herrscher gegenüber mindestens unvorsichtig waren. So schreibt er einmal: „Die Maßnahmen Euer Majestät sind richtig. Der erfahrenste Feldherr würde es nicht besser machen können."

Die Befehle des Königs zur Räumung der mährischen Grenze hat er nicht ausgeführt. Er glaubte die bessere Einsicht zu haben. Hat er vielleicht den Gedanken gehabt, in Abwesenheit des Königs den ersten Anprall des Feindes in Oberschlesien selbständig abzuweisen? Nachweisen läßt sich eine solche Absicht nicht.

Und dann bei Mollwitz. Wenn Friedrich das Schlachtfeld verließ, dann übernahm Schwerin das Kommando. Mit ihm eine schwere Verantwortung, aber auch allen Ruhm eines Sieges. Auch hier handelt es sich nur um Möglichkeiten und Vermutungen. Aber sie sind nicht ganz von der Hand zu weisen.

Der König selbst hat eine solche Beschuldigung gegen seinen Feldmarschall niemals angedeutet. Aber er hat Schwerin den Rat von Mollwitz auch niemals vergeben. Das ohnehin durch Schwerins hochfahrende Art immer etwas schwankende Verhältnis wurde nun gespannt und blieb es bis zum Tode des Feldmarschalls.

Wie die Armee urteilte über ihren königlichen Führer am Tage von Mollwitz, das zeigt uns der Brief eines Offiziers:

„Seine Königliche Majestät haben Sich bei Kommandierung des rechten Flügels dergestalt exponirt, daß jedermann in den größten Ängsten Ihrethalben gestanden. Unsere vorher gemachte disposition war gewiß magnifique, und sagen die ältesten officiers, daß sie einmal nichts schöneres gesehen. Seine Königliche Majestät haben das meiste selbst disponirt, und die exécution derselben von unseren Leuten war vortrefflich. Das Schulenburgische Regiment wird sehr verachtet, weil es sich so schlecht gehalten; die officiers, so ihr devoir dabei gethan, grämen sich sehr darüber."

Der König hat selbst seine Disposition zur Schlacht nicht so günstig beurteilt. Er schreibt:

„In der Nähe von Mollwitz angekommen, wo der Feind im Kantonnement lag, verliere ich, statt rasch weiter zu marschieren, um die Quartiere dieser Armee zu trennen, indem ich mich zwischen zwei derselben werfe, zwei Stunden Zeit, um mich methodisch vor einem Dorf aufzustellen, wo noch kein Österreicher erschienen war. Wenn ich das erstere getan hätte, so würde die ganze österreichische Infanterie in den Dörfern von Mollwitz gefangen worden sein. Aber außer dem Feldmarschall Schwerin gab es in der Armee keinen Offizier von Erfahrung; die übrigen tappten im Dunkeln und glaubten alles verloren, wenn sie sich von dem gewöhnlichen Herkommen entfernten.

„Mollwitz war meine Schule; ich stellte tiefe Betrachtungen über meine dort begangenen Fehler an, aus denen ich in der Folge Nutzen zog."

Der König ist also noch in dem Irrtum, daß die Österreicher um Mollwitz im Quartier gelegen hätten. Wäre er unaufhaltsam weiter marschiert, so hätte er nicht, wie er glaubt, den Feind zersprengt. Er hätte vielmehr nur die Kavallerie des rechten Flügels aus Mollwitz verjagt und die feindliche Armee verhindert, den Kleinen Bach zu überschreiten. Wahrscheinlich hätte sich aus dieser Bewegung ein Frontwechsel ergeben, ohne daß es zur Schlacht gekommen wäre.

Ein kriegerischer Erfolg wirft immer ein schweres Gewicht in die Schale der politischen Ereignisse. „Jeder sucht seinen Topf mit ans Feuer zu stellen," schreibt Podewils bald nach Mollwitz vergnügt an seinen Gebieter.

Vor allem wurde Frankreich nun dringender mit seinen Anerbietungen. Indessen geht durch die ganze französische Politik dieser Tage ein Zwiespalt, der in der Eigenart der maßgebenden Persönlichkeiten begründet ist.

Der Leiter der Staatsgeschäfte war noch immer der Kardinal Fleury. Der siebenundachtzigjährige Mann hatte viel für Frankreich geleistet, er hatte zum letztenmal Ordnung in die heillosen Finanzen gebracht, hatte ihm das lange und heiß begehrte Lothringen verschafft — jetzt hatte er, müde geworden, nur noch den einen Wunsch, seinen Ruhm und seine Macht zu bewahren bis an sein Lebensende.

Als daher der letzte Habsburger unerwartet früh ins Grab sank, da hatte zwar Fleury den Gedanken, die Kaiserkrone dem Hause Wittelsbach zu übertragen, aber zu tatkräftigem Eingreifen war er nicht geneigt. Er war klein genug, wenn wir wieder einmal die Dinge vom französischen Standpunkt zu sehen versuchen, eine Gelegenheit zur Einmischung in Deutschland unbenutzt lassen zu wollen, wie sie sich günstiger niemals geboten hatte. Übrigens im vollen Einverständnis mit seinem königlichen Herrn, dem trägen Ludwig XV.

Die Hoffnung der vorwärts strebenden Jugend richtete sich auf einen andern Mann: den General Grafen Belle-Isle. Der bayrische Gesandte hat von ihm geurteilt: „Er ißt wenig, schläft wenig und denkt viel; alles Eigenschaften, die in Frankreich selten sind."

Belle-Isle war nicht von dem bestechenden, blendenden Zauber umgeben, der so viele Helden der französischen Geschichte auszeichnet. Er war äußerlich nur unscheinbar. Aber aus dem schmächtigen Körper strahlte eine Fülle von Geist und eine geradezu glänzende Phantasie. Ein glühender Ehrgeiz verband sich in ihm mit eiserner Energie und mit einer unermüdlichen Arbeitskraft. Einem so begabten Manne schien die Erreichung jedes Zieles beschieden, das er immer sich stecken könnte.

Belle-Isle war nach dem Tode Karls VI. als Botschafter Frankreichs zum Wahltage nach Frankfurt geschickt worden. Kaum war er dort angekommen, als der ganzen Welt zur Überraschung die Preußen in Schlesien einrückten. Der Vorteil dieses Ereignisses für Frankreich sprang geradezu in die Augen. Jede Verminderung österreichischen Einflusses schien den französischen unmittelbar stärken zu müssen. Für einen Franzosen konnte es gar nicht zweifelhaft sein, daß diese Feindseligkeit genährt werden mußte; daß der König von Preußen mit allen Mitteln auf dem einmal betretenen Wege vorwärts getrieben werden mußte, bis ihm die Umkehr unmöglich war.

In diesem Sinne berichtete auch alsbald der französische Gesandte in Berlin:

„Dieser Fürst ist nicht ein Mensch wie ein beliebiger anderer. Wir werden ihn nie wiederfinden, wenn wir heut ihn uns entgehen lassen. Preußen, die neu geborene Macht, ist imstande, das ganze alte System in Europa zu verwandeln; wir müssen sie gewinnen, weil wir sie nicht verlieren dürfen. Diese Macht, welche man noch im letzten Kriege für nichts achtete, wurde unter ihrem neuen Herrscher, von den Gegnern Frankreichs gewonnen, die große europäische Koalition von ehedem in verhängnisvollster Weise zu verstärken. Frankreich wird in alle Ewigkeit beargwohnt sein, das ist sein Schicksal; sein bloßer Name erregt die Gemüter, weckt Empfindungen des Hasses und läßt die Liguen wieder auferstehen. Preußen vermag uns zu helfen mit seinen Truppen und seiner Kurstimme, die bei der Kaiserwahl den Ausschlag geben dürfte; ohne Preußen bleiben wir mit unseren schwachen Bundesgenossen sitzen. Mit Spanien, das sich an Geld und Menschen erschöpft hat; mit Bayern, Pfalz und Köln, die sich gegenseitig nicht helfen können, und mit dem König von Sardinien, der vielleicht nicht einmal für uns ist oder für uns zu sein wagen wird."

Der treffende Bericht Valorys leuchtete in Paris vollkommen ein, und als er bald darauf seine Unterredung mit Friedrich melden konnte, in der dieser seine Bedingungen gestellt hatte; als er fragte, ob er auf diese Bedingungen

abschließen dürfe, da schrieb Fleury selbst an den Rand: „Ja, ja, und zwar unverzüglich.“ Belle-Isle sollte auf seiner Rundreise zu den deutschen Kurhöfen den König aufsuchen und persönlich die Sache ins reine bringen.

Belle-Isle war Feuer und Flamme. Die völlige Niederwerfung Österreichs war das einzige Ziel seiner Bestrebungen. Frankreich und Preußen vereint schienen ihm noch nicht auszureichen, um dem verhaßten Nebenbuhler schnell und sicher genug den Todesstoß zu versetzen. Er wollte nicht nur die ungarischen Protestanten unter die Waffen bringen, nicht nur Polen und Schweden, sondern auch die Türken und selbst den Tatarenkhan.

Der Kardinal war indessen weit entfernt von so umfassenden, in seinen Augen phantastischen Absichten. Einen Brief des Bayernherzogs, in dem dieser flehentlich um Unterstützung seiner Ansprüche auf die Erblande bat, ließ er sechs Wochen lang unbeantwortet.

Seine Gedanken gingen nur so weit, daß er die Kaiserkrone von Österreich auf Bayern übertragen wollte. Den nötigen Druck auf die Königin von Ungarn sollte Preußen ausüben, und um den König zu immer weiterem Vorgehen anzutreiben, sollte ihm tatkräftige französische Hilfe vorgespiegelt werden.

Gegen seine Vertrauten sprach Fleury sich ganz unbefangen dahin aus: „Wenn man erst einmal den Kaiser gemacht hat, wird man Maßregeln ergreifen, um den König von Preußen in sein Schneckenhaus zurückkehren zu lassen und ihn niederzuhalten.“

Während er auf der einen Seite dem König die Versicherung gab, daß Frankreich unendlichen Wert lege auf das preußische Bündnis, daß es weit entfernt sei, über die Erwerbung Schlesiens Eifersucht oder Unruhe zu empfinden, erklärte er auf der andern Seite dem englischen und österreichischen Gesandten, daß Frankreich gar nicht daran denke, sich in einen Krieg einzulassen. Von Natur feige, scheute er vor den möglichen Folgen eines solchen Unternehmens zurück. Seine Hoffnung war, daß es ihm gelingen würde, Österreich unter der Hand zu täuschen, und auf diese Weise etwas für Frankreich herauszuschlagen.

Maria Theresia machte ihm die Durchführung seiner Rolle nicht leicht, indem sie ihn fortwährend daran erinnerte, daß Frankreich die Pragmatische Sanktion garantiert habe. Fleury antwortete ausweichend und gewunden. Was die Kaiserwahl betraf, so wies er darauf hin, daß Frankreich keine Kurstimme abzugeben habe. Im übrigen habe seine Regierung die Anerkennung der Rechte dritter sich ausdrücklich vorbehalten.

Als Maria Theresia darauf hinwies, daß ihr Gemahl für die Pragmatische Sanktion sein Stammland Lothringen aufgegeben habe, da antwortete der Kardinal mit giftigem Hohn: „Es läßt sich leicht denken, daß es dem Prinzen, Ihrem lieben Gemahl, schwer angekommen ist, das Erbe seiner Väter abzutreten. Aber wie dem auch sei; er ist reich dafür belohnt durch das Glück, Euer Majestät zu besitzen.“

Und das schrieb Fleury der arglosen Frau, während Belle-Isle in seinem Auftrage die deutschen Höfe bereiste, um „dem lieben Gemahl“ die Kurstimmen abwendig zu machen.

Das fiel namentlich bei den geistlichen Herren nicht allzu schwer. Durch Versprechungen und Drohungen waren Trier, Köln und Mainz rasch gewonnen. Auch in Dresden fand der französische Abgesandte Gehör. Da es voraussichtlich doch nicht gelingen würde, sich auf Kosten Preußens zu bereichern — was man allerdings nach wie vor am liebsten gesehen hätte —, so hoffte man nun einen Teil des österreichischen Erbes an sich zu bringen.

Ende April traf Belle-Isle in Breslau ein. Für seinen Empfang hatte Friedrich die Weisung an Podewils geschickt: „Nach unsern Nachrichten über das Auftreten des Marschalls Belle-Isle in Mainz, Köln und Trier halte ich ihn für herrisch und der Belehrung unzugänglich; er wird mit aller Gewalt abschließen wollen, und ich, ich möchte die Ankunft des englischen Charlatans abwarten, ehe ich mich entscheide."

Es galt also, den Franzosen hinzuhalten. Einige Tage mußte er in Breslau warten, „wegen der Unsicherheit der Wege." Als er dann im Lager bei Brieg eintraf, wurde er vom König mit militärischen Besichtigungen empfangen und beschäftigt, ohne daß politische Dinge überhaupt zur Sprache kamen.

Erst am Tage der Abreise Belle-Isles ließ sich der König bereit finden, über das Bündnis zu sprechen. Er brachte alle die Gründe dagegen vor, die ihm immer wieder von Podewils angeführt wurden, und betonte nachdrücklich, daß er nur abschließen könne, wenn die französische Armee kriegsbereit im Felde stehe. Andernfalls müsse Preußen dem vereinten Ansturm seiner Gegner erliegen, ehe französische Hilfe wirksam werden könne.

Belle-Isle drehte natürlich die Gedanken des Königs um. Er versicherte, daß Frankreich heute schlagfertig sein würde, wenn Preußen bereits im Januar das Bündnis geschlossen hätte. So suchte jeder dem andern den ersten Schritt zuzuschieben. Endlich blieb es doch dabei, daß Friedrich sofortige Rüstung Frankreichs verlangte, zur wirksamen Unterstützung der bayrischen Ansprüche; zugleich wiederholte er seine alte Forderung, daß das Pariser Kabinett einen Bruch Schwedens mit Rußland herbeiführen müsse. Wenn man diese Bedingungen nicht erfülle, so werde er sich mit Österreich verständigen — um welchen Preis es auch sei. Vergebens suchte Belle-Isle einen sofortigen Abschluß zu erreichen; enttäuscht und mißmutig reiste er endlich ab.

Am Tage seiner Abreise traf „der englische Charlatan", Lord Hyndford, in Breslau ein. Er kam zu böser Stunde.

Das englische Parlament hatte für gut gehalten, seine Abneigung gegen einen für hannoversche Interessen zu führenden Krieg unzweideutig auszusprechen. Eine Unterstützung preußischer Ansprüche — für die Georg Kompensationen erhofft hatte — wurde in der Thronrede ausdrücklich abgelehnt, und die englischen Gesandten entsprechend angewiesen.

König Friedrich hatte aber den Inhalt der Thronrede und die Weisungen an die englischen Gesandten in Petersburg und im Haag eher erfahren als der auf der Reise begriffene Hyndford.

Als daher der Engländer vor ihn trat mit einer Anrede voll Freundschaftsversicherungen seines Herrn, da unterbrach ihn der König mit den

Worten: „Mylord, wie ist es möglich, an etwas zu glauben, was in sich so widersprechend ist?“ Und er wies auf die Thronrede und die Instruktion der Gesandten hin.

Hyndford, sehr betreten, erwiderte, daß er von beiden keine Kenntnis habe. Friedrich, immer heftiger werdend, hielt dem Gesandten das von ihm überbrachte Schreiben vor: „Der König von England sagt in seinem Beglaubigungsschreiben, Sie seien von allem unterrichtet, und nun schützen Sie Unkenntnis vor. Ich bin aber von allem genau unterrichtet und wünsche nur, daß Sie nicht dadurch überrascht werden, wenn Sie nächstens nach all diesen schönen Worten eine geharnischte Erklärung zur Überreichung an mich erhalten.“

Als Hyndford hierauf verlegen schwieg, wandte sich Friedrich mit aufflammender Erregung an den Protokoll führenden Kabinettssekretär: „Schreiben Sie auf, daß Mylord eingestand, er würde nicht überrascht sein, wenn er solche Instruktion erhielte.“

Da Hyndford hiergegen energisch protestierte, so nahm das Gespräch einen Augenblick eine bedrohliche Wendung, und der Kabinettssekretär Eichel berichtete an Podewils, er hätte erleichtert aufgeatmet, als der König über eine komische Redewendung Hyndfords lachte.

Hyndford erreichte schließlich, daß noch einmal die englische Vermittelung in Wien versucht werden sollte. Friedrich bot nochmals seinen Beistand gegen Abtretung von Niederschlesien mit Breslau, ohne übrigens auf Erfolg zu rechnen.

„Tun Sie es nur,“ sagte er zu Hyndford. „Aber wenn der Kurier zurück sein wird, werden Sie sehen, daß nichts dabei herauskommt. Wie kann man sich einbilden, daß die Königin von Ungarn Zugeständnisse machen wird, wenn sie so freundliche Zusicherungen des Beistandes erhält wie von Ihrem König?“

Was Friedrich doch nur in grimmigem Scherz gesagt und was Hyndford nicht für möglich gehalten hatte, das geschah nun doch. Noch ehe der Kurier, der nach Wien gehen sollte, gesattelt hatte, hielt Hyndford ein Schreiben aus London in der Hand, in dem er angewiesen wurde, gemeinschaftlich mit dem holländischen Gesandten den König zur Räumung von Schlesien aufzufordern. König Georg war in arger Klemme. Während er noch den Vermittler zwischen Berlin und Wien spielte, war er genötigt, den Wünschen des Parlaments Folge leistend, eine Drohung gegen Preußen auszusprechen.

Hyndford getraute sich nicht, die erhaltene Weisung auszuführen. Er beschloß, die verletzende Erklärung aufzuschieben, bis sein Kurier aus Wien zurück sein würde. Er hoffte wohl, sie würde dann vielleicht nicht mehr nötig sein.

Wenige Tage später erhielt er die neue Instruktion aus London: er habe den König von Preußen zur Herabsetzung seiner Ansprüche aufzufordern.

Hyndford wandte sich an Podewils. Ob er das wohl dem Könige vortragen dürfe? Podewils riet dringend ab. Da entschloß sich der Lord zu einer schriftlichen Eingabe. Sie blieb lange unbeantwortet. Endlich erfolgte eine ganz kurze schriftliche Ablehnung, ohne weiteres Eingehen auf die englische Aufforderung.

König Friedrich, der der englischen Diplomatie ohnehin nicht traute, wurde noch zweifelhafter durch das seltsame Verhältnis zwischen dem englischen und dem hannoverschen Gesandten. Für Hannover war ein besonderer Gesandter Schwichelt beglaubigt. Hyndford und Schwichelt hatten jeder seine Weisung, vom König von England und vom Kurfürsten von Hannover. Sie kannten gegenseitig ihre Aufträge nicht und mißtrauten sich derart, daß sie, auf der Reise von Breslau nach Brieg in einem Wagen sitzend, kein Wort miteinander sprachen.

Peinvolle drei Wochen wartete Friedrich, ehe der Kurier aus Wien zurückkam. „Es war von vornherein eine aussichtslose Sache. Aber ich habe geduldig abgewartet, ehe ich mich zwischen den dickköpfigsten und den ehrgeizigsten Leuten von Europa entschied."

Der treue Podewils warnte noch immer eindringlich vor dem französischen Bündnis. Er riet, lieber jedes Opfer zu bringen und dem König Georg Osnabrück und die mecklenburgischen Pfandämter im voraus anzubieten.

Friedrich aber zweifelte nicht mehr, daß alle englische Unterstützung immer nur in Worten bestehen würde, daß auch diese Unterstützung nur aus Furcht für Hannover gewährt wurde, nicht aus Hinneigung zu Preußen, daß Österreich aber nur der Gewalt nachgeben würde, nicht diplomatischen Vorstellungen.

„Sie wünschen einen Ausgleich," schreibt er an Podewils, „und Sie glauben, was Sie wünschen, das ist die Sache. Aber wenn Sie auf der andern Seite das Verhalten des Käpten" (der captain ist der König von England) „mit ruhigem Blut prüfen, so werden Sie finden, daß er uns zu mißbrauchen denkt."

Noch schärfer in einem andern Brief:

„Man spielt mit Ihnen wie mit einem kleinen Jungen. Sie glauben, was Sie wünschen, aber prüfen nicht, was daran wahr ist, und wollen sich weismachen, daß eine Buhlerin" (England) „Ihnen treu ist. Aber ich bin Zeuge ihrer Untreue und sehe mit leibhaftigen Augen, wie sie Ihnen Hörner aufsetzt. Man will uns hinhalten, wie man es bisher getan hat, um uns zu verhindern, mit Frankreich abzuschließen, und um dann mit uns zu machen, was man will."

Mit dem letzten Satz hat der König die Absichten der englischen Politik allerdings schlagend gekennzeichnet. Als, wie er erwartet, eine schroff ablehnende Antwort aus Wien eintraf, da zögerte er nicht länger. Österreich gerüstet zum Kampf auf Tod und Leben; Sachsen, Rußland, die Niederlande, Hannover, nur wartend auf eine Niederlage Preußens, um sich dessen Feinden anzuschließen; von England keine Unterstützung zu erwarten; Preußen ohne jede Hilfe auf sich allein angewiesen — so stellte sich dem König die Lage dar. Der Not gehorchend, schloß er mit Frankreich ab.

Der offizielle Text des Vertrages war sehr harmlos. Beide Staaten gingen ein Verteidigungsbündnis ein auf fünfzehn Jahre. Falls einer von beiden angegriffen würde, sollte der andre verpflichtet sein, ihn mit 6000 Mann zu unterstützen.

Die Bedeutung des Vertrages lag in den geheimen Artikeln. Frankreich verpflichtete sich, zwei Heere aufzustellen. Eins am Niederrhein und ein zweites

als „Hilfstruppen" zur unmittelbaren Unterstützung des Herzogs Karl Albrecht von Bayern. Diesem sollte außerdem durch Geld geholfen werden, um „seine gerechten Ansprüche" durchzusetzen. Frankreich verpflichtete sich ferner, den Bruch Schwedens mit Rußland herbeizuführen. Dem König von Preußen wurde der Besitz von Niederschlesien mit Breslau garantiert.

Dagegen verzichtete Friedrich auf Jülich und Berg zugunsten des Kurfürsten von der Pfalz und versprach, seine Kurstimme dem Bayernherzog zu geben.

Der ganze Vertrag sollte so lange geheim bleiben, bis die Franzosen im Felde stünden, was schnellstens zu geschehen hatte. Podewils erhielt Befehl, den Lord Hyndford solange hinzuhalten, oder, wie der König sich ausdrückte, „zu amüsieren".

Es wirft ein eigentümliches Licht auf die Stimmung Friedrichs, daß er nach Abschluß des Bündnisses mit tiefer Erbitterung an die Abmahnungen von Podewils zurückdachte. Er warf jetzt dem Minister vor, daß er hinter dem Rücken seines Herrn eigenmächtig mit England unterhandelt habe. Für diese Behauptung hat sich nicht der geringste Beweis erbringen lassen. Eine solche Handlung ist dem vorsichtigen, pflichttreuen, seinem König grenzenlos ergebenen Mann auch niemals zuzutrauen.

Friedrich aber schloß sein Schreiben mit den Worten:

„Ich habe Grund, sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein, und wenn Sie nicht Ihre groben Fehler wieder gut machen, so mögen Sie wissen, daß es genug Festungen in meinem Lande gibt, um Minister festzusetzen, die gegen den Willen ihres Herrn handeln."

Podewils antwortete einfach und würdig, indem er um seine Entlassung bat.

So überraschend der Zorn des Königs ausgebrochen war, so schnell war er wieder verflogen. Er ließ dem Minister durch Eichel antworten, daß er von seinen Darlegungen überzeugt und mit seinem Eifer zufrieden sei. Auf das Entlassungsgesuch ging er gar nicht ein.

Noch unerfahren in den Künsten der Diplomatie, ahnte der König nicht, in welcher Weise der Kardinal Fleury ihn zu mißbrauchen gedachte. Er hatte die höchste Vorstellung von den französischen Machtmitteln und war der festen Zuversicht, daß Frankreich diese Mittel im Sinne des Geheimvertrages gebrauchen würde. Voll froher Hoffnung schrieb er an Fleury und an Belle-Isle geradezu enthusiastische Briefe. Dem Kardinal bestreitet er, daß er ein besserer Franzose sei als er — der König — selbst. An den Marschall schrieb er: „Wie brenne ich vor Ungeduld, Sie als Sieger vor den Toren von Wien zu sehen, und Sie an der Spitze Ihrer Truppen zu umarmen."

Belle-Isle war klug genug, um durch die Weihrauchwolke hindurch die Ungeduld des Königs zu erkennen. Bald wurde der König auch deutlicher: „Vergessen Sie nicht, welche Versprechungen Sie mir gemacht haben. Ich erwarte ihre Erfüllung mit aller denkbaren Glut und Ungeduld."

Belle-Isle hatte nun das Blaue vom Himmel herunter versprochen. Nach wenigen Wochen sollten 40000 Franzosen zur Verfügung des Herzogs

Karl Albrecht stehen, zugleich sollten 60000 Mann an der holländischen, 40000 Mann an der hannoverschen Grenze aufmarschieren.

Das versprach er ganz ruhig, obgleich er doch wissen mußte, daß die gesamte französische Armee höchstens 100000—120000 Köpfe zählte. Und dazu lagen politisch die Dinge so, daß Belle-Isle, wenn er ehrlich gewesen wäre, überhaupt nicht hätte sagen können, wie viel seine Regierung geneigt sein würde zu tun.

Er täuschte sich vielleicht selbst, wenn er glaubte, daß sein eignes Feuer das Pariser Kabinett mit fortreißen würde. Von München aus, wo er mit dem Herzog von Bayern verhandelte, reichte er einen kühn entworfenen Feldzugsplan ein, der die verbündeten Kräfte direkt auf Wien führte.

Das war aber durchaus nicht im Sinne des Ministeriums. „Bedenken Sie," antwortete man dem Marschall, „daß wir den 21. Juni haben, daß noch keinerlei Vorkehrungen getroffen sind, daß mindestens drei Monate erforderlich wären, bevor ein so starkes Korps den Rhein überschreiten könnte."

Nach dieser Einleitung erklärte das Ministerium, daß es zu seinem großen Bedauern gezwungen sei, auf den im übrigen vortrefflichen Plan zu verzichten, und forderte den Marschall auf, einen neuen Plan einzureichen, der aber kein weiteres Ziel haben dürfe, als das Beziehen von Winterquartieren in Böhmen oder in den österreichischen Erblanden. Inzwischen würde man 20000 Mann und eine Million Subsidien nach Bayern schicken.

Belle-Isle, außer sich, verließ sofort ohne Urlaub München und begab sich nach Versailles, in der Hoffnung, daß es seiner persönlichen Einwirkung gelingen werde, weitergehende Anordnungen zu erreichen.

Zugleich mit ihm traf in Versailles ein Bericht Valorys aus Berlin ein. Der Gesandte meldete, daß der König von Preußen ihn in der höchsten Erregung aufgesucht und ihm die Langsamkeit der französischen Rüstungen vorgeworfen habe.

„Wenn Schweden," hatte der König gesagt, „nicht unverzüglich gegen Rußland den Kampf beginnt, wenn der Kurfürst von Bayern nicht mit der größten Beschleunigung seine Diversion ausführt, wenn die französischen Truppen nicht im nächsten Monat in Deutschland, und abermals über einen Monat nicht im Herzen der österreichischen Lande stehen, so könnt Ihr Euch auf mich verlassen — wie auf das Laub im November."

Der König hatte dann Valory gegenüber seine Ansichten entwickelt, in welcher Weise die bayrisch-französischen Streitkräfte operieren müßten. Das richtigste sei ein Marsch Donau abwärts, direkt auf Wien, „um den Baum an der Wurzel abzuschneiden."

Valory bemerkte trocken dazu: „Dann wird dieser Mann uns nicht mehr brauchen, und das ist gegen unsern Vorteil."

Dieser Satz war dem alten Fleury aus der Seele gesprochen. „Jeder Christ," klagte er, „ja jeder Mensch muß ob der Wirren erschrecken, von denen man bedroht ist, und die nur mit einem allgemeinen Kriege enden zu können scheinen."

Solchen Ansichten gegenüber hatte Belle-Isle einen schweren Stand. Sofort nach seiner Ankunft in Versailles fand eine Konferenz statt, die drei Tage dauerte und in der es heiß herging. Am ersten Tage dauerte die Besprechung neun Stunden, und sieben Stunden lang hat Belle-Isle, wie er behauptet, selbst gesprochen. Endlich gelang es ihm, den trägen König von der Seite des Kardinals zu sich herüber zu ziehen: 40000 Mann sollten sofort nach Bayern abrücken, 30000 an den Niederrhein. Das war zwar bei weitem nicht soviel, wie der Marschall dem König von Preußen versprochen hatte, aber es war alles, was sich durchsetzen ließ.

Fleury gab die Partie noch nicht verloren. Er wandte sich an den Generalkontroleur der Finanzen, um durch dessen Einwendungen die Pläne Belle-Isles zu hintertreiben.

Um so eifriger betrieb dieser die militärischen Rüstungen. Seiner unermüdlichen Tätigkeit gelang es, daß noch im Hochsommer die ersten französischen Regimenter den Rhein überschritten. Zur selben Zeit erklärte Schweden den Krieg an Rußland.

Das war der Moment, in dem auch die sächsische Politik eine völlige Schwenkung vollführte. Das isolierte Preußen hatte man gehofft einkreisen und lahm legen zu können. Das mit Frankreich verbündete, auch von Rußland nicht mehr bedrohte Preußen erschien furchtbar. Man beschloß in Dresden, die Armee zu mobilisieren. Aber nicht gegen den verhaßten preußischen Nachbar, sondern um im Anschluß an die gegen Österreich gerichtete Bewegung auch einen Teil der Beute, etwa Böhmen, an sich zu bringen. Dem peinlich überraschten Wiener Hofe wurde ganz naiv erklärt, Sachsen habe zwar die Pragmatische Sanktion garantiert, aber doch nur unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß diese überhaupt nicht angegriffen würde.

Damit war auch das letzte Glied aus der Kette gesprungen, mit der der König Georg von England gedacht hatte, seinen Neffen von Preußen zu erdrosseln. Das „gute Konzert" war überhaupt nicht zustande gekommen. Dagegen standen 35000 Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt an der Ostgrenze und 30000 Franzosen an der Westgrenze von Hannover. Und um dem Unglück die Krone aufzusetzen, wurde die englische Flotte von der spanischen bei Cartagena vernichtend geschlagen. Die wenigen Schiffe, die der Katastrophe entkamen, konnten die hohe See nicht mehr halten. Es blieb nichts übrig — der hochmütige Welfe mußte um die Unabhängigkeit seines Stammlandes Hannover bitten gehen. Er bot seine Kurstimme dem Bayernherzog für die hannoversche Neutralität.

Während aller dieser diplomatischen Verhandlungen waren die kriegerischen Ereignisse in Schlesien ihren Gang weiter gegangen.

Nach der Schlacht von Mollwitz hatte der König seine Truppen in einem Lager bei Brieg vereinigt. Er suchte dort, ehe er die Operationen wieder aufnahm, die Schäden zu verbessern, die er während der Schlacht an der Armee bemerkt hatte, besonders an der Kavallerie.

Im ersten Unmut hatte er sehr hart über seine Reiterei geurteilt. „Unsere Infanterie", schrieb er dem Fürsten Anhalt, „seyndt lauter Cesars und die

officiers davon lauter Helden. Aber die cavalerie ist nicht werth daß sie der Theuffel holet, kein officier gehet mit sie um."

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Hauptschuld an dem Mißerfolg der preußischen Kavallerie in ihrer falschen Ausbildung und falschen taktischen Verwendung lag.

Des Königs heller Blick hat das auch bald erkannt, und nun hat er, der gelernte Infanterist, seine Reiterei gelehrt, kavalleristisch zu denken und zu handeln.

Den Offizieren redete er gut zu: „Seine Königliche Majestät haben zu den sämtlichen officiers von der cavalerie das allergrößte und feste Vertrauen, daß dieselben ihren untergebenen Leuthen in solcher Gelegenheit wohl und recht zusprechen, ihnen mit guten Exempeln vorgehen, und selbige als ehrliebende und brave officiers, die ihre Ehre und reputation nicht auf die Seite setzen, anführen werden; dagegen sie sich Seiner Majestät Gnade, estime und Belohnung versichern können."

Dann übernahm er persönlich die Ausbildung der Regimenter: „Morgen früh um sieben Uhr sollen die Majors von der cavalerie bey des Königs Zelt seyn. Ihre Königliche Majestät werden Ihnen zeigen, was Sie wollten eingeführt haben."

Was der König mit seiner Ausbildung erreichte, muß in der Tat überraschen und zeigt seine geradezu geniale Begabung als Lehrmeister. Nach etwa dreimonatiger Tätigkeit führt er Valory 62 Eskadrons vor. Das sind nach modernen Begriffen etwa zwei und eine halbe Kavallerie-Division.

„Ich sage die Wahrheit," berichtet Valory, „wenn ich behaupte, daß diese Kavallerie das Überraschendste ist, was man in dieser Art sehen kann."

Und etwa vier Wochen später schreibt der König nach Dessau: „Meine cavalerie ist anjetzo in solcher Ordnung, wie Ich sie wünsche."

Bei Hohenfriedeberg und Roßbach hat die preußische Reiterei gezeigt, was sie ihrem königlichen Lehrmeister verdankte.

Während die Preußen bei Brieg standen, waren die Österreicher hinter die Neiße zurückgegangen. So standen die beiden Gegner fast den ganzen Sommer lang, ohne daß es zu einer Handlung von entscheidender Bedeutung kam.

Die Untätigkeit des Königs von Preußen ist durch den Gang der diplomatischen Verhandlungen erklärt. Durch den Sieg von Mollwitz war er Herr von Niederschlesien. Diesen Besitz wollte er nicht nochmals aufs Spiel setzen, ehe der neue, mächtige Verbündete im Felde stand. Nur die alte Stadt Breslau wurde in diesen Sommertagen preußisch.

Friedrich war unzufrieden mit dem Magistrat, der ihm Geldzahlungen abschlug, zu denen sich doch die Provinz verstanden hatte. Dazu waren Briefe aufgefangen worden, die unbedingt österreichisch waren. Die Königin von Ungarn hatte treu ergebene Anhänger unter dem katholischen Adel und den geistlichen Herren der Dominsel. Die Besorgnis war nicht von der Hand zu weisen, daß eines Tages die Stadt-Republik sich in eine österreichische Stadt verwandele.

Da beschloß Friedrich zuvorzukommen. Die Ausführung wurde dem Feldmarschall Schwerin und dem Erbprinzen Anhalt übertragen und gelang fast spielend.

Ein paar Grenadier-Bataillone erbaten freien Durchmarsch vom Nikolaitor zum Sandtor. Sie wurden, wie üblich, durch die Stadt geleitet von einigen Fähnlein der Bürgermiliz. Statt aber nach der Oder hin abzubiegen, marschierten die Preußen nach dem Markt oder, wie es in Breslau heißt, nach dem Ring. Der Stadtmajor ritt an den Erbprinzen heran: „Euer Durchlaucht verfehlen den Weg." Leopold Maximilian erwiderte: „Für diesmal können Sie Ihren Degen ruhig einstecken. Der Befehl Seiner Majestät ist, daß wir hier in der Stadt bleiben sollen."

Inzwischen hatten an den andern Toren preußische Bagagen Durchlaß begehrt. Die schweren Wagen waren dann auf den Zugbrücken halten geblieben, so daß man diese nicht hoch ziehen konnte, und neben den Fahrzeugen waren preußische Soldaten eingedrungen. Die Wachen versuchten keinen Widerstand. Sie wurden zum Teil unter Lachen entwaffnet.

Schwerin rief den Magistrat zusammen, erinnerte an mancherlei Meutereien und geheime Verständnisse, sagte aber dann den zu Tode erschrockenen Ratsherren, der König wolle das alles vergessen, nur verlange er für die Zukunft den Eid der Treue. Am andern Tage wurde die Bürgerschaft vereidigt, die Zünfte und die Zechen. Schwerin trat auf die Rathaustreppe und brachte ein Hoch auf den König von Preußen aus. Die Breslauer stimmten jubelnd ein.

Hatte der König keinen Anlaß, eine neue Waffenentscheidung zu suchen, ehe die französische Hilfe im Felde stand, so lag für Neipperg die Sache ganz anders. Der tatsächliche Besitz von Schlesien mußte bei jeder politischen Entscheidung schwer ins Gewicht fallen. Seine Aufgabe war es also, das Land so bald als möglich vom Feinde zu befreien.

Aber auch er hat monatelang untätig im Lager bei Neiße gestanden. Der Eindruck von Mollwitz war nicht leicht zu überwinden. In der ersten Bestürzung hatte Neipperg nach Wien geschrieben, man möchte suchen, einige tausend Mann ausländischer Infanterie in österreichischen Dienst zu nehmen, „durch deren Haltung die unsrige vielleicht wieder zurecht gebracht werden könnte."

Als dann der gefürchtete Feind nicht folgte, sondern seinerseits in der Gegend von Brieg blieb, da hatte Neipperg endlich wieder mit den kleinen Manövern begonnen, wie die Kriegführung der Zeit sie liebte: Bedrohung von Magazinen, Abschneiden von Zufuhr, Aufheben von Futterkommandos und dergleichen mehr.

An den Hofkriegsrat in Wien wurde über alle Absichten und Pläne vorher berichtet und Instruktion erbeten.

Mitte Juni schreibt Neipperg der Königin persönlich:

„. . . So kommt es nun auf das Allerhöchst und Höchste Belieben Ihrer Königlichen Majestät meiner allergnädigsten Frau an, mir zu befehlen, ob ich hier noch temporisiren, oder die Neiße passiren und weiteres in Schlesien, entweder grad gegen den Feind, oder aber seitwärts, wie sichs hernach wird thun lassen, oder ich

befinden möchte, vorrücken und offensive agiren solle, in unterthänigster Versicherung, daß wenn es dahin ausfallt, daß ich wieder vorrücken solle, um mit Nachdruck zu agiren, und es neuerdings auf eine Affaire ankommen zu lassen, welche der König von Preußen nach seinem Genie meines unterthänigsten Dafürhaltens, nicht zu vermeiden suchen dürfte, ich es nach dem Buchstaben befolgen und allenfalls die feindliche Armee aus ihrem Vortheil, worin sie sich etwa unterdessen gesetzt haben möchte, zu bringen nach aller meiner Möglichkeit trachten werde."

Das Wort ist der Körper des Gedankens. Wer so schreibt, der denkt nicht klar.

Am Schluß bittet Neipperg „wegen dieser häkligen Umstände um eine deutliche und standhafte Antwort".

Die Antwort, die er erhielt, war weder deutlich noch standhaft. Es wurde ihm empfohlen, „eine kleine Bewegung zu machen, ohne sich zu exponieren, welche den Anschein gibt, als wenn man stets sich ein wenig vorwärts bewegt."

Der Präsident des Hofkriegsrats fügte hinzu:

„Ich glaube, daß das einen guten Eindruck machen würde, wie gering auch die Bewegung sei, denn es beweist unsern Leuten, daß man immer ein wenig vorwärts denke, und zeigt damit dem Feinde, daß man damit rechnet ihn zu suchen, und dies könnte vielleicht noch die gutgesinnten Unterthanen festigen und die Desertion beim Feinde erleichtern."

Diese Worte zeigen einen geradezu kläglichen Bankerott jedes kriegerischen Gedankens.

Neipperg hielt sich an seine Instruktion. Und da auch König Friedrich nur den kleinen Krieg führte, so verlief der ganze Sommer unter Kreuz- und Querzügen, die nur ganz unbedeutende und nebensächliche Ziele hatten.

Nur einmal, als Neipperg sich zu weit auf das nördliche Neiße-Ufer vorwagte, da holte die Löwenpranke aus zu einem wuchtigen Schlage, die den Gegner zerschmettert hätte, wenn nicht nebliges Wetter und mangelhafte Befehlsübermittlung ihm den Weg zur Rettung geöffnet hätten.

Übrigens sind alle diese Manöver ohne besonderes Interesse. Die Aufmerksamkeit wird jetzt in eine andre Richtung gelenkt. Neben dem schlesischen Provinzialkriege beginnt ein neues, die halbe Welt umfassendes Schauspiel: der österreichische Erbfolgekrieg.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von
Julius von Eckardt.

X.

Am Morgen des Neujahrstages 1871 war ich wieder in Hamburg. Ob man dem Fall von Paris und der Beendigung des Krieges gleich hier mit der nämlichen Ungeduld entgegenseufzte, wie in Berlin, sah es zwischen Alster und Elbe ebenso aus, wie es zwölf Monate zuvor ausgesehen hatte und wie es nach weiteren zwölf Monaten aussehen sollte. Wäre man nicht auf der Straße den Uniformen französischer Kriegsgefangener begegnet und wäre die Frage: „Nichts Neues vor Paris?“ nicht zur Begrüßungsformel geworden, so hätte man meinen können, in normalen Zeiten zu leben. Auch die — durch die Kriegsereignisse unterbrochenen — Wahlverhandlungen kamen allmählich wieder in Gang. Bei ihrem Abbruch (Juni 1870) war in den Spalten des „Hamburgischen Correspondent“ eine Frage von noch nicht dagewesener Kühnheit erörtert worden, die wichtige Frage nämlich, ob es möglich, ratsam und zweckmäßig sein werde, eine nicht-hamburgische Zelebrität (etwa Lasker oder Bamberger) in den Reichstag zu senden und dadurch den Interessen der Vaterstadt eine breitere Grundlage zu erobern. Obgleich wegen der Neuheit des Norddeutschen Bundes von bestimmten, auf diesen Punkt bezüglichen Überlieferungen nicht die Rede sein konnte, war die bloße Aufwerfung dieser Frage von Lärm begleitet gewesen — einem Lärm, der zum Ärgernis zu werden drohte, als der Verfasser des bezüglichen Artikels in dem Sohne eines Senatsmitgliedes entdeckt worden war. Anklang hatte dieser Neuerungsgedanke so wenig gefunden, daß es noch eine Reihe von Jahren bei einer rein und echt hamburgischen Vertretung, der im Jahre 1867 inaugurierten Verteilung der drei hamburgischen Mandate an die Fraktionen der Freikonservativen, Nationalliberalen und Fortschrittler, blieb; nach dem einige Jahre später erfolgten Rücktritt des freikonservativen Abgeordneten Edgar Roß (eines Veteranen der Paulskirche) kamen allein die beiden liberalen Parteien in Betracht. Zehn Jahre später waren die sämtlichen Wahlkreise der freien und Hansestadt in die Hände der Sozialdemokratie

gefallen, die sich das Vergnügen machte, mit Vorliebe nicht-hamburgische Kandidaten aufzustellen und die erste deutsche Handels- und Seestadt jeder parlamentarischen Vertretung ihrer Interessen zu berauben.

Im Jahre der großen deutschen Siege war diese Gefahr am hamburgischen Horizonte noch nicht aufgetaucht. In der Siegespost, die den allendlichen Fall der französischen Hauptstadt verkündigte, durfte man eine Bürgschaft für den Fortbestand der alten Verhältnisse erblicken, die sich so glücklich in die neue, jetzt erst mit vollem und ungemischtem Jubel begrüßte Reichsordnung zu schicken gewußt hatten. — Unvergeßlich wird allen, welche diese Tage erleben durften, die Erinnerung an die namenlose Freude geblieben sein, welche die Herzen damals erfüllte. Noch war das Geschlecht derer nicht ausgestorben, die in den auf die Türme der Stadt neu aufgepflanzten weißen Friedensfahnen Genossen der Tage Davousts und der Bennigsenschen Belagerung begrüßten und dankerfüllt von dem Unterschiede zwischen damals und jetzt berichten konnten. An die Stelle der Armut, aus welcher die Sieger von 1815 sich hatten herausarbeiten müssen, war diesmal der nach Milliarden zählende Reichtum eines Siegespreises getreten, der dem von dem Feinde unberührt gebliebenen Vaterlande eine Ära noch nicht dagewesener Prosperität zu versprechen schien. Was es mit dieser Prosperität und deren Wirkungen auf sich haben werde, sollte freilich früher, als man meinen mochte, klar werden. Noch prangte die Stadt im Schmucke ungezählter Fahnen und allabendlich wiederkehrender Festbeleuchtungen, und schon regte sich der Geist einer Spekulation, die um jeden Preis Anteil an der großen französischen Fünf-Milliardenanleihe erobern wollte. Einer der wagehalsigsten Spekulanten der hamburgischen Geschäftswelt machte sich nach Paris auf, um Herrn Thiers ein Projekt zur Regelung der größten finanziellen Transaktion des Jahrhunderts vorzulegen. Als der rührige Herr unverrichteter Sache zurückkehrte, fand er einen französischen Agenten vor, der den Auftrag erhalten hatte, die Anleihe in der Presse und an den Börsen des deutschen Nordens zu „pouffieren", und der unter anderm auch unsrer Redaktion die Ehre seines Besuches zuteil werden ließ. Daß wir ihn kurzweg an die Inseratenexpedition verwiesen, schien auf den Biedermann, der mit wohlgefülltem Taschenbuch in unserm Bureau erschienen war, besonderen Eindruck zu machen!

Zunächst herrschten aber noch andre Gedanken als diejenigen der Spekulation auf die Milliardenflut vor. Hamburg rüstete zu der auf den Mai angekündigten Rückkehr der beiden Bataillone des hanseatischen Infanterieregiments Nr. 76, in das seine Söhne eingestellt worden waren, die vor Orléans tapfer mitgefochten hatten. So war Zeit und Raum, um die Festvorbereitungen mit hergebrachter Gründlichkeit und Gravität zu treffen und mit ihrem Detail den Unterhaltungsstoff für eine ganze Reihe von Wochen zu bestreiten. Senat und Bürgerschaft wollten sich nicht nehmen lassen, den nationalen Ehrentag mit dem Glanze zu umgeben, der von einem reichen und stolzen Gemeinwesen erwartet werden durfte. Auf dem sogenannten Rathausmarkt, dem Platze vor dem Börsengebäude, der heute das neue Rathaus trägt, war ein Amphitheater errichtet worden, dessen geschmackvoll

ausgestattete Galerien für Tausende von Menschen Platz hatten; andre Tausende waren auf den Dächern und an den Fenstern der Börse und der den Rathausmarkt umfassenden Gassen versammelt. Das Ganze glich einer Arena im römischen Stil und erhielt durch zahlreiche, abwechselnd mit den Flaggen des Reiches und der Stadt geschmückte Mastbäume einen imposanten und würdigen Charakter. In der Mitte der untersten Galerie hatte der vierundzwanziggliedrige Senat (zwei Bürgermeister, sechzehn Senatoren, zwei Syndici und vier Sekretäre) Platz genommen. Die altertümliche Tracht (reiche Samtmäntel, mächtige Krausen und ungeheure, in den Händen gehaltene spanische Hüte) nahm sich außerordentlich stattlich aus und verlieh den ansehnlicheren unter den Herren „de et in Senatu“ ein außerordentlich statiöses Ansehen; zur Rechten und zur Linken der Senatstribüne flatterten ungeheure rotweiße Banner, welche die Chiffre S. P. Q. H. (Senatus populusque Hamburgensis) zeigten. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Senatsplätze befand sich die der Bürgerschaft angewiesene, gleichfalls durch besonderen Schmuck ausgezeichnete Tribüne. — Beim Herannahen des von seinem Kommandeur, dem Oberstleutnant v. Böhn, geführten Regiments läuteten die Glocken und erscholl ein Jubelruf, der sich donnerähnlich von den Toren der Stadt bis zum Festplatz fortsetzte und die schmetternde Weise des auf einer der Tribünen postierten Musikkorps vollständig übertönte. Als die Spitze des mit Eichenlaub geschmückten Kriegerzuges in das Amphitheater einschwenkte und die gesamte Versammlung sich erhob, um die Heimgekehrten mit Zuruf und Tücherschwenken zu begrüßen, blieben nur wenige Augen trocken; der Eindruck war ein so überwältigender, daß der Jubel auch nach der feierlichen Aufstellung der (freilich nur 2000 Mann umfassenden) Truppe kein Ende finden zu können schien. Unvergeßlich ist mir das Bild einer schlichten Frau geblieben, die sich an den Arm ihres in Reihe und Glied marschierenden Mannes gehängt hatte, den sehnlich Erwarteten und glücklich Wiedergewonnenen immer wieder mit strahlenden Augen ansah und bis zur Beendigung des Festes an seiner Seite blieb. Der Festakt selbst war der ernsten Bedeutung des Tages angemessen und gerade wegen seiner Kürze außerordentlich wirkungsvoll. In wohlgesetzter, weithin hörbarer Rede begrüßte Bürgermeister Kirchenpauer das Regiment, das an dem ruhmvoll beendeten Feldzuge ehrenvollen Anteil genommen und die altbewährte Tapferkeit der Hanseaten neu bewährt hatte; in dankbarer Erinnerung an die dem Vaterlande in großer Zeit bewiesenen treuen Dienste überreiche er — Präsident des Senats — namens des hamburgischen Staates dem Regimente einen silbernen, mit dem Stadtwappen geschmückten Schellenbaum. Der Regimentskommandeur dankte in warmen Worten, dann wurde ein Marsch geblasen, und die Truppen traten unter abermaligem brausenden Hochruf der Versammlung in ihre Quartiere ab. Abends fanden offizielle und private Bankette statt. Das Ganze hatte den Charakter eines den Zeitverhältnissen angepaßten Bürgerfestes getragen, dem jede künstliche Altertümlerei ferngehalten worden war, und das nichtsdestoweniger ein eigentümlich reichsstädtisches Gepräge trug.

Wenige Wochen zuvor war ich Zeuge einer größeren, in Berlin begangenen Feier gewesen — nicht des Truppeneinzuges, sondern des ersten Geburtstages, den der greise König Wilhelm als deutscher Kaiser beging. Vormittags war ich im Auswärtigen Amte gewesen, um den Geheimrat Hepke zu sprechen (einen ehemaligen Gymnasiallehrer aus Posen, den die dortige revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 nach Berlin vertrieben hatte, und der wegen seiner Kenntnis der französischen Sprache in das Auswärtige Amt aufgenommen und allmählich zum vortragenden Rate aufgerückt war); von ihm erfuhr ich, daß Bismarck zum Fürsten ernannt worden sei — eine Auszeichnung, die allenthalben mit Befriedigung aufgenommen wurde, an der viele Leute indessen auszusetzen hatten, daß sie nicht auch auf Moltke ausgedehnt worden war. In weitausgedehnten Kreisen, insbesondere denjenigen der politischen Gegner des Kanzlers und der ausgesprochenen Chauvinisten, gefiel man sich darin, den großen Feldherrn als den *eigentlichen* Helden des Tages zu feiern und ihm als besondres Verdienst anzurechnen, daß er weitergehende, als die von Bismarck durchgesetzten Gebietsabtretungen verlangt hatte. Fehlte es doch nicht an Leuten, die Politiker zu sein glaubten und nichtsdestoweniger davon sprachen, daß man zum mindesten „Burgund und die Freigrafschaft (Franche Comté)" hätte fordern müssen; mir selbst war es zum Vorwurf gemacht worden, daß ich die Aufnahme von Artikeln verweigert hatte, die „unsere maßlose Bescheidenheit" getadelt und u. a. die Abtretung von Dünkirchen für geboten angesehen hatten. Redensarten solcher Art und Berufungen darauf, daß ein siegreiches Volk sich noch niemals so maßvoll wie das unsrige gezeigt habe, das mit „nur" fünf Milliarden und zwei Provinzen zufrieden gewesen, konnte man selbst von gefeierten Reichstagsabgeordneten aussprechen hören. Wehrenpfennig nahm mich auf das Reichstagsdiner mit, das unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Präsidenten Simson zur Feier des Tages abgehalten wurde. Beim Kaffee ließ ich mich *Windthorst* vorstellen, dessen großes rednerisches Talent mir einigen Eindruck gemacht hatte. Der später so berühmt gewordene Zentrumsführer (die Zentrumspartei bildete sich erst einige Wochen nach dem hier besprochenen Tage) war damals ein wenig bekannter Mann, dessen Talent nur einzelne, über die Fraktionsscheuklappe hinaussehende Kollegen erkannt und von dem allein seine speziellen Landsleute vor dem Jahre 1867 hatten reden hören. Da Wehrenpfennig mich mit einem Scherzwort über meine Vorliebe für ungewöhnliche Menschen vorgestellt und die Mahnung: „Verführen Sie mir den jungen Freund nicht" hinzugefügt hatte, kamen wir rasch ins Gespräch. Windthorst, der in der Nähe der „Anhaltischen Kommunikation" (jetzt Königgrätzer Straße) Wohnung genommen hatte und als halbblinder Mann nicht wohl allein gehen konnte, machte mir, der diese nämliche Straßenrichtung einschlug, den Vorschlag, seinen Arm zu nehmen und ihn zu geleiten. Wegen der Menschenmassen, die alle Gassen und Plätze bedeckten, um der beginnenden Illumination zuzuschauen, kamen wir nur langsam von der Stelle. Immer wieder unterbrochen, nahm das begonnene Gespräch nichtsdestoweniger seinen Fortgang. Ich hatte meine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß ein Politiker, der die Sache

von zwölf Millionen katholischer Deutscher zu führen übernommen habe, dem preußischen Staate nicht gerecht zu werden und nicht einzugestehen vermöge, daß allein dieser imstande gewesen sei, die deutsche Einheit durchzuführen und (was damit gleichbedeutend sei) zu erzwingen. — Die Antwort darauf war die folgende: Auch wenn man (was keineswegs notwendig sei) diese Einheit in demjenigen Sinne auffasse, den der Fürst Bismarck zur Geltung gebracht habe, müsse man eingestehen, daß sie mit der Erhaltung der geschichtlichen Stellung der deutschen Einzelstaaten vereinbar sei. Was im Jahre 1866 dem Königreich Sachsen bewilligt worden, hätte bei Gerechtigkeit und gutem Willen auch der Krone Hannover bewilligt werden können, deren Haltung von derjenigen der Regierung König Johanns nicht verschieden gewesen sei. Wenn man ihm (Windthorst) persönliche Gegnerschaft gegen Bismarck zum Vorwurf mache, so sei das darauf zurückzuführen, daß dieser (was sein Verhalten Hannover gegenüber beweise) kein Verständnis und kein Organ für historisches Recht habe. „Ich," fuhr er lebhaft fort, „habe mein Leben lang auf dem strengen Rechtsstandpunkte gestanden. Fragen Sie meinen ehemaligen Generalsekretär, den jetzigen preußischen Justizminister Leonhard; er wird Ihnen bestätigen, daß ich das während meiner Tätigkeit als hannoverscher Justizminister bewiesen habe und daß selbst von meinen politischen Gegnern meine unparteiische Gerechtigkeit hat anerkannt werden müssen. Hannover stand während der Krisis von 1866 auf dem Standpunkte des bestehenden Rechtes, während Preußen gewaltsam eine Neuerung durchsetzen wollte — Hannover gegenüber hat mithin eine Rechtsverletzung, ein Rechtsbruch stattgefunden, und über einen solchen kann ich mich nicht hinwegsetzen." An dem Standpunkte des „formellen Rechtes" hielt Windthorst im weiteren Verlaufe des Gespräches so einseitig fest, daß es resultatlos blieb. Den Vorwurf der Voreingenommenheit oder der Gleichgültigkeit gegen Deutschlands große Erfolge von 1870 wies er entschieden zurück, indem auch er sich als enthusiastischer Verehrer Moltkes, „dieses wahrhaft großen und dabei kindlich reinen Mannes", bekannte. — Der Einladung, den Abend mit dem neuen Bekannten zu verbringen, konnte ich nicht Folge leisten, da ich zu Wehrenpfennig geladen worden war. So trennten wir uns, indem ich das — zwei Jahre später eingelöste — Versprechen gab, Herrn Windthorst bei Gelegenheit in Hannover zu besuchen.

Bei Wehrenpfennig war an dem nämlichen Abende eine zahlreiche Gesellschaft nationalliberaler Abgeordneter versammelt, die bei einem Glase Rheinwein die Feier des Kaisertages beschloß. Bei köstlichem Frühlingswetter, das Öffnung der Fenster gestattete, wurde der Abend in behaglicher Stimmung und außergewöhnlich lebhafter und anregender Unterhaltung verbracht. Inmitten des Gesprächs trat ein tiefbrünetter Herr mit dunklem Haar und Bart ein, dessen feurige schwarze Augen und lebhafte Manieren den Sanguiniker und zugleich den Teilnehmer an einem trankreichen Mahle erkennen ließen. Der Abgeordnete Miquel (damals Direktor der Hansemannschen Diskontogesellschaft) hatte mit Offizieren der Gardeartillerie zu Mittag gespeist und mit diesen Unterredungen über Bismarck und dessen Politik geführt,

die — so behauptete er — eine tiefgehende Erbitterung der Armee gegen den leitenden Staatsmann verraten hätten. Nur eine Stimme sollte es darüber geben, daß durch die den Franzosen bewiesene Schonung die wichtigsten Interessen des neuen Reiches verletzt worden seien und daß der geschlossene Vertrag einen „wahren Skandal" bilde. Daß Herr Miquel diese Anschauungen teile, sagte er nicht ausdrücklich; daß er sie ohne Vorbehalt weiter erzählte, mußte auch denen wunderlich erscheinen, die das Schillersche: „Beim Trunk geht vieles drein!" gelten ließen. Den Eindruck staatsmännischer Überlegenheit konnte solche Abhängigkeit von Augenblicksstimmungen freilich nicht machen.

Die optimistische Überschwenglichkeit, die während der ersten Friedenswochen Deutschland beherrschte und den ungeheuren, im Versailler Frieden errungenen Erfolg wie eine bloße Abschlagszahlung behandelte, dauerte freilich noch längere Zeit fort. Typisch dafür war eine im April oder Mai 1871 erschienene Schrift meines Bekannten vom Jahre 1865, August Lammers, eines Mannes, dem maßvolles und besonnenes Wesen sonst nicht bestritten werden konnte, der jetzt aber das Los teilte, den deutschen Himmel voller Geigen erster Güte zu sehen. Auf den Titel dieser Publikation[1]) vermag ich mich nicht mehr zu besinnen, desto genauer aber auf ihren Inhalt. Ernsthafte Schwierigkeiten sollten für die Zukunft des glücklich geeinigten Vaterlandes überhaupt nicht mehr bestehen. Die „nationale Frage" war ein für allemal „gelöst", die „freiheitliche Entwicklung" durch das Zusammengehen Bismarcks mit der nationalliberalen Partei gewährleistet; von den kirchlichen und religiösen Gegensätzen nahm der vertrauensselige Protestantenvereinler an, daß sie durch die Vorherrschaft der liberalen Theologie und der dieser verbündeten altkatholischen Strömung zum Schweigen gebracht werden würde. Eine soziale Gefahr sollte überhaupt nicht bestehen. Und das wurde geschrieben und geglaubt, während die blutige Lohe des Pariser Kommuneaufstandes über ganz Europa Funken verstreute; während sich mit Händen greifen ließ, daß die von Liebknecht und Bebel geführte Partei der Internationale täglich neuen Boden gewann, daß sie die immer noch halb revolutionären „nationalen" Sozialdemokraten der Lassalle-Schweitzerschen Richtung stetig zurückdrängte und daß das Fortschrittlertum allen Einfluß auf die Masse verloren hatte, konnte ein tüchtiger und einsichtiger Mann die alte Legende von der natürlichen Harmonie der Interessen neu in Kurs setzen und damit in den weitesten Kreisen des sogenannten gebildeten Bürgertums Anklang finden. Wurde mir doch von den besten Freunden zum Vorwurf gemacht, daß ich gegen die Illusionen des liberalen Ökonomismus ebenso Verwahrung einlegte, wie gegen den Wahn, daß Protestantenvereinlern und Altkatholiken die kirchliche Zukunft gehöre.

Von den Herrlichkeiten des Kulturkampfes war im Frühjahr 1871 allerdings noch nicht die Rede. Zunächst handelte es sich nur um einen Vorschmack der kommenden Dinge. Das Bedürfnis, nach der ungeheuren Anstrengung des Krieges vollverdiente Ruhe zu genießen, war und blieb das

[1]) „Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik". Leipzig, 1871. Die Redaktion.

vorherrschende. In und für Hamburg bildete die Kommission zur Festsetzung des Schadens, der uns durch die Wegnahme deutscher Schiffe zugefügt, das Interesse des Tages; daß ein Hamburger, der Senator Octavio Schroeder, mit der Leitung dieses Geschäfts betraut und nach Berlin berufen worden war, erfüllte die hanseatischen Herzen mit um so größerer Befriedigung, als das einen Sieg über die von nationalliberaler Seite begünstigte Schwesterstadt Bremen bedeutete. Bremen hatte der weitverbreiteten und geschickt geleiteten „Weserzeitung" eine nationale Popularität zu danken, um welche es in Hamburg herzlich beneidet wurde. „Ißt gern Aalsuppe und haßt die Bremer" lautete eine Definition des Althamburgers, die man scherzweise wiederholen hörte, und hinter der sich ein Kern — wenn auch kein allzu ernsthafter — versteckte. Im übrigen begann das Gründertum sich bereits eifrig zu regen; kluge Leute glaubten schon im Sommer 1871 voraussagen zu können, daß wir einer Ära des Schwindels und der wirtschaftlichen Hypertrophie entgegen gingen, wie sie in Deutschland noch nicht erlebt worden. Die erste spezifisch hamburgische Leistung dieser Art war die Errichtung einer neuen Dampferlinie nach Nordamerika, die der Packetschiffahrts-Gesellschaft Konkurrenz machen sollte. Die von einem guten Bekannten, Herrn Johannes Meyer, geleitete neue Kompanie debutierte damit, eine Flotte neuer größerer Schiffe bauen zu lassen, die der Stärke der alten, im Laufe eines Menschenalters heraufgekommenen Kompanie von Hause aus ebenbürtig sein sollte. Trotz des Kopfschüttelns vieler der gewiegtesten Geschäftsleute fand die Sache so allgemeinen Anklang, daß die Aktien reißenden Abgang fanden, einzelne Unternehmer alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in sie steckten und daß man (wie es an der Börse hieß) für das neue Unternehmen „Meinung hatte". Auf das neue Schiffahrtsunternehmen folgte die Begründung eines neuen Bankunternehmens, der Anglo-deutschen Bank, an welcher gleichfalls zahlreiche gute Freunde beteiligt waren und die sich kopfüber in Unternehmungen der gewagtesten Art, namentlich in ungarische Bergwerk-Spekulationen, stürzte. Der anfängliche Erfolg dieser Gründungen ermutigte zu Nachahmungen, die einander mit atemloser Hast folgten. Die Zahl neuer Bank- und Aktienunternehmungen wuchs so rapid an, daß man Mühe hatte, die nötigen Direktoren ausfindig zu machen, und daß Männer von notorischer Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit Stellungen erhielten, wie sie sonst nur bewährten Vertrauenspersonen gegönnt gewesen waren. Fast allwöchentlich hatte unser technischer Direktor, mein guter Freund Rosatzin, mir von neuen „glänzenden" Anerbietungen zu berichten, die ihm gemacht worden waren und die er — trotz seiner Hingabe an die modisch gewordene Strömung — abgelehnt hatte, „er wußte selbst nicht warum". Niemals sind mir Urteilslosigkeit der Masse und Unfähigkeit des Durchschnittsmenschen zum Widerstande gegen Modetorheiten deutlicher vor Augen geführt, als in diesen Tagen allgemeinen, bis zum Wahnwitz gesteigerten Schwindels. Geschäftsleute, die sich sonst durchaus umsichtig bewährt hatten, und die unter vier Augen anerkannten, daß die eingetretene Haussebewegung nur von ausgemachten Narren für eine Schraube ohne Ende angesehen werden könne, glaubten sich verpflichtet, mitmachen und

zur Vermittlung von Geschäften die Hand bieten zu müssen, deren Mißerfolg für jeden Denkenden auf der flachen Hand lag. Im buchstäblichen Sinne des Wortes wurde das Geld zum Fenster hinausgeworfen, — von den einen für Feste und Luxusaufwendungen, wie sie in dem soliden Hamburg sonst unerhört gewesen waren, von den andern für Spekulationen aberwitzigster Art. Man brauchte nur zuzugreifen, um Gewinne einzuheimsen, die zu der aufgewendeten Arbeit außer allem Verhältnis standen. Ein mir bekannter Agent für Papier, der als ehemaliger Offizier über ein nur höchst beschränktes Maß von Kenntnissen gebot und sonst froh gewesen war, wenn er 2000 Taler jährlich verdiente, erhielt 4000 Taler für die Wertabschätzung einer kleinen, auf Absatz in der Provinz angewiesenen holsteinischen Papierfabrik, die in ein großes Aktienunternehmen verwandelt wurde, das zwei Jahre später jämmerlichen Bankerott machte. Für eine „Gründungsidee", die er aus Wien mitgebracht und bei der er mich durchaus „beteiligen" wollte, erhielt einer meiner Bekannten so viele Tausende von Talern, als die Reise ihn Hunderte gekostet hatte. Für uns Nichtbeteiligte war das Beste an der Sache, daß die Gehälter der Beamten der Börsenhalle erhöht wurden und daß der hamburgische Staat dieses Beispiel nachahmte und eine allgemeine Gehaltserhöhung um 20 vom Hundert bewilligte. Unberechtigt konnte diese Maßregel nicht genannt werden, da feststand, daß der deutsche Lebenszuschnitt eine Steigerung erfahren hatte, wie sie sonst nur die Wirkung von Jahrzehnten zu sein pflegt.

XI.

Während des Frühjahrs 1872 war ein reicher hannoverscher Gutsbesitzer, der Oberforstmeister a. D. Freiherr von dem Bussche, auf der Redaktion erschienen, um mit mir wegen Begründung einer hannoverschen Ausgabe des Hamburgischen Correspondenten in Verhandlung zu treten. Der würdige alte Herr, der sich als guten Nationalen vorstellte, an dem kirchenfeindlichen und allen Provinzialeigentümlichkeiten unzugänglichen Gebaren der modischen Nationalliberalen indessen Anstoß nahm, hatte mir einen so gewinnenden Eindruck gemacht, daß ich ihn einige Wochen nach Beginn unserer Bekanntschaft auf seinem Landgute aufsuchte, um seinen Vorschlag im einzelnen zu besprechen. Die auf ca. fünftausend Taler jährlich bezifferten Kosten des Unternehmens wollte Herr v. d. Bussche auf sich nehmen, wenn ich mich anheischig machte, die speziell hannoverschen Interessen in zugleich nationalem und konservativem Sinne zu vertreten, die erforderlichen Mitarbeiter anzuwerben und (unbeschadet der Selbständigkeit unserer „hannoverschen Ausgabe" des H. C.) die mittelbare Unterstützung durch die Regierungsautoritäten zu gewinnen. Als seine Vertrauensmänner bezeichnete er mir den hannoverschen Schatzrat König, einen Herrn von Linsingen und den Abt Uhlhorn; die Verhandlungen mit dem Oberpräsidenten Grafen Otto Stolberg, dem Landdrosten von Böttticher, Herrn von Bennigsen usw. sollten mir überlassen bleiben. Nach Einholung der Zustimmung des Verwaltungsrates nahm ich an, um sodann nach Hannover zu reisen und das Weitere in die Wege zu richten.

Diesem bis zum Frühjahr 1874 fortgesetzten Unternehmen hatte ich eine Reihe Bekanntschaften zu danken, die von dauerndem Werte waren. Als ich zum ersten Male nach Hannover kam (Juni 1872), war Graf Stolberg für einige Tage verreist, die Stadt vollständig verödet und der alte Windthorst der einzige Bekannte, der mir auf der Straße begegnete. Als ich nach kurzem Gruß meinen Weg fortsetzen wollte, fragte er mich nach Veranlassung und Dauer meines Aufenthalts am Leineufer, — meinen Bericht darüber, daß ich einen Tag brach liegen müsse, aber beantwortete er mit der Aufforderung, mit ihm zu kommen. „Es geht mir wie Ihnen," fügte er hinzu, „ich erwarte eine Nachricht meines kranken Sohnes, um sodann zu entscheiden, ob ich morgen abreise. Zur Arbeit bin ich zu unruhig und zu ermüdet — suchen wir einander über den Tag hinwegzubringen." Ich nahm dankend an und machte, nachdem sein Begleiter, Geheimrat Brüel, sich entfernt hatte, aus, um 12 Uhr im Windthorstschen Hause zu erscheinen und über Tisch zu bleiben.

Dr. Windthorst bewohnte damals — und wahrscheinlich auch später — ein von einem Garten umgebenes, bescheidenes, aber höchst anziehend ausgestattetes und bequemes Haus an einer baumbepflanzten Straße der Stadt. Auf den ersten Blick hatte man den Eindruck, unter dem Dach eines feingebildeten, trotz äußerer Anspruchslosigkeit zur Auslese der Gesellschaft gehörigen Mannes der alten Zeit zu sein. Erhöht wurde dieser Eindruck durch die Erscheinung der Herrin des Hauses, einer würdigen Dame in mittleren Jahren, welche die frühere Schönheit nicht verleugnete, deren ernstes, gehaltenes Wesen indessen zu der Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und Zutunlichkeit des Gatten in einem gewissen Gegensatz stand. Das Windthorstsche Ehepaar befand sich seit Jahr und Tag unter dem Druck schwerer Prüfungen. Von sieben (oder sechs) blühenden Kindern waren ihm zwei, ein Sohn und eine Tochter, geblieben, die übrigen der Schwindsucht zum Opfer gefallen. Der erkrankte Sohn, ein junger Student, zu dessen Pflege die Schwester in die Universitätsstadt gereist war, sollte noch heilbar sein, bereitete den Eltern indessen schwere Sorge und erlag einige Zeit darauf dem Erbübel der Familie seiner Mutter.

Gespräche über den Ernst dieser Verhältnisse hatten die Essenszeit ausgefüllt; nach dem Kaffee zog die Dame des Hauses sich zurück, und Windthorst führte mich in sein Arbeitszimmer (eine prunklose, höchst behagliche Gelehrtenstube, deren einzigen Schmuck Bücher und Bildnisse ausmachten) und nahm auf einem Lehnstuhl Platz. Wie sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst verstand, waren wir nach wenigen Augenblicken in ein Gespräch verwickelt, das die Stellung des Zentrums zu Kaiser- und Papsttum zum Gegenstande hatte und dessen Unkosten wesentlich von ihm bestritten wurden. Zum Ausgangspunkte wurde das Unfehlbarkeitsdogma genommen, über das Windthorst sich ausführlich verbreitete, weil es (wie er sagte) „euch Protestanten den meisten Anstoß gegeben hat". Von den darauffolgenden Ausführungen sind mir einzelne so lebhaft im Gedächtnis geblieben, daß ich sie nahezu wörtlich wiedergeben kann. Windthorst sagte gerade heraus, daß er diese Lehre auch seinerseits für „inopportun" gehalten, dabei aber niemals verkannt habe, daß sie keinen religiösen, sondern einen wesentlich praktischen Sinn habe. Fasse man die Sache richtig auf, so müsse man anerkennen, daß in Zeiten

allgemeiner Zerfahrenheit das Bedürfnis nach einer letzten, inappellablen Instanz für die Entscheidung dogmatischer und kirchenpolitischer Fragen unabweisbar sei. Darum, ja darum allein, habe es sich gehandelt. „Im übrigen," fügte er hinzu, „muß abgewartet werden, wie die kirchliche Interpretation sich zu dem neuen Dogma stellen und ob sie nicht deren etwaige Bedenklichkeiten zu beseitigen wissen wird." — Mir wurde durch diese — offenbar auf die eigene Gewissensbeschwichtigung abzielende — Auseinandersetzung der Eindruck bestätigt, den Windthorsts Persönlichkeit mir von Hause aus gemacht hatte. Wie immer es um Katholizität und Kirchlichkeit des merkwürdigen Mannes beschaffen sein mochte, eine eigentlich religiöse Natur, ein Mann von starkem, religiösem oder auch nur gemütlichem Pathos war dieser kühl abwägende Jurist schlechterdings nicht. Kein Zweifel, daß er als Konservativer an dem Glauben seiner Väter festhielt, wie er an den alten Formen des Staatslebens festzuhalten suchte: metaphysische Bedürfnisse und religiöse Skrupel, ohne die es bei wahrhaft religiösen Menschen nie abgeht, waren ihm dafür vollständig fremd geblieben. Die Erfahrungsregel, nach der Verstandesmenschen, die vollauf mit der Diesseitigkeit beschäftigt sind, in religiöser Hinsicht früh und vollständig abschließen, diese Regel traf bei Windthorst ebenso zu wie bei der Mehrzahl moderner Kirchenpolitiker. Zum Fanatiker fehlte diesem klaren, nüchtern abwägenden Kopfe nicht weniger als alles, unter anderm auch das Temperament. Immerdar stand Windthorsts lebhafte und bewegliche Art unter der Aufsicht eines überlegenen, genau rechnenden Verstandes.

Während des in dem Vorstehenden skizzierten, mehrere Stunden lang fortgesetzten Gesprächs hatte sich ein erquickendes Gewitter abgespielt, und dem schwülen Tage war ein köstlicher Abend gefolgt. Mein liebenswürdiger Wirt forderte mich zu einem Spaziergange in einen öffentlichen Garten auf. Das Gespräch drehte sich um gleichgültige Dinge, blieb mir aber bedeutsam wegen der absichtlichen Milde und Bonhommie, mit der Windthorst sich über diejenigen seiner politischen Gegner aussprach, auf welche die Rede kam. Er äußerte sich so billig und unbefangen, daß er dem Zuhörer jede Gelegenheit benahm, seine Freunde verteidigen zu können. Einigen Wert schien der ehemalige Minister darauf zu legen, daß er von den in dem Garten zahlreich anwesenden Bürgern Hannovers freundlich und ehrerbietig gegrüßt wurde. „Sehen Sie," sagte er lachend, „all diese Leute sind gute Protestanten, und keinem von ihnen kommt in den Sinn, den alten Windthorst für den bösen Römling zu halten, den man in Berlin aus ihm machen will. Diese Leute kennen mich eben."

Trotz vorgerückter Stunde und einbrechender Dämmerung bestand der hannoversche Patriot darauf, daß wir den Tag mit einem Gange in die berühmte, in der Tat unvergleichlich schöne Herrenhauser Allee beschlossen. Als ich beim Durchschreiten des majestätischen Baumganges bemerkte, er müsse dem einstigen Minister Georgs V. von zahlreichen Hofbesuchen genau bekannt sein, blieb Windthorst einen Augenblick stehen. „Mein Verhältnis zur Person und zum Hofe Sr. Majestät," sagte er, „wird vielfach falsch beurteilt. Auf dieses Verhältnis näher einzugehen, würde heute unschicklich sein. Eines möchte ich aber doch bemerken: besonderer Gunst des Königs habe ich mich nie zu rühmen gehabt — im Gegenteil! Jetzt glaubt alle Welt, mir seien wegen

gewisser, der königlichen Familie erwiesener Dienste außerordentliche Vorteile zugesichert worden. Ich bedarf ihrer aber nicht, denn ich habe eine Pension verdient, die man mir nicht nehmen kann, und ein weiteres brauche ich nicht. Was die ehemaligen Hofkreise anlangt, so genügt für den Kenner hannoverscher Verhältnisse die eine Bemerkung, daß ich ein bürgerlicher Minister war, der nicht einmal einer der sogenannten ‚schönen' Familien angehörte." — Darüber war es Nacht geworden. Wir schieden in freundlichstem Einvernehmen, sind einander in späteren Jahren aber nur selten und immer nur auf kurze Zeit begegnet. In Berlin war Windthorst fast ununterbrochen von einem Schwarm von Parteigenossen und Verehrern umgeben, in den ich — trotz mir gewordener Aufforderung — nicht dringen mochte, und in Hannover war der eifrige Parlamentarier höchstens während der Ferien zu finden.

Tags nach der Begegnung mit Windthorst suchte ich den Oberpräsidenten Grafen Stolberg auf — einen elegant aussehenden jungen Mann von liebenswürdigen, aber nicht eben sicheren Formen, der bereitwilligste Unterstützung unsres Unternehmens und bezügliche Rücksprachen mit seinen Räten, dem Landdrosten usw. versprach. In der Folge habe ich diese Herren persönlich aufgesucht und mit einzelnen derselben Verbindungen angeknüpft, die mehrere Jahre lang fortgesetzt und durch wiederholte Besuche in Hannover fruchtbar gemacht wurden. Zwischen den Beamten des Oberpräsidiums und denen der Landesdirektion bestanden so enge Beziehungen, daß sie abends häufig zusammentrafen und daß sich in dem von ihnen gebildeten Kreise ausgiebige und behagliche Stunden verbringen ließen. Dem Oberpräsidium gehörten ein Herr Rose und der Regierungsrat Bosse an, ein liebenswürdiger, wohlgesinnter Mann, mit dem sich vortrefflich leben ließ und der dem „Hamburgischen Correspondent" viele Jahre hindurch kleinere und größere Beiträge gönnte, in dem zu damaliger Zeit aber schwerlich irgend jemand den künftigen Staatssekretär für das Reichsjustizamt und Unterrichtsminister geahnt hat. In hohem Grade geschäfts- und formengewandt, gut gebildet und unermüdlich tätig, erschien Bosse als Typus des preußischen Verwaltungsbeamten, wie er sein soll, nur daß er ein höheres Maß von Menschenfreundlichkeit und geistiger Beweglichkeit besaß, als es bei seinesgleichen sonst gefunden zu werden pflegt. Innerhalb des Kreises seiner hannoverschen Freunde erschien er als der unbedeutendste. Bosse jedoch wurde nicht nur von Bennigsen, sondern auch von dem Schatzrat König so weit überragt, daß es als selbstverständlich erschien, wenn er hinter diese Männer zurücktrat und ihnen die Leitung der Unterhaltung überließ.

Bennigsen stand damals auf der Höhe seiner Laufbahn. Er galt für den Staatssekretär, wenn nicht für den Reichskanzler der Zukunft und übte im persönlichen Verkehr eine Anziehungskraft aus, welche die seines rednerischen Talents weit übertraf. Hinter anspruchslosen Formen verbargen sich die Überlegenheit des bedeutenden Kopfes und die Sicherheit des vornehmen Mannes, der sich nicht erst geltend zu machen brauchte, um seiner vollen Bedeutung nach geschätzt zu werden. Über die Befangenheit in Schulmeinungen, die der Mehrzahl deutscher Liberaler anhaftete, war der Führer der nationalliberalen Partei so weit hinaus, daß man ihm den Parteimann nicht anmerkte. Für abweichende Anschauungen bewies er das Verständnis eines Mannes, der selbst geprüft

und von jeher das Bedürfnis gefühlt hat, die Dinge von mehr als einer Seite zu sehen. Innerhalb des Kreises, in dem ich ihm begegnete, war Bennigsen der einzige, mit dem man über die Bedenken reden konnte, welche die herrschend gewordene kirchenpolitische Richtung bei religiös und konservativ gerichteten Männern wachrief. Er war (wenigstens damals) Schopenhauerianer. Wenn er das auch nicht sagte, so verriet er es. Durch sein gehaltenes Wesen ging unverkennbar ein pessimistischer Zug, eine Neigung zur Skepsis, die keine Befriedigung bei den gewonnenen Resultaten fand.

Ein Mann, der Bennigsen sehr genau gekannt hat, und dessen in der Folge ausführlich gedacht werden wird, mein verstorbener Freund Theodor Lorenz Nagel, pflegte den von ihm hochverehrten Mann unter die Naturen zu rechnen, die sich bei der Diesseitigkeit nicht beruhigen. In Erinnerung an Diskussionen über religiöse Dinge, die sie zu Anfang der sechziger Jahre vielfach geführt hatten, sandte Nagel sein im Jahre 1880 erschienenes schönes Buch „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" unter dem Geleit eines an Bennigsen gerichteten Briefes in die Welt. Einen Besseren und Verständnisvolleren wollte der unvergeßliche Freund unter den „Ungläubigen" nicht gefunden haben! Weil ich das erst sehr viel später erfuhr, kam ich bei den (freilich nicht allzu zahlreichen) Berührungen mit Bennigsen niemals auf religiöse Dinge. Den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten in Hannover, wie anderswo, das Schulaufsichtsgesetz und verwandte Materien. Obgleich das nur im Vorübergehen geschah, blieb mir der Eindruck zurück, daß der Führer der Nationalliberalen die durch die Falksche Gesetzgebung aufgeworfenen Probleme ungleich tiefer erfaßt habe, als seine Genossenschaft und ein gut Teil der konservativen Gegner des „Kulturkampfes". Er wußte dem ganzen Umfange nach, worum es sich handelte und was auf dem Spiele stand, und weil er das wußte, brachte er, der Liberale, den ihm vorgetragenen Bedenken gegen die Ersprießlichkeit der eingeschlagenen kirchenpolitischen Richtung ein Verständnis entgegen, das der gut orthodoxe und kirchliche Herr Bosse offenbar nicht besaß. Das Stück aristokratischen Wesens, das den Hannoveranern geblieben, ist unzweifelhaft auf den englischen Einfluß zurückzuführen, der sich in dem Kurfürstentum just da geltend gemacht, wo im übrigen Deutschland Staatsomnipotenz und liberaler Despotismus nicht nur die ständische „Libertät", sondern alle Überlieferungen ständischer Freiheit und eigenrechtlicher Selbstbestimmung zu Boden drückten. Alle Welt ist darüber einig, daß das ehemalige Königreich dem Deutschen Reiche und der preußischen Monarchie politische Talente zugebracht hat, wie sie gleich zahlreich von keiner andren Landschaft unsres Nordens erzeugt worden sind. Man hat diese Tatsache auf alle möglichen Ursachen zurückzuführen versucht, — nur nicht auf diejenige, die die ausschlaggebende gewesen ist, — auf das Stück Aristokratismus, das die höheren Klassen der hannoverschen Gesellschaft und ganz besonders des hannoverschen Bürgertums sich zu erhalten gewußt haben.

Die während der Jahre 1872 und 1873 in der Georgshalle verbrachten — leider nicht allzu häufig wiederkehrenden — Abende zähle ich zu den genußreichsten und ausgiebigsten, die mir in Deutschland gegönnt gewesen sind.

Bennigsen war, was die Süddeutschen einen „Hocker" nennen. Einmal hinter dem Glase niedergesessen, stand er so bald nicht wieder auf, mindestens nicht, so lange ein wirklicher Gesprächsstoff vorlag. Und wo hätte ein solcher ausgehen sollen, wenn man das Glück hatte, einem Manne gegenüber zu sitzen, der auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Bildung gleich heimisch war und über alles, was dem Leben Inhalt und Würde gibt, nachgedacht zu haben schien. — Herrn von Bennigsen bin ich erst ein Vierteljahrhundert später, im Januar 1899, wieder begegnet, als ich ihn (der inzwischen seine Ämter niedergelegt und sich ins Privatleben zurückgezogen hatte) auf dem unweit Hannover belegenen Gute Bennigsen aufsuchte. Der Empfang, den ich bei ihm fand, ging weit über die Erwartung hinaus, in der ich diesen Besuch unternommen hatte. Ich erhielt nicht nur die gewünschte Empfehlung an eine Dame, die mich bei den Nachkommen des im Jahre 1826 verstorbenen russischen Generals Grafen Bennigsen einführen sollte, sondern die Einladung, den Rest des Tages auf dem schönen Sitze zu verleben, der seit sechs Jahrhunderten Eigentum der Familie Bennigsen war, und an den sich zahlreiche geschichtliche Erinnerungen knüpften. Die geführten Gespräche bezogen sich allerdings mehr auf die neuere Zeit und boten wegen der zahlreichen Mitteilungen des Hausherrn über die hannoversche Entwicklung der Jahre 1830 bis 1866 ein unerschöpfliches Interesse. Bennigsen bestätigte den Eindruck, den ich von Treitschkes Darstellung der vormärzlichen hannoverschen Geschichte empfangen hatte, und bezeichnete die derselben zugrunde liegende Anschauung als durchweg unrichtig, parteiisch und befangen. Die Urteile über die althannoversche Verwaltung seien ebenso unhaltbar wie diejenigen über die hannoversche Adelspartei, die im Gegensatz zu der preußischen eine wahrhaft konstitutionelle, wenn auch aristokratisch gestaltete Grundlage des öffentlichen Lebens angestrebt und z. B. in Sachen der Ablösung der bäuerlichen Lasten freisinnige Anschauungen betätigt habe, zu denen das altpreußische Junkertum niemals fähig gewesen war.

Veranlassung zu meinem Besuch in Bennigsen bot eine Korrespondenz, die ich um die Mitte der achtziger Jahre geführt hatte und über die das Nachstehende zu berichten ist. Während der Jahre, die ich in Marseille als Konsul verbrachte (1889—1892), wurde ich durch das Studium der Bernhardischen Verlassenschaften daran erinnert, daß die wichtigste aller Quellen über den Tod des Kaisers Paul I. von Rußland, das von dem General und Grafen Theophil Levin von Bennigsen hinterlassene Memoirenwerk, niemals an die Öffentlichkeit gebracht worden war. Bernhardi und Thiers hatten dieser Aufzeichnung einzelne Daten entnommen, die Quelle ihrer Wissenschaft indessen nur angedeutet. Die Gründe davon waren kein Geheimnis geblieben. Nach dem im Jahre 1826 erfolgten Tode des Generals war ein russischer Abgesandter bei der zu Banteln in Hannover lebenden Gräfin Bennigsen erschienen, um ihr die literarische Hinterlassenschaft des Gemahls mit dem Bemerken abzufordern, daß deren Herausgabe Conditio sine qua non für Auszahlung der der Witwe zustehenden Pension sei. Wie sich von selbst verstand, hatte der alte General das vorausgesehen und danach seine Maßregeln genommen. Das Original des Manuskriptes lag für den russischen Bevoll-

mächtigten fertig da und wurde ihm anstandslos ausgeliefert, — eine Kopie seiner Denkwürdigkeiten aber hatte der schlaue alte Herr vorgängig in Sicherheit gebracht. Die weitverbreitete, auch in Rußland für wahr gehaltene Version, nach der ein russischer Spion sich dieses Schatzes bemächtigt haben sollte, beruhte auf Erfindung. Bennigsens vierte Frau war Polin und als solche viel zu gewitzigt gewesen, als daß Überlistungen durch die St. Petersburger „Dritte Abteilung" ihr gegenüber so leicht hätten vorkommen können. Zum Überfluß war die Geschichte von der Entführung der Bennigsenschen Papiere erst vierzig Jahre nach dem Tode des Generals in Umlauf gesetzt und zuerst von einer deutschen illustrierten Zeitung in romanhafter Form veröffentlicht worden. Danach sprachen verschiedene Umstände für die Erhaltung des im Jahre 1826 geretteten Manuskriptes. — Um Einsicht in diese Angelegenheit zu gewinnen, hatte ich mich an Rudolf von Bennigsen gewendet, von dem ich wußte, daß er Verwandter des Hauses Banteln und mit der Sachlage wohl bekannt sei.

Seine Antwort war in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Die Nachkommen des alten Memoirenschreibers, vor allem dessen ältester Sohn, der hannoversche Exminister, hatten als strenge und unversöhnte Partikularisten mit dem berühmtesten Träger ihres Namens und Repräsentanten der älteren Linie des Geschlechtes so weit gebrochen, daß regelmäßige Beziehungen zwischen den beiden Zweigen seit Jahrzehnten nicht bestanden und daß der damalige Oberpräsident nicht in der Lage war, Erkundigungen nach dem Verbleib des Manuskriptes einziehen zu können. In Erinnerung an früher geführte Unterhaltungen über Polen und Russen fügte der verehrte Mann dieser Mitteilung eine Notiz über die Witwe des Generals und deren Nachkommen hinzu.

In vierter Ehe war der berühmte russische Feldherr mit einer jugendlichen Polin von bescheidener Herkunft, der Tochter eines angeblichen „Gerichtspräsidenten" aus dem Gouvernement Grodno (wie es heißt eines zum Christentum übergetretenen Juden), verheiratet gewesen. Nach dem Tode des Gemahls hatte diese Dame eine ihrer Stieftöchter an einen polnischen Vetter verheiratet, der sich Baron nannte und ein Gut in Litauen besaß. Die dieser Ehe entsprossenen Söhne wurden in Deutschland und Belgien erzogen, verbrachten alljährlich Wochen und Monate bei ihren hannoverschen Verwandten, namentlich bei der auf Banteln lebenden Stiefgroßmutter, und galten demgemäß für halbe Deutsche. Nichtsdestoweniger schloß einer der Bennigsenschen Enkel sich dem im Jahre 1863 ausgebrochenen polnisch-litauischen Aufstande so energisch an, daß er als Teilnehmer einer revolutionären Bande in die Hände des gefürchteten Generalgouverneurs Murawjew fiel, und daß es der Familie nur mühsam und mit Hilfe der Fürsprache des hannoverschen Hofes gelang, den jungen Mann vor dem Tode am Galgen zu retten. — Ein Bruder dieses Patrioten von 1863 war Erbe des Bennigsenschen Allodialvermögens geworden, und mit ihm trat ich im Jahre 1899 behufs Erlangung der literarischen Verlassenschaften des Generals in Beziehung, ohne daß ich meine Absicht zu erreichen vermochte.

(Weitere Artikel folgen.)

Das Goethe-Haus in Weimar.

Von

Dr. **Wolfgang von Oettingen,**

Direktor des Goethe-Nationalmuseums.

Wie alle Sammlungen, so dienen auch die öffentlichen Museen entweder hauptsächlich dem Nutzen ihrer Besitzer und Besucher oder in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, dem an sich ziemlich unfruchtbaren Grundsatz eines nur möglichst unberührten Aufbewahrens der in ihnen vereinigten Schätze. In welcher dieser beiden Weisen sie verwaltet werden, hängt zunächst von den Zwecken ihrer Stiftung, dann aber auch von der Gesinnung ihrer Pfleger und nur zu oft von der Knappheit der verfügbaren Mittel ab: natürlich tritt dabei nicht selten der Fall ein, daß die Verwaltung den Stiftungszwecken willkürlich widerspricht oder unter dem Druck der Verhältnisse widersprechen muß. Unter solchen Übelständen hat das Goethe-Haus in Weimar, das Goethes Sammlungen enthält, seit Goethes Tode ganz besonders schwer zu leiden gehabt — ein Museum, dem vor vielen andern es zukäme, mit seiner ganzen, abgerundeten Fülle einem jeden offenzustehen und in die Tiefen des Mikrokosmus Goethes einen jeden einzuführen, dem das volle Verständnis des nie veraltenden Geisterbefreiers und Kummerlösers ein Bedürfnis ist.

Denn das war Goethes eigene Absicht und Meinung. Er, der früh erfahren hatte, daß sein Menschentum die Menschlichkeit andrer zu heben und zu läutern bestimmt sei, betrachtete sich als verantwortlich für jede Art seiner Arbeit und für den Wert alles seines Tuns und Lassens: so waren ihm auch die Sammlungen, die er anlegte, nicht nur wichtig als Rüstzeug des eigenen Schaffens, nämlich als Anschauungs- und Bildungsmittel und als Material für seine Forschungen und Versuche, sondern er sah auch in ihnen gewissermaßen einen Ausdruck, eine charakteristische Form seiner Persönlichkeit in erweitertem Sinn. Was er sammelte, welche Wahlen er dabei traf, wie er das Gesammelte schied und anordnete, war ihm selbst und folglich auch andern bedeutend: zeigten sich doch in solchen Maßnahmen die Gedankengänge und Ideenverbindungen, die ihn, oft genug im Widerspruch zu herrschenden Meinungen, leiteten und zum Ausbau neuer und eigentümlicher Behauptungen brachten. Und wenn er auch in den Augen seiner Zeitgenossen, und vielleicht noch öfter nach dem Urteil der neueren Wissenschaft, nicht selten irrte, so

waren doch selbst seine Irrtümer geistreich und schöpferisch und jedenfalls die notwendigen Erzeugnisse eben der einzigartigen Persönlichkeit, deren Züge und Reliquien — und seien es auch nur gleichsam Gewänder wie jene, die Helena entschwebend dem Faust hinterläßt — wir Dankbaren auf das sorgfältigste bewahren müssen. Uns dies zu ermöglichen, war Goethe von jeher bemüht gewesen, seine Sammlungen in Übersicht und Ordnung zu halten; wie er einzelne seiner Briefwechsel, z. B. den mit Schiller und den mit Zelter, in dem Bewußtsein führte, daß sie würden gedruckt werden; wie er Tag- und Jahreshefte anlegte, aus Briefen und Notizen seine italienische Reise zusammensetzte und aus Dichtung und Wahrheit die Fügungen seines Schicksals, sie deutend und anerkennend, hervorbildete, so sorgte er auch, wenigstens gegen das Ende seines Lebens, für Kataloge und Inventare seiner Bibliothek und der verschiedenen Sammlungen; wobei dann freilich die Gehilfen, die er im einzelnen nicht kontrollieren konnte, aus Mangel an Kenntnissen und an Sorgfalt nicht immer mit der nötigen Genauigkeit verfuhren, ja überhaupt auch nicht annähernd die Vollständigkeit der Arbeit erreichten. Wie dem auch sei: Goethe selbst sprach den Wunsch aus, es möchten nach seinem Tode alle Sammlungen, die er hinterlassen würde, dem deutschen Volke, das ein Anrecht auf ihn habe, als Belege für seine Lebensarbeit übergeben werden. Dies konnte doch nicht anders verstanden werden als wie eine Anordnung, aus ihnen ein öffentliches Museum zum Nutzen der folgenden Geschlechter zu bilden; und es ist zu vermuten, daß in Goethes Testament genauere Bestimmungen über eine solche Stiftung enthalten waren. Das Testament aber, das existiert haben soll, ist nie bekannt geworden und keinesfalls noch vorhanden; seine Ausführung lag in den Händen des Kanzlers von Müller, der nachweislich nicht selten eigenmächtig genug verfuhr und vielleicht der etwa ausgesprochenen Verordnung Goethes hinreichend nachzukommen meinte, wenn er den Nachlaß nicht veräußerte, sondern ihn unter einer „Kustodie" erhalten, auch unter Umständen einigen Begünstigten vorzeigen ließ.

Die Erben Goethes waren unmündige Kinder. Als er starb, zählte der älteste Enkel vierzehn, der zweite zwölf Jahre, und Alma war ihrer erst vier alt. Die Mutter dieser Kinder, Ottilie, hatte den Nießbrauch des Vermögens, und es ist zu verstehen, daß die seltsame Frau, die von ihren Freundinnen „der verrückte Engel" oder „die Frau von einem andern Stern" genannt wurde und zu Lebzeiten des Schwiegervaters den Haushalt mehr als einmal in die schwerste Unordnung gebracht hatte, nun erst recht durch unbedachtsame Ausgaben und Unternehmungen die Bestände schädigte. Um Schulden zu decken und Geld zu beschaffen, wurden alle möglichen Mittel ergriffen: man schritt zum Verkauf von Wertgegenständen, vor allem aber zur Vermietung aller entbehrlichen Teile des Hauses, wobei dann natürlich die Sammlungen, so eng es nur anging, sich mußten zusammenschieben lassen.

Das Goethe-Haus, im Jahre 1709 erbaut, von 1792 an dauernd von Goethe bewohnt und seit 1794 sein Eigentum, besteht aus dem Vordergebäude am Frauenplan, das über einem Erdgeschoß einstöckig und mit einer geräumigen Dachwohnung versehen sich in stattlicher Breite hinzieht, und aus einem

Hintergebäude zwischen Hof und Garten, das mit dem Vorderhaus an beiden Enden des Hofes und durch ein den Hof in der Mitte überbrückendes Zimmer verbunden ist. Im westlichen Teile des Hintergebäudes hatte Goethe, mit den Fenstern nach dem stillen, ummauerten Blumengarten und nach der sonnigen Südseite, sein Arbeits- und sein Schlafzimmer, sowie seine Bibliothek und einen Nebenraum für den Diener; ein Vorzimmer verband dieses Logis mit der Treppe und dem Vorderhause, in dem die Gesellschafts- und die Familienzimmer in einer Flucht von sechs ansehnlichen Räumen lagen. In einem Teil dieser Zimmer breiteten sich, besonders nach dem Tode Christianens (1816), die Sammlungen in Schränken, Repositorien, Tischkästen und an den Wänden, sowie auf Tischen in erdrückender Fülle aus; die sehr große Steinsammlung fand ihren Platz zum Teil im Vorzimmer, zum Teil in den Pavillons des Gartens. Als Goethe gestorben war, ließ man sein Wohngelaß unberührt, räumte aber die Vorderzimmer bis auf zwei für die Mieter aus und brachte die Sammlungen so gut es ging in diesen beiden Zimmern, zum Teil wohl auch in der Dachwohnung unter, die im übrigen der Familie Augusts v. Goethe vorbehalten blieb. Die Sorge für die Sammlungen, die „Kustodie", übernahm Christian Schuchardt, der schon Goethe selbst ein hilfreicher Mitarbeiter gewesen war; auch hatte eine alte Magd, die als Inventarstück des Hauses galt, dabei mitzuwirken. Ottilie und ihre Kinder verließen nun auf Jahre die Heimat; Schuchardt arbeitete gemächlich an seinem dreibändigen, jedoch sehr summarischen und keineswegs zuverlässigen Katalog, zeigte hier und da einem durchreisenden Verehrer Goethes die Räume und dies oder jenes von den Mappen, und die Magd sorgte für Lüftung und Säuberung der Zimmer, während die Mietsparteien in ihren Wohnungen ihr Wesen trieben. Für eine durchgreifende Instandhaltung des Hauses fehlte es an Tatkraft und Mitteln; so ließ man denn auch den Hausgarten, nicht minder den Garten am Stern mit dem Landhäuschen, sorglos verwildern. Dies alles wurde nicht besser, als die Söhne mündig geworden waren. Ihr Vermögen, über das sie nun frei zu verfügen hatten, schmolz rasch zusammen, besonders da sie die gedankenlosen Ausgaben der Mutter zu decken nicht aufhörten; kränklich, mißtrauisch, zaghaft, überzart empfindend, anspruchsvoll und energielos, wie sie waren, kamen sie nie zu selbständiger Geltung und eignem Erwerbe, ja nicht einmal zu eigner Familie und Nachkommenschaft; erdrückt von ihrem großen Namen und dem schweren Enkelschicksal fanden sie nie einen andern Ausweg, der Verantwortung für den Nachlaß, der ihnen anvertraut war, gerecht zu werden, als den, die Schätze zu verschließen, möglichst selten jemandem Zutritt zu gewähren und insbesondere die Veröffentlichungen aus dem handschriftlichen Archiv mit ängstlicher Sorgfalt zu beschränken. Weder Bitten noch Angriffe von seiten der Vielen, die nach „mehr Goethe" verlangten, konnten sie von dem einmal angenommenen Standpunkt abbringen; aber die schärfste Verurteilung ihres Tuns lag doch in dem eignen Geständnis: es sei unmöglich, Besucher in die Goethe-Zimmer zu lassen, da diese davon zusammenbrechen würden, und in den sehr kärglichen Spenden an bis dahin ungedruckten Sachen, die sie durch

den wenig bedeutenden Professor Bratranek besorgen ließen. Und doch meinten sie es nur gut und ehrlich! Sie wollten ihre Aufgabe aufs beste erfüllen, sie wiesen auch die Möglichkeit eines Verkaufes des Ganzen an den deutschen Bundesrat ab, und nach Maßgabe der nun einmal waltenden Umstände verfuhren sie gewissenhaft und bedachtsam. Die Wenigen, die sie näher kannten, verstanden die tiefe Tragik dieses sonnenlosen Schicksals und achteten das Unglück der Epigonen, das gleichsam der Zoll war, den die Natur für die dem Ahnherrn verliehene Größe einforderte.

Und daß sie eines gesunden Urteils fähig waren, bewiesen diese Enkel durch die Regelung der Erbschaft für den Fall ihres Todes. Noch ganz jung war Alma 1844 gestorben; Ottilie starb 1870, von den beiden Brüdern Wolf, der jüngere, 1883; und als Walther, der letzte Freiherr v. Goethe, ihm 1885 gefolgt war, da wäre der ganze Nachlaß, der bis dahin so mühsam zusammengehaltene, für bessere Zeiten, für kraftvollere Besitzer aufgehobene und eigentlich dem ganzen deutschen Volke bestimmte, unter die Intestaterben verteilt und zersplittert worden, hätten nicht die Brüder schon lange vorher im Einverständnis miteinander die einzig richtige und würdige Bestimmung getroffen, durch die die Aufgabe, der sie erlegen waren, zur Erfüllung gelangen konnte. Die Intestaterben, nämlich einerseits die Familie Vulpius, aus der bekanntlich Christiane v. Goethe stammte, und andrerseits die in Thüringen ansässige Familie des Grafen v. Henckel-Donnersmarck, aus der eine Tochter als Frau v. Pogwisch Ottiliens Mutter gewesen war, wurden mit dem Inhalt der Familienzimmer, also mit dem persönlichen Nachlaß von August und Ottilie, abgefunden, sowie mit dem Inhalt der gemeinsamen Wohnräume; alles übrige aber, und das war das Wesentliche, wurde zur Nutzbarmachung für die ganze gebildete Welt zum Teil dem Staat Sachsen-Weimar, zum Teil der Großherzogin Sophie übergeben. Der Staat erhielt das Goethe-Haus mit dem unberührten Goetheschen Wohngelaß im Hinterhause und mit allen Sammlungen, die Großherzogin den handschriftlichen Nachlaß, der größtenteils in den Schiebladen und Schränken des Arbeitszimmers verpackt war. Sie beschloß, diesen Nachlaß, der einen ganz unübersehbaren Stoff zur Bereicherung der Goethe-Erkenntnis enthielt, in einem Goethe-Archiv niederzulegen und nach einem groß angelegten Plan zu verwerten; und das Archiv, schon bald darauf durch einen bedeutenden Teil von Schillers Nachlaß erweitert und dann auch die Nachlässe andrer Dichter an sich ziehend, besteht nunmehr, in einem eignen, schönen Gebäude, als Stiftung der Großherzogin unter dem Namen des Goethe- und Schiller-Archivs ein Vierteljahrhundert und begeht demnächst wie die Goethe-Gesellschaft sein erstes Jubiläum. Das Goethe-Haus selbst sollte zu Goethes Gedächtnis und zur öffentlichen Aufstellung seiner Sammlungen ein Museum werden und erhielt, um den alldeutschen Anspruch auf seine Eröffnung zu bezeichnen, fortan den Namen Goethe-Nationalmuseum. Diese Bezeichnung unterscheidet es von dem Goethe-Haus in Frankfurt, das als Geburtshaus Goethes und als das Haus der Eltern (neben dem in einem Nachbarhause gegründeten, sehr reichen Goethe-Museum) seine Hauptbedeutung hat. Übrigens stellte sich schon bei den ersten Vor-

arbeiten zur Einrichtung des Goethe-Nationalmuseums heraus, daß eine Trennung des Nachlasses, wie das Testament sie zugunsten der Intestaterben bestimmt hatte, doch mehr, als die Erblasser es sich wohl gedacht hatten, den Bestand verwirren und vermindern würde; in Anbetracht der daraus zu befürchtenden Übelstände entschlossen sich daher die beteiligten beiden Familien, auf ihr Erbe zu verzichten und unter dem Namen einer höchst dankenswerten „Graf v. Henckel-Donnersmarck- und Dr. Vulpius-Stiftung" ihren Anteil mit dem des Staates vereinigt zu lassen.

So wurde denn im Jahre 1885 mit der von Tausenden so lange ersehnten Eröffnung des Goethe-Hauses begonnen. Es war ein großer, ein erhebender Augenblick, als die von der Großherzogin zunächst berufenen Goethe-Forscher, Wilhelm Scherer, v. Loeper, Herman Grimm, Erich Schmidt im Verein mit Carl Ruland, dem Direktor des Großherzoglichen Museums in Weimar, und mit so manchen andern, unter tätigster Anteilnahme des Großherzogspaares, in die dumpfigen, verwahrlosten Räume einzogen, um als Ordner und Lichtbringer in ihnen zu walten. Der Spott derer, die darin einen nicht mehr zeitgemäßen Goethe-Kultus und eine lächerliche Goethe-Philologie fanden, klingt leichtfertig und töricht gegenüber der ungeheuren Arbeit, die hier mit heiligem Ernst unternommen wurde und mit dem klar ins Auge gefaßten Ziel, das Große, das hier noch unübersichtlich vorhanden war, und sei es auch durch Kleinarbeit und Mühsal mancher Art, den Deutschen neu erstehen zu lassen.

Zu allererst galt es, den schriftlichen Nachlaß herauszuklauben. Er war neben der Hauptmasse im Arbeitszimmer in den verschiedenen Räumen und Behältern so verstreut, daß noch jahrelang immer wieder neue, zufällige Funde von Manuskriptstücken gemacht wurden. Dann aber ging man an die genaue Untersuchung des baulichen Zustandes, besonders in dem etwas feuchten Hinterhause. Dabei ergab sich denn freilich, daß Walther v. Goethe nicht mit Unrecht von der Gefahr des Einsturzes gesprochen hatte: die Streckbalken und das Fachwerk der Wände in der Umgebung der Goethe-Zimmer erwiesen sich als völlig verfault, die Fußböden als brüchig, das Mauerwerk im Untergeschoß als zerbröckelnd. Dies alles herzustellen, ohne daß die Auswechslung der verdorbenen Teile gegen neue bemerkbar wurde und das Aussehen der Zimmer veränderte, kostete eine unendliche Sorgfalt und Vorsicht, übrigens auch ansehnliche Summen. Das Kapital, das Walther v. Goethe mitvererbt hatte, ist sehr unbeträchtlich: so mußte man den sachsen-weimarischen Landtag um Bewilligung der nötigen Gelder angehen; und trotz der großen Sparsamkeit, deren er sich notgedrungen zu befleißigen hat, ließ dieser es an nichts fehlen. Goethes Arbeits- und Schlafzimmer, sowie der Vorraum konnten mit ihrem gesamten Inhalt in genau der Anordnung, die vor der Reparatur bis ins einzelne aufgenommen worden war und die seit Goethes Tode unverändert bestanden hatte, wieder eingerichtet werden. Der Vergleich mit dem alten Inventar lehrt, daß nur ganz wenige, übrigens nicht bedeutende Stücke mit der Zeit daraus verschwunden sind, darunter auch einige Bücher. Mit Hilfe andrer Inventare und auf Grund der Erinnerungen

solcher Personen, die wie der Großherzog Carl Alexander noch zu Goethes Lebzeiten oft in den Räumen verkehrt hatten, stellte man darauf die Zimmer des Vorderhauses her. Aus diesen war viel Hausrat entnommen und gelegentlich verkauft worden; man verlegte daher einen Teil der Sammlungen auch in die Zimmer, die eigentlich mehr Gesellschafts- und Wohnräume gewesen waren. Erst vor wenigen Jahren entschloß sich der damalige Direktor, Karl Kötschau, den Charakter der Wohnung wieder herzustellen und die Schaukästen in das Dachgeschoß zu versetzen. So gut es sich auf Grund erneuter Forschungen ausführen ließ, wurde das erste Stockwerk nur mit solchen Möbeln und Kunstwerken ausgestattet, die nachweislich auch früher sich darin befunden hatten. Daraus ergab sich zwar eine gewisse Leere, aber auch der ungestörte Eindruck von Aufenthaltsräumen eines vornehmen und reichen Kunstfreundes, der unter seinen Schätzen sich bewegend, mit ihnen lebend, sie jeden Augenblick zur Hand haben will, ohne von ihnen bedrängt zu werden und über einer Unordnung und Überfülle das Behagen und den Raum für Geselligkeit zu verlieren. Diesem Eindruck zuliebe wurde auch auf die in Museen schwer entbehrlichen Etiketten und Nummern an den Kunstgegenständen verzichtet — was denn freilich den großen Übelstand zur Folge hatte, daß die meisten Besucher, nach Erklärung der Bilder und Skulpturen verlangend, auf die Auskünfte der Diener oder auf den Ankauf eines Führers angewiesen sind.

Nachdem die vom Direktor Kötschau begonnene Neuordnung nunmehr vollendet und im einzelnen durchgearbeitet worden ist, lassen sich die Sammlungen des Goethe-Hauses deutlicher übersehen als früher. Die ganze Flucht der Vorderzimmer im ersten Stock ist den Werken der bildenden Kunst gewidmet geblieben, doch so, daß diese, mit Ausnahme der Majolikasammlung, mehr als Dekoration erscheinen und übrigens in Schränken und Schiebladen aufbewahrt sind. So wurden in dem sogenannten Urbinozimmer die meisten Ölgemälde — unter denen sich nicht viel Bedeutendes befindet — aufgehängt, und ein Repositorium enthält die Kupferstichsammlung; das Junozimmer ist an den Wänden mit wenigen Bildern, im übrigen mit einigen Skulpturen geschmückt, während die Medaillen- und die Münzensammlung in ihren Schränken verborgen stehen. Der Gelbe Saal, das frühere Eßzimmer, zeigt ganz die frühere Ausstattung bis auf das Fehlen der Kronleuchter und einzelner Bilder; in den folgenden drei Sammlungszimmern sind die alten Schränke mit den Werken antiker und neuerer Kleinplastik, mit Handzeichnungen und Abdrücken von Gemmen gefüllt, und an den Wänden sieht man wie früher eingerahmte Zeichnungen und Aquarelle; nur ist der Mangel an Möbeln, besonders an Tischen, immerhin störend. Das Zimmer, das die vordere Flucht mit dem Hinterhause verbindet, diente schon zu Goethes Zeit zum Aufstellen der Gipsabgüsse, die nicht anderswo auf oder in Schränken ihren Platz gefunden hatten; nur in den westlichen Räumen des Hinterhauses, die von Christiane und später von den Lehrern der Enkel benutzt wurden, sind neuerdings Schaukästen für wechselnde Ausstellungen von Blättern aus Goethes Mappen angebracht. Der Garten, an den diese Räume stoßen, wurde

aus seiner Verwilderung in den Zustand zurückversetzt, in dem alte Kupferstiche ihn zeigen. Er ist von neuem reich bepflanzt, und zwar nur mit solchen Blumen, die schon zu Goethes Zeit bekannt und beliebt waren. Mit großer Mühe hat man auch die Rosenstöcke erhalten und verjüngt, dieselben, die schon ihm geduftet haben: so bildet der Garten, beschattet von den Bäumen, die Goethe pflanzte, einen unbeschreiblich feierlich-friedlichen Anblick. Und er ist ja auch wirklich ein geweihter Fleck, ein heiliger Hain, in dem die Erinnerungen an den großen und guten Patriarchen wandelnd gehen und so manche seiner Worte im sinnenden Gemüte wie wunderbare Blüten auferstehen!

Wie früher befindet sich die Mineraliensammlung Goethes, die gegen 20000 Stücke umfaßt, jetzt wieder zum größten Teil in den beiden Pavillons dieses Gartens; die übrigen naturwissenschaftlichen Sammlungen, sofern sie nicht im Arbeitszimmer zum Gebrauch in Goethes letzten Tagen stehen geblieben sind, wurden im ersten Raum des Dachgeschosses vereinigt. Hier sind Osteologie und Physiologie, Ethnographie und Zoologie, Botanik, wiederum ein wenig Mineralogie, Elektrizitätslehre, Optik, insbesondere Farbenlehre, Meteorologie, Geographie, Astronomie und Chemie vertreten — Ausblicke in das Weltenall nach jeder Richtung, von einer Mannigfaltigkeit, die der Universalität der Bibliothek und der Kunstsammlungen vielleicht noch überlegen ist. Die übrigen Räume des Dachgeschosses enthalten, außer Handzeichnungen Goethes und vielen Reliquien aus seinem persönlichen Nachlaß und aus dem der Nachkommen, die große Sammlung älterer und neuerer Bildnisse Goethes und der Seinigen, sofern sie nicht in Mappen liegen können.

So wäre denn das Goethe-Nationalmuseum allenfalls geordnet und dem Besuche des deutschen Volkes nicht nur, sondern der ganzen Welt geöffnet. Aber es fragt sich, ob damit die „Kustodie" wirklich ihr Ende gefunden hat? Ob die Sammlungen wirklich in dem Maße zugänglich und nutzbar sind, in dem sie es sein müßten, wenn sie im vollen Sinne Goethes Interessen illustrieren sollen? Dazu fehlt aber leider noch manches. Man mag das hohe Eintrittsgeld, das eben nicht zu entbehren ist, weil die ganze Erhaltung und Verwaltung des Museums fast ausschließlich davon bestritten wird, allenfalls gelten lassen; man mag auch darüber hinwegsehen, daß im Winter aus Sparsamkeitsrücksichten so gut wie gar nicht geheizt werden kann — der Staat ist einstweilen nicht in der Lage, durch Zuschüsse wirksam einzugreifen —; aber schwerlich kommt man über den Hauptpunkt weg: die Unmöglichkeit, die zahllosen in den Schränken verborgenen Gegenstände von künstlerischem oder wissenschaftlichem Wert in absehbarer Zeit so zu ordnen und zu katalogisieren, daß sie zu eingehenderem Studium benutzt werden können. Solange sie ungesichtet daliegen, bleiben sie tot wie zur Zeit der Kustodie! Solange sie unerklärt und außer Zusammenhang mit Goethes Arbeiten wie ein unorganisch zusammengerafftes Kuriositätenkabinett vom gleichgültigen oder nur wenig interessierten Beschauer mit flüchtigen Blicken gestreift werden, bleibt das Goethe-Haus ein mittelmäßiges Museum wie hundert andre, ja ein viel mittelmäßigeres, weil von seinen schönsten Stücken die wenigsten gezeigt

werden können und das meiste an den Wänden und in den Vitrinen einen geringen absoluten Wert und oft nur durch seine Beziehungen zu Goethe Interesse hat. Das dürfte nicht sein! Es müßte die Möglichkeit geschaffen werden, daß der Besucher mit sicherer Hand in den lebendigen Organismus dieser Sammlungen eingeführt wird, was geschehen könnte durch wissenschaftlich bearbeitete Spezialkataloge und durch eine wesentliche Erweiterung der ständigen und wechselnden Ausstellungen all des mannigfaltigen Inhaltes von Goethes unerschöpflichen Mappen und Schiebladen, wobei dann sachkundige Führungen mit eingehender Behandlung dieser oder jener Abteilung das Verständnis nötigenfalls erwecken und wach erhalten würden. Anfänge zu einer Nutzbarmachung des Museums in diesem Sinne sind bereits in Angriff genommen; aber bei dem Mangel an Mitteln, von dem natürlich ein Mangel an Hilfskräften und an Bewegungsfreiheit die Folge ist, läßt sich kaum hoffen, daß man dem Ziele merklich näher kommt, besonders da auch noch für andre Zwecke, wie die Ergänzung des früheren Bestandes durch Rückkauf ehemals verkaufter Möbel und sonstiger Reliquien oder die Vermehrung der Bildnis-Sammlung, immer zu sorgen bleibt.

Die Abstellung dieser Übel ist von dem ohnehin überbürdeten Staate nicht zu verlangen; und eigentlich ist sie ja auch nicht minder eine Ehrenpflicht derer, denen sie zugute kommen würde, nämlich der Goethe-Gemeinde. Wer von Goethe ergriffen ist und in seinem Verständnis einen Schatz gefunden hat, wer Goethes Andenken liebt und ehrt und es gepflegt zu sehen wünscht, der wird gern dazu beitragen, daß die Wohn- und Schaffensstätte seines geistigen Wohltäters so gehalten werde, wie er selbst es gefordert hat. Aus diesem Gefühl heraus hat sich vor kurzem eine Vereinigung gebildet, die „Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses zu Weimar", „deren Mitglieder," so heißt es in einem zum Beitritt einladenden Aufruf, „die Ehrenpflicht übernehmen, das einzig in seiner Art dastehende Goethe-Nationalmuseum zu unterstützen. Möge unser Vertrauen auf die Dankbarkeit aller, denen Goethe im Kampf um Wahrheit und Klarheit ein Führer ist und die imstande sind zu geben, sich reichlich belohnen; möge die Vereinigung gedeihen als ein schönes Zeugnis für die nie zu brechende Macht des Unsterblichen!"

Ferdinand Freiligrath.

Zu seinem hundertsten Geburtstag.

1810 — 17. Juni — 1910.

Es würde schwer sein, der heutigen Generation den Eindruck zu beschreiben, den die Gedichte Freiligraths auf uns machten, als wir sie zuerst in unsern Schulbüchern lasen. Meine Erinnerung daran reicht bis in die Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und von allen späteren Ausgaben, selbst denen, die ich nachmals aus der Hand des Dichters empfing, ist mir keine so lieb wie diese:

Gedichte
von
Ferdinand Freiligrath.
Neunte
der Miniatur-Ausgabe dritte
Auflage.
Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag. 1846.

Dies zierliche Bändchen, Miniaturformat mit Goldschnitt, hat zugleich noch einen besonderen Wert für mich: es stellt das erste Honorar dar, das ich in meinem Leben erhielt; ein junger Mann hat es mir für den Unterricht im Französischen verehrt, den ich — eben fünfzehnjährig, aus der Höheren Bürgerschule zu Hannover auf das Gymnasium nach Rinteln gekommen — ihm erteilt habe.

Das Büchlein öffnete mir neue Welten, und unter seiner Einwirkung nahmen die Dinge rings um mich her neue Gestalten, neue Farben an. Die Lastkähne — „Böcke" genannt — die sich schwerfällig auf der Weser bewegten, verwandelten sich in „Schiffe, die nach fernen Küsten handeln", und vor „Anker dort", am Blumenwall, sah ich „die Amphitrite liegen", wie sie in India gelegen . . .

Am Rand des schattigen, dichten
Bananenhains . . .

Den Geruch der Kolonien verspürte ich in den Zimtbehältern meines väterlichen Ladens und ihre Mittagsglut im Bodenraum, wo die Kaffeesäcke lagerten. Und das Meer, das Meer . . .

Die See geht hoch, tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!

Wie fern, wie fern lag uns das alles — wie war es ein ganz Neues in jenen Tagen, da das Meer noch den andern Nationen, nicht auch der unsern gehörte, da wir noch keine subventionierten Dampferlinien und keine Kolonien hatten, und Innerafrika, das rätselhafte, geheimnisvolle, kaum von eines deutschen Reisenden Fuß betreten, in unserm Atlas nichts als ein leeres Blank zeigte!

Zwei Menschenalter — und siehe da! — neben der Flagge unsrer Handelsflotte weht die unsrer Kriegsschiffe auf allen Meeren. Längst sind die Länder des schwarzen Erdteils uns nicht mehr fremd, sind deren Menschen, ihre Wohnstätten, Waffen und Gerätschaften wohlbekannte Erscheinungen geworden, seit deutsche Kolonisten diesen Boden besiedelt und deutsche Soldaten ihn mit ihrem Blute gedüngt haben. Aber auch wir, die wir daheim geblieben sind, haben sie kennen gelernt, diese Schwarzen, in jenen wandernden Ausstellungen, die man von Jahr zu Jahr durch Deutschland führt; selbst ihre Namen haben für uns den seltsamen Klang verloren, da man sie tagtäglich in der Zeitung lesen kann. Doch erstaunen muß man, wie dies alles schon vor mehr als sechzig Jahren, als noch niemand davon gewußt oder sich darum gekümmert hat, so lebendig in der Imagination des Dichters war, daß wir es jetzt, im Anblick der Wüstensöhne, wieder zu erkennen meinen, durch ihre schwermütig-eintönige Musik von Pfeifen und Trommeln, ihre Bambushütten und Lagerfeuer an etwas erinnert werden, was wir irgendwo schon gesehen oder gehört zu haben glauben, und den in unsern Norden versetzten, der gaffenden Menge gegen Eintrittsgeld gezeigten Neger bemitleidend anreden möchten:

Du von Gestalt athletisch,
Der oft am Gambia
Den wunderlichen Fetisch
Vom Golde blitzen sah!

Und zu diesen, die Phantasie mächtig aufregenden Stoffen, die Kraft, das Packende der Rhythmen, das unerhört Kühne der Reime! Daß Victor Hugo, den Freiligrath in seiner frühen Zeit übersetzte, stark auch bei der Wahl der Versformen auf ihn gewirkt hat, ist keine Frage. Doch wie hat er das „Wüstenroß aus Alexandria" gebändigt, ihm neues Feuer gegeben, diesem Alexandriner, der, in Nachahmung der Franzosen, so klapperhaft lahm durch die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts gegangen war. „Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt", die Cäsur kein „Heerstraßengraben", sondern „ein Felsenriß des Sinai", über den das schnaubende Tier hinwegsetzt, dem Fels entlockend „des Echos Donner und des Kiesels Blitz". Ja, wer von diesen Versen, als sie zum ersten Male auf uns eindrangen, nicht ergriffen war, der mußte wohl ein nüchterner Patron gewesen sein, und daran vermochte auch die Kritik nichts zu ändern, als sie mit ihren Bedenken einsetzte, nachdem der erste Rausch vorüber. Ironisiert der Dichter sich doch einmal selber:

„— ich, der van Aken[1])
Der deutschen Poesie" . . .

[1]) van Aken, der große Menageriebesitzer, der Hagenbeck seiner Zeit.

Seinem väterlichen Freunde, Gustav Schwab, der ihn davor warnt, dem „Riesenhaften und Abenteuerlichen“ auf Kosten des guten Geschmacks Opfer zu bringen, stimmt er mit den Worten zu: „Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen,“ und wie die Sammlung seiner Gedichte eher einem Schlachtfelde gleichen, als daß er sie „nach dem Vorgange der Sänger des Südens zu einem sonnigen, duft- und farbenreichen Blumengarten machen“ werde.

Und dennoch! . . .

O, könnt ich folgen eurem Rat!
Doch düster durch versengte Halme
Wall ich der Wüste dürren Pfad,
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

Ja, die Palme! Doch nicht weit von ihr, in dieser ersten Sammlung:

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün —

Und hier, in diesem Gedicht, offenbart sich die andre, starke Seite in Freiligraths Gemütsleben: sein tiefes Heimatsgefühl.

Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt ich mit dir tauschen!

Aber noch in ihren jungen Jahren wird sie umgehauen, und wo wir sie wiedersehen, erhebt sie sich als Mastbaum „inmitten der Fregatte“. Sie, die vormals junge, kühne ist alt geworden, ein starkes inneres Mahnen zieht sie zum Forst zurück und der schaumbedeckten Welle klagt sie ihr Leid:

Ich habe die See befahren;
Meerkönige sah ich thronen,
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

Isländisch Moos im Norden
Grüßt ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab Zwiesprach ich gehalten.

Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde,
Wie weit seid ihr, wie weit!

Die rote Erde, das Elternhaus, die Bilderbibel — „du Freund aus Kindertagen“, die Auswanderer — „Ich kann den Blick nicht von euch wenden“ — alle diese Klänge vernehmen wir schon hier dicht neben dem „Löwenritt“; und dem Griechenschiffe, das auf seinem Spiegel den Namen „ΟΔΥΣΣΕΥΣ“ trägt, gibt er eine Botschaft mit an das frische Grab, in dem, hoch über Syrakus, August v. Platen schlummert:

Diesem — hört es, ihr im Tauwerk, braune, trotzige Gesichter! —
Diesem gelten meine Grüße: in ihm ruht ein deutscher Dichter!
Ruht ein Dichter, dem, wie wen'gen, Dichterfeu'r im Herzen brannte —
Wehe, daß mit seinem Volke hadernd, er sich von ihm wandte!

Auch er, der Dichter — „Tagelöhner und Poet" — sollte zweimal ins Exil wandern — aber nicht hadernd ist er gegangen und, vom Jubel seines Volkes empfangen, ist er heimgekehrt. Die Liebe zur Heimat, die Liebe zu seinem Volke ist niemals, auch nicht in den Tagen der Bitternis, aus seinem Herzen gewichen; und wenn man sich fragt, wie aus dem „friedfertigen Menschen", als den er sich selber charakterisiert, der Dichter der Revolution geworden, so muß man hier anknüpfen. Schon in dieser ersten Sammlung (von 1838) liest man Verse wie diese:

Jedwede Zeit hat ihre Wehen:
Ein junges Deutschland wird erstehn.
Unhemmbar ist des Geistes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.

Diese Zeit der Erfüllung zu schauen, ja einer der edelsten Verkünder ihres Ruhms und ihrer Herrlichkeit zu werden, ist ihm noch vergönnt gewesen — und wenn der, der diese Zeilen schreibt, rückwärts blickt und alles dessen gedenkt, was ihn mit dem von ihm so sehr geliebten Dichter und den Seinen verbunden hat, dann darf in das Erinnern an so viel Unvergeßliches sich wohl auch die Wehmut mischen — ein Empfinden des Vergänglichen, das um so stärker wird, je lebendiger die Bilder des Einst vor unsre Seele treten. —

Aber ein Geburtstag, und wär es der hundertste, ist nicht der Tag, um solchen Stimmungen nachzuhängen. Freuen wir uns, daß wir ihn, der der Dichter unsrer Jugend war, nach hundert Jahren noch zu neuem Leben, neuen Ehren erstehen sehen. Zwei Neuausgaben seiner Dichtungen sind einander in kurzer Frist gefolgt: Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in zehn Bänden, herausgegeben von Ludwig Schröder (Leipzig, Max Hesses Verlag), und Freiligraths Werke in sechs Teilen, herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Julius Schwering (Berlin, Bong & Co.) — jede dieser beiden Ausgaben vortrefflich in ihrer Art. Die von Schröder, auf heimatlichem Boden entstanden, hervorgegangen aus einem, man möchte fast sagen Pietätsverhältnis des Verfassers zu dem Dichter und den Stätten seiner Jugend, ist nach ihrem Erscheinen (1907) in dieser Zeitschrift bereits gewürdigt worden. Sie ist anspruchsloser als die von Schwering, die sowohl in ihrer Ausstattung wie vornehmlich in ihrer bis jetzt unerreichten Vollständigkeit als die Standard-Edition zu gelten hat. Julius Schwering, Professor der deutschen Literatur an der Universität Münster, hat mit dem ganzen Apparat der Wissenschaft gearbeitet und so weit dies möglich aus den Quellen geschöpft; das Lebensbild, das dem ersten Teile vorangeht, ist von musterhafter Prägnanz der Darstellung, die Anmerkungen sind ausgiebig und bringen vielfach Neues, vor allem aber war es ihm gestattet, den Nachlaß zu benutzen, den die Witwe des Dichters, Frau Ida Freiligrath, die Tochter Weimars, zur feierlichen Weihe des Goethe- und Schiller-Archivs, deren großherziger Begründerin, der Frau Großherzogin

Sophie von Sachsen-Weimar, als schöne Huldigung darbrachte. Diesen Nachlaß konnte Professor Schwering nicht nur zu sehr ersprießlichen Vergleichungen heranziehen, er hat aus ihm auch eine Reihe bis dahin unbekannter Gedichte und Fragmente mitzuteilen vermocht. Indessen steht uns auf diesem Gebiete noch eine Überraschung bevor: Frau Luise Wiens, Freiligraths einzig überlebende Tochter, hat eine bedeutende Anzahl von Gedichten und Entwürfen gefunden, die den Augen der damals schon halb erblindeten Mutter und der viel beschäftigten Schwester Käthe Freiligrath-Kroeker entgangen sind und darum auch in der Schweringschen Ausgabe fehlen. Indem wir nähere Mitteilungen hierüber von ihr, der treuen Hüterin der elterlichen Tradition, erwarten dürfen, haben wir ihr für eine bereits vorliegende Gabe zu danken: Freiligrath-Briefe. Herausgegeben von Luise Wiens, geb. Freiligrath. Mit drei Bildnissen. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1910.) Der erste Teil enthält die Brautbriefe der Eltern, welche die Herausgeberin mit Recht „besonders den edlen deutschen Frauen ans Herz" legt; und daran anschließend die Briefe, die Freiligrath aus der neuen schwäbischen Heimat an seine Lieblingstochter Käthe richtete, und die bis wenige Wochen vor seinem Tode reichen. Unsere Leser werden der Auszüge sich erinnern, die wir daraus vor kurzem in dieser Zeitschrift veröffentlicht haben, und sie werden deshalb um so lieber den Band selbst zur Hand nehmen. Es ist ein reicher und voller Kranz, den zu seinem Zentenartage die Tochter am Grabe des Vaters niederlegt.

J. R.

Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking.

Die Geschichte einer Freundschaft.

Mit Benutzung ungedruckten Briefmaterials

von

Professor Dr. **Levin Ludwig Schücking** (Jena).

Wer die Geschichte der deutschen Literatur überschaut, dem muß es auffallen, wie ungeheuer stark der Gegensatz des Geschmacks in aufeinanderfolgenden Generationen zutage tritt. Namentlich der in der Literatur Mitte der achtziger Jahre einsetzende Naturalismus hat wahre literarische Bartholomäusnächte abgehalten. Wir haben es noch in frischer Erinnerung, und Otto Ernst hat es in der „Jugend von heute" köstlich verspottet, wie ein Haufe meist gänzlich talentloser Kaffeehausliteraten mit eingelegten Federn selbst den Genius Schillers zur Strecke zu bringen versuchte. Die große Schiller-Feier, die das deutsche Volk im Jahre 1905 veranstaltete, hat solche Bemühungen endgültig zum Schweigen gebracht. Aber in jenem Kampfe sind noch mehr Scheintote auf der Wahlstatt geblieben, deren Werken die Auferstehungskraft der wahren Kunst innewohnt. Zu ihnen gehört, wenn nicht alle Zeichen trügen, Ferdinand Freiligrath. Aber selbst wenn die vortrefflichen Neuausgaben seiner Dichtungen, die seit dem Ablauf der Schutzfrist in den allerletzten Jahren auf den Markt gebracht sind, sich als verfehlte Buchhändlerspekulationen erweisen, und die Worte eines neueren Literarhistorikers Geltung behalten sollten, der ihm den Namen eines Dichters überhaupt streitig machen will, so wird doch die Gestalt dieses Mannes immer ein starkes historisches Interesse beanspruchen können, weil er einmal der Liebling des deutschen Volkes und sein Tyrtäus im innerpolitischen Kampfe gewesen ist.

Nur mit einer Episode aus Freiligraths Leben haben es die nachfolgenden Blätter zu tun, aber mit einem Zeitabschnitt, in den eine gewisse Krisis seiner Anschauungen, die große Wendung seiner poetischen Richtung und seiner bürgerlichen Existenz fällt: sein Übergang zur politischen Lyrik. Die Bande einer Freundschaft, die für immer geknüpft schienen, zerreißen dabei: Freiligraths Landsmann Levin Schücking und er verloren das Verständnis füreinander.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, das Werden und Vergehen dieses Verhältnisses, das die Charaktere beider und die Zeitverhältnisse als Hintergrund so scharf beleuchtet, näher ins Auge zu fassen.

Gewiß hatte Ferdinand Freiligrath vor seiner ersten Bekanntschaft mit Schücking kaum jemand gehabt, dessen Neigungen und Interessen mit den seinen so parallel gelaufen wären. Geraume Zeit hindurch hatten äußere Umstände ihn überhaupt in eine völlig unkongeniale Umgebung geführt. Im Hinblick auf die Verheißungen eines derzeit anscheinend noch wohlhabenden Oheims in Schottland war der Fünfzehnjährige in ein Geschäft der kleinen westfälischen Landstadt Soest eingetreten, aber das Edinburger Geschäft fallierte, der Onkel starb, und den mittellosen Dichter hatte das Schicksal endgültig an den Kontorschemel gefesselt. Als er dann nach Amsterdam übersiedelte, da hatten sich wohl die Maße und das Kolorit seiner Umgebung, aber nicht ihr eigentlicher Charakter verändert. Freilich bedeutete die farbige Umgebung der großen Hafenstadt für ihn außerordentlich viel. Denn seine Phantasie reagierte ungewöhnlich stark auf das, was man den „Reiz des Kostüms" nennen könnte. Dieser Zug in die Ferne ist ihm wohl durch die englische Romantik vermittelt. Von den englischen Dichtern hat er selbst gesagt, daß sie ihm den ersten großen Anstoß gegeben hätten. Die Wunder des Orients hatten namentlich Southey, Moore und Byron in ihrer Poesie zum Ausdruck zu bringen versucht. Der wirkungsvollste von ihnen war gewiß Byron, dessen in fernen Ländern spielende Verserzählungen für uns Heutige so seltsam in ihren Farben verblaßt sind, und dessen Zuleikas und Medoras uns in den „Albums" unsrer Großmütter ein Lächeln abnötigen. Was dieser ganzen Kunstrichtung zugrunde liegt, die Sehnsucht in die Ferne, fand nun auch bei Freiligrath hier an den Wellen der Nordsee die rechten Bilder, um sich auszudrücken, und zwar um so leidenschaftlicher, je verlassener und einsamer sich der junge Kaufmann fühlte, den seine Bekannten nur für einen guten, etwas einfältigen Jungen hielten. Dann führten Chamisso und Schwab den Dichter des „Löwenritts" in die deutsche Literatur ein. Sein Licht — wie er selbst vortrefflich sagt — brannte sich jetzt durch den Scheffel. Aber so unendlich wertvoll ihm die Beziehungen zu den genannten Dichtern sein mußten, vermochten sie ihm doch menschlich verhältnismäßig wenig zu bieten. Schon deswegen, weil sie ihm an Alter so sehr voran waren und ihn auch gegenüber einem Mann wie Chamisso ein Gefühl so großer Ehrfurcht beseelte, daß es ihm nach seinem eigenen Worte war, wenn er an Chamisso schrieb, als wenn er zum Abendmahl ginge. — Von Amsterdam kam Freiligrath dann in das v. Eynernsche Geschäft in Barmen. Hier bereitete sich die Wendung seiner Existenz allmählich vor. Immer drückender empfand er die Last seiner kaufmännischen Tätigkeit, immer quälender einen Erwerb, für den er keinen inneren Beruf fühlte. Ein andrer hätte solche Fesseln vor dem 29. Jahre abgeworfen. Aber in diesem Mann lebte von jeher ein starkes sittliches Verantwortlichkeitsgefühl, und er hatte wenig vom Bohémien. Eine Verantwortung aber empfand er nicht nur für sich selbst, sondern auch noch im Hinblick auf eine Braut, denn ein törichter Streich hatte schon den Neunzehnjährigen an ein

zehn Jahre älteres Mädchen gefesselt, dem der innerlich erst spät Gereifte die Treue zu halten sich verpflichtet erschien. — Trotzdem gab er 1839 den Kaufmannsberuf endgültig auf. Es ist charakteristisch dafür, wie ehrlich der Dichter von „Isländisch Moos", der „Piratenromanze" oder des „Wär ich im Bann von Mekkas Toren" seine Stoffe durchempfand, daß es ihm als größtes Ideal vorschwebte, als Sekretär auf einem englischen oder holländischen Kriegsschiff eine Weltreise machen zu können. „Das Mittelmeer!" ruft er in sehnsüchtiger Schwärmerei. „Und an den Ufern ein kecker, schöner, malerischer Menschenschlag, braune und weiße Gesichter, Dolch, Speer und Kaftan, Gitarrenschlag und aus düsterer Lockennacht das Gazellenauge der Natolierin." Subalterner bei einer Gesandtschaft, Angestellter bei einem Dock, ach, nur oldenburgischer Hafeninspektor sein, wenn er bloß nicht vor einem Hauptbuch sitzen und Zahlen und Namen einzutragen brauchte. Noch immer erschien ihm die Ferne als das Poetische an sich, und jeder Flug in die Welt versprach ihm den Lohn eines Argonautenzugs. Aber das Schicksal hatte ihm sein goldenes Vlies in der Heimat aufgehängt. Ein Auftrag des Buchhändlers Wilhelm Langewiesche in Barmen wies ihn auf den rechten Weg. Ein Werk mit Stahlstichen galt es zu schaffen, in dem das „malerische und romantische Westfalen" abgeschildert würde. Hatte doch ein großes Unternehmen: „Das malerische und romantische Deutschland" die rote Erde als zu wenig pittoresk und zu wenig romantisch aus seinem Plane fallen lassen. Diese beschämende und ungerechte Lücke sollte der eben berühmt gewordene Freiligrath ausfüllen. Ein junger, sehr melancholisch dreinschauender Düsseldorfer Maler namens Schlickum wurde ihm beigegeben, und so trat denn der Dichter Ende Mai 1839, den guten Weißdorn in der Hand, eine Wanderung durch das Land an, dessen Schönheit seine Schilderungen auffangen und widerspiegeln wollten.

Es ist merkwürdig, wie bedeutungsvoll die Idee des Buchhändlers Wilhelm Langewiesche für gerade die drei bedeutendsten Dichter des damaligen Westfalen geworden ist. Freiligrath gab sie den endgültigen Anstoß, dem verhaßten Kontor den Rücken zu kehren, den sicheren Boden des bürgerlichen Erwerbs zu verlassen und sich in den Strom der Literatur zu stürzen. Sie brachte ihn mit Schücking zusammen und vermittelte so die Freundschaft der beiden. Schücking trat dann Freiligraths Erbschaft in der Abfassung des Werkes an. Er gab über dieser Arbeit den noch immer nicht völlig entschlummerten Plänen eines Eintritts in den Staatsdienst völlig den Valet. Er schulte bei dieser Aufgabe seinen Prosastil, und sie trug dazu bei, seine dramatischen und lyrischen Versuche zurücktreten zu lassen und ihm die Prosa als sein eigentliches Feld zu zeigen. Aber indem er sich die Mithilfe der Droste-Hülshoff bei diesem Werke sicherte, wurde das dritte und bei weitem größte Talent in den Bann derselben Aufgabe gezogen. Und diese gemeinsame Tätigkeit wurde zur ersten Veranlassung der seelischen Vertrautheit der beiden. Die innere Ähnlichkeit, über die sich beide so oft wundern, fand ihren frühesten Ausdruck in jenen zusammen verfaßten Stellen des Buches, die heute das kritisch geschärfteste Auge nicht mehr voneinander trennen kann. Darüber hinaus aber hat diese Arbeit die wichtige Wirkung für die Droste gehabt,

ihre Phantasie auf dem Arbeitsfelde festzuhalten, wo sie ihrer Art nach am meisten leisten mußte, in der Heimat nämlich. —

Levin Schücking berichtet in seinen Lebenserinnerungen, wie im Sommer 1839 eines Tages „ein merkwürdig offen und gutmütig aussehender, wohlgenährter junger Mann" bei ihm eintrat, der sich als Ferdinand Freiligrath zu erkennen gab. In seiner Begleitung befand sich „Schlickus Pictor", wie ihn des Dichters gute Laune getauft. Der sympathische Eindruck, den beide aufeinander machten, entschied über ihr Verhältnis. Nach kurzer Zeit schon duzten sie sich, und im Oktober desselben Jahres folgte Schücking der Aufforderung des Freundes, mit ihm ein paar Wochen in Unkel am Rhein zu verleben. Es gab so manches den beiden Gemeinsame, was sie vornehmlich in den beiden Jahren 1839—1840 immer intimer werden ließ. Schon ihre äußere Lage war ähnlich. Sie hatten beide nichts und lebten vom Vertrauen auf eine große Zukunft. Der eine spannte seinen Pegasus in den Pflug der Übersetzungskunst und mühte sich an Victor Hugos Rhetorik und den alten und neuen Engländern, der andre schrieb kritische Arbeiten für Gutzkows „Telegraphen" und die „Allgemeine Zeitung". Freiligrath war meist mit dem Gelde so knapp, daß er seine Briefe nicht frankieren konnte. „Du hast wohl noch Pump beim Postboten," tröstet er sich dann. Beide stimmen darin überein, daß sie sich von dieser äußeren Lage nicht unterkriegen lassen, um so weniger, als der Respekt der Umgebung vor ihrem Können die Misère erträglicher macht. Schücking wird von einem kleinen schöngeistigen Kreise in Münster als der kommende Mann betrachtet; Freiligrath ist schon viel weiter — eine gefeierte Berühmtheit, die, wohin er auf seiner Wanderung durch Westfalen kommt, Ovationen entgegennimmt. Das schöne Geschlecht ist in beiden Fällen nicht unbeteiligt, und die Dichter haben kein steinernes Herz. Der Münsterische wird in ein Verhältnis verstrickt, dessen Dunkelheit nur durch einige Stellen in den Briefen der Droste etwas erhellt wird, und von dem wenig mehr festzustellen ist, als was er selbst in den folgenden Jahren einmal gesteht: „Es war so duftig, romantisch, tragisch — es hat mir viel tiefe Schmerzen gemacht — aber sonderbarerweise gerade deshalb so tiefe Schmerzen, weil ich so wenig Leidenschaft dabei fühlte." Waren schon diese Schmerzen wahrscheinlich daraus erwachsen, daß das Verhältnis vermutlich nicht ganz so platonisch war, als es vor seinem Gewissen nach dem geringen Grade von Leidenschaft dabei hätte bleiben müssen, so waren die Beziehungen, die den Dichter des „Löwenritts" im Kölner Karneval so selig machten, gewiß auch nicht völlig ätherischer Natur. „Auf dem Gürzenich" schreibt er nach Münster, von Franziska S., der unbekannten Dame seines Herzens „war sie himmlisch, sie trug meine Polonaise und ein Schnurrbärtchen und war ausgelassen wie ein Füllen. Auch kokett, aber das ist's eben, was mich so unwiderstehlich fesselt . . ." Es scheint, daß dies Liebeseinverständnis allzu rasch in Köln ruchbar wurde und man Anstoß daran nahm. Aber auch der leicht entflammte Dichter kam rasch von seiner Neigung zurück. Hatte er noch eben auf sie den Vers angewandt: „Sie ist beim Teufel kein gewöhnlich Weib", und mit Mussets berühmtesten Zeilen von ihr geschwärmt: „Wer, der auf Barcelonas Gasse —

mein andalusisch Mädchen sah" — so entdeckte er doch schon kurz darauf: „sie selbst ist leider auch nicht ganz, wofür ich sie eine Zeitlang hielt", und als dann ziemlich gleichzeitig eine wirkliche große Leidenschaft sein Herz ganz und gar gefangen nahm, war die eine Weile ernst genommene Tändelei noch schneller erledigt wie die seines Freundes. — Gegenseitige Geständnisse über Herzensangelegenheiten solcher Art verflochten beider Sympathie ineinander, aber stärker geschah dies durch die Eigenschaften, die beide miteinander teilten. Sie besaßen jene westfälische Schlichtheit, die auch der Droste eigen war, jene Unfähigkeit, in der Unterhaltung mit geistreichen Antithesen zu jonglieren, jene charakteristische Schwerfälligkeit, die nicht umhin kann, ein Gespräch, namentlich mit oberflächlich Bekannten, stets auf eine ernste Basis zu stellen. Dazu gehört das Gefühl des Unbehagens, sich im Mittelpunkt des Interesses von Unbekannten zu sehen, oder von Menschen, deren Sympathie man nicht vollständig sicher ist. Freiligrath vornehmlich haßte es geradezu, wenn er eine gesellschaftliche Gastrolle geben sollte. Er saß dann wortkarg und in sich gekehrt da und seine Züge zeigten sein Unbehagen. Flog um ihn herum ein Feuerwerk von Geist und Witz auf, so wuchs dieses „Katergefühl". Im geheimen und dem Freunde gegenüber konnte es sich bis zu Tränen steigern, „Tränen des Zorns und der Wehmut" darüber, etwas Besseres zu sein und sich doch unterlegen zu fühlen. In solchen Momenten erschienen der Freund und er sich als „zwei stolze Einsiedler", und nur der Gedanke, daß ihnen die gemeinsame westfälische Heimat eben diese ihre Eigenart mitgegeben, verscheuchte die Wolken des Unmuts wieder. War Freiligraths Familie nämlich auch ursprünglich aus dem bergischen Lande eingewandert, so empfand er sich doch, weil in Detmold und Soest aufgewachsen, ganz als Westfale. „Deine Gemütlichkeit," schreibt er dem Freunde, „deine Gespensteraugen, dein second sight, deine ganze, tiefe, innerliche Westfalennatur, das ist, was uns als ein gemeinschaftliches, landsmännisches Element so fest aneinander kettet." Der Sinn für Mystik und Romantik, auf den hier angespielt wird, war freilich bei Freiligrath ungleich geringer entwickelt als bei Levin Schücking oder gar der Droste. Durch Schückings ganzes Aufwachsen waren sie in ihm großgezogen. Die Lektüre der Romantiker hatte sie erzeugt, und von seiner Heimat, dem alten, verlassenen Schloß in der weltverlorenen Heide von Clemenswerth mit Hünengräbern, Spuk und Erinnerungen an den verblichenen Glanz der fürstbischöflich münsterischen Herrlichkeit war sie genährt. Bis an seinen Tod sind sie ihm nicht untreu geworden. Gespenstererscheinungen, Ahnungen, Vorbedeutungen, Gesichte und Geister haben in seinem Leben stets eine Rolle gespielt. Aber an dem Organ für diese Dinge fehlte es auch Freiligrath nicht; mit seinem Freunde zusammensitzend, horchte auch er wohl „wollüstig saugend an des Grauens Süße" den nervenaufpeitschenden Gespenstergeschichten des Freundes. Eine derartige Stimmung hält sein Gedicht, „Die Rose" wunderbar fest. In den Eingangsstrophen hat er den Eindruck wiedergegeben, den sein Freund in solchen Momenten auf ihn machen konnte:

Wir saßen tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte jeder seinen Schoppen Wein,
Und sah ins Glas und dachte seiner Lieben.
Wir waren stumm: die düstre Seele schien
Sich aus dem Weine düstern Mut zu saugen:
Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.

Ich sprach zu ihm: dein Blick erregt mir Graun!
Ich wagt es oft in mitternächt'gen Stunden,
Mir vor dem Spiegel selbst ins Aug zu schaun —
Da hab ich gleiches schaudernd wohl empfunden!
Daß ich ein Leib noch, ich vergaß es dann!
Aus ihrer Höhle wüsten Finsternissen
Sah mich die Sphinx, die eigne Seele, an
Und sprach ihr Rätsel, höhnisch und verbissen.

So mein Gefühl bei deines Auges Glanz;
Ich meid es scheu, und bin doch sonst verwegen!
Es ist dämonisch, es ist Seele ganz,
Und eine Seele trittst du mir entgegen!
Du bist ein Geist, du wandelst körperlos,
O, sieh zu Boden, daß ich Frieden habe!
Dein Leib ist tot und in der Erde Schoß,
Umgehnde Seele, bleib auch du im Grabe! —

Er horchte still; doch wie man Flammen schürt,
So die Gemüter schürt' ich mächtig heute;
Den dunkeln Vorhang hatt' ich keck berührt,
Und angeschlagen war die dumpfe Saite.
Wer, den ihr Tönen mystisch nicht durchzieht?
Wir saßen stumm: wir lauschten auf ihr Klingen:
Wir standen zitternd auf dem Nachtgebiet,
In dessen Schatten keine Strahlen dringen.

O, welch ein schweigsam und verschleiert Reich!
Nur dem Erwählten gibt es seltne Kunde;
Nur einem Herzen, träumerisch und weich
Haucht es sie zu mit leisem Geistermunde.
So war Levin: — was in der Brust ihm schlief,
Er teilt es mit: ich saß wie festgemauert,
Und bei Geschichten, wunderbar und tief,
Ward Stund auf Stunde rasch von uns verschauert. —

Solche Abende waren gewiß danach angetan, die beiden Freunde sich näher zu bringen. Daß er den Freund so „träumerisch und weich" sah, empfand dann Freiligrath als etwas seinem Wesen wahrhaft Verwandtes. Unfraglich war diese Weichheit auch vorhanden. Freiligraths Frau spricht davon in einem Briefe an Schückings Braut, und er selbst erwähnt in einem frühen Briefe an die Droste etwas „Weiblich-geduldiges, Anschmiegsames" in seiner Natur. Aber ganz gewiß war das eine bloße Jugendsentimentalität. Diese Triebe waren nach wenig Jahren verholzt. Und dann tritt in seinem

Charakter die eigentliche Anlage zutage, die eher etwas von stählerner Herbheit hatte. Diese Entwicklung kommt freilich spät, denn Schücking zählte zu dieser Zeit schon 26 Jahre; aber der langsame seelische Werdegang hat eine interessante Parallele an der von ihm abhängigen sehr allmählichen Entfaltung seines Talentes. Bei Freiligrath dagegen ist die Weichheit eine integrierende und unveränderliche Eigenschaft seiner Seele. Gerade sie im Verein mit seinem leidenschaftlichen Temperament ließen ihn werden, was er wurde, denn nur ihrerhalb konnte ihm das andern zugefügte Unrecht so tief in die Seele schneiden, daß sich sein Zorn in so flammenden Versen entlud. Dieser Unterschied im Charakter der Freunde wurde Freiligrath nicht bewußt. Wohl aber empfand Schücking das Fremde. Seiner bei aller lyrischen Empfänglichkeit doch zähen und zielbewußten Natur erschien diese Weichheit als Schwäche. So schreibt er seiner Braut über den „den prächtigen Menschen, den ich gewaltig liebhabe“: „Er hat auch zu viel Schwäche, um zu einem ordentlichen Studium zu kommen, um wirklich etwas Zusammenhängendes zu treiben, das ihn einnähme und Stoff zu Begeisterungen gäbe“ und seine Braut, Luise v. Gall, die den Dichter gleichfalls ganz genau kannte und mit ihm befreundet war, drückt dem Verlobten denselben Gedanken mit den Worten aus: „Er ist eine geniereiche Natur, er ist weich und sanft wie ein Kind, freilich kann er auch heftig werden und oft über eine Kleinigkeit“, und weiter: „bei aller Vortrefflichkeit ermangelt er einer gewissen Willenskraft“, und sie meint, daß es ihm an einer geregelten Beschäftigung fehle. Man sieht, daß Schücking von Anbeginn mehr Kritik an seinem Freunde als dieser an ihm übte. Das geht auch aus einer andern Stelle in einem Briefe an seine Braut hervor, wo es heißt:

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen eigentlich geistig und moralisch mir interessanten Mann gefunden, wie ich ihn wünsche. Auch Freiligrath, so lieb wie ich ihn habe, hat nicht die Vielseitigkeit, den zugleich scharfen und tiefen Geist und bei seinem liebenswürdigen Humor nicht den tödlichen Ernst, den ich von einem mir für immer genügenden Umgang forderte. Doch bleibt er freilich der liebenswürdigste Mensch, den ich kennen gelernt, voll Liebe, was die Hauptsache ist und ohne Falsch wie eine Taube. — Ich habe das Beste, was in mir ist, von den Frauen gelernt oder sie haben es geweckt, genährt; vor allem meinem guten Mütterchen der Droste danke ich viel, nach der Hauptsache, die meine Mutter mir angeboren hat, welche mich ihre mißrathene Tochter nannte, aber zu früh starb, um großen Einfluß auf meine spätere Entwicklung und Lebensrichtung zu haben.“

In diesen Worten ist schon das Wesentliche der Verschiedenheit der beiden Charaktere skizziert. Freiligrath ist eine einfache, schlichte, gefühlsbeherrschte Natur, der Freund kompliziert und vielseitig. Schücking hat einmal gesagt, daß jeder beachtenswerte Mensch wie die westfälischen Bauernhöfe sei, die ihre reichen, offen daliegenden Kornfelder und Wiesen, aber auch ihren Moorgrund besäßen, den der Bauer selbst nicht gut kennte und in den er gut täte, nicht hineinzugeraten. Aber in Freiligraths Natur fehlen diese Moorgründe völlig. Er konnte von ausgelassener Lustigkeit und kindlicher Fröhlichkeit sein. Als man ihm den Thronsaal der Generalstaaten im Haus ten Bosch zeigt, schwingt er sich sofort zum Schrecken der Beschließerin auf den Thron und hält eine

gnädige Ansprache an die Tische und Bänke vor ihm. Auf einer Ahrtour entwindet er seinem Freunde dessen besonders gehegte Krawatte und bindet sie seinem Hunde „Strolch" um. An Deck des Rheindampfers trinkt er hinter dem Rücken der im gelehrten Gespräch befindlichen Freunde einer hübschen englischen Touristin zu. Er treibt vergleichende Studien über die Klangwirkung springender Sektpfropfen zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten. Er geht galanten Abenteuern nicht gerade aus dem Wege. Alle diese Dinge treten besonders hervor, nachdem er den jahrelangen, schweren Druck der Kontortätigkeit, die er stets musterhaft besorgt, von sich abgeschüttelt. Er drängt sich nun auch nicht gerade zur Arbeit. Das alles ist begreiflich und außerordentlich harmlos. Aber Schücking, der die rechte westfälische Unfähigkeit zum graziösen dolce far niente besaß, faßte es als „unsolide" auf. Noch stärker aber mißbilligte es die Droste, wie man aus ihren Briefen ersieht. Die Droste hatte keinerlei Sympathie für ein noch so liebenswürdiges „genialisches Austoben", und ihre Anschauungen von Liebesbeziehungen ohne kirchliche Zutaten waren etwas altjüngferlich. Sie faßte aus den Erzählungen ihres Freundes Levin in dieser Zeit ein Mißtrauen gegen Freiligrath, das aus der Quelle sozialer und politischer Vorurteile genährt, später zur hellen Empörung über ihn anwuchs. Solche Stimmung konnte nur aus der unvollkommenen Kenntnis seines Charakters und namentlich auch dessen unendlicher Güte und Zärtlichkeit herrühren. Die ersten drei Dukaten, die er für seine Gedichte einnahm, sandte er seinen kleinen Stiefgeschwistern zum Geschenk. Alles, was er besaß, stand seinen Freunden zu Gebote. Er findet in seinen Briefen Worte von so überströmender Herzlichkeit und Liebe, daß es einem noch heute wie ein warmer Hauch aus diesen vergilbten Blättern entgegenschlägt.

„Mein lieber, guter, alter Levin!" schreibt er an den Freund. „Der wie vielte Oktober war's doch? — Ich hatte Dich in meinem Pelz an die Abfahrtsbrücke begleitet, die Prinzessin Marianne machte majestätisch ihren Bogen und zog dann rasch hinunter nach Geisenheim und der Lurlei und unserm lieben Unkel. Du standest in der Nähe des Steuers, ich sah Dir lange, lange nach, länger als Du vielleicht gedacht hast, mir war ungeheuer trüb zu Mute. Ich habe Dich sehr, sehr lieb, Levin! . . . Hätt' ich Dich nicht schon früher unendlich lieb gehabt, so hätt ichs jetzt, das fühlt' ich recht zu Mainz auf der Brücke, als ich Dir nachsah trüb und beklommen. Ich kam mir so einsam vor, so verlassen; ein Stück Herz war mir fortgerissen, ich war recht, recht traurig!"

Solche Worte sind wie warme, leuchtende Strahlen, die nur eine Spektralanalyse zulassen: das Herz, das sie aussendet, ist aus purem Gold. Seine Ehrlichkeit ist unerschütterlich. Hat er gegen den Freund etwas auf dem Herzen, so muß er es sofort sagen, um es von der Seele zu haben; durch die Bewahrung von verstecktem Groll würde er sich selbst erniedrigt fühlen. Seine Offenheit geht bis hart an die Grenze der Indiskretion. Sie wird geschmacklos bei dem Bräutigam und jungen Ehemann, der jedermann Zeuge seiner Zärtlichkeiten sein läßt. — Er ist gänzlich ohne Prätensionen und haßt alle Schmeichelei. Einem Kritiker, der ihn immerfort brieflich anhimmelt und von dessen antisemitischen Neigungen er erfährt, teilt er unter

der Hand mit, daß er Jude sei, um ihn loszuwerden. Er ist als Künstler überaus bescheiden, mit seinen Schwächen vertraut, voll Zweifel an sich selber, und nur inter pocula, wenn der Wein die üblichsten Rücksichten erlassen, lacht er seine Freunde an: „Nicht wahr, ich bin doch ein großer Dichter?“ Es liegt in diesem Charakter so viel herzerfreuend Kindliches wie selten in einer Natur. Auch die ganze Art seiner Kunst bis hierher erklärt sich großenteils hieraus, die unbändige Freude an der ungewöhnlichen Form der Außenwelt, an Palmen und Beduinen. Wir sind ja alle einmal als Kinder von solchem fremdartigen Reiz gefesselt worden und haben diesen Dingen aus unserm eignen Innern eine Märchenwelt angedichtet oder angeahnt, bis wir entdeckten, daß es nichts Einförmigeres gibt als eine Palme, nichts Langweiligeres als einen Beduinen, und daß das einzig Interessante in der Welt die Erlebnisse einer menschlichen Seele sind. — Nicht, als ob mit diesen paar Zügen Freiligraths ganzer Charakter gekennzeichnet wäre, aber das Genannte ist jedenfalls das Wichtigste und am meisten in die Augen Springende daran. In fast alledem unterschied er sich auf das deutlichste von seinem Freunde Schücking.

Schückings Lebensauffassung war aristokratisch. Ihre liebenswürdigste Seite war das Gefühl der Verpflichtung gegen sich selbst: die seelische Reinheit, der Haß vor allem Vulgären, die Intoleranz gegen Zynismus jeder Art, kurz das, was er in einem seiner ersten Romane schön „das Innere Königtum“ nennt. Hier berührte er sich mit Freiligrath. Aber seine Maßstäbe in der Bewertung seiner Mitmenschen waren unfraglich andre. Für ihn existiert nur der „Gentleman“, den Bernhard Shaw einmal unübertrefflich knapp nach dem konventionellen Begriff definiert hat: „Ein Gentleman ist jemand, der aus guter Familie stammt und gut erzogen ist, der ferner eine besondere Haltung und Kultur hat, die man nur im Verkehr mit der besten Gesellschaft erwerben kann.“ Zum wenigsten sind alles das Attribute, die er nicht missen kann. Freiligrath macht immerfort neue Freunde und kann sie hernach nicht wieder los werden. Das widerfährt ihm nie. Denn er ist verschlossen und voll westfälischen Mißtrauens. Im Grunde hat er überhaupt wenig Menschen notwendig und lebt in seinen Gedanken und Arbeiten wie der westfälische Bauer auf seinem Hof, für den Geselligkeit oder gar Feste überflüssige Dinge sind. Seine Arbeit gilt der Familie. Freiligrath kommt aus dem Kleinbürgertum, die Kenntnis von seinen Voreltern geht nicht über seinen Großvater heraus, und er hat keine andre Familientradition als die, daß man sich mit ehrlicher Arbeit und in Gott und Menschen wohlgefälligem Wandel sein Brot verdienen müsse. Schückings lange Familientraditionen sind ebenso viele Prätensionen. Aus seinem Bewußtsein schwinden nie die Glanzpunkte seiner Hauschronik, daß einer seiner Vorfahren schon 1449 Rektor der Universität Köln war und sie auf dem Baseler Konzil vertrat, daß ein andrer den berühmten Philosophen Christian Wolf mit Erfolg darauf aufmerksam machte, wie seine These vom zureichenden Grunde unzureichend begründet sei, daß ein Dritter als Kanzler das Fürstbistum Münster mitregierte und was dergleichen schöne Erinnerungen mehr sind. Solche Dinge sind für den Enkel nicht

bedeutungslos, denn sie suggerieren einen bestimmten Weg. Sie predigen Verpflichtungen und können so in die Lage kommen, das unbeeinflußte Urteil der Vernunft zu bestechen. Sie verführen damit leicht zu Vorurteilen und werden dadurch verhängnisvoll. Vor allen Dingen aber wird auch hier, wie so oft, das Mittel häufig zum Selbstzweck: die Familie als Mittel zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit des einzelnen zum besten seiner selbst und der Allgemeinheit wird zum Götzenbild, dem der eine ganz oder teilweise geopfert wird. Aber für Schücking überwiegen seiner ganzen konservativen Anlage nach die nutzbringenden Seiten des Familienkults, daher auch sein außerordentliches Interesse für den Adel und die große Rolle, die dieser und sein Substrat, der Grundbesitz, in seinen Romanen spielt.

Im Einklang damit stehen seine politischen Anschauungen. Sie sind für die damalige erregte Zeit ungewöhnlich gemäßigt. Es ist ebenso kennzeichnend für ihn wie für die vormärzlichen politischen Zustände in Deutschland, daß er als Münchner Student (15. Dezember 1833) ganz harmlos nach Hause berichtet: „Die Strenge der hiesigen Polizeigesetze, vor denen man uns bange machte, habe ich noch wenig gespürt; wenn man in den Cafés nur nicht zu viel plaudert und in Briefen an andre Studenten keine politischen Bemerkungen einflicht, hat man nichts zu fürchten." Zehn Jahre später war er nicht ganz so politisch bescheiden mehr. Auch er hielt nun eine Verfassung, die dem König die Hände bindet, für wünschenswert, freilich ohne sich mit den Mitteln und Wegen zu ihrer Erlangung zu beschäftigen. Denn er empfindet, wie er schreibt, „für politische Tagesverhältnisse die ganze Gleichgültigkeit, welche für einen Poeten anständig ist". Freiligrath fühlte darin wohl anders. Ein gewisses Interesse für die politischen Vorgänge der Zeit war bei ihm immer, auch in seiner unpolitischen Zeit, latent vorhanden und hätte er statt des verhaßten Kontorschemels die Bank im Universitätshörsaal drücken dürfen, so wäre er unfraglich früher aufgewacht. So fehlt es lange an dem rechten Anstoß dazu. Aber schon 1838, als von den Göttinger Professoren ihrer sieben des Verfassungsbruchs der hannoverschen Regierung halber ihre Ämter niederlegten, wirft er die nachdenkliche Frage auf: ob Hölty wohl 1773 in Göttingen Mailieder verfaßt hätte, wenn es damals passiert wäre? Immerhin treibt der Mangel des Interesses bei Schücking die Freunde zu dieser Zeit noch keine Spanne auseinander. Ebensowenig tat es die Tatsache, daß Schücking noch ganz in der Gefühlsatmosphäre des Katholizismus wurzelt. Er schreibt einmal an seine spätere Braut:

„Für die katholische Religion schwärme ich, glaube ihr aber nichts mehr, wo sie aufhört zum Gefühle zu reden und mich belehren will; ihre falsche Stellung zum Gedanken und Geiste ist, was sie zum Teil gestürzt hat: ihre mütterliche Mission dem Herzen der Gläubigen gegenüber verbürgt ihr eine ewige Herrschaft über ein großes Reich; sie ist mir dadurch persönlich unentbehrlich und hat mich so eben noch durch die feierlichen Klänge ihres ‚Requiescat in Pace' heulen gemacht ‚wie ein Schloßhund' um mit Freiligrath zu sprechen. Ich komme nämlich von den Exequien der Fürstin (Wrede), die gestern abend in der Gruft der Schloßkirche (zu Ellingen in Bayern) beigesetzt wurde, eine Feierlichkeit, die mich tief ergriffen hat. Dann ist der Katholizismus die schönste Blüte des Mittelalters und wie die Ritter beim

Evangelium in der Messe das Schwert entblößen mußten, um diese Lehren zu verteidigen, so träume ich mich gern in eine ähnliche Verpflichtung hinein ... übrigens wollte ich, Sie wären protestantisch, um das Vergnügen haben zu können, Sie mit mir die tiefe Poesie fühlen zu machen, welche im katholischen Gottesdienste liegt, oder besser ausgedrückt in dem historischen Gepränge seiner großartigen Erscheinung. Wenn nicht mein Unglauben nebenherlief, so würde mich eine grandiose Manifestation desselben jedesmal völlig überwältigen."

Aus diesen Worten spricht eine zärtliche Liebe zu der Religion seiner Väter, auch wenn sie sich der Andersgläubigen gegenüber in das Gewand der mehr ästhetischen Neigung hüllt. In der Tat ist Schücking derzeit noch durchaus religiös. „Ich glaube an Gott, Schutzengel, Ewigkeit, Vorsehung und Gespenster," schreibt er charakteristischerweise in dem Briefe. Er betet für sich und seine Freunde und kommuniziert in der Kirche. Aus seiner religiösen Stellung erklärt sich auch seine Neigung für das Mittelalter, mit der er sogar seinen Münsterischen Freundeskreis weit hinter sich ließ. Daß die Freiheit des eignen Urteils nur die Frucht des mühseligsten Kampfes gegen die geistige Knechtung des kirchlichen Mittelalters ist, entgeht ihm noch völlig. Erst im Laufe seiner weiteren Entwicklung kommt er zur Apathie und dann zur erbitterten Gegnerschaft gegen die mittlerweile immer reaktionärer gewordenen Tendenzen der Kirche. — Diese Dinge wurden Freiligrath wohl kaum im vollen Umfang bewußt. Bei ihm selbst spielte der religiöse Glaube keine größere Rolle als bei den meisten Protestanten. Das Wort des Freundes: „ein Dichter muß glauben, lieben, beten können" gefiel seinem enthusiastischen Herzen, ohne daß er es sich völlig zu eigen machte. Seine Frau schrieb einmal Schückings Braut vor deren Verlobung, daß Levin *sehr fromm* sei. Der Droste erschien er schon als Freigeist!

Was ihn indes von Freiligrath wohl von jeher am deutlichsten und fühlbarsten schied, war die außerordentliche Fülle seiner Interessen. So bewundernswürdig die Bildung ist, die sich Freiligrath als Autodidakt angeeignet, kommt sie doch kaum in Betracht neben dem Maß lebendigen kulturgeschichtlichen Wissens, das sich sein Freund erworben. Grübelnden Geistes geht er den Problemen der Geschichte nach, und schon sein erstes Büchlein: „Der Dom zu Köln und seine Vollendung" von 1842 zeigt eine Unzahl neuer und eigener Synthesen. Der Entwicklung seines Talents sind diese Studien nicht immer zugute gekommen. Es ging ihm wie einem größeren Zeitgenossen, wie Robert Browning: er verlor darüber den Sinn für das *Einfache*, das in der Kunst allein starke Wirkungen ausüben kann.

Aber mochten der trennenden Momente noch so viele sein, vorerst kamen sie den Freunden nicht störend ins Bewußtsein. Es war Freiligraths allerschönste, weil allersorgenloseste Zeit, die er hier am Rhein mit guten Freunden verbrachte; es würzte ihm den Genuß, wenn er an die vorhergegangene Sklavenarbeit dachte und auf Barmen schelten konnte, das „vermaledeite Nest", das so „prosaisch, so kleinstädtisch, so dünkelhaft und so verhetzend" war. Dann schlug er durch die Verlobung und baldige Verheiratung mit der leidenschaftlich geliebten *Ida Melos* ein ganz neues Blatt in seinem Lebensbuche auf. Die pekuniäre Unterlage dieser Ehe sollte ein Verlags-

unternehmen bilden. Eine Wochenschrift Britania sollte unter des Dichters Leitung englische Literatur und Art in Übersetzungen, Rezensionen und Berichten vermitteln. Der Gedanke war gewagt, der Verleger hatte nicht den Mut, wirklich zur Ausführung zu schreiten, er gab nach einer Nummer schon das Rennen um die Gunst des Publikums auf. Der Dichter wäre brotlos gewesen, wenn ihm nicht eine königliche Pension von 300 Talern, durch Alexander v. Humboldt vermittelt, die notwendigsten Unterhaltsmittel gewährt hätte. Inzwischen war sein Freund Schücking durch seine Vermittlung Erzieher der Söhne des Fürsten Wrede geworden. Hier knüpfte er im September 1842 brieflich mit Luise v. Gall Beziehungen an, die, ehe sich noch beide von Angesicht gesehen, zur Verlobung führen sollten. Wie diese Verlobung sein Verhältnis zur Droste in seinen Grundfesten erschütterte, so war sie bestimmt, auch den ersten Riß in der Freundschaft mit Freiligrath zu verursachen. Es ist nicht schwer zu sehen, daß der nächste Grund dafür nur in Freiligraths mangelhafter Menschenkenntnis lag. Luise v. Gall war die Waise eines hessischen Generals, der sich in den napoleonischen Kriegen durch seine ungewöhnliche Bravour hervorgetan hatte. Sie war bei Verwandten in gänzlich aristokratisch denkender Umgebung aufgewachsen und doch durch ihre Intelligenz vor den gröbsten Vorurteilen ihrer Kaste bewahrt geblieben. Als sie Freiligrath und dessen Frau kennen gelernt, hatte sie sich um so lieber in deren Kreise ziehen lassen, als sie hier Verständnis für ihre schriftstellerischen Arbeiten fand, die ihr sehr am Herzen lagen. Es waren Novellen, die einiges Aufsehen machten und ihren Namen rasch in weitere Kreise trugen, Geschichten mit ungewöhnlich gut konstruierter Handlung und dankbaren Problemen, denen die Ausführung und das psychologische Detail nicht immer entsprachen. „Mir erscheint", schreibt Adalbert Stifter in einem mir ungedruckt vorliegenden Briefe vom 21. November 1853, „daß mit der trefflichen Begabung Ihrer Gattin nicht in gleichem Maße Ausdauer oder Zeit vorhanden ist." Freiligrath protegierte ihr Talent und machte ihr in seiner ganzen herzgewinnenden Liebenswürdigkeit den Hof. Ja, in einigen schlaflosen Nächten verfaßte er gar auf sie eine Reihe von scherzhaften Huldigungssonetten, im ganzen sechs, die mit sechs andern des Landrats Heuberger von St. Goar der Angesungenen als gedrucktes Angebinde zu Neujahr 1843 überreicht wurden. Man sollte danach annehmen, daß das Verhältnis des Ehepaars Freiligrath zur „Gallina" — so hatte der Dichter ihren Namen berichtigt — das denkbar herzlichste gewesen sein müßte, und in der Tat war Freiligrath von ihrer Anmut und ihrem Geist so entzückt, daß er ganz begeistert an seinen Freund Schücking schrieb: „Kerl, da heißt es, die große Staatsrokokoweste anziehn und das Wasser deines (Diamant-)Steines spielen lassen!" Aber in Wirklichkeit war man sich nicht so nah gekommen, als es den Anschein hatte, und vornehmlich war der jungen Darmstädterin eine in dieser etwas ungebundenen Schriftstellergesellschaft nicht zu Unrecht an den Tag gelegte leise Zurückhaltung gänzlich zu Unrecht als aristokratische Reserviertheit und seelische Kälte ausgelegt worden. Als nun Schücking dem Freunde im tiefsten Vertrauen von der brieflich erfolgten Verlobung Mitteilung machte, da ant-

wortete Freiligrath deshalb in einem Schreiben, das taktlos und unbesonnen, nur dazu bestimmt schien, den Empfänger zu verletzen. Der bisher niemals vollständig abgedruckte Brief vom 15. Februar 1843 lautet:

„Also: ich kann gratulieren?! Ventre saint gris, Karl, das geht rasch, das ist kühn! Verlobte sich doch selbst Bürger erst mit der Elise Hahn (galli gallinaeque sind ein weitverbreitetes Geschlecht), nachdem er sie gesehen hatte! Allen Respect vor Deiner Nachtigall — aber als ein Paar kann ich Dich und sie kaum mir vorstellen! Sie so dick, Du so dünn, Sie so äußerlich, Du so innerlich; Sie so adlig, Du so bürgerlich (wenngleich mit aristokratischen Sympathien) — wahrlich, Alter, ich weiß nicht, wie diese Extreme in einer Ehe vermittelt werden sollen und wasche meine Hände in Unschuld und Rosenwasser. Aber Du bist verliebt und ich darf Dir nicht philiströs mit „Vernunftgründen" zu Leibe gehn! Zudem: was kein Verstand der Verständigen sieht, das ergründet in Einfalt ein kindlich Gemüt!" Wer weiß, wie gut Ihr am Ende doch zusammen paßt und wie beschämt ich Dir und der Gallina noch einmal die vorhergehende Seite abbitten muß. Weiß Gott wie gerne ich's thun würde! Liebt die Gallina Dich wirklich, liebt sie Dich mit all' der Wärme und Innigkeit wieder, von der ich sicher bin, daß Du sie ihr entgegenträgst, dann gesteh ich offen, daß sie in der Achtung, die ich ihr schon jetzt zolle (und die natürlich neben meinen Zweifeln, ob just Ihr Beide ein gutes Paar abgeben würdet, bestens bestehen kann), noch um ein Bedeutendes gestiegen ist. Sie hat dann eine Saite ihres Wesens aufgedeckt, die ich ihr, offen gestanden, kaum zugetraut hätte! Nun, alter Levin, möge Gott alles so fügen, wie es Dir und der Gallina zum Heile gereicht. Ich wünsche Dir alles, alles Glück! Gott segne Dich, Gott behüte Dich! Wer in der Ehe solchen Lebensfrieden, solche Lebensfreude, solchen Lebensmuth gefunden hat, wie ich, der wünscht seinem besten Freunde gewiß das Gleiche!"

Nachdem er ihn dann beschworen hat, nicht zu eilfertig seine Stellung aufzugeben, fährt er fort:

„Nimm Dir aber im Frühjahr oder Sommer einen Monat Urlaub und komm nach St. Goar, wohin die Gallina zu versetzen Dich nur einen Federstrich kosten wird, ohne daß Philalethes [Pseudonym für ihn selbst] nöthig hätte, folgendes Sonett deswegen erschallen zu lassen" . . .

Wir ziehen vor, das Sonett, das mit dem Verse: „O Nachtigall, die wir Gallina nennen," beginnt, nicht mitzuteilen; es war von einer Art, daß es für einen Bräutigam, zumal einen, der seine Braut noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, höchst peinlich und rätselhaft sein mußte. Denn noch sechs Wochen vorher hatte Freiligrath von ihr geschrieben: „Sie ist ein seltnes, ausgezeichnetes Geschöpf, und wird dich glücklich machen! . . . Sie ist gut, edel, trefflich . . ." Charakteristischerweise empörte Schücking von den Äußerungen über ihn selbst am meisten die, daß er „so bürgerlich" sei. In einem Briefe an seine Braut, der, so viel anging, an Mitteilungen über Freiligraths seltsamen Brief enthielt, schreibt er ganz entrüstet: „Wie der Fr. vorbeischießen kann, davon das eine Beispiel: er sagt, du seiest so adlig und ich so bürgerlich! Mon Dieu, ich bürgerlich! Das hat mir noch niemand gesagt, aber wegen meiner stolzen kavalieren Airs bin ich oft genug verketzert!" Indes trotz der Unzartheit des Freiligrathschen Briefes verlor Schücking nicht einen Augenblick die gute Absicht des Freundes aus den Augen. Und er ging bis an die äußerste Grenze des Möglichen, indem er dem besten und einzigen Freunde einige Fragmente aus den intimen Briefen seiner Braut übersandte,

um ihn zu überzeugen, daß deren angebliche Kälte und Oberflächlichkeit nur äußerlich angenommene Verkehrsformen seien. Aber der Dichter, auf dessen Urteil ganz gewiß das nicht ganz unbefangene seiner Frau stark einwirkte, wollte sich nicht so leichten Kaufs geschlagen geben. Hatte er doch auf die offizielle Anfrage bei der Gall, ob sie mit Schücking verlobt sei, eine ausweichende Antwort bekommen und sich nun in den Gedanken verbissen, die Gall könne mit seinem Freunde ein kokettes Spiel treiben, eine Idee, über die er sich selbst ausgelacht haben würde, wenn er den Briefwechsel der beiden gekannt hätte. So antwortet er denn dem Freunde in widerstrebendem Nachgeben durch ein Schreiben, das auch politisch für seine derzeitige Übergangsstimmung hochinteressant ist.

St. Goar, am Oster-Montage 1843.

Liebster, Theuerster!

Dein letzter Brief hat mich in doppelter Weise aufs Erfreulichste berührt. Einmal, weil mir die noble, herzliche Manier, mit der Du mein Schreiben vom 25. März aufgenommen, in tiefster Seele wohl that, und dann, weil ich allerdings aus Deinem Briefe sowohl, als aus den beigelegten Briefbruchstücken zu erkennen glaube, daß mein jüngstes Urtheil über die Gallina zu scharf gewesen ist, d. h. über die Gallina, wie sie jetzt sein muß, wie die Liebe zu Dir und der Einfluß Deines tiefen, innigen Gemüthes sie verändert zu haben scheinen. Auf die Gallina des vorigen Sommers, auf die Gallina, die wir im Herbst zu Darmstadt verließen, paßt meine Schilderung, da verlaß Dich drauf. Aber, wie gesagt, es scheint ein Wechsel in ihr vorgegangen zu sein, der, was gestern wahr war, heute unwahr macht. Ist dem so — und ich glaube es wirklich — so will ich mit tausend Freuden Unrecht gehabt haben, und wünsche Dir und ihr selbst von Herzen Glück zu der Wandlung.

Nach der zweideutigen Art, in der sie Eures Verhältnisses fort und fort halb desavouierend gegen meine Frau erwähnte, während Deine Briefe aufs Bestimmteste von einer ernsten Verlobung redeten, mußten wir wohl an ihrer Redlichkeit, Dir gegenüber irre werden. Wir mußten glauben, daß es ihr bloß um einen neuen Triumph, um eine neue Befriedigung ihrer Eitelkeit zu thun sei, und da schien es mir Freundespflicht, Dich noch einmal aufs Entschiedenste und in ausführlichster Weise zu warnen . . . Die Gallina hat nun in den übersandten Brieffragmenten einen so plausiblen Grund für ihr Lavieren aufgestellt („ihr Stolz erlaube ihr nicht, sich Deine Braut zu nennen, bevor Du sie gesehen") daß dadurch ihre Doppelzüngigkeit gegen uns zur Genüge erklärt ist, und sie Dir gegenüber vollständig gerechtfertigt dasteht . . . Du hast das Rätsel dieser seltsamen, mir jüngst noch bei allem Zauber ungemütlichen Natur gelöst; die Undine hat eine Seele durch Dich gekriegt. Möge der Wechsel nachhaltig und auf die Dauer sein! Wenn die G. so fromm und innig wird, wie sie glänzend und geistreich ist, so glaub ich, daß sie Dich sehr glücklich machen kann."

Freiligrath spricht dann über Schückings und seiner Braut verschiedene Versuche, für ihn eine feste Anstellung zu gewinnen und fährt darauf fort:

„Es war recht von Dir, daß Du die Gallina batest, jetzt vor der Hand nicht zur Prinzeß Karl zu gehen. Laß Dich überhaupt nicht zu tief mit hoher und höchster Aristokratie ein. Du kennst meine politischen Ansichten und weißt, daß ich keine radikalen Vorurteile habe; aber ich meine, wir sind Volkskinder, Du so gut wie ich, und wenn wir auch, im Gefühle geistigen Adels, alles wirklich Niedrige und Gemeine verachten und desavouieren dürfen und sollen, so müssen wir, weil der Dämos seine schwachen Seiten nicht so zu überfirnissen versteht, wie die Aristoi, darum doch nicht gleich so prüde sein, uns nur den Letzteren anschließen zu wollen. Die Mehrzahl von ihnen hat doch nichts, als eben ein bischen Routine. Ich komme

hierauf, weil in den Fragmenten der Gall einmal die Rede von Deiner und ihrer „Vornehmheit" ist. Die leichteren und gefälligeren Formen, die der Adel allerdings vor uns voraus hat, sind just auch nicht alles, und es birgt sich nur zu oft eine größere Hohlheit und Gemeinheit hinter ihnen, als sie der Bürger in plumper Nonchalance manchmal offen zur Schau trägt." — —

Man sieht aus diesem Briefe deutlich: die Tatsachen mögen sich verschoben haben, die Stimmung ist dieselbe geblieben. Es liegt in ihr Abneigung gegen die Gall und Gereiztheit auch gegen eine gewisse Seite in seines Freundes Art, nämlich gegen dessen aristokratische Neigungen. Er scheint sie jetzt erst zu bemerken, und sie erbittern ihn. Aber in Wirklichkeit hatte sich Schücking nicht verändert, nur hatte Freiligrath diese Dinge früher als unerheblich angesehen, auch wohl mit gutmütigem Spott gestreift, die er nun als unerträglich aufreizende Stacheln zu empfinden begann. Ohne sich selbst dessen vollständig bewußt zu werden, hatte sich eben in ihm eine innere Wandlung vollzogen. Er hatte der Politik den kleinen Finger gereicht, und sie nahm allmählich seine ganze Hand. „Wer sich auf die Straße begibt," sagt Nietzsche, „der ist gleich auf dem Markt." Er hatte wuchtige Verse zum Angriff gegen Herwegh geschleudert und sah auf einmal tausend Waffen auf sich gerichtet. Er prüfte seine Stellung und bemerkte, daß er in eine schiefe Lage geraten war. Er wollte Herweghs Persönlichkeit treffen und gleichzeitig die Stellung der Poesie über den Parteien bestimmen. Aber die Welt erblickte in ihm einen Dichter, der für 300 Taler königliche Pension seine dichterische Inspiration für den König von Preußen und die Junkerpartei arbeiten ließ. Von allen Seiten regnete es Verdächtigungen und Herabwürdigungen, denn die politische Erregung im Lande war gerade jetzt derart im Wachsen, daß es wenig Gebildete gab, die nicht für oder wider Partei ergriffen. Der falschen Beurteilung der großen Menge gegenüber hatte Freiligrath nun einen schweren Stand. In Wirklichkeit war er durch die Ereignisse der letzten Zeit immer mehr nach links geraten. Unser obiger Brief zeigt, wie er sich seiner ganzen Stimmung nach schon im demokratischen Lager befand. Aber noch stand er ihrem Wortführer Herwegh feindlich gegenüber. — In dieser Situation schrieb er jenen Brief an Schücking, der aus zwei Teilen besteht, dem einen oben angeführten mit den absprechenden Äußerungen über dessen Braut und dem andern, den Büchners Biographie (II, 51) abgedruckt hat, in dem er seine prekäre Lage und den Wandel seiner politischen Anschauungen auseinandersetzt. Es ist bemerkenswert zu sehen, was Schücking unmittelbar nach Empfang dieses Briefes an seine Braut schreibt (21. Februar 1843):

„Eben lief ein Brief von Freiligrath bei mir ein; nebst Gedicht und einer Schutzrede für ihn in dem Mainzer Telegraph. Ich sehe nun klarer in der Sache. Das Gedicht [Es handelt sich um die berühmten Verse an Herwegh mit der bekannten Stelle: „Du trotziger Diktator — Wie bald zerbrach Dein Stab — Vorbei der Agitator — Und übrig nur — der Schwab."] ist schön — ja, das weiß ich nicht, ob ich solche Gedichte schön nennen mag, aber treffend ist's im höchsten Grade, jeder Vers ein Hieb. — Aber daß es so erbittert hat, wundert mich nicht, es mußte erbittern, es ist persönlich, und nicht um der Sache willen geschrieben. — Meine theure Louise, was ich Dir jetzt sagen will, sage ich nur Dir und ich sage es Dir, ich schreibe es nicht, und deshalb mußt Du dies Blatt verbrennen.

„Fr. schreibt mir: ‚Das Verbot der Rhein. Ztg., der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger Allgem., Herweghs Verbannung, Hoffmanns Absetzung, das alles hat mich um so mehr verdüstert und auf mir gelastet, als es unläugbar ist, daß bloß die Eitelkeit und die Tappigkeit unsrer radicalen Wortführer die Reaction in diesem Maße hervorgerufen haben. Insonderheit Herweghs Jungenhaftigkeit hat mich schwer geärgert. Diese Buben gebärden sich, u. s. w. daß wir ein doppelt Schloß vors Maul kriegen. Dabei ihr cavalières Losdreschen auf's Christentum usw.'

„Nun, fährt er fort, habe er das Gedicht an Herwegh geschrieben — es habe ungeheure Sensation gemacht, eine Literatur pro und contra hervorgerufen, man schimpfe ihn neidisch, Höfling, er griffe zur Standarte der Polizei, er sei arm und müsse aus dem Englischen übersetzen usw., — denke aber schon in Kurzem auf einem Standpunkt sich zu befinden, der seine Freunde beschämen werde. —

„Das alles, Louise, hat einen eigenen Eindruck auf mich gemacht; ich sehe daraus, daß man den guten Ferdinand, indem man ihn mit Gewalt in die Politik drängte und er so schwach war, sich dahin drängen zu lassen, unwahr gegen sich selber gemacht hat. Eigentlich kümmert ihn das Verbot jener Blätter gar nicht, und wenn er Herweghs Verbannung als etwas ihn kümmerndes in die gleiche Reihe setzt, so ist das Wind. Sie hat ihn gefreut, wie sie mich amüsiert hat. War es für ihn ärgerlich, daß solch ein unreifer Bube allen Ruhm wie für sich in Anspruch nimmt, Reden an die Jenenser Studenten hält wie'n Alter, ihm grobe Briefe schreibt und er darüber seinen Ruhm zusammenschmelzen, in den Schatten drängen sieht? — Das hat ihn gewurmt, ist ein ärgerliches, einer Poetenseele ganz natürliches Gereiztsein darüber ein Neid, so hat die Rh. Ztg. recht, wenn sie ihn neidisch nennt, denn mit Behagen und nicht in verdüsterter Stimmung ist der ‚Brief' geschrieben. Ich kenne meinen lustigen unbekümmerten Poeten; wenn seine Gedichte ziehen, wenn er seine lustigen Freunde um sich hat, und der Himmel ihm voll Geigen hängt, dann kann seinetwegen ‚der Fortschritt' hinschreiten, wohin er will. Das soll kein Tadel sein, denn dem innerlichen Gemütsleben des Dichters liegt ein anderer Fortschritt am nächsten, als dieser politische. Aber daß er sich und nun mir solche Dinge weiß machen will, des muß ich lachen; einen alten Spatz fängt man nicht mit Spreu, heißt ein Sprichwort bei uns, und das gebrauche ich hier auch. — Ihm war zu wohl in seinem Liebesstillleben, zwischen lauter Freunden, von Liebe, Bewunderung, Wohlwollen umgeben. Nun muß er einen solchen Schwabenstreich machen, um sich Ärger zu verschaffen! Aber ich glaube, es wird ihn aufstacheln, es wird ihm eine neue Verve geben, seiner Poesie einen neuen Schwung. Die Moral von der Sache ist: man muß keinem Gassenbuben eine Ohrfeige geben — sonst hat man die Steinwürfe aller seiner Kameraden an den Hals." —

Dieser Brief ist der Markstein, an dem die Wege der beiden Freunde sich — zunächst innerlich — voneinander zu trennen beginnen. Freiligrath fängt an, den politischen Gegensatz zu spüren, und ist gereizt und, was die Braut des Freundes betrifft, unzart, und Schücking wird, wie sein Brief an die Gall zeigt, ungerecht gegen den Dichter. Nicht, als ob sich nicht auch manches für seine Ansicht von der Sache sagen ließe. Aus einer Reihe mir vorliegender Privatbriefe aus dem Anfang der vierziger Jahre geht hervor, daß viele Leute Freiligraths Talent damals für erschöpft hielten. Auch die Droste dachte so. Vielleicht hängt das mit einer Erscheinung zusammen, die Luise von Gall bemerkt zu haben glaubte, und über die sie am 18. Dezember 1842 an Schücking schreibt:

„Wissen Sie, was nach meiner Ansicht Freiligraths Unglück im Leben und in der Kunst ist? Er hat keine Consequenz und macht seinen Feinden immerfort Concessionen. Weil sie ihn mit seinen schönen Wüstenliedern verhöhnen, so persifliert

er sich selbst in seinem Cölner Löwengedicht: weil sie ihm seinen Mangel an Theilnahme für die Tagespolitik verweisen und ihn über seine romantische Schwärmerei schelten, schwört er die Romantik in seinem „Flecken am Rhein" ab und will ihr nur noch eine Stunde angehören, weil Anderes ihn in Anspruch nehme . . . Die Kritik gilt ihm zu sehr als Orakel . . ."

Ob diese Entwicklung wirklich immer von neuem äußeren Anstößen gehorchte, wer will es wissen? Aber Tatsache ist jedenfalls, daß seine letzten Gedichte sehr viel schwächer geworden waren und andrerseits der plötzliche Ruhm eines ihm so unterlegenen Talents wie Herweghs ihn reizen mußte. Aber Schücking ließ sich doch durch die vorhergegangene persönliche Gekränktheit in Sachen seiner Braut verführen, Freiligraths politische Stellungnahme von einem gar zu niedrigen Niveau aus anzusehen, indem er sie nur auf verletzte Eitelkeit zurückführte und sie überhaupt nicht ernst nehmen wollte. Auch hatte er viel zu lebhaft das Bild des lustigen Dichters vor seiner Verheiratung vor Augen und vergaß völlig, daß er selbst der Droste von der wunderbaren Veränderung und Vertiefung erzählt, die mit der Ehe über Freiligrath gekommen war. Dazu kam nun freilich, daß er ihm in diesen wichtigsten Monaten fern gewesen war und das Erwachen des politischen Interesses bei ihm nicht miterlebt hatte. Es ist das eigentümliche gerade der politischen Leidenschaft, daß sie den ganzen Menschen in viel stärkerem Maße als irgendeine andre, als Haß, Ehrgeiz oder selbst Liebe in Anspruch nehmen kann, vielleicht weil sie eine Mischung von allen ist. Schücking hatte keine Ahnung, wie rasch und wie stark in den wenigen Monaten, die er Freiligrath fern gewesen, dessen politische Neigung aufgegangen war. Als er dann im Sommer 1843 mit seiner Braut und ihm am Rhein wieder zusammen traf, wurde ihm sein Irrtum gewiß bewußt. Aber selbst wenn er es versucht hätte, konnte er mit dem rasch vorwärts stürmenden Freund nicht mehr gleichen Schritt halten. Die Tradition war in ihm zu mächtig, das Temperament nicht stark genug, sie zu überwinden. Jahrhunderte hindurch hatte seine Familie sich ängstlich zu den Patriziern gehalten und vom Volke abgesondert; ihm selber schmeichelte offenbar gerade jetzt der Gedanke, durch seine Ehe wieder den Zusammenhang mit der höchsten Gesellschaftsschicht zu erneuern. Was gingen ihn die Maßregeln der Regierung gegen die Demokraten an! Das Wort Demokrat war ihm odiös, beinah ein Schimpfwort geworden. Was diese Leute wollten, war ja auch seiner wissenschaftlichen Überzeugung entgegen, die nur eine historisch konsequente Entwicklung der bestehenden Verhältnisse gelten lassen wollte. Daß diese Entwicklung aber nicht mit Notwendigkeit eine ruhige zu sein brauchte, daß, wie die Reformation zeigt, auch Krisen und Eruptionen und völliger Traditionsbruch notwendig und, wenn man will, historisch konsequent sein können, das übersah er völlig. Schücking hat mit Bezug auf Freiligrath später in seinen Lebenserinnerungen ein charakteristisches Wort geprägt. Er sagt da: „Und wenn seine ‚rote Demokratie' auch nur der Widerschein einer großen und in ihrer Innigkeit seltenen Menschenliebe war, so bewies eine revolutionäre Gewaltsamkeit, die in manchen seiner Gedichte tobt, doch nur einen ganz auffallenden Mangel an Einsicht

in die historischen Gesetze, wonach die Entwicklung der Menschheit nur sehr langsam und allmählich weiterschreitet und den kakodämonischen, unterwühlenden Mächten die eudämonische Gewalt und Zucht entgegengesetzt werden muß, ohne welche die Gesellschaft eine Räuberbande wird." In diesen Worten liegt das Bekenntnis zu einer im Grunde konservativen Weltanschauung. „Der Mangel an Einsicht in die historischen Gesetze" ist ein Zwillingsbruder des berühmteren „beschränkten Untertanenverstandes", der „Kampf zwischen eudämonischen und kakodämonischen Mächten" ist ein aus der Seele des Individuums auf das Volksganze und Parteileben übertragenes Bild, dessen Berechtigung derjenige ablehnen wird, dem das „Vertrauen auf das Volk" zum obersten politischen Grundsatz geworden ist.

Trotz alledem brachte der lustige Sommer von 1843 noch einmal die alte Vertrautheit der Freunde zurück. Aber als der persönliche Kontakt aufgehoben, da zeigte sich, daß dem doch nur scheinbar so war. Schücking tat, was in seinen Kräften stand, die Freundschaft zu bewahren. Er schrieb Aufsätze, in denen er sich bemühte, des Freundes Standpunkt zu verfechten, aber er erreichte nichts. Wohl sind Freiligraths Briefe noch immer herzlich und warm, aber sie werden seltener und enthalten nicht mehr die Dinge, die ihm am nächsten zu Herzen gehen. Daß er die tapfere und so sehr bittere Konsequenz ziehen will, die königliche Pension, von der er lebt, aufzugeben, teilt er dem Freunde erst als fait accompli mit. Er muß erleben, daß Schücking diesen unabwendbaren Schritt unbegreiflicherweise mißbilligt. Und so löst er sich innerlich langsam von ihm los, nicht ohne Schmerzen. In seinen Briefen befinden sich nun Stellen, die bitterer sind, als man sie an Leute schreibt, die einem gleichgültig sind, und in den Ausdrücken schärfer. Dem konservativen Landrat Heuberger schreibt er jetzt häufiger als seinem alten Freunde Levin. Als dieser ihm seine „Ritterbürtigen" schickt, antwortet ihm der Dichter nur, das Losschlagen auf den westfälischen Adel sei wohlfeil und gefahrlos. Denn er selbst hat dem geliebten heimatlichen Boden Valet sagen und mit Weib und Kind in der Schweiz Zuflucht suchen müssen, derweil die preußische und hessische Polizei alle Buchläden auf sein „Glaubensbekenntnis" hin durchstöbert. Und es bemächtigt sich seiner etwas von der Erbitterung dessen, der für die Allgemeinheit leidet, und der nun sehen muß, wie der andre, den die Sache ebensogut angeht, teilnahmlos bleibt und ihm wohl gar noch falsche Motive unterschiebt. Er ruft alte, liebe Erinnerungen zu Hilfe, um die besorgten persönlichen Briefe des Freundes noch ebenso beantworten zu können. Dann wandert er weiter von der Schweiz nach England. Sieben Jahre, nachdem er in Barmen jubelnd, und wie er meinte auf immer, die Tür des Kontors ins Schloß geworfen, setzt er sich wieder mit zusammengebissenen Zähnen vor das Schreibpult, im fremden Lande, wenigen bekannt, einer unter vielen, als schlechtbezahlter Kommis. Aber es trägt ihn das Gefühl seines „innern Königtums":

Wider dich, weil froh du sangst,
Das Gebell von tausend Hunden!
Wider dich die blöde Angst
Vor dem Dichter-Vagabunden!

Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen:
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alles wider dich, den einen!

Doch du bist dir selbst ein Heer!
Dir voraus mit hellem Singen
Jagt dein Lied, der Taillefer,
Mut und Freude dir zu bringen!
Dann der Wille, dann der Fleiß,
Dann, die alles kann, die Liebe —
Keine Schlacht so grimm und heiß
Daß die Schar nicht Meister bliebe!

Es ist erstaunlich, welche moralischen und poetischen Kräfte die politische Begeisterung in diesem Manne frei werden läßt. Er ist unter dem harten Druck der Tagesarbeit fast ganz verstummt, er überlegt die Auswanderung von England nach Nordamerika, um ihr Joch ein wenig zu heben, da erreicht ihn die Nachricht — es ist der März 1848 —, daß daheim endlich die Revolution ausgebrochen sei. Wenige Wochen später ist er in Deutschland. Seine Lieder gehen vor ihm her. Sein Name weckt Begeisterung. Von Düsseldorf aus läßt er die Brandraketen neuer Verse steigen, die keine Zensur mehr unterschlagen kann. Ende Juli erscheint das berühmte Gedicht: „Die Toten an die Lebenden."

Es ist unbegreiflich, wenn zwei Generationen später dem Verfasser dieser Verse die Qualität als Dichter bezweifelt wird. Freiligrath als politischer Dichter konnte im Gegenteil von sich sagen, was Bürger von sich ausrief, als er die „Lenore" vollendet: „Ich will meinen Fuß auf Euer aller Nacken setzen, denn ich bin der große Dschingiskhan der Ballade, und jeder, der nach mir Balladen schreibt, wird seine Kunst von mir zu Lehen nehmen." — Auch wessen politische Neigungen nach ganz andrer Richtung als die des Dichters gehen, muß empfinden, wie das Gefühl diese Verse als Lava durchflutet. Eine größere Leidenschaftlichkeit in der Sprache ist nicht mehr vorstellbar. Gegen diese Verse gehalten ist Thomas Hood weinerlich, Shelley kindlich, und das Pathos Herweghs klingt neben ihnen hohl und falsch. Zu einer solchen Konzentration eines mächtigen Temperaments war unter allen Dichtern des 19. Jahrhunderts nur Freiligrath fähig, denn keiner verband mit soviel Temperament ein so reines Herz. — Die Anklage des Staatsanwalts wegen dieses Gedichtes beantwortete das Düsseldorfer Geschwornengericht unter ungeheurer Aufregung der Bevölkerung mit einstimmiger Freisprechung. Im Oktober übersiedelte Freiligrath nach Köln und übernahm die Mitredaktion der „Rheinischen Zeitung".

Ein eigentümliches Spiel des Zufalls wollte es, daß er somit Schückings nächster Kollege wurde. Denn auch Schücking war mittlerweile Redakteur geworden, aber die „Kölnische Zeitung", deren Feuilleton er leitete, stand ihrer jungen Schwester gegenüber wie der Royalist dem Jakobiner. Wohl war durch die Erregung der Zeit auch Schücking mehr nach links gedrängt. Er hatte den Winter 1847/48 in Rom verbracht, und die großen Erregungen

des Verfassungskampfes in der ewigen Stadt hatten endlich auch sein politisches Blut etwas ins Wallen gebracht. „Werde wenigstens so revolutionär wie der Papst," hatte Freiligrath ihm auf die Kunde von seiner Reise mit bitterem Lächeln zugerufen. Und in der Tat, was kein Gefühl der Zugehörigkeit zum eigenen Volke hatte hervorrufen können, das bewirkte der romantische Rahmen des im Aufruhr befindlichen päpstlichen Rom: Auch in seinem Denken trat eine Weile die Politik in den Vordergrund. In seiner „Römerfahrt" trug er sie der Öffentlichkeit vor. Aber Freiligrath war mittlerweile im Lager der Radikal-Sozialisten angekommen. Die „Rheinische Zeitung", durch den Druck der Reaktion ins Extrem getrieben, unter Karl Marx' leidenschaftlichem Einfluß, führte eine Sprache, die selbst Leuten ohne politische Sympathien als geradezu blasphemisch erschien. Das erleichterte wiederum der Regierung die Stellungnahme. Gewiß war Freiligrath von den ordentlichen Gerichten freigesprochen, aber man besaß andre Mittel. Wer mit ihm verkehrte, wurde unter Polizeiaufsicht gestellt und, wenn irgend möglich, ausgewiesen. Mit andern Worten: er wurde staatlich boykottiert. Die Kölner sogenannte „gute Gesellschaft" aber folgte dem von der Verwaltung gegebenen Beispiel . . .

Keine Briefstelle in den zahlreichen aus jenen Jahren von Schückings Leben erhaltenen Papieren nennt den Namen Ferdinand Freiligrath oder enthält auch nur eine Andeutung über ihn. So ist es unmöglich, festzustellen, ob jemals beide miteinander gebrochen, oder ob sie lernten, ohne das aneinander vorbeizugehen. Aber wahrscheinlich ist bei Freiligraths Art, daß er dem Freunde gegenüber sich einmal allen Groll von der Seele lud, und ob Schücking nun in dem Gefühl der Unabänderlichkeit von all dem sich schweigend zurückzog, oder ob Freiligrath nach allen erlittenen Kränkungen und Zurücksetzungen in allzugroßem Mißtrauen es vorzog, sich keiner neuen Gelegenheit dazu im Hause seines Freundes auszusetzen — gewiß ist, daß ihre Beziehungen vierzehn Jahre hindurch erloschen waren. Sie beginnen erst wieder am 29. Mai 1862 mit einem Brief des Dichters, der mittlerweile die Leitung der „Schweizer Bank-Filiale" in London übernommen hatte:

Lieber Schücking!

Ich höre, Du bist in London, und würde Dir von Herzen dankbar sein, wenn Du mir Gelegenheit geben wolltest, Dich zu sehen, und Dir selbst zu wiederholen, was ich Dir vor Jahren schon durch Joseph Du Mont und jene Dir befreundete Münstersche Dame aussprechen ließ: wie sehr ich es nämlich beklage, daß Mißverständnisse und Zufälligkeiten einen Riß in unser Verhältnis gebracht haben, und wie aufrichtig ich mich freuen würde, Dir mit Herz und Hand zu beweisen, wie lieb Du mir noch immer bist, — und stets gewesen bist!

Die Sendung Deiner Photographie im vorigen Jahre ließ mich hoffen, daß auch Du meiner nicht bloß grollend gedenkst. Ich wollte Dir immer durch die Gegensendung meines Bildes dafür danken, bin aber nicht dazu gekommen, eins nehmen zu lassen.

Also hoffentlich auf Wiedersehn!

Schücking schlug dankbar in die dargebotene Rechte ein. Und sofort, wie es bei Freiligraths Herzenswärme und den wundervollen gemeinsamen Erinnerungen unausbleiblich war, kam etwas von der alten Vertrautheit zurück.

Sie sollte nie wieder völlig verloren gehen. In langen Zwischenräumen teilen sich beide von nun an die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens, dessen Schwerpunkt längst in ihrer Familie liegt, mit. Als Freiligrath 1868 in die Heimat zurückgerufen wird und einen wahren Triumphzug den Rhein herauf nach Köln hält, da eilt auch Schücking, sich an dem großen Fest im Gürzenich zu beteiligen, mit dem der Heimgekehrte gefeiert wird, und voll Rührung versichert ihm der Freund, daß er lange keine so große Freude erlebt habe, wie über sein plötzliches Erscheinen dort. Schücking lädt ihn ein, und er antwortet freundlich (14. März 1870):

„Du sollst nicht sicher vor mir sein. Aber ganz unter uns, ganz in der Stille müssen wir's treiben. Der Bielefelder Rummel voriges Jahr war in seiner Art wunderschön und ergreifend, aber ich bin den stürmischen Empfängen auf die Länge nicht mehr gewachsen. Ein paar Freunde und eine ruhige Flasche Wein sub tegmine fagi; ein stilles Gespräch von alten Zeiten, und alten Freunden, während die Sonne im Westen mälig verglimmt; dazu rauschende Wipfel und ein Heimchenconcert im Grase: das ist's was ich liebe, und was ich noch einmal mit Dir erleben möchte. Ach, lieber Freund, man wird ruhig, immer ruhiger! Wir türmen nicht mehr Ossa auf Pelion, und" (fährt er im Hinblick auf eine von ihm verfaßte Stelle im „Malerischen und romantischen Westfalen" fort) „ich meines bescheidenen Teils trage auch kein Verlangen mehr, den Wittekindsberg in die Schwemme zu reiten."

Man sieht, das mächtige Temperament des Dichters ist vom Alter angerührt, es hat seine höchsten Flammen längst geschlagen, es droht nicht mehr Länder und Völker in Brand zu setzen, es wärmt nur noch leise den häuslichen Herd. Was ihn und den Freund einst getrennt, ist zwischen ihnen versunken. Der Dichter hat sich mit der politischen Entwicklung der Dinge in Deutschland ausgesöhnt. Nur noch ganz selten wallt sein altes demokratisches Blut auf, wenn sein unbeugsamer Gerechtigkeitssinn verletzt wird.

„Jene Parodie," schreibt er am 9. Juli 1875 über eine Sendung von Schücking, „ist von Dr. Otto Hörth, einem der Redakteure der Frankfurter Zeitung, der jetzt eben für irgend ein Preßvergehen ein paar Monate in einem preußischen Zuchthause sitzen muß. Und zwar in Gefangenentracht, höre ich! Für ein kleines politisches Vergehn! O Bismarck! Tantaene animis coelestibus irae?"

Acht Monate später ist er geschieden, sieben Jahre vor seinem Freunde Schücking, der ihm über das Grab nachgerufen hatte, daß „nie ein edleres, wärmeres Herz in einer treueren reineren Natur und einer redlicheren Mannesbrust geschlagen", und der es deshalb gewiß als Glück empfand, daß sich doch noch das Wort Klopstocks von ihm und dem Freunde sagen ließ:

So finden sich im Abendschatten,
Die sich dereinst verloren hatten
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Eduard von Gebhardt.

Von

Mela Escherich.

Die merkwürdigsten Entwicklungen, die die religiöse Malerei jemals durchmachte, gehören dem 19. Jahrhundert. Dieses Jahrhundert begann und schloß mit den leidenschaftlichsten religiösen Bekenntnissen, und obwohl man in seiner ganzen Dauer beständig davon sprach, daß man eigentlich keine religiöse Kunst mehr habe, so stand doch eine Persönlichkeit nach der andern auf, die künstlerisch den alten Kampf um den Glauben kämpfte: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ . . .

Den Morgengruß entbot der fromme, märchengläubige Runge. Dann kamen die Nazarener, die Anschluß an die Kirche suchten; dann in England die Präraffaeliten, die auf die mystische Verschmelzung von Platonismus und Christentum zurückgriffen; dann die Franzosen mit ihrem Historismus; in Deutschland wiederum der katholisch-evangelische Ludwig Richter und der ihm in manchem nachfolgende, aber ganz von evangelischen Tendenzen ausgehende Steinhausen; in Frankreich Millet, der stille Beter auf einsamem Felde; in Italien Previati und in Belgien Khnopff, die beiden Mystiker des Neukatholizismus; dann die Deutschen: Uhde, der Christentümler des Fabrikviertels, Feuerbach, Böcklin mit ihren kurzen, wuchtigen Auseinandersetzungen, Klinger mit gelehrten Paraphrasen, Fidus der Buddhist, Staffen mit seiner herben Passionslyrik, endlich Thoma, schlicht und herzlich mit dem vollklingenden Brustton einer aus ergriffener Seele strömenden religiösen Sprache.

Ein Jahrhundert, in dem die gegensätzlichsten Anschauungen sich durchzusetzen rangen! Es ist die Zeit, da neben Äußerungen allgemein religiöser Art die Konfessionen anfangen nach künstlerischem Ausdruck zu streben. Der Niedergang des Katholizismus ruft eine Reaktion hervor, die bedeutsamerweise von Andersgläubigen ausgeht. Es erfolgen die merkwürdigen Übertritte der Veit und Schadow zum Katholizismus. Die Idee des Rettenwollens der religiösen Werte war eben eine so allgemeine, daß sich selbst das israelitische Konvertitentum dazu berufen fühlte; daß es so weit kommen konnte, bedeutete für den Katholizismus entschieden eine Niederlage. In diesem Augenblick stand die Konstellation für den Protestantismus günstig. Es ist bezeichnend, daß von — Rom eine protestantische Bewegung ausgeht. Während in Rom einerseits Protestanten und Israeliten — die Nazarener — an der Wiederbelebung einer katholischen Kunst arbeiten, tritt aus dem Bannkreis des Pastors

Rothe, des Predigers der protestantischen Gemeinde in Rom, Ludwig Richter hervor, dieser eigenartige Kompromißchrist, der zeitlebens die katholische Messe und die evangelische Predigt besuchte, in seinen religiösen Darstellungen aber entschieden mehr einer protestantischen Auffassung zuneigte. Auf dieser Bahn weiterschreitend, aber nur mit ausschließlich protestantischem Charakter, erscheint dann Steinhausen, der sich in manchem wiederum dem freieren und großzügigeren Thoma nähert. Die Entwicklungslinie biegt nach dem Süden herunter.

Um diese Zeit taucht im hohen Nordosten eine künstlerische Sondererscheinung auf, der Deutschrusse Eduard v. Gebhardt (geboren 1838), der mit seiner positiv evangelischen Kunst rasch ein starkes Aufsehen erregt. Ein leidenschaftlicher Protestant, dem die Kunst nichts andres ist als ein Mittel, seinen Glauben zu bekennen. Jedes Bild eine eindrucksvolle Wiederholung des konfessionellen Glaubensbekenntnisses. Mit der Richtung Richter-Steinhausen kam Gebhardt nie in Berührung. Den esthnischen Pfarrerssohn führte der Weg — über Petersburg, wo die ersten Akademiestudien getrieben wurden — nach Düsseldorf. Eine dazwischenliegende kurze Lernzeit in Karlsruhe scheint wenig Eindruck hinterlassen zu haben. Um so größeren machten Reisen nach den Niederlanden, wo der Künstler die alten Meister studierte. Unter Wilhelm Sohns, des Neffen und Schwiegersohns des berühmteren Karl Sohn, feinfühliger Anleitung wurde das tiefe Interesse, das Gebhardt den Primitiven entgegenbrachte, noch gesteigert. Mehr und mehr geriet der junge Künstler bald in den Bann der alten Kunst und ihrer Zeit, in die er, sich von einer ihm fremden Gegenwart abwendend, hineinflüchtete. Diese Flucht in eine andre Zeit, und zwar, wie er sich rasch entschied, in die Reformationszeit, blieb für seine Kunst entscheidend. Das kulturgeschichtliche Milieu des 16. Jahrhunderts wurde die Form, in die er seine religiösen Ideen goß.

Es war zunächst Aufsehen und Staunen, das er damit erregte. Aber schließlich mußte man sich doch, um der künstlerischen Qualität willen, an die Sonderart Gebhardts gewöhnen, und es geschah ziemlich rasch, da ja in keiner Epoche mehr Neigung zum Historisieren lag, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

In der Kunstgeschichte dieses Jahrhunderts bildet der Historismus in seinen zahlreichen Erscheinungsformen, deren eine die andre bekämpfte, ein merkwürdiges Kapitel. Er begann in Frankreich. Dort kämpfte Delacroix den ersten Kampf. Hoch schwang er die Waffen wider David und Ingres. Der Dramatiker wider die Theatraliker. Der Historismus der Kaiserzeit wurde jetzt spottweise Pompierstil genannt — nach den Römerhelmen auf den Davidschen Gemälden, als deren Vorbilder die Pariser die Helme der städtischen Feuerwehr (Pompiers) erkennen wollten. Nicht das Historisieren, sondern das falsche Historisieren geriet in Verruf. Den alten Historismus schlug ein neuer, der naturalistische Historismus. Heute freilich empfinden wir das romantische Pathos Delacroix' als alles andre eher denn als naturalistisch. Aber Delacroix erschloß eine neue Welt, die dem im Klassizismus erstarrten historischen Sinn Leben zuführte. Eine Reise nach Marokko machte ihn mit der eigenartigen farbenreichen Schönheit Afrikas bekannt. In den

edlen Gestalten der braunen Marokkanerinnen glaubte er einen dem griechischen Ideal verwandten Typus gefunden zu haben. Afrika wurde zu einem mächtigen Mittler. Man begann das Altertum durch eine neue Brille zu sehen. Neben Delacroix trat Horace Vernet auf. Er rückte mit seinem Malstuhl in östlicher Richtung weiter. Der Orient kam an die Reihe. Und damit erschien das religiöse Historienbild. Nun entstand die merkwürdige Mode, die christlichen Stoffe streng historisch zu behandeln. Die ungeheure Entwicklung, die das Christentum in achtzehn Jahrhunderten genommen, wurde einfach ignoriert. Überhaupt alles Geistige trat zurück. Nichts mehr blieb als ein nackter historischer Kern, der mit örtlichem Lokalkolorit ausgeputzt wurde.

Es fällt uns heute schwer, an dieser, von allem religiösen Gefühl sich entfernenden Wirklichkeitsklauberei Geschmack zu finden, und wir pflegen gerne solchen Richtungen gegenüber auf die Naivetät der Primitiven hinzuweisen. Nun ist es wohl richtig, daß die alte Kunst eine weitaus tiefere Religionsauffassung hatte als im wesentlichen das 19. Jahrhundert; aber ein gewisses Historisieren treffen wir doch auch gelegentlich schon im Mittelalter. Freilich in einer den Kern des religiösen Gehalts wenig berührenden Weise. Im allgemeinen war für das — besonders durch den geistigen Höhenkult der Mystik stark entwickelte — religiöse Gefühl die Anschauung maßgebend, daß das Erlebnis der Erlösung ein zeitlos immerwährendes sei, und seine Darstellung, die Passionsgeschichte, darum an keine bestimmte Zeit und Gegend gebunden werden könne. Die Künstler wählten als Ort der Handlung die Gegend, in der sie wohnten, und als Tracht die Bekleidung, die man zu ihrer Zeit trug, beides nicht mit der Tendenz einer historischen Begründung, sondern einfach, weil es ihnen als das nächstliegendste geläufig war und weil dadurch der religiöse Vorgang mit dramatischer Unmittelbarkeit auf den Beschauer wirkte. Aber es ist schon möglich, daß der letztere Umstand nicht sowohl einer gewollten Absicht, als dem naturgemäßen Ergebnis seine Entstehung verdankt. Was gerade das modische Kostüm betrifft, so sehen wir darin von jeher problematische Abweichungen. Den Künstlern schwebte wohl immer und überall eine an keine Zeit gebundene Idealgewandung vor, die sie bei Christus stets, bei den übrigen biblischen Gestalten variierend bald strenger, bald lässiger durchführten. So bildete sich für Christus, Moses, die Propheten, Apostel und vielfach auch für die Madonna eine Phantasietracht heraus, die noch heute im wesentlichen gültig ist und deren Anfänge auf die frühesten christlichen Darstellungen zurückgehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß, was uns heute, z. B. bei einem Bild des 15. Jahrhunderts, als modische Tracht erscheint, damals als biblisches Kostüm galt. Man malte damals mit derselben Überzeugung „biblisch", wie man etwa heute „Biedermeier" imitiert. In späteren Epochen wird unser Stil deshalb nicht mit dem der Biedermeierepoche verwechselt werden. Ein andres Beispiel. Man betrachte Schauspielerbilder aus verschiedenen Zeiten, etwa „Iphigenia" oder „Gretchen". Wir sehen in diesen Kostümen, die jedesmal nach der allgemeinen Meinung streng historisch waren, nur die Mode der Zeit, in der sie getragen wurden. Iphigenia im Reifrock, Gretchen im Ausschnitt von anno 1830 usw. Ganz so verhält es

sich auch mit den christlichen Darstellungen in den verschiedenen Zeiten. Wenn wir die Vorschriften für die Mysterienspiele, von denen die Kunst einiges übernahm, durchlesen, so finden wir darin mancherlei Anweisung auf einen bestimmten Trachtenkanon. Maria soll tragen „einer Klosterfrauen Rock" — auf den Gemälden hat sie auch häufig nonnenartige Tracht —, die Pharisäer lange Judenröcke mit hebräischen Buchstaben besteckt; Maria Magdalena ist gekleidet „stolz und köstlich auf gar alte oder jüdische und seltsame Manier". Alte Manier — das ist offenbar als eine über das Modische und Altmodische zurückliegende Tracht zu verstehen. Man historisierte also damals schon ebenso wie später. Und neben dem Bestreben, eine bestimmte Tracht als historisch für die biblischen Ereignisse festzustellen, zeigten sich auch starke Neigungen, Orientalisches in die Darstellungen hereinzubringen. Dies beschränkte sich aber nur auf weniges: Turbane, Kamele, Affen, Elefanten. Mehr kannte man vom Orient nicht. In den niederländischen Seestädten wurden manchmal fremde Tiere ausgeschifft, von halbnackten Turbanträgern begleitet. Dann eilten wohl die Maler herbei, sie zu skizzieren. Wo wir auf deutschen Kreuzigungen und Dreikönigsbildern die orientalischen Kopfbedeckungen und die wunderliche Statisterei der fremden Tiere finden, dürfen wir vielleicht eine kleine Prahlerei der Maler erkennen, die damit sagen wollten, daß sie in den Niederlanden gewesen, was damals für einen Künstler eine gute Empfehlung war, und überhaupt, daß sie von der Welt mehr wüßten, als man im Vaterland kennen lerne. Man könnte diese Richtung die Küstenländerkunst nennen, denn sie kommt aus den großen, durch den Seeverkehr von internationalem Leben erfüllten niederländischen Handelsstädten. Nach Deutschland flutete sie in das zunächst liegende Rheingebiet hinein, in die mittel- und niederrheinischen und westfälischen Schulen.

Im 17. Jahrhundert sehen wir Rembrandt stark von der Leidenschaft ergriffen, Fremdartiges zu schildern. Das Amsterdamer Judenviertel mit seinem damals noch ganz orientalischen Charakter gab ihm reiche Anregung. Er studierte die hebräischen Typen, kaufte orientalische Teppiche, Waffen, Gefäße. Sein Haus stattete er, hierin ein Vorläufer Makarts, zu einem wahren Raritätenmuseum aus. Seine religiösen Darstellungen schwanken örtlich hin und her. Bald spielen sie in Amsterdam, bald im Orient. Aber die Menschen sind immer Holländer. Auch Rubens schleppt zuweilen den ganzen Apparat orientalischen Lebens in seine religiösen Bilder. Aber er bleibt immer auf halbem Wege stehen. Die heiligen drei Könige sind Orientalen, die Madonna in Tracht und Typus ist eine Antwerpener Patrizierin.

Das Neue im französischen Sakralbild des 19. Jahrhunderts bestand also darin, die Szene völlig in den Orient zu versetzen. Nicht bloß Gegend und Kostüm, sondern auch die Menschen waren echt orientalisch. Gewiß übten die kolonialen Erwerbungen des französischen Staates hierauf Einfluß. Man brachte im allgemeinen Asien und Afrika ein höheres Interesse entgegen, das sich auch in der Literatur (Flauberts „Salambo") bemerkbar machte.

Ebenso wie einst von den Niederlanden ging jetzt von Frankreich diese Strömung nach Deutschland hinüber. Das deutsche Publikum begeistert sich

an Makarts Palmendekorationen, an Ebers' ägyptischen Romanen, an Renans „Leben Jesu". Munkacsy und Piglhein machen mit ihren orientalischen Passionsbildern ungeheures Aufsehen.

Wohin war die religiöse Malerei gekommen? Die Pointe lag längst nicht mehr im religiösen Gehalt, sondern im Milieu. Man gab Reiseschilderungen aus dem heiligen Lande. Piglhein spielte den Trumpf aus, als er verkündigte, daß er zu seinem Kreuzigungspanorama die Studien genau an den als historisch bezeichneten Stellen gemacht habe. Davon sprach alle Welt mit höchstem Interesse. Ob und wie er den Geist des Christentums oder die Persönlichkeit Jesu erfaßt habe, wurde mit keiner Frage berührt.

Man muß sich diese eigentümliche Zeitströmung vor Augen halten, wenn man einer Erscheinung wie der Eduard v. Gebhardts gerecht werden will. Nur wenn wir den Historismus, von dem die Epoche im allgemeinen ergriffen war, betrachten, können wir den Gebhardts verstehen. Gebhardt, eine durch und durch leidenschaftlich religiöse Natur, fühlte sich von dem orientalischen Kulissenzauber der Franzosen und ihrer Nachbeter abgestoßen. Er äußert sich selbst darüber mit folgenden Worten: „Man hat oft die Frage an mich gerichtet, warum ich denn die biblischen Bilder in altdeutschem Kostüm male? Ja, wie denn? Sollte ich etwa weiter malen wie die Nazarener? Anfangs dachte ich auch nicht anders; aber meinen hausbackenen Menschen wollten die konventionellen Gewänder partout nicht passen. Ja, sagten die klugen Menschen, ich sollte es doch so malen, wie es gewesen ist, es ist doch im Orient passiert, das ist doch ein Anachronismus, den ich begehe. Merkwürdig, noch nie hat ein Mensch es zustande gebracht, in der Form des Orientbildes ein andächtiges Bild zu malen, warum verlangt man denn das von mir? Malen wir denn nicht als Deutsche für Deutsche?"

Gebhardt trat also in einen Gegensatz zur Orientmalerei. Er kennt nur eines: deutsch gegen orientalisch. Dabei bleibt die Frage, ob modern deutsch oder altdeutsch unberührt. Er antwortet: „Warum ich altdeutsch male? Weil ich nicht orientalisch malen will." Das ist eigentlich keine logische Antwort. Sie erhält ihren Sinn nur, wenn wir beachten, daß die Frage, auf die sie erteilt wurde, nicht auf modern oder altdeutsch, sondern auf deutsch oder orientalisch ging. Man schien vom Christentum nichts mehr zu wissen, als daß es „im Orient passiert" war, und dem setzte eben Gebhardt sein deutsches Christentum entgegen. Daß er dazu das Gewand der Reformationszeit wählte, hat für den Protestanten Gebhardt seine innere Begründung. Für ihn geht das deutsche Christentum mit Luther an. Die religiöse Kunst der Franzosen wie der Nazarener nahm ihren Ausgang vom Katholizismus. Auch Richter und Steinhausen behalten den Zusammenhang mit dem Christentum im allgemeinen bei. Gebhardt aber verkündigt positiven Protestantismus. Sein Historismus ist ein ganz andrer als der eines Delacroix oder Vernet, Munkacsy oder Piglhein. Das Wesentliche liegt nicht in der bestimmten Tracht und Örtlichkeit. Er ist Kirchenhistoriker und erzählt das Luthertum. In einer Reihe von Genrebildern schildert er das bewegte Geistesleben der Reformations-

zeit, sucht gleichsam für die Epoche, die seinem Herzen am nächsten steht, Propaganda zu machen. Er zeigt uns ergraute Bürger in heftiger Disputation, einen jungen Reformator, dem sein Weib sorgend über die Schulter schaut, während er eine flammende Epistel schreibt; zwei Klosterschüler, Worte der Schrift lesend, der eine aufblickend, die Qual frühen Glaubenskampfes in den jugendlichen Zügen. Solche Darstellungen leiten die Stimmung ein, die er zu seinen Passionsbildern haben will, die Stimmung einer erregten Menge, die mit brennendem Verlangen eines Erlösers harrt.

Aber da, wo uns Gebhardt den Erlöser vorführt, da tritt doch vielfach wieder dasselbe ein, wie schon auf den mittelalterlichen Gemälden, das Zeitkostüm macht der biblischen Gewandung Platz. Schon auf den Frühwerken, „Christi Einzug in Jerusalem" (1863) und dem Revaler „Christus am Kreuz" (1866) findet Gebhardt einen eigenen Stil, der mit dem kulturhistorischen Hintergrund ziemlich frei umspringt. Der „Einzug Christi" bewegt sich durch ein altertümliches Stadttor, dessen Formen jedoch keineswegs gotische sind, wie es dem Zeitcharakter nach sein müßte. Der einreitende Erlöser trägt ein Pilgerkleid, wie es zu jeder Zeit getragen werden kann, und die ihn umgebende Menge zeigt in einzelnen Kleidungsstücken, Pelzkragen, Gürtel, Barette, wohl Anlehnung an die Tracht des 16. Jahrhunderts; doch so flüchtig, daß sie für den modernen Beschauer kaum bemerkbar ist. In der Kreuzigung im Dom zu Reval aber ist das Kostüm völlig ideal, von keiner Tracht einer Zeit oder Gegend abhängig. Und ebenso verhält es sich auch mit dem Werk des Meisters, das sein populärstes geworden ist, dem „Abendmahl" in der königl. Nationalgalerie zu Berlin (1870). Auf die Vertäfelung und Fliesen des Saales, die Schemel und den vor Christus stehenden Abendmahlskelch mag beiläufig die Bezeichnung altdeutsch passen, aber die Gestalten Christi und der in faltenreiche, kuttenartige Gewänder gekleideten Apostel tragen nicht das Gepräge der Zeit. Erst in den siebziger und achtziger Jahren, als die Renaissancebewegung das deutsche Kunstgewerbe ergreift und von da aus auch auf die bildende Kunst herüberwirkt, nimmt die Betonung des Zeitcharakters bei Gebhardt bestimmtere Formen an. Jetzt erscheinen die großen Pelzschauben der Männer, jetzt das faltige Gewand der Frauen. Aber wir werden nirgend überzeugend in die Stimmung des 16. Jahrhunderts versetzt. Zu lebhaft drängt sich die reale Gegenwart durch.

Die Gegenwart! Und damit gelangen wir endlich zu der Frage: wer sind Gebhardts Gestalten? Es sind Typen aus dem Volk, vom Lande geholt, von der Straße. Dem Menschen gegenüber bewegt er sich nicht wie in Fragen des Kostüms und der Umgebung in Abstraktionen. Hier malt er Natur. Bei seinen esthnischen Bauern, unter denen er aufwuchs, fing er an. Prächtige Studien entstanden schon in seiner frühesten Zeit, in den sechziger Jahren. Was sind das für Köpfe voll Kraft und Mark, diese verwitterten Typen aus der entlegenen Nordostecke deutschen Sprachgebietes! Ein merkwürdiger Menschenstamm, von einer originellen Häßlichkeit. Kleine tiefliegende Augen, oft listig gekniffen, falbes blondes Haar, das gescheitelt auf die Schultern herabwallt, flockiger Bart, der sich, die Wange freilassend, vom Ohr herab bis unter das Kinn zieht. Erscheinungen, die von der Kultur noch wenig

gestreift sind, deren nationale Tradition auf nichts andres zurückgeht, als auf die schreckhafte Erinnerung an die Leibeigenschaft, deren schwerflüssige Moral notdürftig durch ein primitives, von allerhand Aberglauben durchsetztes Christentum zusammengehalten wird. Diese Menschen zu studieren, hatte Gebhardt in seiner Jugend wohl am meisten an den Sonntagen Gelegenheit, wenn sie sich aus nah und fern alle zur Predigt versammelten, schweren Schritts in die ehrwürdige Kirche hereinstolpernd; wenn dann der alte Pastor Gebhardt zu ihnen sprach und sie seinen Worten lauschten mit der hingebenden Empfänglichkeit einsamer Menschen, denen das Jahr durch wenig geistige Nahrung zufließt; wenn sie dann hinausgingen und vor der Kirchentüre noch zusammenstanden, sich von Pastors zu verabschieden, einige kurze knappe Reden wechselnd über Saatenstand und Gottvertrauen. Das war die Welt, in der der junge Künstler aufwuchs, und er im Mittelpunkt dieser Welt! Denn das Pfarrhaus bildete einen Mittelpunkt. Hier ging alles aus und ein, traf alles zusammen. Und als die Seele dieses Hauses waltete die Pastorin, die Frau mit den edlen, von lebendigstem Fühlen durchleuchteten Zügen, seine Mutter, die er auf etlichen Darstellungen — am ergreifendsten als Schmerzensmutter unter dem Kreuz auf der Revaler Kreuzigung — verewigte. Aus der engen heimatlichen Welt brachte er alles mit, was zeitlebens für ihn charakteristisch blieb. Mit einem zähen Konservativismus hielt er an den Jugendeindrücken fest. Die knorrigen Gestalten seiner esthnischen Landsleute kehren wieder und wieder auf seinen Gemälden, als Apostel, als zuhörendes Volk. Als etwas Bodenständiges dürfen wir auch das stark aufgetragene Pathos erkennen, das Gebhardt nie ablegte, und das, wie sich nicht leugnen läßt, für den Meister ein nicht unwesentliches Hindernis ist, bis zum letzten Grunde überzeugend zu wirken.

Eine vorteilhafte Bereicherung der Typen erfuhr Gebhardts Kunst in Düsseldorf durch den breiten niederrheinischen Volksschlag, der nun Gegenstand des Studiums wurde. Manche dieser in einer ausgezeichneten Technik gearbeiteten Studien möchte man dem fertigen Gemälde vorziehen [1]). In der Peinlichkeit, die der Meister für jedes Hautfältchen aufwendet, ist er Balthasar Denner zu vergleichen. Sein Naturalismus kennt in der Genauigkeit der Natur gegenüber kaum eine Grenze. Dabei ist alles auf Mimik und Gebärde gerichtet. Hierin wagt er sich sehr weit. Seine Menschen tragen auf, als ob sie auf der Bühne ständen. Man hat deshalb seine Kunst mit dem Spiel der Oberammergauer verglichen, weil hier und dort die Wirkung auf den Beschauer eine ähnliche ist.

Gewiß wirkte hierfür das Vorbild der alten Niederländer bestimmend. Finden wir doch bei den Primitiven nicht selten eine Anlehnung an theatralische Vorführungen. Wir wissen, daß die Mysterienspiele den alten Künstlern Anregungen gaben. Und gerade für das bühnenhafte Element, das in ihre

[1]) Es sei in diesem Zusammenhang auf eine sehr geschmackvoll ausgewählte und ausgestattete Publikation, 24 farbige Studien von Eduard v. Gebhardt, mit einem Vorwort von Fritz Stahl, hingewiesen. Das Mappenwerk ist im Verlag von Raphael Tuck & Sons (Berlin) erschienen. Die Verfasserin.

Kunst überging, scheint Gebhardt in hohem Maße empfänglich zu sein. Manche Gruppen wirken wie nach lebenden Bildern gemalt. Bei einer geringeren künstlerischen Kraft müßte diese Neigung zur verhängnisvollen Klippe werden. Bei Gebhardt findet man sich hinein, selbst wenn man nicht unbedingt zustimmen kann. Was uns an ihm hinreißt, ist sein leidenschaftliches Temperament, dem man Sonderlichkeiten zu gute halten muß. Bei den alten Meistern, deren bedingungslose Hochschätzung meist nur dem Namen und dem Alter gebührt — man erfährt täglich, wie ein Zweifel an Autor und Datum, nicht an der Qualität, ein Werk entwerten kann! — pflegen wir dieselben Eigenschaften, die wir bei heutigen tadeln, originell zu finden.

Gebhardt hat manchen großen Wurf getan, und wo gelegentlich in modernen Ausstellungen ein Bild von ihm auftaucht, da wirkt es, behauptet sich unter der so ganz anders gearteten jungdeutschen Kunst. Und noch ein großes, herrliches Werk zu schaffen war dem Meister vergönnt, den Zyklus von Wandgemälden in der Friedenskirche zu Düsseldorf. In ungebrochener, ja fast noch gesteigerter Kraft redet da Gebhardt zu uns sein altes Evangelium.

Es gibt vielleicht viele, die zu Gebhardts Kunst in kein rechtes Verhältnis kommen können. Er ist ihnen zu einseitig, zu konfessionell. Das ist ein Vorwurf, der auf die Dauer keine Berechtigung hat. Es gehört eine gewisse Reizbarkeit dazu, um ein religiöses Bekenntnis nicht ertragen zu können. Gerade die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine solche Epoche. Andrerseits zwang aber auch wiederum die Treue, mit der Gebhardt seine Ideen durchführte, Achtung und Bewunderung ab. Nie, daß er sich von einer Augenblicksströmung fortreißen ließ. Nie, daß er auch nur einen Schritt breit Konzessionen machte. Das ist es, was ihn hochhebt, die große Konsequenz den einmal erkannten Idealen gegenüber. Aber Gebhardt ist dabei keine starre Natur. Er hat sich in zunehmender Verinnerlichung und Vertiefung fortentwickelt. Das sehen wir besonders an seinen Frauengestalten. Auf den frühen Schöpfungen liegt noch gleichsam etwas Fremdes zwischen ihnen und dem Beschauer. Man fühlt das Ringen des Künstlers mit noch nicht verarbeiteten Lebenseindrücken. Aber zu welcher Höhe steigert sich der Vortrag auf der „Hochzeit zu Kana" im Kloster Loccum! Die kindliche Braut, die vor dem langen festlichen Gefolge kerzentragender Jünglinge und Jungfrauen einher auf Christus zuschreitet, welch märchenhaft liebliche Erscheinung! Hier findet ein unmittelbarer Ausbruch poetischen Gefühls statt, wie wir ihn in der einfachen Sprache des Volksliedes so hoch schätzen. Der sonst so realistische Künstler, hier trifft er den melodischen Ton, unter dessen weicher Rhythmik sich das Wirkliche löst, das Märchen mit allen seinen Wundern in Aktion tritt. Als ein echtes deutsches Märchenkind schreitet diese holde Braut daher; man horcht, ob nicht ein Raben- oder Schwanenflügel rauscht, nicht ein gläserner Pantoffel klingt. Das Wunder von Wasser und Wein wird in diesem traumhaften Rahmen seine Außerordentlichkeit verlieren.

Und noch einmal weiß uns der Meister durch die Gestalt einer Frau in eine ähnliche Stimmung zu versetzen. Das ist in der „Auferweckung des Lazarus" (1896). Eine Szene von einer eminenten Schönheit. Sie spielt

auf einem modernen Friedhof. Dichtgedrängte Grabsteine vor einem Hintergrund dunkler Bäume. Links eine heranschiebende Menge. Um das Grab nur wenige Personen. Das Wunder ist eben geschehen: Lazarus sitzt schon aufrecht im Sarge mit langsam wiederkehrender Besinnung. Etliche Leute sind beschäftigt, ihn aus dem Grabeslinnen loszuwickeln. Der eingefallene Körper, die tiefliegenden Augen zeigen noch die Spuren des Todes. Die ehrfurchtsvoll und erregt heranflutende Menge bespricht alle Einzelheiten des wunderbaren Ereignisses. Alle sehen und deuten nach dem lebendig gewordenen Toten. In dieser allgemeinen Aufregung, in der sich alles Interesse auf Lazarus lenkt, bleibt für zwei Menschen ein stiller Augenblick: Jesus und Maria Magdalena. Maria Magdalena — die legendarische Identifizierung der Maria von Bethanien mit der Sünderin Magdalena darf hier wohl beibehalten werden — ist vor dem Erlöser niedergesunken und blickt mit strahlender Freude zu ihm auf. Ihre ganze Gestalt ist die reinste Verkörperung dankbarer Freude. Sie ist jung, blond. In ihren Zügen liegt noch Kindhaftigkeit, die sich in diesem Augenblick reifenden Erlebens mit einer ergreifend schönen magdlichen Würde paart. Ihr geöffneter Mund zuckt in einem seligen Lachen. Ihre Augen leuchten; sie fangen als lauterer Spiegel gierig den Gottesblick auf. Die ganze Seele loht jubelnd auf zu dem Meister, in dem sie den Mittler erkannt hat zwischen sich und dem unbekannten Gott. Und milde neigt sich Jesus zu ihr, berührt mit der Hand, die Wunder tut, ihre glühende Stirn . . .

Die Szene ist ein erregtes Vorspiel zu der abgeklärten, milden am Ostermorgen, die wenige Jahre später Hans Thoma für die Heidelberger Peterskirche malte: Noli me tangere. Die beiden Werke dürfen nebeneinander genannt werden. In der Gestalt der Maria schuf Gebhardt sein Bestes. Sie ist der innerlichste tiefste Ausdruck seiner Kunst, das Wesen seines Glaubens. Die schöne Hingabe, die wie ein inneres Licht aus ihr hervordrängt, verkörpert auf das reinste das ganze Zielen und Streben des Meisters selbst. Diese Gestalt ist nicht nach einem Modell gewonnen. Er hat sie in sich selbst gefunden. Sein Suchen nach ihr geht weit zurück. Wenn wir mitsuchen, wir finden frühe eine analoge Erscheinung. Ein andres Bild schiebt sich vor. Ältere Züge, leidens- und erfahrungsvoller, aber in den alten Augen dasselbe schöne, kindliche Erlöservertrauen — des Künstlers Mutter. Es scheint, daß Gebhardt tiefe Eindrücke aus dem Elternhaus in die Welt hinausnehmen konnte. Dort war die Stätte, wo der starke religiöse Kern seines Wesens gebildet wurde; dort empfing er die Ideale, die die leitenden Sterne seines Lebens wurden: den unerschütterlichen Glauben und den starken Willen, die ganze Kraft in den Dienst dieses Glaubens zu stellen.

So bildet Eduard v. Gebhardt in unsrer deutschen Kunst eine eigenartige, aber vornehme Erscheinung. Er steht für sich allein. Ohne Vorläufer und ohne Nachbeter. Aber, wenngleich fernabtreibend von den Strömungen der andern, gehört er doch zu denen, die vorwärts führten und zu Zeiten, wo in manchen Richtungen ein bedenkliches Schwanken herrschte, durch strenge Auffassung der idealen Pflichten der Kunst ihre Würde und Sakralität retteten.

Ein deutscher Humanist: Josef Bayer.

(1827—1910.)

Von

Robert Stiassny.

Hochbetagt ist vor kurzem Josef Bayer gestorben, der Patriarch des kritischen Schrifttums in Wien, nebenher emeritierter Professor der Ästhetik an der Technischen Hochschule. Äußerlich vorzeitig gealtert, war Bayer noch als Achtziger innerlich merkwürdig ungebrochen und unverbraucht, eine Kernnatur, aus ganzem Holze geschnitten. Denn „die Gesinnung, die beständige, sie macht allein den Menschen dauerhaft" — dieses Goethesche Wort wäre kein unpassendes Motto gewesen für die von ihm geplante, leider ungeschrieben gebliebene Selbstbiographie. Wieviel Interessantes hätte Bayer darin erzählen können, so ereignislos und fragmentarisch seine Existenz scheinbar verlaufen ist. Noch hat er das Österreich des Kaisers Franz gekannt, den Vormärz und die Jahre der Reaktion erlebt, endlich als verständnisvoller Beobachter der liberalen und pseudoliberalen Ära Glück und Ende mitgemacht. Als Bayer am historischen Schiller-Tag 1859 die offizielle Festrede in Prag hielt, wie anders hat die österreichische Welt ausgesehen als heute! Ein deutscher Literat von sehr entschiedenem Nationalgefühl, Freund Alfred Meißners und Mitarbeiter an Gustav Freytags „Grenzboten", genoß er gewisse Sympathien auch in der tschechischen Intelligenz — so ungeteilt war damals noch der böhmische Landespatriotismus. Freilich, zu einer sicheren Lebensstellung, zu einem angemessenen Wirkungskreise vermochte Bayers soziales Ansehen in seiner Vaterstadt ihm nicht zu verhelfen. Zwischen Tagesschriftstellerei, einem populär-wissenschaftlichen Lehrbetrieb und dem Frondienste eines kärglich besoldeten Aushilfspostens an der Handelsschule (400 Gulden Jahresremuneration für 22 Unterrichtsstunden wöchentlich!) verrannen ihm die Jahre 1856—1863, in denen er es gleichwohl fertig brachte, nebenbei eine zweibändige Ästhetik und drei Bände „Von Gottsched bis Schiller" zu schreiben: außerordentliche, mit dem Maßstab der Epoche und ihrer Geisteskultur in Österreich gemessen, geradezu erstaunliche Leistungen. Gehörte doch kein geringer Jugendmut dazu, gleichzeitig mit der bahnbrechenden Ästhetik

F. Th. Vischers eine systematische Arbeit gleicher Richtung zu veröffentlichen. Auch Bayer wurzelte im Ideenkreise Hegels und trat damit in Gegensatz zum Formalismus der Herbartschen Schule, die noch lange hinaus die philosophischen Lehrstühle in Österreich allein besetzte. Über die Flut von Schriften, die Vischers Ergebnisse zu rasch umlaufender Scheidemünze ausgeprägt haben, hebt sich Bayers Buch noch heute hinaus durch die klare und selbständige Gruppierung des Stoffes, dem er namentlich in der Behandlung des Tragischen und Komischen neue Seiten abgewonnen hat, durch die scharfsinnigen Einzelanalysen und die frische, individuelle Färbung seines Stils. Ein „Kunstdenker" im Sinne der älteren normativen Ästhetik, die den Schlüssel zu den letzten Geheimnissen der künstlerischen Produktion zu besitzen vorgab und die Schaffenden auf bestimmte Schönheitsregeln und Rezepte verpflichten wollte, war Bayer übrigens niemals gewesen. Seine Art, über Literatur und Kunst zu sprechen, hatte vielmehr selbst künstlerischen Nerv und Zug, ging auf einen lebendigen Empirismus aus: Ästhetik war ihm kein Fach, sondern nur eine „Anschauung". Um so verhängnisvoller sollte es für seine Laufbahn werden, daß er, einmal falsch angemeldet und abgestempelt, fortan bloß als „Ästhetiker" gegolten hat. Namentlich die Zionswächter der „reinen" Wissenschaft, denen der originelle Kopf und unabhängige Charakter unbequem war, haben dafür gesorgt, daß der Name an ihm haften blieb. Hatte er von dieser Seite her schon als Privatdozent in Prag mancherlei Anfechtungen erfahren, so trug die irrige Berufsbezeichnung die Hauptschuld daran, daß er auch seiner Wiener Lehrtätigkeit (1871—1898) nicht froh und der Vorrechte einer ordentlichen Professur erst im Ruhestande teilhaftig geworden ist.

Und doch hatte schon das Gottsched-Schiller-Buch bewiesen, daß sein Autor in der abstrakten Spekulation keineswegs aufging, sondern vom Allgemeinen ins Besondere vorzudringen verstand. Ein weiter historischer Blick verbindet sich hier mit ausgebreiteter Materialkenntnis und, wo es nottat, einer Andacht zum Unbedeutenden, die auch der philologisch-kritischen Lupe der exakten Forschung sich zu bedienen verstand. Wovor Bayer durch seinen Bildungsgang und seinen Geschmack bewahrt blieb, war nur die Methode jener alexandrinischen Gelehrsamkeit, die das Kunstwerk unter Noten und Notizen vergräbt. Das Ganze war ihm wichtiger als die Teile, der Dichter wichtiger als die Lesarten seiner Texte. So gibt es in dem heute fast verschollenen Buche eine evolutionistische Studie über die Genieperiode, die, den besten Partien etwa der Hettnerschen Literaturgeschichte vergleichbar, der rationalistischen Dialektik des noch von Scherer hochgehaltenen Julian Schmidt aber durch Wärme der Empfindung und Schmelz der Darstellung beträchtlich überlegen ist. Schon kündigt sich Bayers besonderes Talent für das literarische Porträt an, das er in abgerundeter, erschöpfender Knappheit mit reliefartiger Prägnanz herauszuziselieren wußte. Die glänzendsten Kapitel des Werkes sind die über die Weimarer Epoche. Zu ihr hatte der Deutschböhme frühzeitig ein persönliches Verhältnis gesucht und gefunden, mit den Jahren sich immer tiefer in sie eingelebt, sie nacherlebt wie außer

ihm vielleicht nur noch Herman Grimm. Noch eine seiner letzten größeren Arbeiten, der geistvolle Aufsatz über Herder (1904) im „Literarischen Skizzenbuch" (Prag, 1905), war ein Bekenntnis zu den klassischen Überlieferungen. Und wie ein stilles Leuchten geht ihr Nachglanz auch durch das Meiste, was Bayer als langjähriger Burgtheaterreferent der alten „Presse" (1871—1882) für den Tag, im Drange des Tages geschrieben hat.

In Wien, wo jedermann über das Theater nicht nur eine Meinung, sondern auch ein Urteil zu haben glaubt, und die Dramaturgen wild wachsen, mag es Bayer nicht leicht gefallen sein, mit der besonderen Art seiner Kennerschaft sich durchzusetzen. Für einen „brillanten" Feuilletonisten hat er sich selbst nicht gehalten. Wo aber andre — man kennt die bedeutenden Ausnahmen — sich begnügen, die im Lichte blinkenden Spitzen des Gegenstandes mit rascher Hand abzupflücken, bohrte sich Bayers Betrachtung in den Kern des Stückes oder der Aufführung hinein: seine Besprechungen waren — wie auch seine trefflichen Wiener Theaterbriefe in den beiden ersten Jahrgängen der „Deutschen Rundschau" zeigten — unausgetragene Essays, Buchfragmente nach seinem eigenen Ausdruck, und sind erfreulicherweise neuestens wirklich zu einem Buche zusammengewachsen (Studien und Essays. Prag, 1908). Dabei war ihm der Zeitungsdienst nicht bloß Amt, sondern Beruf, den er mit voller Hingebung und ohne jede professorale Salbung ausgeübt hat. Nur für das, was die Menge am Theater hauptsächlich anzieht, das eigentlich Theatralische, vorab die Darstellung, erkaltete sein Interesse mehr und mehr, wogegen den Fragen der Inszenierung, des Bühnenbildes seine ernstliche Teilnahme nach wie vor zugewendet blieb. Es war eben der Punkt, wo seine literarischen Neigungen zusammentrafen mit seinem anschaulichen Denken, seinem künstlerischen Blick.

Der Sohn einer vorwiegend philosophisch gebildeten, anschauungsarmen Zeit, war Bayer dennoch von Haus aus aufs Auge veranlagt, in weit höherem Grade als z. B. sein berühmterer Landsmann, der Geschichtschreiber und Kunsthistoriker Anton Springer. Der bildenden Kunst ist Bayer daher nicht vom Begriffe aus näher getreten, und nicht vom Standpunkte der erzählenden Kunstgeschichte, so gern er sich namentlich in kulturhistorischen Perspektiven erging. Die sinnliche Erscheinung des Kunstwerkes, die lebendige Triebkraft, das Problem der Form hat ihn vor allem beschäftigt. Mit dem Formalismus der Herbartianer, die das Schöne „mathematisierten", hatte er auch hier nichts gemein, seine Vorbilder waren Jacob Burckhardt und Gottfried Semper. Dem größten deutschen Architekten des 19. Jahrhunderts hatte er schon 1879 in der „Zeitschrift für bildende Kunst" eine meisterhafte Studie gewidmet, und mit Sempers „Stil", diesem genialen Torso einer praktischen Kunstlehre, sich auseinander zu setzen, war ihm immer wieder Bedürfnis. Stilfragen waren auch das Lieblingsthema seiner Vorlesungen, mochten sie sich über die Kompositionsgesetze der bildenden Kunst, die Geschichte der Dekoration oder die Entwicklung der Bautypen verbreiten. Solche prinzipielle Erörterungen, für welche die Monumentenkunde nur die Beispiele lieferte, hießen in den siebziger und achtziger Jahren, zur Zeit der Alleinherrschaft

der historisch geschulten Kunstbetrachtung „Ästhetik", und Bayer mußte, ein Dozent in partibus infidelium, sein Kolleg, wenn es überhaupt zustande kam, vor halbleeren Bänken halten. Heute sitzt auf dem ersten kunstwissenschaftlichen Katheder Deutschlands als einflußreiches Schulhaupt ein naher Gesinnungsverwandter Bayers, und seine Richtung gelangt in der Disziplin allmählich ans Ruder. Der österreichische Vorläufer aber ist „zwischen die Zeiten gefallen".

Bayers Sinn für gesetzmäßige Schönheit fand sich am meisten durch die Architektur befriedigt, in der er die objektivste aller Künste, die verantwortliche Führerin des Kunstlebens erblickte. Die „herbste der Musen" hatte er ans Herz geschlossen, sie, deren Schöpfungen, obwohl die offenkundigsten, die öffentliche Meinung am seltensten zu erregen pflegen, weil ihr Wert am schwersten zugänglich ist. Weitere Wiener Kreise für Architektur zuerst interessiert zu haben, ist eines der bleibenden Verdienste Bayers. Die Schilderung von Bauten und Stilen gehört wohl zu den schwierigsten schriftstellerischen Aufgaben. Die berufensten Bauästhetiker werden immer die Baukünstler selbst bleiben, schon wegen ihrer Vertrautheit mit der technischen Konstruktion, die die künstlerischen Formen bedingt. Denkende Architekten hat es zu allen Zeiten gegeben, und ihnen verdanken wir das Gehalt- und Aufschlußreichste, was über das Wesen der Architektur gesagt wurde. Nur das bewußte Denken der Wissenschaft, die Tugend der historischen Gerechtigkeit ist meist nicht ihre Sache. Weil aber die Baukunst das Produkt der allgemeinen Verhältnisse und des allgemeinen Geistes einer Epoche ist, verlangt sie eine relative Beurteilung, deren die Praktiker in ihrer mehr oder weniger energischen Einseitigkeit in der Regel nicht fähig sind. Soll der Laie für den spröden Stoff gewonnen werden, so fordert die Architekturkritik ferner literarische Qualitäten, die unter den Leuten vom Bau natürlich noch seltener anzutreffen sind als bei den zünftigen Kunstgelehrten. Bayer hatte sich nun der konstruktiven Grundlagen der Baukunst soweit bemächtigt, um die jeder Form innewohnende dynamische Kraft, ihren Ausdruckswert zu erfassen. Mit nachfühlender Einsicht hat er dem Bauwerke Mittel und Wirkungen abgefragt, seine Komposition und seine optischen Reize darzulegen und im Ganzen einer Stilbewegung ihm seinen Platz anzuweisen gewußt. So wurde Bayer der zuverlässigste Chronist des monumentalen Neu-Wien, und seine Architekturessays, einmal gesammelt, würden einen ausgezeichneten Führer abgeben durch die steinerne Herrlichkeit der seit den sechziger Jahren verjüngten Kaiserstadt. Mit dieser baurevolutionären Umgestaltung des älteren Stadtbildes wird, wie die Theorie mit der Praxis, sein Andenken verbunden bleiben.

In ihrer präzisen, sauberen Durcharbeitung erinnerten diese, meist in der „Neuen freien Presse" erschienenen Aufsätze mitunter an zierliche Baumodelle; sie waren von jener reingestimmten Harmonie, die Leon Battista Alberti „concinnitas" genannt hat. Darüber hinaus gelang es Bayer oft genug, das tote Mauerwerk zu beseelen, die geheimnisvolle Stimmung, die über jedem höheren Baugebilde schwebt, in Worte umzusetzen, den Genius der Zeit als den „höchsten Bauherrn" aus den Steinen reden zu lassen. „Nein! wir leben

nicht mehr in einem turmbauenden Zeitalter. Nicht nur in der Kunst, auch in der Politik, dem gesellschaftlichen Leben, den praktischen Bestrebungen, der wissenschaftlichen Forschung — überall verlangen wir mehr nach einem Ausblick als nach einem Aufblick. Unsere Lebensdirektion steht gleichfalls unter dem Horizontalgesetze: sie ist visierend, sie fixiert ein Ziel in geradliniger Richtung — und dies muß dann vor allem die raumsymbolische Kunst des Bauens in ihren Dispositionen bestimmen." An Wahrnehmungen so feiner Art ist Bayers Raisonnement überraschend reich. Anderwärts wieder flossen ihm wahre Architekturbilder aus der Feder, von dem malerischen Reize Menzelscher Aquarelle. So gibt er im Eingange einer größeren Publikation des neuen Burgtheatergebäudes (1894) eine Beschreibung der Baustätte des Hauses: in wenigen Strichen wird ein Stück Alt-Wien lebendig, das „Paradeisgärtel" mit seiner Basteiromantik und dem Treiben der Biedermeier-Zeit. Dieses Werk bringt die erste Entwicklungsgeschichte des modernen Theaterbaues, indem Bayer den Semperschen Theatergedanken bis zu seiner Keimzelle zurückverfolgt, einem, von französischen Einflüssen nicht unberührt gebliebenen Projekte Pietro Sangiorgis für Rom vom Jahre 1821. Überzeugend sondert er den Anteil Sempers von dem seines Mitarbeiters und Exekutanten Hasenauer, dem nur die Umredaktion des Baues und dessen ornamentale Ausstattung gehört, während die Anlage der Hofmuseen gegenteils auf Hasenauer zurückgeht und von Semper bloß verbessert wurde. Ebenso fesselnd wußte er die Wiener Hofburg in einer größeren Artikelserie als „Dynastienbau" zu charakterisieren. Und wie farbig geschildert sind in dem schönen Buche „Aus Italien" (Leipzig, 1885) die altchristlichen Monumente von Ravenna, mit wieviel historischer Phantasie ist hier, in der Legende „San Marco und sein Löwe", die Zauberwelt der Lagunenstadt zusammengesehen mit den Gestalten und Geschichten ihrer großen Maler. Die meisten übrigen Aufsätze dieses Bandes sind Renaissancestudien, die dem Kulturhistoriker manches Neue und Selbsterforschte bieten, darunter ein Kabinettstück im Geiste Burckhardts wie die florentinisch-römischen Karnevalsbilder, in denen im Vorübergehen die Quelle zur Elefantenszene im Mummenschanz des zweiten Teils von „Faust" nachgewiesen wird. Durchwegs haben auch Bayers kleine Abhandlungen einen großen Horizont, im Gegensatze zum beschränkten Spezialistentum so vieler Fachautoritäten und der — Horizonterweiterung, an der wieder der wissenschaftliche Dilettantismus zu leiden pflegt.

Es konnte nicht fehlen, daß der begeisterte Dolmetsch der Renaissancekunst auch ein Anhänger der Wiederaufnahme ihrer Formen in der Gegenwart wurde. Stets hat er jedoch ihrer zeitgemäßen Fortbildung das Wort geredet, die bloße Stilkopie aber, die „Bauphraseologie des Zinspalastes", mit Nachdruck verworfen. Unter dem „historischen Stilgewande" der Wiener Renaissanceschule, von der im Schlußviertel des vorigen Jahrhunderts starke Anregungen auch nach dem Deutschen Reiche ausgegangen sind, erkannte er bereits das Werden eines neuen Stils. Nur, daß er diesen nicht als etwas Willkürliches und Gemachtes sich zu denken vermochte, sondern als allmählich heranreifendes Endergebnis neuer konstruktiver Notwendigkeiten und der veränderten Bau-

ideale der Zeit. An der „Moderne", so wenig er ihr mit antiquarischer Befangenheit gegenübertrat, hat ihn vor allem der Mangel an formaler Logik, ihr architektonischer Nihilismus verdrossen. Die pathologischen Erscheinungen, die ihren Gärungsprozeß begleiteten, das wilde Treiben der Schwarmgeister auf ihrem äußersten Flügel mußte ihn erst recht verstimmen. „Eine Flucht aus der Geschichte heraus" schien ihm unmöglich. „Die angebliche Auffindung eigenartiger Formen", erklärte er schon 1885, „ist eigentlich ein Entformen". Immerhin begriff er die Krise als Rückschlag auf den vorangegangenen Zustand, auf die lange Ära der Repetition der historischen Stile, und wo irgend im unruhigen Suchen der aktuellen Bautätigkeit Wiens sich Gesundes, Zukunftsvolles, Positives zeigte, hat er es vorurteilslos gewürdigt.

Ein Rufer im Streit um die Sezession wie der ihm vorgestorbene Camillo Sitte, der Verfasser des einflußreichen Buches über den Städtebau, ist Bayer daher nicht geworden. Aber noch weniger hat er dem Geschmacksterrorismus der Zeitkunst das Opfer seiner Überzeugung gebracht. Dazu war die Eigenart seiner Auffassung, war seine Persönlichkeit zu stark und innerlich gefestigt. Diese äußerte sich zunächst in seinem sehr persönlichen Stil. Dem Ästhetiker gingen die Modeästheten gegen den Strich, denen das Kunstwerk nur als Trapez zu dienen pflegt für ihre stilistische Akrobatik. Bayer wußte Literatur zu machen, indem er über Kunst schrieb, nicht weil er ein Goldschmied des Wortes war, sondern weil seine sachliche Intuition und Konzentration ihn in den Stand setzte, jeweils die schlagendste und sinnfälligste Wendung, das plastisch bezeichnendste Bild zu finden. In ihrer einfach-edlen Haltung, die aber auch liebenswürdiger Beweglichkeit und ergreifender Innigkeit fähig war, in Satzgefüge und Tonfall verrät seine Prosa auf jeder Seite das sicherste Formgefühl. „Mut gehört zum Stil," bemerkt Bayer gelegentlich, „und er erzeugt ihn allein. Die Lebensschule, der Schmerz, der keinem Charakter erspart wird, das scharfe Festhalten eines bedeutenden Gedankenzieles bringt Saft, Fülle, Kern in den Stil. Er wird erworben, im Kampfe errungen, er wird verdient, und nur eine volle Persönlichkeit, die sich selbst unter solchen Einflüssen bis in die schärfsten individuellen Ränder herausgearbeitet hat, wird sich stilistisch eigentümlich äußern, im Stil wehrhaft sein und ebenso in der Macht des Stils die herrlichsten Friedensworte sprechen."

In diesen markigen Sätzen hat Bayer ein ungeschmeicheltes Selbstbildnis hinterlassen. In einer Welt, die denen gehört, die sich bücken und winden, blieb er die mannhafte, aufrechte Natur, die er gewesen. Die schlaue Fügsamkeit, die mit den Machtverhältnissen des Augenblicks paktiert, ging ihm vollkommen ab: in Gesinnungsfragen war der sonst so Umgängliche unnachgiebig. An einer derart geprägten Individualität schleifen sich allmählich Ecken und Kanten heraus, die sie nicht allgemein beliebt machen. Und Bayer hat es schwer entgelten, ja mit einem guten Teile seines Lebensglückes zahlen müssen, daß er sich selbst nicht abtrünnig wurde. Am schmerzlichsten empfand er den inneren Abbruch, der seiner Entwicklung von jenen Stellen widerfuhr, die so viele Mittelmäßigkeiten förderten, seine Arbeitsfreude aber durch unverdiente Zurücksetzung lähmten. Selbst die Kenntnis Italiens, klagt er im

Vorworte des erwähnten Buches, die „in seine sonst ernste und freudenarme Existenz ein erquickend-helles, südliches Sonnenlicht gebracht hat", wurde ihm erst in späten Jahren erreichbar. Im Kampfe um ein Plätzchen an der Sonne mußte er überhaupt seine besten Energien aufreiben. Aber selbst durch die trübsten Stimmungen seiner alten Tage brach immer wieder eine vornehme, vernunftmilde Denkungsart durch, ein echter, liebevoller Menschensinn. Seine Ästhetik war nur Ausdruck seiner Ethik.

Die Summe von Bayers Leistungen fällt nicht zusammen mit den Grenzen seiner Wirksamkeit, gibt kein Bild des ganzen Mannes. In Lehre und Leben derselbe, bewährte er seine hohe Kultur auch im „bequem-geselligen" Alltagsverkehr. Ein Feind aller Trivialität, hatte er eine leise, innerliche Art, sich mitzuteilen, wobei er oft mit einem einzigen hingeworfenen Prachtworte Personen und Dinge charakterisierte. In guter Laune geriet ihm dann nicht selten einer jener ausgezeichneten Witze, wie sie nur die ganz ernsten Leute machen, nicht die professionsmäßigen Spaßvögel: Anselm Feuerbach wie Johannes Brahms haben ihn darum als „Konversationsmedium" besonders geschätzt. Berührte das Gespräch aber wichtigere Fragen, so erkannte man den Kundigen, der sich der unzerstörbaren Beziehungen aller geistigen Arbeitsreiche bewußt blieb, dem über Fachgelehrsamkeit und Stückwissen das Gefühl der Einheit im Mannigfaltigen noch nicht verloren gegangen war. Und man wurde inne, wie selten und kostbar heute die Mischung von Gediegenheit und Temperament, von Weltbeobachtung und Weltanschauung geworden ist, durch die Bayer einen aussterbenden Menschenschlag repräsentierte. „Mit Schild und Helm" hat man in feudaler Zeit die Letzten ihres Stammes beigesetzt. So hätte man auch Bayer zu der Goldfeder, die er führte, Schild und Helm mit ins Grab geben können. Denn mit ihm ist einer der wenigen, noch überlebenden Träger jener universellen deutschen Bildung verschwunden, die in und um Goethe ihren Mittelpunkt hatte. Der vermeintliche Ästhetiker aus dem Böhmerlande war vielleicht der allerletzte deutsche Humanist.

Winland.

Novelle

von

Emil Lucka.

Es war in dem Winter, da Eirik der Rote mit Freydis, der Tochter Thorfinns, auf Marstadir Hochzeit hielt. Viele Leute von den Höfen ringsum weilten bei ihm, und auch Jörund von Haukapil war mit seinem Weibe Asdis gekommen und Gudbrand Blaupelz und noch viele andere Männer mit ihren Frauen aus den Tälern hinterm Gebirge. Sie wurden alle wohl gehalten; wenn ein Becher leer war, kamen die dienenden Mägde sogleich mit großen Krügen und schenkten jedem Bier und Met ein, soviel er begehrte. Es gab genug Fleisch und Brot, und die Männer meinten, es sei eine der besten Hochzeiten, die je auf Island gehalten worden waren.

Ich weiß nicht, wie lange wir schon auf Marstadir gelebt hatten, da sagte Eirik an einem Abend: „Ich hatte so viele Fässer voll mit Bier in den Keller gelegt, daß ich glauben mußte, es würde nie zu Ende gehen. Aber nun ist dieses das letzte. Ich darf wohl behaupten, daß ich nicht habe sparen lassen mit Einschenken, aber auch der tiefste Brunnen hat einen Grund und muß einmal ausgeschöpft sein."

„Das ist wahr," sprachen die Männer. „Du hast uns nicht dürsten lassen bei deinem Hochzeitsschmaus." Und dann leerten sie das letzte Faß Bier und tranken weiter Met, von dem noch genug vorrätig war.

Das ging eine Zeitlang so weiter. Dann sagte Eirik wieder an einem Tag: „Nun ist der Winter noch nicht ganz herum und bald wird uns das Brot auf dem Hofe fehlen. Denn soviel wie in diesem Winter ist niemals verzehrt worden." Ich sah zu meinem Vater hin, was diese Rede bedeuten sollte, aber Hrolleif, der die besten Äcker im Land hatte, sprang auf und schrie mit prahlerischer Stimme: „So will ich noch in dieser Nacht mit zwölf der größten Schlitten ausfahren, und in zwei Tagen sollt ihr sie wiedersehen, angefüllt mit gutem Mehl. Und auch Bier werdet ihr zu trinken haben!" Das waren alle zufrieden, und Eirik jagte seine Knechte auf und hieß die Pferde schirren. Hrolleif fuhr auch wirklich in derselben Nacht aus Marstadir.

Am nächsten und am übernächsten Tag wurde nur davon gesprochen, ob Hrolleif wahrhaftig soviel Mehl besitze, daß er zwölf Schlitten damit anfüllen könne. Am dritten Tage gegen Mittag — es hatte den Anschein, als ob schon bald die warme Zeit kommen sollte — fuhren die Schlitten wieder in

den Hof. Aber es waren nur neun, denn Hrolleifs Schlitten waren nicht darunter, und in zweien lagen ein paar Säcke mit Mehl. Ottar, der Großknecht Ingolfs aus Vididal, sagte, daß Hrolleif nicht kommen wolle. Er habe ihnen alles gegeben, was er entbehren könne. Da lachten die Männer, und Gunnar Egilson sagte: „Wollen wir nicht alle auf Hrolleifs Hof fahren und ihn bitten, daß er uns mit seinem guten Mehl mäste?" — Das gefiel ihnen; aber dann blieben sie doch liegen, denn der Winter hatte sie alle träge gemacht, und sie fürchteten auch, daß Hrolleif nicht so reichliche Vorräte haben möchte wie Eirik der Rote.

Eirik aber war seit diesem Tage schweigsam; es kränkte ihn, daß die Männer davon gesprochen hatten, einen anderen Hof aufzusuchen. Und er gab nun soviel von seinen Vorräten, daß Freydis zu fürchten begann, sie würden Hunger leiden müssen, wenn die Gäste gegangen wären. Eirik aber sagte zu ihr: „Soll ich mir einen üblen Ruf aufbringen lassen und soll gesagt werden, daß man Not litt, als Eirik der Rote Hochzeit zu Marstadir hielt?" Da schwieg Freydis und leerte ihre Kammern, denn sie hätte alles ertragen können, nur nicht, daß man von Eirik übel redete.

Es wurde bald so warm, daß wir die Pelze nicht mehr ertragen konnten. Viele Männer waren schon heimgekehrt, um nach ihrem Gut zu sehen, die anderen wollten am nächsten Morgen fortfahren; auch mein Vater und ich dachten so zu tun. Aber Eirik sagte: „Ich will euch nicht verhehlen, daß fast alle meine Vorräte aufgezehrt sind und daß ich und mein Weib und die Meinen sich bis zur neuen Ernte in einer üblen Lage befinden. Denn es ist kein gutes Jahr gewesen, und auch ihr habt, wie ich weiß, schlechte Ernte gehalten."

Auf das schrien alle Männer durcheinander, daß Eirik die volle Wahrheit gesprochen habe, und seine Mutter Valgerd fing an zu weinen, wie es die Sitte mancher alten Weiber ist, wenn sie nichts zu reden wissen. Aber Eirik sagte wieder, als die Männer ein wenig ruhig geworden waren: „Wäre es nicht gut, wenn wir in diesem Jahr unsere Höfe den Knechten zur Pflege ließen und ins Meer hinaus führen?"

„Wohin willst du gehen?" fragte mein Vater. „Willst du vielleicht König Magnus Olafsson aufsuchen?" Es wurde nämlich damals erzählt, daß König Magnus Olafsson eine mächtige Fahrt gegen die Angeln unternehmen wolle und gute Männer gebrauchen könne.

„Was soll ich für fremde Könige Gut erbeuten helfen?" antwortete Eirik. „Mir scheint, daß es besser wäre, wenn wir selber neues Land gewännen." Eirik war ein sehr stolzer Mann; sein Vater war der zweite Sohn des Königs Harald Harfagr gewesen und von Nordland herübergekommen, weil er nicht die Herrschaft erhalten hatte.

„Wo willst du ein neues Land finden?" fragte mein Vater, und alle Männer horchten auf, welche Pläne Eirik wieder ersonnen hätte; denn er war als ein Mann bekannt, der nicht an einem Ort sitzen konnte; manchen Sommer hatte er Walfische gejagt, weil ihn seine Felder nicht daheim hielten.

„Hast du dazu ein Weib genommen, um wieder ins Meer zu gehen?" fragte Eiriks Fahrtgenosse Bjarni und lachte. „Freydis sähe es vielleicht nicht gern, wenn du sobald nach der Hochzeit von ihr gingest."

Aber Freydis wurde ganz rot — es war, als ob das Blut aus ihrer weißen Haut hervorbrechen wollte — und sprach mit großem Stolz: „Es soll niemand sagen, daß ich Eirik abgehalten habe, neues Land zu suchen."

Da lachte Eirik laut auf und hob seinen Becher und rief: „So will ich denn mein gutes Schiff ‚Stigandi' bereit machen und nach Westen fahren. Vielleicht, daß hinter Grönland ein besseres Land zu finden ist!"

Alle Männer schwiegen still. Denn daß hinter Grönland noch ein Land liegen könne, daran hatte gewiß noch keiner von ihnen gedacht. Man sah, daß Eirik aus königlichem Blut stammte und schöner und klüger und mutiger war als die anderen Männer.

Eirik blickte umher und sagte dann: „Glaubt ihr etwa, daß Grönland das letzte Land der Welt ist? Ich glaub es nicht und ich will sehen, wie sich dies verhält."

Als ich solche Worte vernahm, wurde mir heiß um die Augen, und ich fühlte so große Lust, mit Eirik übers Meer zu gehen, daß ich aufspringen mußte und laut sagte: „Ich möchte mit dir fahren, Eirik, wenn du es erlaubst!"

„Ich erlaube es," sagte Eirik; und er beugte sich zu mir und schlug mich auf die Schulter — es schmerzte ein wenig, aber ich ließ mir nichts anmerken. „Du bist zwanzig Winter alt und kannst mit mir kommen, wenn dein Vater beistimmt."

Nun gab es ein großes Durcheinanderreden, und einige schrien, daß sie auch mit Eirik fahren wollten. Andere wieder meinten, das müsse wohl bedacht werden, und Gudbrand fragte: „Was suchst du dort in dem neuen Land?"

„Ich suche nur das Land," antwortete Eirik stolz. „Und wenn ich es gefunden habe, komme ich wieder heim. Vielleicht auch baue ich mir dort einen Hof und werde König sein." Das gefiel den Männern.

Freydis hatte immerfort auf Eirik gesehen und war noch rot wie zuvor. Nun sagte sie laut: „Ich will mit dir fahren!" — Aber mir schien es nicht recht, daß Freydis so übermütig sein sollte, ein Land zu suchen, das noch niemand gesehen hatte; war es doch immer Sitte gewesen, daß die Frauen daheim blieben, wenn die Männer übers Meer fuhren. Und ich sagte zu Eirik — denn ich glaubte, daß er jetzt mein Freund sei —: „Wir brauchen keine Weiber auf der Meerfahrt. Die Weiber sollen lieber daheim sitzen!"

Einige Männer lachten, aber Eirik beugte sich über den Tisch und schlug mich mit seiner mächtigen Hand aufs Ohr. Da mußte ich wohl glauben, daß er stärker sei als alle anderen Männer, wie oft gesagt wurde. Denn ich konnte gar nicht mehr sehen, was im Saale geschah. Mein Vater führte mich zum Brunnen und wusch mir das Blut vom Gesicht.

Seit dem Tage haßte ich Eirik und sein böses Weib, die zu meiner Schande die Ursache gewesen war. —

Es wurde schnell Frühling, und Eirik rüstete wirklich das lange Schiff, mit dem er schon manches Jahr ausgezogen war. Es hieß Stigandi, weil es über die höchsten Wellen stieg gleich einem starken Roß. Eirik machte alle Fugen dicht und füllte den Raum mit Lebensmitteln und Waffen und Pelzen und reiner Leinwand an. Weil aber Eirik mein Feind war, wußte ich, daß

er mich nicht auf seine Fahrt mitnehmen werde. Das erregte meinen Grimm, denn ich hätte wohl Lust gehabt, fort zu kommen, und mein Vater besaß kein eigenes Schiff.

Doch an dem Tage, bevor Eirik ausfahren wollte, gab mir mein Vater ein neues Schwert und ein Leinengewand und sagte: „Morgen beginnt Eirik seine Meerreise. Oder hast du keinen Mut mehr!" Ich fragte meinen Vater, ob er glaube, daß mich Eirik mitnehmen werde, da er mir doch einen Schlag versetzt hatte und mir übel gesinnt sein mochte. Aber mein Vater lachte und erwiderte: „Eirik hat mir versprochen, bei deiner ersten Ausfahrt wohl auf dich zu achten, daß dir nichts Übles widerfahre, solange er selber am Leben ist." Ich war sehr verwundert, doch mein Vater meinte: „Wenn du nicht mit Eirik übers Meer segeln willst, kannst du auch daheim bleiben und die Ernte bereiten helfen."

Am nächsten Morgen gingen wir zum Breidifjord hinab, wo Eiriks Schiff lag. Viele Männer und viele Frauen besahen es, und alle lobten seine Schönheit sehr. Wir warteten, daß Eirik mit seinem Weib käme, denn es war bekannt, daß sie die Reise mit ihm unternehmen werde. Zweiunddreißig Männer hatten sich versammelt, um auf Stigandi auszufahren.

Aber Eirik kam lange nicht von seinem Hof herab, und ein Mann ging den steilen Weg nach Marstadir, um zu sehen, wo Eirik bliebe.

Bald kehrte der Mann zurück und erzählte, Eiriks Pferd hätte ein Bein gebrochen, da er schon auf dem Wege zum Fjord gewesen war. „Und Eirik will nun nicht ausfahren, denn er fürchtet das üble Vorzeichen." — Ich lachte — schien es mir doch gewiß, daß Eirik der Reise entgehen wollte.

Die beiden kamen bald nachher, und Eirik sagte: „Asathor hat mir einen Stein auf den Weg geworfen. Es ziemt sich nicht, solche Zeichen zu mißachten."

Alle schwiegen still. Aber man sah nun, daß Eirik ein Heide war und den richtigen Glauben nicht angenommen hatte. Nur ein alter Mann mit langem Bart, den ich noch nie gesehen hatte, nickte viele Male mit dem Kopf und sprach: „Recht so, König Eirik, Sohn Odds! Du sollst die Zeichen der echten Götter ehren! Bleib daheim, und du wirst so gute Ernte haben wie noch niemals! Wenn du aber im nächsten Jahr ausfährst, sollst du das Land finden, das du suchst!" Dann wandte sich der Alte um und verschwand schnell hinter den Klippen. Einige sagten später, es sei der vertriebene Gott Odhin selbst gewesen, und er sei sogleich in die Erde versunken und zur Hölle niedergefahren, nachdem er so gesprochen hatte. Sie warnten Eirik, den Rat des fremden Mannes zu befolgen.

Eirik aber nahm alles, Vorräte und Kleider und Waffen, aus seinem Schiff und ließ es nach Marstadir tragen. Dann legte er Fahrbann für ein Jahr auf Stigandi. „Wer im nächsten Frühling mit mir ausziehen will, der wird mir lieb sein," sagte er. Die Leute standen dann noch lange Zeit und redeten miteinander. Einige fragten, wer der Alte gewesen sei und ob ihn jemand kenne. Ein paar Männer glaubten, es sei Jökull, Einars Großvater aus Aldjlir, wo noch alle an die alten Götter glaubten, der immer in seiner Kammer sitze und niemals gesehen werde. Aber für gewiß wußte es keiner.

Über diesen Vorfall wurde noch den ganzen Sommer gesprochen. Und ich war so begierig zu erfahren, ob es der alte Jökull aus Aldjlir gewesen war, der solche Worte gesprochen hatte, oder ein unmenschliches Wesen, daß ich gern den weiten Weg gegangen wäre, um den Greis zu sehen. Doch mein Vater wollte mir keinen Knecht und kein Pferd mitgeben, weil viel Arbeit auf den Feldern zu verrichten war; und später erzählten die Leute, daß Jökull noch in demselben Herbst gestorben sei. Aber die Ernte wurde wirklich sehr reich, genau wie es der alte Mann vorausgesagt hatte. Bis man die Früchte einfuhr, gab mein Vater von seinen Vorräten soviel an Eirik, als auf Marstadir gebraucht wurde; und es wäre mir doch willkommen gewesen, wenn die böse Freydis Hunger gelitten hätte. Denn sie allein war Schuld an meiner Schande. —

Ich glaubte, daß Eirik nicht wieder ausfahren würde und daß er froh sei, einen Grund gefunden zu haben, um daheim zu bleiben. Aber kaum begann es warm zu werden, als er sein Schiff wieder bereit machen ließ und mit einer großen Menge von Gegenständen anfüllte; auch zwei junge milchende Kühe wurden hineingetragen. Es hatten sich diesmal nur siebenundzwanzig Männer eingefunden, Eirik nahm noch fünf Knechte mit. Auch ich stieg in das Schiff als der jüngste von allen, doch Eirik sah mich nicht an und sprach kein Wort mit mir, so daß ich seiner feindlichen Gesinnung sicher wurde. Ich wäre gern wieder herausgestiegen; aber ich schämte mich jetzt vor den Leuten, die zusahen, und besonders vor meinem Vater, und dann dachte ich, wenn Eirik mich nicht mitnehmen wolle, könne er es doch sagen. So blieb ich und setzte mich auf eine Ruderbank neben Hrolleif.

Wir hatten guten Wind, aber der Meerstrom war gegen uns; so mußten wir immer in den Rudern liegen und hatten wenig müßige Zeit. Ich sprach nicht viel mit den Leuten, doch mein Haß gegen Eirik und sein Weib wuchs immer mehr. An einem stürmischen Tage molk Freydis ihre weiße Kuh. Da rollte eine hohe Welle heran und traf unser Schiff so übel, daß es ganz auf die Steuerbordseite zu liegen kam. Thorsteinn, der das Steuer hielt, verschwand einen Augenblick lang im Wasser, und Freydis wurde von der Kuh umgerissen, die brüllend niederfiel; dabei ergoß sich der Milchkübel über sie, und ihre Röcke flogen hoch auf. Bjarni und Snorri sprangen gleich herbei und halfen ihr. Ich aber mußte laut auflachen, wie ich sah, daß die böse Freydis beinahe in Milch und Meerwasser ertrunken wäre. Denn ich freute mich über ihr Mißgeschick, gleich wie sie sich an ihrem Hochzeitsfest über meines gefreut hatte; und sie ging schnell in die Hütte, die auf dem Schiffe stand. Ich sah sie den ganzen Tag nicht wieder. Bjarni sagte dann, daß Freydis ganz leicht hätte ins Meer fallen können, und er meinte, es wäre doch schade gewesen um solch ein schönes und starkes Weib. Aber ich fand sie nicht schön, und ich hätte nimmer um sie getrauert.

Der Nebel wurde nun so dicht, daß wir die Sonne nicht sahen und nicht wußten, in welche Richtung wir steuern sollten. Da ließ Eirik zwei Raben auffliegen, um zu erforschen, wo Land läge. Wir drehten das Schiff und nahmen den Weg, den uns die Raben gewiesen hatten. Am nächsten Tag

klärte sich das Wetter, und ein Land wurde sichtbar, das ganz aus dunkeln Felsen zu bestehen schien. Es sah ungastlich aus, und ich fragte Hrolleif, so daß Eirik es hören konnte, der gerade am Steuer saß: „Wenn dies das neue Land ist, das Eirik der Rote finden will, so wird er geringe Schätze heimbringen, scheint es. Vielleicht möchte er gern König über die Möwen sein?“ Aber Eirik lachte spöttisch und sagte, indem er auf die Küste hinwies: „Das ist Grönland. Wir wollen frisches Wasser suchen und dann weiter nach Südwesten steuern.“

Es geschah so, wie er gesagt hatte. Wir bekamen Wasser, und die Männer schossen Blaufüchse und viele Vögel. Thorsteinn, der für den besten Pfeilschützen auf Island gehalten wurde, erlegte einen mächtigen Elch. Das kam uns sehr zustatten, denn wir hatten schon lange kein frisches Fleisch genossen und nur von trockener Kost gelebt. Auch eine der beiden Kühe war schon geschlachtet und verzehrt worden, von der anderen wollte aber Freydis nicht lassen wegen der vielen Milch, die sie gab. Deshalb trug ich nun einen starken Zorn gegen sie, denn von der Milch bekam ich nichts, und das Fleisch war mir doch zugemessen worden wie den anderen. Ich muß es hier sagen, daß Eirik, obgleich er mein Feind war und mich in Schande gebracht hatte, doch niemals eine ungerechte Handlung beging und mich nicht schlechter hielt als die anderen Männer. Aber mit Freydis lebte ich in großer Feindschaft; wie ich überhaupt die Weiber nicht liebe und mich auch sehr wundere, daß ein so kluger Mann wie Eirik ein Weib ins fremde Meer mit sich nimmt. Sie kochte zwar für uns alle, aber jeder Knecht hätte das ebenso gut verstanden.

Nach zwei Nächten fuhren wir weiter und erblickten bald wieder eine Küste. Es schien eine Insel zu sein, und wir dachten alle, daß wir nun ans Land gehen sollten. Aber Eirik sah lange darauf hin und sagte dann: „Dieses Land gefällt mir nicht, es ist klein und unfruchtbar. Ich will noch weiter fahren.“ Niemand redete ein Wort dagegen, denn Eirik stand bei allen in großem Ansehen. Aber am Abend sprach ich mit Hrolleif, der mein Freund geworden war, und fragte ihn, warum Eirik wohl nicht ans Land gegangen sei. Auch Hrolleif konnte es nicht verstehen, und ich hätte gerne noch Orm und Hafgrim gegen Eirik aufgebracht. Aber sie murrten nur, als ich zu sprechen begann, und wollten nicht im Schlafe gestört sein. Später sagte mir Hrolleif, daß Eirik meine Reden gehört hatte — denn ich war vielleicht zu laut gewesen —; aber Eirik sprach kein Wort mit mir wie auf der ganzen Meerfahrt.

Wir fuhren immer gegen Westen, und es schien uns allen, als ob Sommer geworden wäre. Jeden Tag ging einer der Männer, um zu sehen, wie viele Vorräte wir noch hätten, und jeden Tag sagte ein anderer zu Eirik, ob er noch weiter zu segeln gedächte. „Ich will solange segeln, bis ich ein gutes Land gefunden habe,“ antwortete er dann jedesmal. Wir hatten keine Freude mehr an der Fahrt, und mancher wäre gern wieder daheim gewesen. Aber niemand wagte es, gegen Eirik zu sprechen, denn er war noch stolzer geworden, wie mir schien. Das Steuer ließ er selten aus der Hand, und wir mußten stets in den Rudern liegen.

In diesen Tagen wurde Orm ganz gelb im Gesicht und konnte nichts essen. Er sprach nicht und lag den Tag über auf seiner Decke. Freydis bereitete ihm einen Trank; aber ich riet Orm, den Sud wegzuschütten, da Freydis nichts Gutes mit ihm im Sinn habe, und zu seinem Glück gehorchte er mir und gab mir den Trank, damit ich ihn ins Meer gieße. Er wurde auch schnell wieder gesund, und wir beredeten, wie er sich an Freydis für ihren übeln Trank rächen könne. Ich meinte, dies würde am besten dadurch geschehen, daß er ihre letzte Kuh töte; denn von der Milch hatte sie ihm nur solange gegeben, als er krank gelegen. Orm stand wirklich bei Nacht auf und verband der Kuh das Maul mit einem Strick und schlachtete sie. Als Eirik am Morgen das tote Tier liegen sah, fragte er mit bösen Augen: „Wer hat meine Kuh getötet?" Da wagte Orm nicht zu leugnen und sagte es. Schrecklich blickte Eirik drein; er packte Orm und warf ihn kopfüber ins Meer. Aber wir verzehrten die Kuh, und Freydis mußte nun dasselbe schlechte Wasser trinken wie wir alle.

Am nächsten Mittag hob jäh ein so mächtiger Sturm zu wehen an, daß er uns das Segel vom Maste riß und es mit sich führte. Jede Welle ging über uns, und wir litten große Not. In diesen Tagen wurde es ganz offenkundig, wer noch den alten Göttern zugetan war und wer schon den wahren Glauben angenommen hatte. Denn Eirik und Freydis und Thorsteinn und Bjarni und Ingolf und Hunröd und sogar die beiden Egilsöhne, von denen ich es nicht geglaubt hätte, sangen Sturmrunen, um errettet zu werden. Ich aber und viele von den anderen beteten zu unserem Erlöser um Hilfe. Und weil unser Gebet an den wahren Gott gerichtet war, wurden wir auch später aus dieser schweren Gefahr errettet.

Unser Schiff hielt jetzt soviel Wasser, daß wir an den Tod glauben mußten. Und nachdem der Sturm drei Nächte lang gedauert hatte, merkten wir, daß Stigandi langsam sank. Nun fürchtete ich mich nicht mehr vor Eirik und sagte laut: „So hat uns Eirik der Rote alle zugrunde gerichtet, weil er nicht ans Land gehen wollte, wo gutes Land gewesen ist!" Einige dachten ebenso und sagten es auch, aber Freydis lachte sogar noch in dieser Stunde und höhnte uns: „Seid ihr Männer? Ich bin nur eine Frau, aber ich fürchte mich nicht, und ich freue mich, daß wir soweit in dieses Meer gekommen sind, das noch nie ein Mensch vor uns gesehen hat. Schande komme über euch, daß ihr es wagt, gegen Eirik zu sprechen!" Nun sagten einige Männer: „Freydis hat recht! Wir sind gern mit Eirik gegangen, und er ist nicht schuld, wenn uns ein Sturm überfällt!" Und Thorsteinn setzte noch hinzu: „Besser tot im Meer liegen als elend in der Erde faulen! Der Tod auf schwerer Fahrt ist Odhin ebenso wohlgefällig wie der Tod auf der Walstatt!" So wurde sein Heidentum ganz offenbar.

Eirik schwieg zu alledem nach seiner Gewohnheit; als die Sonne aufging, erhob er sich, trat an den abgebrochenen Mast und spähte umher. Dann rief er laut: „Vor uns liegt das Land, das ich suche!" Wir sprangen auf und erblickten alle das Land, grün und waldig. Aber das Wasser stand hoch im Schiff, und wir wußten, daß wir den Strand nicht erreichen konnten, obgleich

das Meer hier ruhig ging und der Sturm nicht mehr blies. Wir sahen auf unser Boot hin — es war klein und trug uns nicht alle.

Eirik aber sagte so gleichmütig wie immer: „Unser sind einunddreißig." — Thorkel und Samr waren in den letzten zwei Tagen gestorben. — „Entweder wir müssen alle sogleich ertrinken oder zwölf von uns können sich mit diesem Boote retten. Besser, daß zwölf gerettet werden, als daß alle sterben!"

Niemand sprach ein Wort dawider, und jeder zitterte, glaub ich, in seinem Herzen, wie Eirik weiter sprechen würde.

Er blickte um sich und sagte: „Alle sollen jetzt gleich sein, Freie und Knechte. Und wir wollen das Los werfen, wer gerettet werde. Stimmt ihr bei?"

Alle nickten.

„So schwört mir, daß jeder willig dem Los gehorchen wird, das ihn trifft!"

Wir schworen es. Ich aber sah in Eiriks Auge, zum erstenmal, seit wir sein Hochzeitsfest auf Marstadir gefeiert hatten, und erkannte, daß er auch über sich selbst das Los werfen würde. Und ich hatte doch geglaubt, daß er über sich und Freydis das Los nicht werfen würde.

Eirik riß eines seiner roten Haare aus dem Bart und verlangte von Ingolf ein graues. „Wer das rote Haar zieht, wird gerettet!" sprach er. „Und nur zwölf können gerettet werden." Dann hielt er Ingolf als dem ersten seine Hand hin — aber Thorsteinn bedeckte sie, ehe Ingolf danach greifen konnte. „Freydis muß des Losens enthoben sein!" sprach er. „Sie werde gerettet!" Alle schwiegen. Und ich wagte kein Wort, denn ich sah, daß die Männer so dachten wie Thorsteinn; aber ich erwog, daß ich jetzt vielleicht wegen Freydis würde sterben müssen.

Dann sagte Hunröd, auch Eirik solle gerettet werden. Aber Eirik schüttelte den Kopf: „Ich wie ihr!" Und er half Freydis in das Boot, das schon losgemacht war.

Indessen fühlte ich, wie das Wasser höher stieg, und wußte, das alles sehr schnell vorüber sein würde.

Jetzt zog Ingolf sein eigenes graues Haar aus Eiriks Hand. Er sprach kein Wort und setzte sich auf die Ruderbank, den blauen Ärmel vors Gesicht legend. Ich habe sein Auge nicht mehr gesehen und werde es auch nicht wiedersehen, wenn mir das andere Leben aufbewahrt sein sollte; denn Ingolf war ein Heide.

Es schauderte mir vor diesem Gericht, das unter uns umging. Und ich dachte: „Wenn ich zum Tode bestimmt bin, so könnte ich die anderen bewegen, daß sie Gewalt anwenden, denn es werden ihrer mehr sein als zwölf." Aber ich blickte immer nur auf das verhüllte Gesicht Ingolfs hin.

Plötzlich stand Eirik vor mir und streckte mir seine Hand hin. „Zieh ein Haar!" sprach er.

Ich tat, wie er befahl, und hielt schon Ingolfs graues Haar in der Hand. Ich sah zu Eirik auf — und ich glaube, die Wahrheit zu sagen, daß ich nicht sehr kühn geschaut habe — aber er wies mich mit einer kurzen Bewegung zu Ingolf und Hunröd und Hrolleif.

Da fühlte ich, wie das Wasser im Schiffe bis an meine Brust stieg; einer der Männer neben mir sprach ein Vaterunser. Ich sah auf: das kleine Boot

stand im Meer, Eirik, Freydis, Thorsteinn, Bjarni saßen darin; wie träumend zählte ich zwölf. Sie saßen dicht aneinander gedrängt, und zu ihren Füßen lagen Schwerter.

„Lebt wohl, Freunde!" sagte Thorsteinn und winkte mit seinem Bogen. „Denkt nicht mit Groll an uns! Wir haben ehrlichen Handel geschlossen!" — Aber Hrolleif schrie hinüber: „Verdammt mögt ihr sein für diese Schandtat!" Da ergriff ihn Hunröd, der neben ihm saß, an der Schulter und stieß ihn in den Schiffsraum hinab. Hrolleif verschwand im Wasser.

Stigandi neigte sich, um meinen Hals gurgelte es kalt. Sölwi stieg auf die Brüstung des Schiffes. „So leben wir länger," sprach er. Aber keiner folgte ihm.

Die Männer im Boote stießen ab, und ich sah immer auf Eirik hin. Plötzlich wandte er sich und rief: „Haltet ein! Ich habe Gislis Vater versprochen, daß sein Sohn geschützt sei, solange ich am Leben bin. Ich will mit ihm die Stelle tauschen!"

Aber Freydis schlang beide Arme um seinen Hals und schrie: „Das darf nicht geschehen! Willst du mich allein lassen?" — Und die Männer stimmten bei. „Dich hat das gute Los getroffen, ihn das üble! Und du bist unser Meerkönig!" riefen sie.

Aber Eirik zog das Boot wieder zum Schiff. „Komm herüber! Du wirst gerettet!" sagte er zu mir.

Im Boote stand der große Thorsteinn auf und sprach: „Wir lassen nicht von dir, Eirik! Komme denn Gisli noch zu uns herein! Die See ist glatt, er ist nicht schwer." Und Thorsteinn hob drei lange Schwerter auf und warf sie ins Wasser. Die Männer im Boote nickten.

Ich saß aber wie erstarrt und konnte mich nicht regen; es mochte wohl das kalte Wasser sein, das mich so unbeweglich gemacht hatte. Aber ich sah, wie sich Eirik über mich neigte und mich heraus hob, als ob ich ein Kind wäre. Während alledem glaubte ich zu schlafen, und ich hatte diesen Traum: Eirik beugte sich über den Tisch zu mir und schlug mich ins Gesicht. Wie ich aufblickte, saß ich halb auf Eiriks Knien zwischen ihm und Freydis, und die Männer ruderten an das Land, das schon nahe war.

Unser Boot ging tief, und durch einen Spalt im Boden quoll Wasser ein. Doch Eirik stach sein breites Schwert in die Öffnung, so daß sie verschlossen blieb. „Du bist wahrlich kühn!" sagte Thorsteinn. Aber Eirik antwortete ihm: „Das Boot möge zerfallen, wenn es uns ans Land getragen hat."

Ich sah zu dem grünen Ufer hinüber und vernahm nur einmal die Worte: „Jetzt ist Stigandi versunken." Da hörten sie einen Augenblick lang auf zu rudern.

Das Boot löste sich langsam auseinander, wie von Eiriks Schwert zerschnitten. Aber wir waren schon im seichten Wasser und gingen nun ans Land, Waffen und Äxte hoch gehoben. Und dann warfen wir uns nieder und tranken den Tau vom hohen Gras und glaubten, nie etwas so Süßes gekostet zu haben. Denn unsere Kehlen waren vom Salzwasser verbrannt.

Wir gingen zu den nahen Felsen und fanden so viel Vogeleier, daß man den Stein fast nicht mehr sah unter ihnen. Wir sättigten uns, und

Thorsteinn schoß sitzend Enten, die wir bald über einem herrlichen Feuer brieten. Nach dem Mahle lagerten wir in der Sonne und schliefen den ganzen Tag.

Von einer Herde Rehe wurden wir erweckt, die aus dem Wald gekommen waren und uns berochen. Die Tiere ließen sich mit der Hand fangen, und wir schlachteten zwei von ihnen wie Kälber. Daraus erkannten wir, daß es in diesem Land keine Menschen gab. Thorsteinn hatte eine Quelle gefunden, und wir aßen und tranken und ließen es uns wohl sein.

So vergingen ein paar Tage. Wir genossen das gute Land, das wir gefunden hatten, und vergaßen schnell aller Unbill der Meerfahrt. Wir gruben flache Löcher in den Sand, und jede Flut ließ Lachse darin, so groß und fett, wie uns nie welche vors Auge gekommen waren.

Eirik aber besah sich das Land ringsum und sagte: „Hier wollen wir unser Haus bauen. Und auch ein neues Schiff muß gezimmert werden, damit wir heimkehren können, sobald uns danach gelüstet." Wir fanden alle, daß er recht gesprochen hatte, aber keiner wollte sobald wieder aufs Meer gehen.

Zu mir sagte Eirik: „Du bist jung und schnell und sollst morgen den ganzen Tag ins Land hinein laufen, um zu sehen, wie es beschaffen ist, und mir Kunde von allem bringen, was du findest."

Das war ich wohl zufrieden, denn von Kindheit auf ist mir nichts lieber gewesen, als neue Dinge sehen. Und nun schien auch die Schmach getilgt, die mir Eirik bei seinem Hochzeitsfest zugefügt. Denn es muß gesagt werden, daß er sehr gut an mir getan hatte.

Ich briet mir am Abend ein Wasserhuhn und stand zeitig auf; erst ging ich am Meer entlang, dann durch hohe Wiesen. Da sah ich vielerlei Geflügel und ein paar Füchse und Herden Hirsche. Es war ein reiches Land. Gegen Mittag kam ich in Felder von wildem Getreide, das wohl schmeckte. Ich riß ein Büschel aus dem Boden, um es Eirik zu bringen.

Eirik hatte gesagt, ich sollte bis gegen Abend gehen und bei Nacht schlafen und am nächsten Tag zurückkommen. Spät Nachmittag fand ich Eichen und andere Bäume, die ich nicht kannte; um alle Stämme rankten sich Schlinggewächse, schwer von dunkeln Trauben. Ich kostete die Beeren und fand sie süß und wohlschmeckend, und weil ich Hunger spürte, aß ich sehr viele davon. Mir war aber dann, als hätte ich neues Met getrunken; ich legte mich nieder und schlief sogleich ein.

Plötzlich war es mir, als ob Freydis herankäme, genau wie einmal auf der Meerfahrt, da ich zu schlafen geglaubt hatte. Und sie blieb vor mir stehen und hob beide Arme gegen mich auf. Ich schauderte zusammen — aber ich war schon wach, und ich erkannte, daß Freydis nicht soweit hergekommen sein konnte und daß es ein täuschendes Traumbild gewesen war. Sie wäre mir wohl nicht erschienen, wenn wir uns nicht so sehr gehaßt hätten. Ich schlief bald wieder ein, denn ich fühlte mich sehr müde. Noch einmal kam Freydis auf mich zu — aber plötzlich strauchelte sie über eine Wurzel, und ich sah, wie sie neben ihrer Kuh lag, ganz von Milch überströmt, und ihre Röcke flogen im Wind.

Als ich erwachte, war mir der Kopf schwer, und ich glaube noch heute, daß mich Freydis aus der Ferne bezaubert hat, wie sie dies späterhin noch

einige Male tat. Ich aß wieder von den süßen Beeren, und dann wand ich viele Trauben mit ihren Ranken zusammen und legte mir das Bündel um den Nacken, um Eirik zu zeigen, was ich gefunden hatte. Gegen Abend erst kam ich zu den Männern, denn an diesem Tage wurde mir das Gehen nicht leicht.

Alle freuten sich, als sie mich sahen — ich hörte später, Thorsteinn habe Eirik Vorwürfe gemacht, weil er mich allein ausgesandt hatte — und ich gab Eirik die süßen Beeren. Da lachte er froh auf, so froh, wie ich ihn selten gesehen habe, und rief: „Das ist Wein! Guter schöner Wein! An den Flüssen im sonnigen Frankenland habe ich ihn wachsen gesehen!" So erfuhren wir, daß Eirik auch schon in den fränkischen Landen auf Wiking gewesen war. „Großes Lob sag ich dir, Gisli!" fuhr er fort. „Und dieses gute Land sei Winland geheißen für alle Zeit!"

Eirik erzählte uns, daß diese Beeren das beste Gewächs der Erde seien, denn aus ihnen werde der Trank für die großen Könige bereitet, die in Rom und in Mikligard sitzen. Es sei ein Trank, herrlicher als altes Bier und über alle Maßen wohlschmeckend und berauschend. Freydis gab mir von den Fischen und von dem Geflügel, und wir aßen die Beeren und sangen bis spät in die Nacht.

Eirik prüfte das wilde Getreide und sagte, daß wir am nächsten Morgen mit all unserem Gut — wir hatten aber nur Waffen und Äxte und lachten bei diesen Worten — dorthin gehen wollten, wo das Korn wüchse, damit wir Mehl bereiten könnten und Brot backen. Das waren alle wohl zufrieden.

Es geschah, wie Eirik gesagt hatte; wir gingen am Meer entlang, und Thorsteinn schritt vor uns und sang so schön, wie niemand sonst zu singen verstand; dabei schoß er einen fliegenden Adler, dem er die langen Federn für seine Kappe nahm.

Während der folgenden Zeit ereignete sich nichts Bemerkenswertes. Wir schlugen Bäume um und begannen, ganz nahe an einer Meerbucht unser Haus zu bauen. Die Jagd war gut, und es mangelte uns nichts.

Mit Freydis sprach ich selten, denn ich wußte, daß sie meine Feindin war; hatte sie mich doch nicht aus dem sinkenden Schiffe retten wollen. Bald trug sich auch etwas zu, was mir ihre Zauberkunst gewiß machte, denn ich sah, daß es gefährlich für jeden Menschen war — außer für Eirik — mit ihr zu reden. Bjarni von den Laugabolhöfen nämlich, der immer Eiriks bester Freund gewesen war, sprach manchmal leise zu Freydis, so daß es Eirik nicht merken sollte. An einem Mittag kam es jählings zu einem Streit zwischen den beiden. Eirik sprang auf und griff nach seinem Schwert. Die Männer wollten ihn halten, aber sein Auge brannte so wild, daß es keiner wagte, sich ihm entgegenzustellen. Auch Bjarni lief um sein Schwert. Doch er konnte Eirik nicht widerstehen und war schnell erschlagen.

Als Bjarni tot lag, schwiegen alle, bis Eirik wieder ganz ruhig geworden war. Dann fragte Thorsteinn: „Willst du, daß Bjarni begraben werde, wie es einem Manne seiner Art zukommt?"

„Dagegen sage ich nichts," erwiderte Eirik. „Und ich will ihm selber das Totenschiff bauen und die Helsohlen fest unter die Füße binden, wenn

ich auch nur Bast habe, daß Bjarni den guten Weg nicht verfehle. Denn er ist lange mein Freund gewesen."

Wir wunderten uns über Eirik, und er ging wirklich sogleich zu unseren Holzvorräten hin und begann, das Schiff für Bjarni zu bauen. Er verstand die Zimmermannsarbeit so wohl wie kein anderer und kam rasch weiter.

„Wo soll der Hügel aufgerichtet werden?" fragte Thorsteinn.

„Hier vor unserem Haus!" rief Eirik und sah alle im Kreise an. In seinen Augen schien ein geschliffenes Schwert zu blinken. „Vor unserem Hause soll Bjarnis Hügel sein, damit wir ihn immer sehen!"

Niemand antwortete, und Eirik schlug wieder mit seiner Axt in das frische Holz. Wir anderen warfen unterdessen Erde auf und trugen Steine herbei für Bjarnis Grab.

Am nächsten Morgen legte Eirik Bjarni in das Totenschiff und band ihm die Helsohlen unter die Füße, wie er gesagt hatte. „Willst du, daß Bjarni sein Schwert mitbekomme?" fragte Herjolf. „Es schiene mir wohlgetan, daß wir seine Waffen behalten, denn wir sind nicht sehr reich an Waffen und haben kein Erz, uns neue zu schmieden."

„Das soll nicht erwogen werden!" sprach Eirik. „Bjarni darf seines Schwertes mit meinem Willen nicht ermangeln!" Und er legte das Schwert, das ihm einen Finger abgeschlagen hatte, selber neben Bjarni. Wir schoben den Leichnam in den Hügel und verschlossen die Öffnung. Eirik und Thorsteinn sangen Totenrunen dazu nach alter Sitte. Um diese Zeit hatte ich den neuen Glauben fast ganz vergessen und fand alles gut, wie es geschah, denn ich erkannte wohl, daß Eirik ein Mann war, der jedes Ding auf die rechte Weise vollbrachte.

Es schien mir von da an, daß die Männer Freydis aus dem Wege gingen. Ich aber haßte sie so, daß ich mich am meisten gefreut hätte, wenn sie auf Stigandi ertrunken wäre; und nun hatte sie auch eines so guten Mannes wie Bjarnis Tod verschuldet. Ich beschloß, mich noch mehr vor Freydis zu hüten als bisher. Doch in einer Nacht sah ich, wie sie an mein Lager trat und sich zu mir niederbeugte, als ob sie mir ein Geheimnis ins Ohr flüstern wollte; plötzlich biß sie mich in die Wange. Darob erschrak ich heftig und lag mit zitternden Gliedern; sie aber war sogleich verschwunden.

Ich schlief in dieser Nacht nicht mehr und lauschte immer, ob Freydis noch einmal zu mir käme; aber kein Schritt wurde hörbar. Am nächsten Tag stellte sie sich, als ob gar nichts geschehen wäre, und ich wagte nicht, jemand davon zu sagen.

Seit der Zeit fühlte ich immer ein wenig Furcht, wenn ich Freydis vor Augen sah. Einmal während der Arbeit geschah es auch, daß ich auflachen mußte, so daß mich die Männer erstaunt ansahen. Da hatte ich daran gedacht, wie die Kuh umgefallen war und Freydis in der Milch gelegen hatte mit fliegenden Röcken.

Nach einigen Nächten kam Freydis wieder ganz leise herangeschlichen und beugte sich zu mir nieder. Ich fühlte, wie sich ihre Brust hob und senkte. Aber ich konnte mich nicht bewegen, und sie biß mich abermals in die Wange.

Da griff ich nach ihrem Arm, um sie zu halten — aber sie war schon fort, und ich hörte nichts mehr. Weil ich aber einen leichten Schmerz in der Wange empfand, wußte ich, daß es wirklich Freydis gewesen war und nicht ihre Traumgestalt.

Am Morgen aßen wir Mehlmus und Fisch. Als die Männer hinausgegangen waren, blieb ich noch sitzen und sagte zu Freydis: „Warum läßt du mich nicht schlafen?" Sie tat sehr erstaunt, und es war gerade so, als ob sie von nichts wüßte. „Bist du etwa nicht in dieser Nacht und vor einigen Nächten an mein Lager getreten, und hast du mich nicht in die Wange gebissen?" — Aber Freydis lachte und strich mir übers Haar — mir wurde ganz heiß dabei, so sehr haßte ich sie; und wäre sie nicht ein Weib gewesen, so hätte ich sie gewiß geschlagen. Sie spottete: „Du hast wohl schwere Träume?" Aber ich erwiderte in Wut: „Willst du etwa leugnen, daß du an mein Lager gekommen bist?" — „Freilich leugne ich es!" sagte sie. „Und du mußt nicht so viel träumen!" — Dann ging sie davon. Nun wußte ich nicht, ob sie die Wahrheit gesprochen hatte, und ob mir nur ihre Traumgestalt erschienen war. Ich sann darüber nach; aber ich wagte nicht, davon zu erzählen, denn seit Bjarnis Tod sprach niemand über Freydis.

Ich muß hier noch berichten, daß Freydis jetzt immer das kleine Schwert Eiriks bei sich führte, wenn sie aus dem Hause ging. Und es gab doch weder wilde Tiere noch feindliche Menschen ringsum, so daß sie es sicherlich mit bösem Willen tat. Hafgrim schrie auch einmal im Schlafe laut: „Freydis!" und stöhnte dann, gleich wie wenn ihn jemand würgte. Als ich ihn am nächsten Morgen fragte, ob er von übeln Träumen befallen war, wußte er sich nicht mehr zu entsinnen.

Unser Haus war inzwischen fertig gebaut worden. Jede Nacht fror das Wasser in den Pfützen, und wir litten sehr durch die Kälte, da wir nur unsere schlechten Kleider hatten. Es gab keine großen Tiere, und wir konnten uns keine Pelze verschaffen. Die Männer sprachen jetzt oft davon, ein Schiff zu bauen und heimzufahren, wenn das Frühjahr käme, um ihre Frauen nach Winland zu holen. Ich wunderte mich, daß sie noch nicht genug mit Freydis hatten, die soviel Böses anzustiften vermochte; aber Eirik billigte die Reden der Männer, er selbst wollte für immer hier bleiben, weil ihm das Land wohl gefiel.

An einem Abend sagte Hafgrim: „Es wird jetzt bald die Zeit sein, Jul zu begehen. Wir können es wohl nicht genau wissen, aber die Sonne ist schläfriger als alle Tiere und wacht so spät auf wie sonst niemals."

„Es mag so sein," erwiderte Eirik, „und wir wollen das Jul feiern, wenn es euch recht ist. Da wir keine Pferde haben, können wir einen wilden Eber einfangen und für Thor und Freyr schlachten."

Wir waren es zufrieden, und Hafgrim sagte noch: „Du weißt, Eirik, daß ich und einige andere unter uns Christen sind. Wir pflegen in den Jultagen das Geburtsfest unsres Häuptlings zu feiern, der uns den neuen Glauben gelehrt hat."

„Das mögt ihr tun," meinte Eirik. „Und deswegen wollen wir uns nicht veruneinigen. Es wird am besten sein, wenn wir drei Tage lang

feiern und einen wilden Eber für Thor und Freyr schlachten, für euern Gott aber eine Hinde oder irgendein anderes Tier, das er liebt. Wir können dazu abwechselnd Weisen singen nach der Väter Sitte und wie es euch gelehrt worden ist. Vielleicht finden wir auch noch Weintrauben von der Art, die uns Gisli gebracht hat; denn an Met fehlt es uns leider."

Diese Worte gefielen allen. Und wir feierten dann das Fest in guter Eintracht und teilten die Opfertiere, ohne nach alten oder neuen Göttern zu fragen.

Um diese Zeit war es, daß vier kleine Boote in unsere Meerbucht kamen, jedes mit zwei oder drei Männern beladen. Wir gingen hinab, um zu sehen, was das für Menschen wären, aber sie blieben weit draußen. Nach einer Weile brach Eirik einen großen Fichtenast ab und schwenkte ihn über seinem Kopfe hin und her, damit die Leute unsere friedliche Gesinnung merkten. Bald stand auch einer auf, der ganz in einen weißen Pelz gehüllt war, und rief uns etwas zu, was wir nicht verstanden, worauf sie heranruderten. Es waren kleine dicke Männer mit runden Gesichtern, und ihre Augen sahen aus, als wäre ein Schnitt unter die Stirn gemacht worden und ein glänzender schwarzer Stein hineingelegt. Keiner von uns hatte jemals solche Menschen erblickt. Sie trugen Stangen mit scharfen Tierknochen an der Spitze, und ihre Boote waren aus Seehundsfellen gemacht.

Die Leute kamen ans Land, und einer von ihnen ging uns mit vorgebeugtem Kopf entgegen. Eirik hielt ihm die Hand hin, aber nun sahen wir staunend, wie der Fremde, der Eirik kaum bis zur Brust reichte, seine Nase an Eiriks Kinn rieb. Da uns dies ein Zeichen ihrer Freundschaft zu sein schien, führten wir sie alle zu unserm Haus und luden sie ein, am Mahle teilzunehmen, was ihnen sehr wohl gefiel. Sie sahen fortwährend auf unsere Waffen und betasteten sie so lange, bis ihnen Eirik ein schlechtes Messer schenkte. Hierüber freute sich der Anführer so sehr, daß er hin und her hüpfte und, um es zu erproben, einen seiner Leute tief in den Arm stach.

Eirik meinte, die Fremden wären von dem Volke der Skrälinger, die Leif in Grönland gefunden hatte und die sich nur von Seehundstran nähren. Freydis hätte gern einen der dicken Pelze gehabt, und sogleich bekam sie den schönsten weißen, als sie verstanden worden war. Wir forderten mehr Pelze, und die Männer schienen uns zu versprechen, daß sie noch viele bringen wollten. Sie liefen mit lautem Geschrei zu ihren Booten hinab, und der Häuptling tanzte von einem Bein auf das andere, Eiriks Messer durch die Luft schwingend.

Als die Skrälinger fortgerudert waren, sagte Eirik: „Es wird nun gut sein, wenn wir Bäume fällen und einen starken Zaun um unser Haus herum pflanzen, denn es hat mir nicht den Anschein, als ob wir mit diesen Leuten immer Freunde bleiben sollten."

Wir begannen sogleich, einen Zaun aufzurichten. Weil wir aber nicht mehr als drei Äxte besaßen und auch unsere Schwerter zu Hilfe nehmen mußten, ging die Arbeit nur langsam von der Hand.

Nach wenig Tagen sahen wir wieder die kleinen Boote der Skrälinger herankommen. Es waren jetzt nicht vier, sondern acht oder zehn, und ganz leicht konnten noch andere hinter dem Sande warten.

Eirik sagte: „Jeder nehme sein Schwert zur Hand! Aber wir wollen freundschaftlich mit den Skrälingern handeln, solange sie nichts Übles gegen uns unternehmen." Das schien uns wohl gesprochen. Dann fügte Eirik noch hinzu: „Daß keiner von euch eine Waffe hergebe! Vergeßt nicht, daß wir keine neuen schmieden können, und daß wir sterben müßten, wenn wir waffenlos wären."

Die Skrälinger kamen und brachten Pelze von Bären und anderen großen Tieren herbei. Wir wußten nicht, ob es dieselben Leute waren, die uns zuerst besucht hatten. Denn die Skrälinger glichen einander so sehr, daß wir sie nicht zu unterscheiden vermochten. „Sie sind wie Füchse in ihrem Fell," sagte Thorsteinn, „nicht wie Menschen." Und er hatte wohl recht, denn ihre Augen waren nicht Menschenaugen, glänzend und farbig, sondern es sah aus, als sei Öl in die Wangen hineingegossen.

Wir hätten alle gern die guten Pelze gehabt, die Skrälinger aber wiesen immer auf Schwerter und Äxte, um dagegen ihre Pelze zu tauschen. Doch wir wahrten unsere Waffen, und die Skrälinger erhoben ein großes Geschrei, ähnlich wie Raben, die um ein gefallenes Pferd kreisen, und sprangen hin und her. Einer ergriff unsere beste Axt, die da lag, und schlug sie gegen einen Baum. Die Axt blieb im Holze stecken; und nun liefen alle Skrälinger zusammen — es mochten wohl dreißig oder mehr sein — und wunderten sich. Wie aber Eirik ins Haus ging, gab ihnen Hjerolf die Axt, die ihm doch gar nicht gehörte, und bekam dafür einen großen Pelz. Nach ihm vertauschten noch Hafgrim und Ulf und Ljotr und Valbrand und Hovard ihre Schwerter gegen Pelze.

Der Häuptling der Skrälinger hatte Freydis lange betrachtet und schleppte nun viele Pelze vor sie hin. Dann rief er uns etwas zu, und es sah aus, als wollte er uns Freydis abkaufen. Wir lachten. Aber da kam Eirik wieder aus dem Hause, und als er verstand, was der Skrälinger wollte, vollbrachte er eine seiner Taten, um die er in ganz Island berühmt ist. Er hob alle die schweren Pelze auf, die da geschichtet lagen, packte den Häuptling und zwei andere Skrälinger hinein und trug sie ans Meer. Nun sprangen alle Skrälinger schreiend in ihre Boote und fuhren schnell fort. Sie waren noch nicht weit, als sie begannen, mit Pfeilen herüber zu schießen. Wir warfen uns in den Sand, und keiner von den Männern wurde getroffen; nur mir schlug es zum Bösen aus; denn ein Pfeil, der eine scharfe Fischgräte als Spitze trug, flog mir tief ins Bein.

Wie die Skrälinger fort waren, halfen mir die Männer zum Hause hin, und Freydis zog mir den Pfeil aus der Wunde. Ich kann nicht leugnen, daß ich arge Schmerzen empfand, denn der Pfeil hatte mit seinem Widerhaken tief ins Fleisch geschnitten. Dann legte Freydis Kräuter auf die Wunde und sprach einen heidnischen Blutsegen darüber:

Blut, stille den Strom,
Werde starr,
Steh!
Blut, blüh im Leib,
Mach ihn mächtig,
Ströme nicht mehr, Blut!

Und der Segen zeigte sich wirksam, denn bald hörte das Blut auf zu fließen. Ich muß auch sagen, daß Freydis eine weiche und geschickte Hand bewies.

Nun konnte ich nichts tun, als ruhig daliegen. Freydis brachte mir zu essen und besah jeden Morgen meine Wunde und legte neue Kräuter darauf. Ich war beschämt, daß sie mich behandelte, als ob sie meine Mutter oder meine Amme wäre, da sie doch kaum um drei Jahre älter sein mag als ich; aber ich mußte alles ertragen.

Die Zeit wurde mir sehr lange, wie ich dalag. Endlich bedachte ich, daß ich von dem Mönch Tondall aus Irland, der einen ganzen Winter auf unserem Hofe gewesen war, die Schreibekunst erlernt hatte, und ich sagte zu Eirik: „Wenn es dir recht ist und wenn du mir von den großen flachen Steinen einen herbeischaffst, die an einigen Stellen im niedrigen Meerwasser liegen, so will ich unsere Winlandfahrt darauf schreiben mit so guter Schrift, daß sie jeder wird lesen können."

„Das ist mir sehr recht," sprach Eirik. „Denn es könnte wohl sein, daß keiner von uns heimkehrt, um von unserer Fahrt zu berichten. Wenn du aber so geschickt bist und alles aufschreiben kannst, was wir gesehen haben, so mag wohl einst wieder ein Schiff aus Island kommen, und die Leute werden dann wissen, was zu erfahren gut ist."

„Fürchtest du denn, Eirik," fragte ich, „daß wir nie mehr heimkehren könnten?"

„Niemand weiß das Geschick," antwortete er und ging hinaus und brachte mir nach einer Weile von den Steinen. Sie waren dünn und sehr breit und bröckelten an den Kanten ab, da er sie an die Wand lehnte.

„Womit willst du nun aber schreiben?" fragte Eirik. Ich hatte es selbst schon erwogen und bat ihn, schwarzes Harz von den Nadelbäumen zu ziehen und mir zu bringen. Eirik tat es, und ich schnitt mir kleine Holzstäbe und begann mit Harz auf diese Steine zu schreiben, wie es hier zu lesen steht. Kehren wir nimmer zur Heimat zurück, und findet einst einer der Männer von Island, was ich hier aufgeschrieben habe, so wisse er, daß Eirik der Rote vom Hofe Marstadir im Tale der Lauga unser Anführer ist, wie ich es schon früher gesagt habe, und daß wir jetzt nach Bjarnis Tode nur noch elf Männer sind, darunter ich, der dieses schreibt, der jüngste, Gisli, Sohn des Goden Thorgrim auf der Tunga, und Eiriks Weib Freydis, welche ihm entgegen aller Weibersitte hierher gefolgt ist. Die Männer glauben alle, daß sie schön sei, und es ist von ihr bekannt, daß sie nicht viel weniger Kraft besitzt als ein Mann, und schon einmal daheim einen großen Bären, der ins Gehöft einbrach, mit der Holzaxt niedergeschlagen hat. Doch mir scheint sie innerlich böse, wie durch alles bezeugt wird. Was aber ihren Mut und ihre Kraft anlangt, so will ich nicht übel davon reden. Denn erwägt man, daß Eirik jeden Tag getötet werden kann, so muß gesagt werden, daß Freydis unter soviel Männern, die ihr alle, wie mir scheint, keine freundliche Gesinnung hegen, ein schweres Leben hätte. Dies aber schreibe ich nur auf, weil ich weiß, daß keiner hier des Lesens kundig ist. Sollte doch einmal

ein Mann zu uns kommen, der es versteht, so will ich den Stein, auf dem diese Worte geschrieben sind — und der ja der kleinste von allen ist — in Stücke schlagen.

Während ich alles der Reihe nach aufschrieb, was sich seit Eiriks Hochzeitsschmaus begeben hatte, schien mir das immer mehr eine höchst ergötzliche Sache zu sein, so daß ich gar keine Lust mehr spürte, in den Frost hinauszugehen und Holz zu schlagen. Ich schrieb den ganzen Tag, und oft stand Freydis bei mir und sah mir zu. Bald merkte ich, daß sie mich nun viel mehr achtete, seit sie die großen Steine sah, welche dicht mit Zeichen bedeckt waren. Mehrere Male verlangte sie, ich sollte laut lesen, was ich aufgeschrieben hatte; ich tat es auch, aber ich las nur, was sie nicht betraf. Denn eine geringe Freude wäre es für sie gewesen, zu sehen, wie sehr ich ihre Bosheit erkannt hatte.

Indessen heilte meine Wunde, und Freydis sagte an einem Morgen: „Es ist nicht mehr nötig, daß ich die Wunde ansehe. Wasche sie jetzt allein! Und du könntest wohl auch schon aufstehen! Oder willst du lieber sitzen und noch mehr Steine vollschreiben?" Dabei stellte sie das warme Wasser neben mich, das sie in einer großen Muschel gebracht hatte, und ging hinaus. Dieses Reden verdroß mich, denn ich merkte, daß mir Freydis Hohn antun wollte. In der anderen Nacht träumte mir, daß ich ein Messer ergriff und mich damit ins Bein schnitt; und halb schlafend, halb wachend riß ich mit meiner Hand die Wunde wieder auf, die schon beinahe vernarbt war, so daß sie neu zu bluten begann.

Am nächsten Morgen sahen alle, daß meine Wunde übler geworden war; Freydis wusch sie wieder, legte Kräuter darauf und pflegte mich wie vorher. Ich versäumte jetzt keinen Tag, ohne einen halben Stein vollzuschreiben.

Um diese Zeit hatte Thorsteinn drei Nächte hintereinander denselben Traum: Eine große Menge Seehunde kam aus dem Meer, jeder mit einem wohlgeschmiedeten Langschwert zwischen den Klauen, und sie schlugen uns im Schlaf die Köpfe ab. Hernach begannen sie, uns zu verzehren.

Seit Thorsteinn diesen Traum geträumt hatte, sang er nicht mehr und ging nicht jagen. Denn schon mehr als einmal hatte sich ihm träumend das Schicksal aufgetan. „Die Skrälinger werden uns fressen," sagte er zu Eirik.

„Nachdem sie uns zuvor mit unseren eigenen Schwertern erschlagen haben!" antwortete Eirik voller Grimm. Denn er wußte schon, daß fünf der Männer waffenlos waren, weil sie ihre guten Schwerter gegen Pelze eingetauscht hatten. „Sie werden die Skrälinger wohl mit warmen Pelzen totschlagen!" höhnte er. „Aber man vermag nicht, gegen das Geschick zu kämpfen, das gesponnen ist."

Am nächsten Morgen ging Eirik allein auf die Jagd und hieß die Männer, spitze Pfähle am Feuer härten und rings um unseren Zaun einpflanzen. Denn nun glaubte er, daß uns die Skrälinger überfallen würden. Ich hatte schon alles aufgeschrieben, was sich während unserer Fahrt und in Winland begeben, und half den Männern beim Schärfen der Pfähle.

Plötzlich bogen die kleinen Boote der Skrälinger um die Landzunge. Immer mehr wurden ihrer, und wir sahen noch kein Ende.

Thorsteinn stand auf und schaute übers Meer hin. Seine Augen blitzten heut wieder wie ehedem. Und er sprach: „Die Seehunde kommen, um uns zu fressen!“ Darauf nahm jeder, der noch eines besaß, sein Schwert zur Hand. Hjerolf und Hovard ergriffen die beiden Äxte und Hafgrim faßte das große Messer, das zum Schneiden der Speisen verwendet wurde. Ljotr wollte Eiriks kurzes Schwert von der Wand nehmen, denn seines hatte er den Skrälingern für einen Bärenpelz gegeben; aber Freydis langte selber danach.

Dann warteten wir schweigend. Mit einem Male begann Thorsteinn wieder zu singen, so wild und düster, wie ich ihn noch nie singen gehört hatte. Mir wurde grausig ums Herz.

„Das ist die Todesrune,“ sprach Egil, nachdem Thorsteinn geendet hatte.

Aber kaum war das gesagt, als Thorsteinn wiederum zu singen anhub, ein herrliches Lied, klar und stark. Er sang: „Wollt ihr elend im Gehege sterben, Nordmänner? Wollt ihr euch vor feigen Seehunden verkriechen, weil sie zu Hunderten und zu Tausenden kommen? Auf! Fahren wir unter sie wie hungrige Bären in die Schafherde!“ So sang Thorsteinn.

Da liefen die Männer singend auf den Meersand, den Skrälingern entgegen. Freydis und ich blieben hinter dem Zaun, denn ich konnte noch nicht recht gehen und hatte Ulf mein Schwert gegeben.

Die Skrälinger schossen sausend Pfeile, Ulf und Egil fielen in den Sand. „Zwei sind tot,“ sprach Freydis mit harter Stimme. „Sieben leben noch da unten und Eirik und ich und du. Aber der Seehunde sind tausend!“

Ljotr nahm mein Schwert auf, das neben Ulf im Sande lag. Und unsere Männer warfen sich in die Lachsgruben, so daß kein Pfeil mehr traf.

Als das erste Boot ans Land kam, sprang Thorsteinn hin und schlug die drei Skrälinger, die darin saßen, tot wie schlechte Hunde. Freydis und ich jubelten laut hinab. Aber schnell mußte sich Thorsteinn vor den Pfeilen niederwerfen, die vom Meere flogen.

Die Skrälinger brüllten gleich wilden Schweinen, die den Spieß im Rücken tragen und in einen Sumpf stürmen, sich das Leben zu retten. Einer von ihnen schwang unsere gute Axt. Da brach ich den Pfahl, der mir zwischen den Händen lag, in zwei Stücke und weinte vor Gram, daß wir unter unseren eigenen Waffen sterben sollten. Ich ging ins Haus, um nach einer Waffe zu suchen; und ich fand Thorsteinns Bogen und schoß den Skrälinger, der im Boote stand, so wohl vor die Stirn, daß er mit unserer Axt ins Meer stürzte. Jäh umschlang mich Freydis und küßte mich auf den Mund. Ich aber schoß Pfeil um Pfeil, und nach jedem Schuß, der getötet hatte, jubelte Freydis auf und küßte mich. Kein Pfeil ging verloren. Und ich war so froh wie noch niemals in meinem Leben, da es doch ans Sterben ging.

Unsere Männer schlugen die Skrälinger tot, die ans Land sprangen. Zwischen zwei Pfeilschüssen sah ich, wie sich Valbrand den Pelz von den Schultern zog, für den er sein Schwert gegeben, und ihn über einen Skrälinger warf. Der erstickte im Wasser, und Valbrand entriß dem anderen die Ruder-

stange und brach ihm damit den Schädel. Aber ein Pfeil traf ihn ins Auge, und er ertrank.

Als die Skrälinger sahen, daß wir sie nicht landen ließen, ruderten sie seitwärts und wateten ans Ufer, um unsere Männer im Rücken zu fassen. Hafgrim sank unter seinem eigenen Schwerte, Thorsteinn starb, die Siegrune singend. Alle fielen. Meine Pfeile waren verschossen.

Plötzlich schrie Freydis neben mir auf: „Eirik!" Ich wandte mich, und ich sah, wie Eirik aus dem Gehölze trat, einen Hirsch um den Nacken gehängt und sein langes Schwert in der Rechten, das niemand schwingen konnte als er. Und jubelnd schrie auch ich: „Eirik!"

Er sah uns beide, und er sah unten die toten Männer liegen und die Skrälinger, die über den Sand wimmelten wie Eidergänse. Da warf er den Hirsch von sich und ging hinab, langsam und hoch aufgereckt.

Immer mehr Pfeile flogen gegen Eirik, und ich wußte, daß er sterben würde wie ein geringer Knecht.

Ein Pfeil traf und blieb ihm in der Brust haften, nahe dem Herzen.

Eirik stand still. Er zog den Pfeil heraus und warf ihn von sich; ein Strom Blutes quoll nach.

Aber plötzlich riß er sich das Kleid ab, und mit einem brausenden Jubelruf sprang er nackend auf den Sand, das helle Schwert überm Kopfe schwingend.

Die Skrälinger fielen vor Eiriks Schlägen auf den Sand wie Holzbirnen, die mit einer Stange vom Baum gebrochen werden. Glühendrot brannten ihm die Augen, in seinem Leib staken viele Pfeile, und das Blut strömte rauchend nieder.

Singend trieb er die Skrälinger vor sich her, und sie rannten hinab und sprangen ins Wasser wie Frösche, die von der Schlange gejagt werden. Hinter ihm ging sein Weg zwischen Leichen.

Als Eirik zum Wasser kam, hielt er jäh inne, drehte sich taumelnd herum und fiel zusammen. Sein Gesicht war in den Sand gegraben, und er zuckte nicht mehr.

Die Skrälinger kamen wieder ans Land, aber sie wagten sich nicht dorthin, wo Eirik lag. Sie schleuderten Steine und schossen mit ihren Pfeilen nach dem Toten.

Freydis hatte immerfort schweigend neben mir gestanden. Nun wandte sie sich und sprach mit ruhiger Stimme: „Gisli, du bist jetzt der letzte der Nordmänner auf Winland. Nimm mein Schwert und töte mich!" Und sie gab mir Eiriks kurzes Schwert.

In dieser Stunde wußte ich, daß alle wahr sprachen, wenn sie sagten, daß Freydis die schönste und die mutigste aller Frauen sei. Und ich tat, wie sie mich geheißen hatte.

Aus dem Berliner Musikleben.

Wer auf die musikalischen Ereignisse des letzten Jahres zurückblickt, dessen Erinnerung wird zuerst an dem haften, was auf dem Gebiete der Oper sich ereignet hat, denn der große Apparat, den die große Form in Bewegung setzt, beschäftigt mehr Sinne als die Musik allein und gibt demgemäß wenn nicht stärkere, so doch mannigfaltigere Eindrücke.

Gedenkt man nun der Oper, so gebühren auch einige Worte der Sommeroper, die Hermann Gura schon zum zweiten Male in dem leer stehenden Neuen Königlichen Operntheater am Königsplatz eingerichtet hatte. Die Schwierigkeiten bei der Herstellung eines guten Ensembles sind so bedeutend, daß einem Direktor, der nur leidlich Gelungenes bietet und uns durch die Aufführung selten gehörter oder neuer Werke Anregungen gibt, schon lebhafter Dank gebührt. Das war in der Gura-Oper der Fall; es wurde tüchtig gearbeitet, manche hervorragende Gesangskraft machte sich den Berlinern bekannt, und der Durchschnitt der Leistungen stand meistens auf achtenswerter Höhe.

Die Eintrittspreise freilich waren ziemlich hoch, und die Zusammenstellung des Spielplans ließ die rechte Sorgfalt vermissen. Daß einige Werke Richard Wagners aufgeführt wurden, wie „Lohengrin" und der überflüssigerweise in einen Akt zusammengezogene „Fliegende Holländer", soll zwar gelobt werden; manch einer, der diese Werke im Königlichen Opernhaus nicht erlangen kann, mag sie hier gehört haben, und die Aufführung der „Meistersinger" gab zudem noch Gelegenheit, in dem Münchener Feinhals einen ausgezeichneten Hans Sachs zu bewundern. Aber weshalb Puccinis „Butterfly" und Richard Straußens „Salome", die den ganzen Winter über hier zu hören waren, noch am Königsplatz eingebürgert werden mußten, warum Mozarts „Don Juan" in schlechter Einrichtung und Bellinis „Norma" in ungenügender Besetzung zur Darstellung kamen, ist nicht einzusehen.

Eine gute Tat ist aber mit der Neueinstudierung von Verdis „Otello" geschehen. Unbegreiflich, daß dies wundervolle Werk so vernachlässigt wird, denn es gehört zum Schönsten und Reifsten, was der große italienische Meister geschaffen hat, und könnte in würdiger Aufführung ein Schmuck jeder Opernbühne sein. Verdi war vierundsiebzig Jahre alt, als er dies Stück schrieb, aber nichts darin verrät sein Alter, es ist vielmehr von einer Kraft und Frische der Erfindung, die uns immer aufs neue in Erstaunen setzen. Besonders interessiert die feine Behandlung des begleiteten Rezitativs und die Sicherheit des Geschmackes beim Übergang vom rezitativischen zum melodischen Gesang. Nirgends ist ein Zuviel oder Zuwenig, ein Zuspät oder Zufrüh, wie mit Naturnotwendigkeit vollzieht sich der Wechsel von einer zur anderen Ausdrucksart. Ebenso künstlerisch erscheint die Behandlung des Orchesters, das sehr reich klingt und sehr selbständig auftritt, sehr bedeutsam die Handlung ausdeutet, ohne doch jemals die Singstimmen zu erdrücken. Das Ganze ist ein Präludium zum „Falstaff", der köstlichsten Frucht von Verdis Alter; in manchen Partien ist hier schon die Abgeklärtheit und Reife des Stils erreicht, die uns dort so entzücken.

Die Aufführung von Hermann Zumpes „Sâwitri" war für die Schweriner Hofoper, an der Herr Gura lange die Regie geführt, ein Akt der Pietät, denn Zumpe hat als Kapellmeister viel für dies Institut getan. Für eine andere Bühne, eine andere Stadt liegt indessen kein Grund vor, sich dieses Werkes zu erinnern, denn es fehlt ihm die wirkliche künstlerische Lebenskraft. Die Dichtung des Grafen Sporck behandelt das uralte Motiv von der Liebe, die den Tod überwindet: Sâwitri folgt dem Todesgott Jama so lange, bis er ihr den Gatten Sawitar zurückgibt. Da die Handlung an äußeren Ereignissen arm ist, so bedürfte sie, um wenigstens innerlich anschaulich zu werden, einer sehr kräftigen, aus persönlichster Empfindung und Eigenart entsprungenen Musik. Hermann Zumpe jedoch ist durchaus Wagner-Epigone, und da er natürlich Formen und Farben seines großen Vorbildes nur abgeschwächt wiederzugeben vermag, so übt seine Oper auch nur eine matte Wirkung aus.

Die Königliche Oper hat zwei neue Werke gebracht, und davon war Smetanas „Dalibor" nicht einmal ganz neu für Berlin, denn das Theater des Westens hatte ihn schon vor einigen Jahren stolz und schmerzlich über die Bretter gehen lassen. Dank den gründlichen Bemühungen Fräulein Destinns, die eine leidenschaftliche Tschechin ist, kam der edle Ritter nun auch an das Königliche Opernhaus — mit ebensowenig Glück wie dort draußen. Die Heldin benimmt sich ähnlich wie Beethovens Leonore, nur daß sie nicht alles zu so gutem Ende bringt. Milada liebt Dalibor, den sie erst verklagt hat, weil er ihren Bruder erschlug. Und als er eingekerkert wird, tritt sie bei dem Kerkermeister, als Mann verkleidet, in Dienst, um den Geliebten zu befreien. Aber die Befreiung mißglückt, Milada fällt im Kampf, und Dalibor ersticht sich. Die Musik zeigt so recht, wie wenig Smetana im Grunde Dramatiker war, denn er behandelt seinen Stoff, als schriebe er Musik für ein Konzertstück, unterbricht die Handlung, selbst wo sie auf das entschiedenste vorwärts drängt, durch lange Instrumentalzwischenspiele, und verirrt sich auch sonst oft in die Gänge der absoluten Musik. In seiner reizenden „Verkauften Braut" hatte er eigentliche dramatische Aufgaben nicht zu lösen; hier konnte er die spielerische Handlung mit einem leichten Tongewand umkleiden und aus dem Born nationaler Melodik schöpfen. Im „Dalibor" aber scheint die Wucht des dramatischen Vorwurfes drückend auf ihm zu ruhen und seine Phantasie zu fesseln, denn gerade an den Höhepunkten versagt seine Erfindung am meisten und gibt ihm nur Landläufiges und Durchschnittliches ein. Das Stück ist denn auch längst wieder aus dem Spielplan verschwunden.

Die zweite neue Oper kam erst spät im April zur Aufführung. Sie stammte von zwei Amerikanern: den Text hatte Randolph Harsley, die Musik Arthur Nevin verfaßt, und das eine war künstlerisch so wertlos wie das andere. Es verlohnt sich deshalb nicht, noch Worte über sie zu verlieren.

Außerdem gab es mehrere Neueinstudierungen. Zuerst Mozarts „Don Juan", der in allem Szenischen vortrefflich war und die Ereignisse den Zuhörern lebendig vor die Augen stellte. Nur in der Besetzung haperte es sehr, denn außer Fräulein Artôt als Zerline stand kaum einer der Darsteller und der Darstellerinnen am rechten Platz, wozu noch kam, daß der Kapellmeister Herr Blech die Sekkorezitative mit den unnötigsten und störendsten Klavierimprovisatos belastete. Der Erfolg war denn auch künstlerisch ein sehr geringer.

Auch Verdis „Maskenball", dies Stück voll Rasse und Feuer, konnte nicht seiner Art gemäß aufgeführt werden, da es unserem Opernhause an Künstlern fehlt, die die hierfür nötige Empfindungsstärke und die gleiche Ursprünglichkeit haben. Mit Nuancen und Vortragsfeinheiten ist solch einem aus dem Vollen geschaffenen Opernwesen nicht beizukommen, nur Temperamente können sich an diesem Temperament entzünden, und nur heißes Blut kann diese heißen und großgeschwungenen Melodien lebendig machen.

Endlich Meyerbeers „Prophet". Es würde ein Rätsel bleiben, warum diese Oper der wohlverdienten Vergessenheit wieder entrissen ist, wenn man sich

nicht erinnerte, daß einzelne Szenen darin Gelegenheit zu außerordentlichen dekorativen Wirkungen geben, und daß Graf v. Hülsen-Haeseler seine Stärke gerade im Herausarbeiten solcher szenischer Effekte hat. Eins dieser Bilder werde ich so leicht nicht vergessen: den Krönungszug. Das war mit bedeutender künstlerischer Phantasie angeschaut und verwirklicht. Dunkle Volksmassen wogten in dem matt beleuchteten Seitenschiff des Domes, das den Vordergrund bildete, und über diese nur in Umrissen erkennbare Menge hinweg sah man in dem von hellem Licht durchfluteten Mittelschiff sich den Zug abwickeln mit den Trabanten und Würdenträgern, den Fanfarenbläsern und dem Propheten in der Mitte. Neben diesem und anderen Eindrücken, die das Auge empfing, blieb das Musikalische durchaus sekundär. Das der Oper zugrunde liegende Drama ist eine ganz hohle, wenn auch mit großem Raffinement gemachte Komödie, ein Kulissenstück, dem jede Spur wirklichen Lebens und Erlebens fehlt. Es wäre fast ein Wunder, wenn Meyerbeer hierzu hätte eine gute Musik schreiben können, und er hat es denn auch nicht gekonnt, seine Erfindung, die sonst so reich quillt, fließt hier nur matt, die Leere des Textbuches klingt aus ihr wieder. Übrigens möchte ich bei dieser Gelegenheit auf ein Meyerbeersches Stück hinweisen, das mir mit Unrecht vernachlässigt scheint, auf „Dinorah". Es ist vielleicht das Echteste, was er geschrieben hat, denn er versucht hier nicht Gefühle auszudrücken, die ihm fern liegen, sondern ergeht sich in einem graziösen Spiel reizvollster Art: Artistenkunst auf ihrer höchsten Stufe, ohne das Bestreben, mehr sein zu wollen, und deshalb sympathisch.

Recht lebhaft ist es wieder an der Komischen Oper zugegangen, wo ungemein fleißig gearbeitet wird. — Die aufgeführten neuen Stücke waren zwar von recht verschiedenem Wert, doch ist es immer ein Verdienst, Neues zur Diskussion zu stellen.

Sehr problematisch erschien gleich die erste dieser neuen Opern: „Auferstehung", nach dem Tolstoischen Roman bearbeitet von Cesare Hanau, Musik von Franco Alfano. Der Verfasser hat keineswegs ein Drama aus dem Roman gezogen, sondern er hat vier Szenen daraus genommen, vier Episoden, die er unvermittelt nebeneinander stellt, und überläßt es dem Zuhörer, die Zusammenhänge aus seiner Kenntnis des Romans heraus herzustellen. Die Heldin dieser Szenen ist Katjuscha. Wir sehen sie zuerst in der Osternacht, im Liebesgespräch mit Nechljudoff, dann auf einem Bahnhof, wo sie sich verzweifelt vor den Zug werfen will, aber von einer mitleidigen Bäuerin gerettet wird, dann im Weibergefängnis und zuletzt, wieder in einer Osternacht in Sibirien, scheiden Katjuscha und Nechljudoff, die sich einst liebten, innerlich befreit und umgewandelt voneinander. Diese Art, aus einem Kunstwerk vier Kapitel auszuschneiden wie Bilder aus einem Bilderbuch und sie notdürftig zusammenzukleben, ist ein Akt höchster Brutalität. Denn gerade das, was den Roman auszeichnet und ihn uns so wert macht, die feine Seelenmalerei, die Darstellung jener großen Läuterung im Charakter Katjuschas und Nechljudoffs, gerade das fehlt hier: wir sehen Vorgänge, bei denen wir uns nichts denken können, Äußerlichkeiten, die uns kalt lassen. So äußerlich ist nun auch die Musik. Der Komponist versucht nicht etwa, das zerbröckelte Stückwerk durch die Kraft der Töne zusammenzufassen, durch starke Melodielinien zu verbinden, dem Zuhörer Gefühle ins Herz zu singen, sondern er illustriert nur. Das Orchester ist die Hauptsache, die Singstimmen rezitieren so nebenher und schlängeln sich kümmerlich durch das erregte Ensemble der Instrumente.

Dies Verhältnis zwischen Gesang und Orchester erscheint übrigens charakteristisch für die meisten neueren Opernwerke. Das Orchester ist gewöhnlich die Hauptsache, ihm wendet der Komponist seine ganze Liebe zu, der Gesang ist kaum mehr als ein notwendiges Übel. Es sollte mich nicht wundern, wenn die weitere Entwicklung das Genre Oper zur Pantomime führte, denn alle Zeichen deuten darauf hin, daß ein solcher Umwandlungsprozeß sich vollzieht.

Auch bei dem „Veilchenfest" von Jan Brandts-Buys liegt der Schwerpunkt im Orchester, wozu allerdings der Viktor Heindlsche Text hingeleitet haben mag. Das Ganze ist nichts als ein Scherzspiel, unter dem wohl einiger Ernst liegt, ohne doch

recht an die Oberfläche zu kommen. Wer im Märchenland dieser Ereignisse — Wien meint der Verfasser — das erste Veilchen fand, merkte sich die Stelle und tat seinen Fund dem Herzog kund, der dann mit Troß hinauszog und hübsch zusah, wie eine von dem Finder erkorene Jungfrau die Blume brach und sie ihm überreichte. Es müßte wunderlich zugehen, wenn der Veilchensucher nicht seinen herztausigen Schatz zu diesem Amt auserwählt hätte. Auch der Ritter Neidhard Fuchs tut das und führt am Schluß die schöne Ivi, die ihm, wie Shakespeares Viola ihrem Herzog, unerkannt als Knappe gedient hat, glücklich heim. Was in der Musik gesagt wird, das sagt, wie schon angedeutet, das Orchester. Es ist eine Unmenge von Witz und Erfindungsgabe hier in Bewegung gesetzt, das glitzert in den buntesten Farben, untermalt, deutet aus, ist immer unterhaltend und amüsant; nur wirkt diese ganze Lustbarkeit allein auf den Verstand, während die Empfindung dabei ziemlich leer ausgeht.

Etwas mehr Gefühlstöne klingen in „Robins Ende" an, dessen Text vom Regisseur der Komischen Oper, Maximilian Moris, herrührt, während Eduard Künecke die Musik verfaßt hat. Auch hier ist das Orchester ungemein beweglich und mit allerlei Randbemerkungen und illustrierenden Details schnell bei der Hand, bisweilen spinnen sich auch längere Melodiefäden an, dünn und fein, aber doch faßbar, und überhaupt schimmert durch allen jugendlichen Überschwang, durch alle glückliche Unreife so viel Talent hindurch, daß ich glaube, man wird von dem Komponisten noch viel Gutes erwarten dürfen. Der Text ist unsäglich harmlos, es lohnt kaum, den Inhalt zu erzählen; die Pointe möge genügen: Der Pächter Robin hat den König beleidigt, der seiner tugendhaften Frau nachstellte, und soll gehenkt werden; doch als die Binde von seinen Augen fällt, findet er sich mit dem Herzogsmantel bekleidet: Robin ist tot, der Herzog von Cornwall lebt.

Franz Lehars „Zigeunerliebe" erwähne ich nur, weil die Musik für eine Operette ungewöhnlich hübsch ist und viel Farbe und Charakter zeigt, wofür denn die Handlung sich um so törichter ausnimmt. Und der „Polnische Jude" von Carl Weiß war für Berlin nicht neu, die Stuttgarter Hofoper hatte ihn bei ihrem Gastspiel bereits vor Jahren hier aufgeführt. Aber es war schon verdienstlich, das interessante Stück wieder auf die Bühne zu bringen, die Handlung entwickelt sich gut, wenn auch etwas sensationell zugespitzt, und die Musik hat eine kräftige Art, etwas Gesundes, wenn auch nicht gerade sehr Selbständiges, arbeitet viel mit rezitativischem Gesang und erreicht den Zweck, die szenischen Vorgänge uns eindringlicher vorzustellen, recht glücklich.

Ungewöhnlich groß war die Anzahl neuer und neu einstudierter älterer Chorwerke, die wir in diesem Winter zu hören bekamen. Wenn ich beim Neuen von unten anfange, so gebührt Gabriel Piernés „Kinderkreuzzug" der Vortritt. Herr Bruno Kittel führte das Stück auf, und er hatte dazu ein großes Aufgebot von Kräften nötig: seinen eigenen gemischten und einen Kinderchor, das Blüthnerorchester und eine Anzahl Solisten. Der Text ist nach einer Dichtung von Marcel Schwab bearbeitet, wahrscheinlich vom Komponisten selber, und er schildert, wie die Seelen der Kinder erweckt werden, wie eine ekstatische Begeisterung sie ergreift, wie sie ihren schweren Weg dahinziehen, an der See anlangen und im Sturm untergehen. Die Anlage dieses Textes hätte einem Komponisten wohl Gelegenheit zur Schöpfung eines lebensvollen Werkes geben können, nur ist Pierné leider kein Komponist in höherem Sinn, d. h., kein musikalischer Erfinder und Gestalter. Er beherrscht das Handwerk in bescheidenem Maße und schreibt zu diesen Ereignissen einen dürren, völlig inspirationslosen Tonsatz, dessen Nüchternheit zu dem hohen Gegenstand der Dichtung einen seltsamen Kontrast ergibt.

Vom Handwerk zur Kunst leiten uns „Die Tageszeiten" von Fr. E. Koch. Der Komponist hatte zur Aufführung dieses bedeutenden Werkes einen Chor eigens zusammengebracht, hatte das Philharmonische Orchester sowie erlesene Solisten gebeten und selbst alles einstudiert, als er plötzlich erkrankte. Herr Professor Georg Schumann sprang kollegialisch-freundlich für ihn ein und leitete das Konzert mit

gutem Gelingen. Fr. E. Koch ist auch der Dichter des Textes. Er hat mit den einzelnen Tageszeiten Szenen aus dem Leben Christi verknüpft und in die vier Teile vier „Legenden" hineingestellt, die dem Ganzen zum Stützpunkt und Halt werden. Um die „Heilige Nacht" schließen sich als Symbol des Vergehens und Werdens der Zug des Todes und eine Szene zwischen Mutter und Kind. Im Morgen hören wir Jesus im Tempel, daneben grüßt der Landmann den Tag, kost ein Liebespaar; im Mittag erklingt ein Schnitterchor und der Erntedank, und feierlich steht darin die Bergpredigt; im Abend Tanz unter der Linde, Rast im Wirtshaus und der Gang nach Golgatha. Göttliches und Menschliches sind so eng verknüpft. Die Musik hat ungemein viel Charakter, persönliches Gepräge und Stileinheitlichkeit. Es eignet ihr eine gewisse Herbigkeit und Strenge, die selbst die heiteren Bilder noch wie durch einen dunklen Schleier sehen läßt und dem Zuhörer nicht bequem entgegenkommt, aber vielleicht gerade dadurch in ihm Eindrücke hinterläßt, die nicht leicht verwischt werden, sondern sich in der Erinnerung noch vertiefen.

Professor Siegfried Ochs führte mit dem Philharmonischen Orchester ein anderes großes und eigentümliches Chorwerk auf: „Eine deutsche Messe" von Otto Taubmann. Auch hier hat sich der Komponist seinen Text aus Bibelstellen selbst zusammengestellt. „Des Herrn Augen schauen alle Lande, daß er stärke die, so von ganzem Herzen an ihm sind", damit beginnt das Werk, und dieser Spruch bildet gewissermaßen das Leitmotiv des Ganzen: „ihn mit den Mitteln der Tonkunst zu paraphrasieren, zu deuten, zu erläutern, wie es etwa der Geistliche in einer darüber zu haltenden Predigt machen würde, war die selbstgestellte Aufgabe", sagt Taubmann darüber. Es offenbart sich in dieser schwierigen Messe, die eine Messe in gewöhnlichem Sinn des Wortes natürlich nicht ist, ein ganz außerordentliches Können. Der Komponist handhabt die kompliziertesten kontrapunktischen Formen mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, als sei die Polyphonie das ihm von der Natur verliehene, ureigene Ausdrucksmittel für seine Gefühle und musikalischen Gedanken. In manchen Sätzen erhebt sich die Erfindung zu hohem Schwung, anderes erscheint daneben weniger bedeutend, das Ganze aber muß unter die hervorragenden Erscheinungen der neueren Chorliteratur gerechnet werden.

Als ein freundliches, gut gearbeitetes Stück kann man die „Messa da Requiem" von Giovanni Sgambati bezeichnen, die Herr Professor Georg Schumann mit der Singakademie aufführte. Der Satz ist sehr homophon, die Gedanken zeichnen sich mehr durch Rundung und Glätte als durch Tiefe aus, aber das gut klingende Stück ist ein und das andere Mal wohl angenehm zu hören. Neben ihm erscheint Verdis Requiem freilich riesengroß, unendlich viel reicher an Wärme, Blut und Leben, und wir müssen Herrn Oskar Fried und der Gesellschaft der Musikfreunde danken, daß sie uns dies Musikwerk wieder einmal vorgeführt haben.

Dieser kurze Rückblick auf die musikalischen Ereignisse des letzten Winters möge genügen. Wollte ich die Orchesterkonzerte noch erwähnen, so möchte mein Bericht bedenklich anschwellen; denn sehr vieles, was kaum mehr als Eintagsbedeutung hat, ist hier gespielt worden, und wenn ich gar die unzähligen Solistenkonzerte in Betracht zöge, so dürfte schwer ein Ende zu finden sein. Heinrich Heine schrieb 1843: „Wie Heuschreckenscharen kommen die Klaviervirtuosen jeden Winter nach Paris, weniger um Geld zu erwerben, als vielmehr um sich hier einen Namen zu machen, der ihnen in anderen Ländern desto reichlicher eine pekuniäre Ernte schafft. Paris dient ihnen als eine Art Annoncenpfahl, wo ihr Ruhm in kolossalen Lettern zu lesen." Setzen wir für Paris Berlin und fügen wir zu den Klaviervirtuosen noch die Violinvirtuosen und die Sänger und Sängerinnen hinzu, so passen diese Worte haarscharf auf die Zustände unserer Zeit.

Carl Krebs.

Literarische Rundschau.

Goethes Jugendlehrer.

Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer. Von E. Mentzel. Ein Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte. Nach archivalischen Quellen. Mit 9 Bildern und 12 Faksimiles und Handschriftenproben, größtenteils aus unveröffentlichtem Material. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Die Bildungsgeschichte großer Männer hat neben ihrem psychologischen Wert noch einen eigentümlich paradoxen Reiz: es belustigt, Friedrich den Großen als vermummten Trommler oder den kleinen Lessing neben dem großen Bücherhaufen zu sehen; unsre Phantasie läßt sich gern einmal anreizen, den antibiographischen Weg vom fertigen Mann zum Kinde zu wandeln. Für den Größten aller Lernenden hat nun die treffliche Darstellerin des Frankfurter Goethe noch obendrein das Glück, fast neuen Boden zu durchackern. So wird uns die Schulgeschichte und das Unterrichtswesen der alten Reichsstadt an einer Reihe von Charaktertypen anschaulich gemacht. Zwar sind es leider fast nur „parallele Lebensläufe", die, in Enge beginnend, zu besseren Verhältnissen führen, aber fast ausnahmslos in Not und Elend schließen; nur gerade der übelste Lehrer Goethes, der Stallmeister Runckel, hat, wie es scheint nicht ohne einige Erbschleicherei, sich einen guten Abgang gesichert. Bezeichnend ist es auch für das Konnexionswesen, wie überall Gönner eine Rolle spielen; oder wie der Musiker Bismann sich bald um die Stelle eines Gerichtsboten, bald um „den Ausruf-, Schreiber- und Pflasterinspektordienst" oder um die Anstellung als Kellermeister im Weißfrauenkloster bewirbt. Daneben wirken die konfessionellen Gegensätze, insbesondere der Lutheraner gegen die Reformierten, mit.

Begreiflich ist es, daß der Verfasserin die Schilderung nicht genügte, die sie lebendig aus den Quellen emporsteigen läßt. Überall sucht sie Einflüsse auf den Dichter nachzuweisen, und geht denn hierin freilich viel zu weit: soll wirklich Goethes Ohr den Rhythmus von einem mürrischen Klavierlehrer gelernt haben? Hat an seinem damals so verbreiteten Interesse für englische Literatur wirklich ein beliebiger Englischlehrer Verdienst? So geht sie denn überhaupt zu resolut im Vermuten und Retten vor. Die kleinsten Momente, die unvermeidlichsten Ausdrücke in Eingaben oder Dankschreiben sollen beweisen, daß der „ein ungemein scharfer Beobachter" war, jener den Schüler „keineswegs nur einseitig vorbildete". Oder bloße Annahmen treten mit „offenbar" und „sicher" ein. Recht triviale Aussprüche im Schulbuche „sind fast keine Übungen mehr; sie verraten bereits das große Herz des Dichters!" So geht auch durch das ganze Buch eine starke Überschätzung des Einflusses der Lehrer. Hat Goethe zufällig sie in seiner Autobiographie fast alle ungünstig geschildert? Freilich faßt die Verfasserin selbst die spöttische Erzählung von dem Klavierlehrer mit den „Krabblern und Zapplern" als eine Ehrung des Mannes auf.

So neigt sie also auch zu stark zu „Rettungen". Goethes Vetter Textor hat von dem Prorektor Scherbius in einer glänzenden Lokalposse ein Bild entworfen, gegen das Fr. Mentzels gutmütige Anwaltschaft nicht aufkommen kann. Zumal das hier gegebene Porträt des Enkels eines türkischen Agas recht gut zu der Charakteristik

im „Prorektor" paßt. Übrigens ist für diese Bilder wie auch für die schönen Schriftproben aus Meister Thyms Vorlagen bestens zu danken. Wie denn die Verfasserin auch hübsche Beilagen gibt, z. B. ein judendeutsches Carmen auf eine Textorische Hochzeit, und lehrreiche Exkurse über Goethes Stellung zur Musik, zur Reitkunst, zur Pädagogik einfügt. Allerdings mindert auch hier die Milde die Schärfe des Bildes; und wenn einer „fast regelmäßig ein u in der Form qu'un ausläßt", so sollte solche „Angewohnheit" selbst bei einem Goethe ruhig ein orthographischer Fehler heißen!

Richard M. Meyer.

Max Lenz.

Der 13. Juni dieses Jahres, als der sechzigste Geburtstag Max Lenzens, mag uns als äußerer Anlaß dienen, bei dem Historiker, den die Berliner Universität zum Darsteller ihrer nunmehr hundertjährigen Geschichte ausersehen hat, und seinem Schaffen mit betrachtendem Blick zu verweilen. Ist er doch kein trockener Gelehrter, obwohl er die Mosaikarbeit strenger Einzelforschung tatkräftig fördert, noch hat er je durch die Kühnheit seiner Kombinationen zu blenden gesucht, sondern Lenz, der sein Problem an der Wurzel zu packen pflegt, wird von jedem Problem zugleich selbst aufs tiefste bewegt, so daß die Lösung, die er gibt, ebensosehr ein Ausfluß seiner Gelehrsamkeit ist, wie sie das Gepräge seiner Persönlichkeit trägt, die im nationalen Leben wurzelt. Und dadurch ragt er über den engeren Kreis seiner Fachgenossen hervor.

Dieses Einsetzen der Persönlichkeit, der stete Hinblick auf die brennenden Fragen der Gegenwart, sein ausgesprochenes Preußentum lassen Max Lenz Heinrich v. Treitschke verwandt erscheinen, von dem er aber durch seine Methode getrennt ist. Der Gegensatz ist durch den Wandel der Verhältnisse bedingt. Denn die Kämpfe waren vorüber und mit der Einheit des Reiches die Aufgabe erfüllt, an der jener als treuer und stärkster Bundesgenosse Bismarcks gearbeitet hatte, als Max Lenz — von Geburt Pommer und jener weitverzweigten, kerndeutschen Familie angehörend, deren Stammbaum sich weit in die Jahrhunderte zurückverfolgen läßt, und die auch den Dichter und Jugendfreund Goethes zu den Ihrigen zählt — der Theologie den Abschied gab und sich der Historie zuwandte; ein Übergang, der in der Neuzeit so oft zu beobachten ist, um nur Ranke und Dilthey als zwei beliebige Beispiele herauszugreifen, und im Einzelleben den historischen Prozeß, in dem sich die weltlichen Wissenschaften von der mater theologia loslösten, widerzuspiegeln scheint.

Ranke war sein Lehrer. Ihn hat er stets als solchen anerkannt, die Lösung der von ihm gestellten Probleme als seine erste Aufgabe betrachtet, ihm verdankt er die objektive Methode, die Ranke im Anschluß an Niebuhr, alle Spekulation verwerfend, nur auf die Erkenntnis des tatsächlichen Vorganges gründete. Wie der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung in seinen „Großen Mächten" die Entwicklung des 18. Jahrhunderts, so hat Lenz in einem gleichnamigen Essay[1]), der programmatisch die Grundlinien seiner Geschichtsauffassung darlegt, die Entwicklung des 19. Jahrhunderts in großen Zügen geschildert. Vom universalhistorischen Standpunkte betrachtet er die Bewegungen der Völker, die geistigen Strömungen, die mit ihnen verknüpft sind; aber über die politischen Ereignisse und Verwicklungen hinaus forscht er nach dem Grund allen Geschehens. Das Ursprüngliche und Dauernde erblickt er in den

[1]) Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von Max Lenz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900. Vorher erschienen in der „Deutschen Rundschau", Band CII, S. 74 ff., 269 ff., 422 ff.

Ideen, den geistigen Kräften, die der Ausfluß des religiösen, sittlichen und intellektuellen Lebens sind. „Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben und Vergehen, in ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte". Auf ihrem Grund sind die Nationen erschaffen, sie sind ihr geistiges Band, ihre „moralische Energie". Auch die Staatsform, die ihre politische Macht verkörpert, ist durch sie bestimmt. Darum erhebt sich, wenn die Staatsform erstarrt und nicht mehr dem entwickelteren Zustand der Nation entspricht, die nationale Souveränität über sie, um in friedlicher Umwälzung oder im Kampf, in der Revolution ihre Neubildung zu erzwingen. Weil in ihr sich die tiefsten Kräfte entfesselten, wird unter diesem Gesichtspunkt die Revolution zur größten „nationalen Tat" Frankreichs. Und der erscheint als der größte Staatsmann, der die „Gewalten der Tiefe", die konstanten, jedem Volke eingeborenen Elemente zu erkennen und mit ihnen zu rechnen weiß. Napoleon verachtete sie und glaubte sie seinem Willen, seiner Macht beugen zu können, und darum wurde die Idee, der Glaube — die tiefste Kraft der Deutschen — zu dem Felsen, an dem sein kühnes Schiff zerschellte. Gewiß gehört zum Staatsmann vor allem der Blick für die Realitäten und ihre Berechnung; sie machten Metternichs Talent aus. Bismarcks Genie aber erkannte zugleich die Ideen, die sein Volk beseelte, und stellte sich in ihren Dienst, auch da, wo er sie zu verachten schien. Sie haben seiner Schöpfung Festigkeit und Dauer verliehen.

Den Spuren dieser Ideen, die zu dem Ursprung allen Lebens zurückführen, zu folgen, „ein Mitgefühl ihres Daseins zu erzeugen", ist die erhabene Aufgabe der Historie. Sie gibt die Kraft, ist die metaphysische Voraussetzung, immer wieder zur pragmatischen Betrachtung selbst der kleinsten Zellen des geschichtlichen Lebens zurückzukehren. Darum ist auch Lenz ein Anreger und Lehrer von weit reichendem Einfluß geworden. Seine Stärke liegt in der gedanklichen Erfassung der Wesenheiten, der Charakteristik großer politischer Machtgebilde und Parteien, in der intuitiven Anschauung, die die einzelnen Ereignisse durchdringt und die Zusammenhänge aufzudecken sucht. Durch die Beziehung auf das Große weiß er dem Kleinen Bedeutung zu geben. Aus voller Hingabe an den Gegenstand entspringt bei ihm die Leidenschaftlichkeit, der die exakte Forscherarbeit das Gegengewicht hält, deren hinreißende Beredsamkeit durch kritische Schärfe des Urteils noch gesteigert wird.

Lenzens Verhältnis zur Politik ist dem Treitschkes entgegengesetzt. Hatte dieser die Wissenschaft der Politik dienstbar gemacht, so kennzeichnet Lenz es umgekehrt als Pflicht der Geschichtsforschung, der Politik eine Lehrerin zu werden: sie soll die „großen Mächte" im modernen Völkerleben aus dem Studium der Vergangenheit erkennen und so den Staatsmännern den Weg weisen für ihre Pläne und sie vor Chimären bewahren. Den innigen Zusammenhang zwischen dem Politiker und Historiker hat Lenz in einem glänzenden Aufsatz an der Parallele: Bismarck und Ranke nachgewiesen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das weite Arbeitsfeld Lenzens Schritt für Schritt zu durchmessen: es umfaßt vor allem das Zeitalter der Reformation, das der französischen Revolution und das 19. Jahrhundert. Diesen drei Epochen entsprechen drei Biographien, in denen sich die Menge seiner gelehrten Untersuchungen und Editionen gleichsam kristallisiert: Luther, Napoleon, Bismarck[1]).

---

[1]) Martin Luther. Festschrift der Stadt Berlin zum 10. November 1883. Mit einem Titelbilde. Dritte, verbesserte Auflage. 1897. — Geschichte Bismarcks. Leipzig, Duncker & Humblot. Zweite Auflage. 1902. — Napoleon. Mit 92 Abbildungen, 13 Faksimiles und 2 Karten. Band XXIV der „Monographien zur Weltgeschichte". Zweite, verbesserte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1908. — Daneben sei auf die vortreffliche Sammlung populärer „Vorträge und Aufsätze" von Max Lenz. Band XVIII—XVIIIa der „Deutschen Bücherei" (dritte, vermehrte Auflage) besonders hingewiesen.

Ihrer Entstehung nach folgt auf das Buch über Luther das über Bismarck. Dies ist bemerkenswert für Lenz, für den diese beiden Männer den Anbruch und den Abschluß einer großen, aufwärts strebenden Epoche deutscher Geschichte bedeuten. In der Reformation lehnte sich das Volk auf gegen die Hierarchie Roms und die undeutsche Interessenpolitik der Kaiser, die seiner Entwicklung nicht dienten. Es war eine Revolution, in der sich die geistigen und nationalen Strömungen vereinigten, und nach dem gewaltigen Völkerringen, das ihr folgte, trat ein neuer Staat, Preußen, hervor, der sich aufbaute auf den sittlichen Kräften, die die Reformation entfesselt hatte, dessen feste Stützen Ehre, Treue und Gehorsam wurden. So war es Preußens Bestimmung, nachdem die Kraft des Glaubens in der Erniedrigung unter Napoleons Faust aufs neue erwacht war, Deutschland zur Einheit zu führen. Lenz hat in einem wundervollen Aufsatz „Bismarcks Religion" dargetan, wie tief sich die Wurzeln seines Wesens in den Boden des Luthertums senkten.

In seiner Biographie des Reformators, die die wertvollste literarische Spende des Luther-Jahres 1883 bildete und neben Köstlins grundlegendem Werk an erster Stelle zu nennen ist, faßte er seine umfangreichen Studien über diese Epoche zusammen und entwarf mit poetischer Anschaulichkeit ein Bild der feindlichen Parteien, die sich in jener Epoche im Kampf gegenüberstanden: Humanismus und Scholastik, Rom und Wittenberg, und stellt vor diesen Hintergrund die Reckengestalt des Gottesstreiters. Es zeugt für die Objektivität des Protestanten Lenz, daß er besonders den Einfluß der Scholastik auf Luther herausgearbeitet hat und ihren großen Verdiensten gerecht wird.

An den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck hat Lenz gleich nach ihrem Erscheinen in zwei Aufsätzen, die wie so manche seiner wertvollen Arbeiten in der „Deutschen Rundschau" [1]) erschienen, den Maßstab historischer Kritik angelegt, hat ihren relativen Wert als Geschichtsquelle nachgewiesen und dadurch zu einem richtigen und vertieften Genuß des Werkes verholfen. In seiner „Geschichte Bismarcks" — wie er sein Buch im Hinblick auf Rankes „Geschichte Wallensteins" nennt; da sie eine Biographie sein soll, „die zugleich Geschichte ist", — hat er die objektive Betrachtungsweise für die ganze Entwicklung des ersten Kanzlers durchgeführt im Gegensatz zu Sybels politisch-didaktisch gefärbter Arbeit. Wieder kommt Lenz dadurch zum Ziel, daß er das Problem universalhistorisch faßt: wollte Preußen die deutsche Frage zu seinen Gunsten entscheiden, so mußte es eine neue Konstellation der Mächte erzwingen, mit den, seinen Lebensinteressen entgegenwirkenden Staaten Österreich und Rußland brechen und sich allen kriegerischen Angriffen gewachsen zeigen. Der auswärtigen Politik ordnete Bismarck die innere unter, und auch hier bewies er seine stählerne Natur im Kampf mit den einander befehdenden Meinungen, den liberalen und konservativen Doktrinen, den legitimistischen Anschauungen der oberen Kreise. Schritt für Schritt verfolgt Lenz, wie sich Bismarck mit diesen Strömungen auseinandersetzt, ohne sich etwas zu vergeben, wie er die Lösung auch dieser innerpolitischen Fragen in der Reichsgründung herbeiführt.

Das Zurücktreten des persönlichen Elements, das hier durch die zeitliche Nähe, durch den Mangel an Material bedingt, ja nötig geworden war, damit die Einheitlichkeit des Bildes nicht zerstört werde, hat man auch in der letzten Biographie Lenzens feststellen wollen. Der „Napoleon" ist eine mit kühnem Pinselstrich hingeworfene, meisterhafte Skizze, in der der Verfasser sein schriftstellerisches Talent zu voller Wirkung entfaltet hat. Lenz vertritt hier bekanntlich die vor allem in Frankreich und England vorbereitete Ansicht, daß Napoleon als Vollender der Revolution den von ihr entfachten Weltkrieg fortgesetzt, zugleich den alten aus der Zeit des Königtums stammenden Zwist zwischen Frankreich und England aufgenommen, daß dieser ihm zur Schicksalsfrage wurde und der schließliche Sieg Englands nicht nur seine, sondern

[1]) Band IC, S. 405 ff.; Band C, S. 109 ff. = Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. Von Max Lenz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

auch Frankreichs Übermacht endgültig gebrochen habe. Der Sinnspruch Bismarcks: Fert unda nec regitur sei auch hier zur Wahrheit geworden. Die „großen Mächte", die Bedingungen, die er vorfand, nicht nur seine Eroberungsgier zwangen ihn in den Kampf, den der große Stratege mit äußerster Konsequenz durchführte. Kühn gebaut ist Lenzens Auffassung. Er schildert weniger das oft gewürdigte Feldherrngenie Napoleons als seine politische Tätigkeit: wie er Frieden auf dem Kontinent halten möchte und immer wieder in den Kampf gedrängt wird, da seine Überlegenheit an sich das Gleichgewicht Europas stört und seine Natur einen Verzicht unmöglich macht. Über den Alleinherrscher, den Ideenverächter aber hat die Macht der Idee den Sieg davongetragen.

Es ist Lenz zum Vorwurf gemacht worden, er habe zwar die Entwicklung des jungen Napoleon mit eindringender Forschung analysiert, sich aber im weiteren Verlauf so völlig in seinen Helden vertieft, daß er mit ihm sich identifiziere, seine Gedanken denke, Kriege führe, Liebe und Haß teile. Es mag nicht ganz unberechtigt sein; aber liegt darin nicht zugleich die Anerkennung, daß er tatsächlich durch die Analyse der Individualität im Anfang — diese Beschränkung war durch die Form der Skizze wohl geboten — und durch die Aufdeckung der weltpolitisch wirksamen Kräfte den kongenialen Standpunkt gefunden hat, von dem aus er seinen Helden ganz versteht?

Fühlen wir auch gerade jetzt nach hundert Jahren die Wunden, die der gewalttätige Imperator uns schlug, aufs neue, so haben wir doch erkennen gelernt, welch starke Impulse er uns gegeben hat, welche Kräfte er wider Willen in uns wachgerufen, daß er in der Hand höherer Mächte den Weg bahnen half, der zu unserer Einheit führte. Die aus dem universalhistorischen Zusammenhang geschaute, objektive Würdigung Napoleons würde ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Wissenschaften bilden. Es sei daher heute der Wunsch gestattet, Lenz möge den in diesen Blättern ausgesprochenen Plan einer umfassenden Biographie Napoleons ausführen.

Bruno Hake.

William Edward Hartpole Lecky.

A Memoir of the Right Hble W. E. Hartpole Lecky. By his Wife. London, Longmans & Co. 1909.

Der Name des Geschichtsphilosophen und Historikers William Edward Hartpole Lecky hat in Deutschland einen so guten Klang, daß es genügen dürfte, auf seine vor kurzem erschienene Biographie zu verweisen, um ihr die freundlichste Aufnahme zu sichern. Die Verfasserin derselben ist seine treue, verständnisvolle Lebensgefährtin, die sich ihrer Aufgabe in einer Weise entledigt hat, der von seiten der Kritik wie des Publikums ungeteilte Anerkennung gezollt worden ist. Sie hatte ein Gelehrtendasein zu schildern, dem peinliche Kämpfe und Aufregungen erspart worden sind, und das durch stete Berührung mit den Besten der Zeit dennoch davor bewahrt blieb, den so notwendigen Kontakt mit der Außenwelt zu verlieren. Lecky, als Sohn eines irischen Grundbesitzers 1838 geboren, früh verwaist und auf sich selbst angewiesen, wurde in Trinity College zu Dublin herangebildet und verbrachte somit seine Jugend an derselben Stätte, wo heute das eherne Standbild ihm errichtet ist. Er gehörte zu den Frühreifen und war ursprünglich dazu bestimmt, ein Mitglied der englischen Hochkirche zu werden. Er war ein Zweiundzwanzigjähriger, als seine erste Schrift über „Die religiösen Tendenzen der Zeit" seine Absage von der Theologie brachte. Sein Entschluß war gefaßt: er wollte seine besten Gedanken in möglichst vollendeter

Form und in Werken von bleibendem Wert niederlegen und sein Dasein in geistiger Arbeit verbringen. Das seiner Biographie vorausgesetzte Motto Franklins: „Du schätzest das Leben, also verschwende die Zeit nicht, denn die Zeit ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist," dieses Motto blieb recht eigentlich das Leitmotiv in Leckys harmonischer Existenz. Wenn er Erholung bedurfte, begab er sich nach Spanien, nach der Schweiz, nach Italien, auch nach Deutschland und Frankreich, wo er überall Freunde zählte, erging sich am liebsten in der freien Natur und kehrte zurück, sobald er sich wieder gestählt zur Arbeit fühlte.

Im Jahre 1861 erschien, ohne des Verfassers Namen, sein erstes Buch „Die Führer der öffentlichen Meinung in Irland". Es war vortrefflich und fand nicht die geringste Beachtung. Ein einziger Reviewer sagte voraus, daß seinem unbekannten Autor Großes bevorstehe. Das Buch selbst erlebte eine Auferstehung und durchschlagenden Erfolg, als die politischen Ereignisse ihm Jahrzehnte später die Bedeutung einer patriotischen Tat gaben.

Im Jahre 1865 erschien Leckys „Geschichte des Rationalismus in Europa"; bereits vier Jahre später folgte die „Sittengeschichte Europas von Augustus bis Karl dem Großen"[1]). Diesen beiden Werken verdankt ihr Verfasser seinen Weltruf. Er war kaum dreißigjährig, als er die Aufgabe bewältigte, die Geschichte als organisches Ganzes zu fassen, nach den Ursachen zu forschen und mit objektivem Gerechtigkeitssinn in den Geist der Vergangenheit einzudringen. Tennyson, Lea, Dean Milman vereinigten sich im Lob von Leckys erstaunlicher Belesenheit und Darstellungskunst. Er selbst bekannte sich zur Schule von Vico und Hegel und schien der Geschichtsphilosophie gewonnen, als er sich, statt dessen, einer ganz neuen Aufgabe zuwandte. Er benutzte in den Staatsarchiven von London und Dublin mehrere hundert Bände von Dokumenten, las vergessene Streitschriften und begann, meist auf Grund von ungedrucktem Material, die „Geschichte Englands im 18. Jahrhundert"[2]), deren erste Bände 1878 erschienen und die er 1890 vollendete. Die darin gegebene überaus wertvolle und erschöpfende Darstellung der Ereignisse und der Lage in Irland hat Lecky später dazu veranlaßt, diesen Teil seines Werkes gesondert herauszugeben. Er blieb der Methode treu, aus der Masse einzelner Begebenheiten das Wesentliche hervorzuheben und das Spiel der Kräfte zu verfolgen, die das nationale Leben dauernd beeinflußten. Seine Geschichte ist denn auch das Standard Work für die Kenntnis der inneren Verhältnisse, des Parteiwesens, der kirchlichen, geistigen und wirtschaftlichen Zustände im geschilderten Zeitraum. Sie versagt bis zu einem gewissen Grad in bezug auf Englands auswärtige Politik. Die französischen Quellen sind ergiebig benützt, die deutschen blieben Lecky, der der Sprache nicht mächtig war, leider verschlossen. Gesamtdarstellungen, wie die von W. Michael und R. v. Noorden, Einzelstudien, die in Lord Actons „Cambridge History" die verdiente Beachtung gefunden haben, müssen zum Vergleich herangezogen werden, um manches richtig zu stellen und anderes zu ergänzen, was ihm unbekannt blieb.

Lecky war nicht nur ein überzeugungstreuer, sondern auch ein sehr furchtloser Mann. Die unbilligen Angriffe von Froude, seine Verunglimpfung des irischen Volkscharakters, seine Geschichtsfälschungen wies er scharf und unwiderleglich zurück, obwohl jede persönliche Polemik seiner vornehmen, milden Gesinnung widersprach. Am Recht der Selbstverwaltung für Irland hielt er unentwegt fest. Ebenso bestimmt verurteilte er jeden Versuch, auf revolutionärem Weg und mit Preisgebung der Reichseinheit Irland von England zu trennen. Er hielt Home Rule in der von Parnell, Gladstone und den Nationalisten von damals und heute vorgeschlagenen Form für undurchführbar und sagte den Ruin des Landes voraus, wenn es jemals

[1]) In deutscher Übersetzung von Ferdinand Löwe. Zwei Bände. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagsbuchhandlung. 1879.

[2]) In deutscher Übersetzung von Ferdinand Löwe. Vier Bände. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagsbuchhandlung. 1879.

gelingen sollte, seine Geschicke der Partei auszuliefern, die aus ihren hochverräterischen Absichten nie ein Hehl gemacht hat und den Bürgerkrieg mit dem loyalen irischen Norden entfesseln müßte, um sie durchzusetzen.

Eins der letzten Werke Leckys ist in England bei Besprechung der ihm gewidmeten Biographie verhältnismäßig wenig berücksichtigt worden, obwohl es bei seinem Erscheinen einen großen Erfolg zu verzeichnen hatte und tiefen und nachhaltigen Eindruck zurückließ. Es ist sein Buch über „Demokratie und Freiheit", das auch in der „Deutschen Rundschau" [1]) besprochen wurde. Ein amerikanischer Staatsmann stand nicht an, zu sagen, daß der Autor dieses Buches „den Dank jedes amerikanischen Staatsbürgers, ja den jedes zivilisierten Menschen verdiene." Lecky war ein glühender Verteidiger der religiösen Toleranz, auf geistigem Gebiet ein Intellektueller, in politischen Dingen ein freisinniger, vorurteilsloser Patriot. Über die Tragkraft des demokratischen Staates und über die Gefahren der Massenherrschaft jedoch hat er gedacht wie Leroy-Beaulieu, Laveleye, Leon Say, Taine, Renan, Tocqueville, Sir Henry Maine und wie sein großer Landsmann Burke. Es ist charakteristisch für Leckys ganze Denkungsart, daß er sich zur Begründung seiner Anschauungen nicht auf Theorien, sondern auf Zweckmäßigkeitsgründe stützt. Er erwägt mit kühler Unparteilichkeit das Für und Wider und gibt zu bedenken, ob es wohlgetan sei, die parlamentarischen Einrichtungen z. B. dadurch zu untergraben, daß man, wie in den Vereinigten Staaten, den Zunftpolitiker an die Stelle des unabhängigen Mannes treten lasse. Er entscheidet sich für die Frauenrechte, auch für die politischen, aber er dämpft den weiblichen Enthusiasmus mit der schneidenden Bemerkung: „die Frauen würden, wie die übrigen Klassen der Gesellschaft, die Entdeckung machen, daß ihnen das Wahlrecht viel weniger geben werde, als sie erwarten". Er hat auch nichts dagegen einzuwenden, daß die lokalen Verwaltungen, die County- und Town-Councils, aus den Händen der besitzenden in die der nichtbesitzenden Klassen übergehen, aber er rechnet ihnen nach, um wie viel teurer sie dem Gemeinwesen zu stehen kommen würden. Er nennt den Freihandel einen sinkenden Glauben, aber er erinnert daran, daß es das Recht auf freie Arbeit kosten werde, ihn aufzugeben.

Seine persönlichen Sympathien und Abneigungen spielen dabei so gut wie gar keine Rolle. Er ließ sie auch in seinem Privatleben nicht gelten. Ein größerer Gegensatz als der zwischen ihm und Carlyle war nicht denkbar. Dennoch bestand zwischen ihnen eine warme Freundschaft, und mit rührender Liebe hat Lecky dessen letzte Tage umgeben. Er war aber auch der Freund Herbert Spencers, und in der Liste der Zeitgenossen, mit denen er verkehrte, fehlt kaum ein berühmter Name. Geachtet haben ihn alle. Bewundert und geschätzt von den vielen, die ihn kannten, ist er in seinem Studierzimmer hinübergegangen wie ein guter Kämpfer, und das Ende, um das er gebeten hatte: „Give us timely death". ist ihm gewährt worden.

Lady Blennerhassett.

---

[1]) 1897, Bd. XC, S. 249 ff.: „Ein englischer Historiker über Demokratie und Freiheit". Von Lady Blennerhassett.

γ. **Briefe von und an Friedrich Gentz.** Herausgegeben von Friedrich Carl Wittichen. Erster und zweiter Band. München, Oldenbourg. 1909. 1910.

Eine die sämtlichen Briefe des berühmten Publizisten umfassende Sammlung wäre eine unabsehbare Sache und auch nicht notwendig, weil seine Briefe an Adam Müller, an Rahel, an Johannes v. Müller, an Prokesch, an Wessenberg schon in genügender Weise gedruckt sind. Es galt also für den Verwaltungsrat der Wedekindstiftung in Göttingen, die Aufgabe zu beschränken auf eine Sammlung von Quellen zu einer Gentz-Biographie. Mit dieser Arbeit wurde Friedrich Carl Wittichen betraut, der sie als ein Vermächtnis seines älteren Bruders Paul übernahm, aber gleich diesem in der Blüte der Jahre, als er sich eben an der technischen Hochschule in Hannover habilitiert hatte, vom Tode weggerafft wurde. Von vier Bänden hat er den ersten noch fertiggestellt, der die Briefe an die Jugendfreundin Elisabeth Graun (spätere Frau v. Stägemann), an Christian Garve, Karl August Böttiger u. a. enthält, und wesentlich literarischen Charakter trägt. Der zweite Band bringt die Briefe an Brinckmann, Nachträge zum Briefwechsel mit Adam Müller und allerlei Personalakten, der dritte soll die Briefe an Lucchesini, Stein, den Grafen Götzen, den Prinzen Louis Ferdinand, der vierte den Briefwechsel mit Metternich bringen. Also ein groß angelegtes, höchst wichtiges und interessantes Unternehmen, mit dem der Verwaltungsrat seinen vielen Verdiensten ein neues, großes hinzufügen wird. Die Briefe, die wir erhalten, sind von Wittichen erläutert und mit vorzüglichen Einleitungen versehen; sie zeigen uns Gentz' Entwicklungsgang von der Zeit an, als sein Vater ihm Kant übergab, als er sich an Garves Übersetzung und Bearbeitung, an Ciceros „Officien" begeisterte, bis er als Nachfolger von Bismarcks Großvater Mencken in Betracht kam, die Stellung aber ablehnte; Mencken wird S. 243—244 anschaulich charakterisiert.

γ. **Im Strom des Lebens.** Altes und Neues zur Belebung der religiösen Jugendunterweisung. Dargeboten von dem Leipziger Lehrerverein. Leipzig, Dürr. 1908.

Das vorliegende Buch ist aus der Erkenntnis hervorgegangen, daß das religiöse und sittliche Leben unsrer Kinder nicht durch den Vortrag und die lehrhafte Auslegung von Dogmen und meist fernliegenden biblischen Stoffen gefördert wird, sondern ausschließlich durch vorbildliches Leben. Da die Familie in diesem Stück leider oft versagt, so hat die Religionskommission des Leipziger Lehrervereins nach Stoffen Umschau gehalten, die religiöses Leben in künstlerischer Gestaltung überzeugend vor Augen stellen, und sucht durch ihre Mitteilung auf die Kindesseele einzuwirken. Die poetischen und prosaischen, auf 354 Seiten gesammelten Stücke sind geordnet nach den Kapiteln: Kindheit und Elternhaus; Heimat und Vaterland: In Gottes schöner Natur; Festtage und Feierstunden; Menschenpflicht und Menschenwürde: Arbeitsmuß und Arbeitsfreude; Vom Säen und Ernten; Menschenlos, Leben und Sterben; Hin zu Gott. Ein reicher Schatz gemütvoller Poesie und Prosa ist hier aufgehäuft, der, richtig verwertet und ausgenutzt, gewiß herrliche Früchte tragen und empfängliche Kinderherzen mit Ewigkeitswerten erfüllen wird. Wir wünschen deshalb dem Buche die weiteste Verbreitung in Schule und Haus; der Segen wird nicht ausbleiben.

ρ. **Unteroffizier-Bibliothek.** Oldenburg i. Gr., Druck und Verlag von Gerhard Stalling. Verlag des „Deutschen Offizierblattes." 15 Bändchen, klein 8°.

„Der Unteroffizier unterstützt den Offizier und muß ihn nötigenfalls ersetzen", so heißt es im Exerzier-Reglement für die Infanterie Nr. 267, ein Satz, der ebenso wichtig für die Schlagfertigkeit des Heeres wie ehrenvoll für den Unteroffizierstand ist. Die Bildung des Unteroffiziers muß daher auf eine Stufe gehoben werden, die ihm ein natürliches Übergewicht über die Masse der zur Fahne eingezogenen Mannschaften gibt, deren Durchschnittswissen infolge unsres Schulwesens in stetigem Ansteigen begriffen ist. Die Heeresverwaltung läßt sich die Schulung des Unteroffiziers gewiß sehr angelegen sein. Trotzdem kann aber von privater Seite gute und willkommene Hilfsarbeit noch geleistet werden, und einen interessanten Versuch dazu macht die eben ins Leben getretene „Unteroffizier-Bibliothek", deren erste Serie mit 15 hübsch ausgestatteten kleinen Heftchen vorliegt. Die Verfasser sind aktive oder inaktive ältere Offiziere des Heeres und der Flotte oder militärische Zivillehrer, die aus Erfahrung wissen, worauf es ankommt. Das erste Heftchen, von 80 Seiten, bespricht das „Wesen des Unteroffizierberufs" nach seiner Stellung in der allgemeinen Achtung, im Heere und im Staatsbürgertum. Dann wird des Unteroffiziers Aufgabe als Lehrer und Erzieher behandelt; ihm dargeboten, was er von den verschiedenen Waffengattungen, von unsrer Flotte und von fremden Heeren und Marinen wissen muß; ihm seine Berufs- und Standespflichten eingeschärft. Mit dem 7. Bändchen beginnt die mehr allgemeine, kulturelle Unterweisung. Hervorragende deutsche Männer, hohe und geringe, werden in kleinen Skizzen als Beispiele vorgeführt; ein kurzer Abriß der Weltgeschichte folgt; deutsche Heldensagen werden erzählt von Walther und Hildegunde bis Tannhäuser, mit einem Anhang über die Wartburg. Dann ein Heft von 144 Seiten über die deutsche Literatur etwa seit dem 18. Jahrhundert; ein weiteres über Erdkunde in demselben Sinne; und eins von der Reichs- und Staatsverfassung. Dazwischen sind drei Bändchen der Ehe des deutschen Unteroffiziers, seinen Umgangsformen und den Sport- und Unterhaltungsspielen gewidmet. Man kann an dem Gesamtunternehmen seine Freude haben, einzelne Bändchen sind in geradezu erfrischendem, überaus wirksamem Stil geschrieben; die deutsche Literatur hätte doch aber lieber in chronologisch angeordneten Lebensbildern dargestellt werden sollen, um die jetzt leicht mögliche Verwirrung zu vermeiden. Allen nach

weiterer Ausbildung verlangenden Unteroffizieren wird die Lektüre der Bändchen von großem Nutzen sein, auch für den zivilen Berufsstand, in den sie nach Beendigung ihrer Dienstzeit eintreten. Aber auch in der Hand des unterweisenden Offiziers, namentlich des jüngeren, wird das Unternehmen ein vorzügliches Hilfsmittel sein. Es ist erfreulich, daß diese Bibliothek weiter fortgesetzt werden soll, so daß nach und nach Themata aus allen Wissensgebieten an die Reihe kommen. Sie wird ihre Bestimmung um so sicherer erfüllen, je mehr sie sich einen frischen Ton bewahrt und irgendwie merkbare Lehrhaftigkeit fernhält: aber schon wie sie jetzt ist, muß sie allen beteiligten Kreisen nachdrücklich empfohlen werden.

γ. **Deutsche Seebücherei;** (22. Band). **Tätigkeit unserer Marine im dänischen Kriege von 1864.** Von Otto Richter. Altenburg, Stephan Geibel. 1909.

Ein bescheidenes und doch nicht unrühmliches Kapitel der deutschen Flottengeschichte wird hier von Prof. Otto Richter in Godesberg behandelt. Da die Dänen 31 Kriegsdampfer mit 386 Kanonen hatten, Preußen nur 23 mit 117 Geschützen, so war die Übermacht entschieden auf dänischer Seite; gleichwohl lieferten die Preußen unter Jachmann am 17. März 1864 bei Stubbenkammer den dreifach überlegenen Dänen ein rühmliches Gefecht, und unterstützt von einem österreichischen Geschwader unter v. Tegethoff entrissen sie dem Feind die nordfriesischen Inseln Sylt, Wyk und Amrum.

γ. **Die burgundischen Zentralbehörden unter Maximilian I. und Karl V.** Von Dr. Andreas Walther. Leipzig, Duncker & Humblot. 1909.

Diese Schrift, der Professor Brandi in Göttingen Förderung hat angedeihen lassen, ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der burgundischen Lande, die von 1477—1713 bezw. 1793 im Besitz des Hauses Habsburg waren, und auf denen gutenteils lange Zeit seine Weltstellung und seine Macht beruhte. Seit Philipp der Gute (1419—1467) sich 1435 entschloß, auf den maßgebenden Einfluß in Frankreich zu verzichten und dafür ein selbständiges burgundisches Staatswesen zu begründen, wurde die Errichtung zentraler Behörden von selbst eine Notwendigkeit. So wurde für das Gerichtswesen der Grand Conseil geschaffen, für die Finanzen der Conseil secret, aus dem der Conseil des finances hervorging, und für Verwaltung und Regierung der Conseil privé, der, aus Juristen gebildet, auch als Regentschaftsrat tätig war, und dessen Bedeutung beständig zunahm, so daß er den 1531 geschaffenen Conseil d'état, der aus hohen Adligen bestand und „die großen und prinzipalen Geschäfte" erledigen sollte, tatsächlich ganz matt setzte. Die Persönlichkeiten der großen Staatsmänner Karls V. treten vielfach in ein neues und für sie günstiges Licht. Im Anhang der lehrreichen, aber freilich schwer zu lesenden Schrift werden fünf Spezialuntersuchungen, eine Bibliographie und zwölf Dokumente von meist hervorragendem Wert mitgeteilt.

βλ. **Les Officiers de l'Armée royale et la Révolution.** Par Lt Colonel Hartmann. Paris, Félix Alcan. 1910.

Diese vortreffliche Studie behandelt eine der wichtigsten Fragen der Geschichte Frankreichs im Zeitabschnitt unmittelbar vor und während der ersten Jahre der Revolution. Die Fehler des monarchischen Régime entfremdeten ihm die Armee und führten zur Krisis von 1788. Als die Bewegung ausbrach, war die bewaffnete Macht desorganisiert und das Offizierkorps zum Teil offen feindselig gegen den Hof. Seine frondierende Haltung währte bis zu den Oktobertagen; später gelang es nicht mehr, die Truppen zur Verteidigung der Monarchie zu sammeln. Die Führer waren den Soldaten verdächtig geworden; nur eine kleine Zahl von Regimentern blieb verläßlich; der Bürgereid von 1791 leitete die Massenemigration der Offiziere ein, und die monarchische Sache hatte keine Verteidiger mehr. Die Anklage des Einverständnisses mit den Fremden führte bekanntlich Ludwig XVI. auf das Schafott; die eigene Heeresmacht zu seiner Verteidigung aufzubieten, fand er weder den Mut noch die Kraft. Der letzte Augenblick, in dem das möglich gewesen wäre, ging 1789 unbenützt vorüber: der König wollte kein Blutvergießen und hatte den Kontakt mit der Armee verloren.

βλ. **Étude critique sur les relations de Luther et d'Érasme.** Par André Meyer. Paris, Félix Alcan. 1909.

Das Titelblatt dieses inhaltreichen Bandes zeigt das noch jugendliche Bild eines früh Vollendeten. A. Meyer starb dreiundzwanzigjährig, und sein früher Tod ist ein Verlust für die Wissenschaft. Mit erstaunlicher Kenntnis der vorwiegend deutschen Quellen ist er an die Lösung des Problems herangetreten, das der Reformation zugrunde liegt. Zwischen Erasmus, dem Führer der intellektuellen Reform, dem Haupt der Humanisten, den die Geistesmächtigen der Zeit und die ersten Fürsten der Christenheit unterstützten, und Martin Luther, dem Haupt der vom Volk ausgehenden und von ihm begeisterten Reformbewegung, entspann sich ein tödlicher Kampf. Der Ausgang entschied zugunsten der demokratisch-religiösen Reformation gegen das Kompromiß, dessen Seele Erasmus war. Der außerordentlich lehrreichen und ansprechenden Darstellung ist eine Bibliographie und eine chronologische und synchronistische Tafel zur Geschichte der Beziehungen zwischen Erasmus und Luther beigegeben.

γ. **De Gottsched à Lessing.** Étude sur les commencements du théâtre moderne en Allemagne (1724—1760). Par G. Belouin. Paris, Hachette. 1909.

Seit etwa anderthalb Jahrzehnten erhalten wir von Frankreich eine Reihe von Studien über unsre Literaturgeschichte, die wir nur mit dem wärmsten Dank begrüßen können: ernste, auf eindringenden Quellenstudien gegründete, dabei mit französischer Eleganz geschriebene Bücher, die die Wissenschaft fördern. Eins der besten Werke dieser Art ist das vorliegende, das G. Belouin, einen maitre de conférences an

der Universität von Caen, zum Verfasser hat. Gewöhnlich betrachten wir die Gottschedsche Zeit, in der die Nachahmung des französischen Dramas bei uns im Schwange war, als eine geringe und öde Zeit, die kläglich abstach von der nachfolgenden klassischen Zeit unsrer Literatur. Belouin hat einen andern, gerechteren, geschichtlicheren Standpunkt. Die Völker, die sich fremdem Einfluß öffnen und mit seiner Hilfe vorwärts zu kommen suchen, sind nicht schwache, sondern im Gegenteil starke Völker, und dieses Urteil trifft auch auf das Deutschland des 18. Jahrhunderts zu. Es hatte Kraft in seiner Seele, und abgesehen von Paris wogen die deutschen Städte damals die französischen reichlich auf. Die vornehmste war Leipzig; es besaß ein tüchtiges, aufgeklärtes, liebenswürdiges Bürgertum, und es verfügte auch über Geld genug, um den Musen Tempel bauen zu können. Die Schauspielgesellschaften, die dort spielten und ein Publikum fanden, boten dem Drama einen Nährboden; nachdem man lange nur Frankreich nachgeahmt hatte, nahm man auch England zu Hilfe; an die Stelle der Lustspiele tritt das ernste Stück, und indem Lessing Diderot begreift, den Paris verschmäht hatte, durchbricht er die alten abgenutzten Regeln und führt eine neue Zeit herauf: „so vollendet sich unter den Völkern ein unausgesetzter günstiger Austausch".

yx. **Hölderlin.** Eine Pathographie. Von Wilhelm Lange. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1909.

In bedenklicher Weise mehren sich in unsern Tagen die Pathographien und neurologischen Studien, in denen Mediziner Leben und Schaffen unsrer großen Künstler (und nicht nur solcher, die wirklich geistigen Störungen unterlegen sind) unter die Lupe nehmen, um nach der schiefen Lombrososchen Formel vom Zusammenhange zwischen Genie und Wahnsinn schiefe Urteile über bedeutende Menschen und Kunstwerke zu konstruieren, indem sie schlechthin alles an ihnen pathologisch nehmen, alles sub specie dementiae betrachten. Mit vollem Recht hat neuerdings erst wieder Erich Schmidt gegen solche Afterforschung Front gemacht, und zwar in seiner im letzten Novemberheft dieser Zeitschrift abgedruckten Berliner Rektoratsrede. Eine seltene Ausnahme konstatiert er da, wenn er bemerkt: „Daß Hölderlins Lyrik von dem einsichtigen schwäbischen Psychiater besonders für ihre Wegscheide Licht empfängt, bleibt ein vereinzelter Fall." Das Buch, auf das Erich Schmidt anspielt, ist das uns heute vorliegende. Der Tübinger Psychiater Wilhelm Lange unterscheidet sich von den Sadger und Genossen dadurch auf das vorteilhafteste, daß er überall selbst zu den Quellen steigt und sich nicht damit begnügt, aus abgeleiteten Quellen dritten und vierten Ranges zu schöpfen, daß er, ehemaliger Bildhauer und selbst fruchtbarer Poet, künstlerische Dinge künstlerisch anschaut, und vor allem, daß er, im bewußten Gegensatze zu Lombroso, wieder und wieder Fundamentalsätze vertritt wie die folgenden: das pathologische Element ist keine Grundbedingung für die Entstehung eines Genies; einer Katatonie (dementia praecox) liegen immer organische Gehirnveränderungen, niemals psychische Ursachen zugrunde. Hier ist kein einseitiger Arzt, der bloße Krankengeschichte sucht und bucht, und kein einseitiger Literarhistoriker, der in dilettantischer Weise physiologische Anomalien psychologisch „deuten" will, sondern hier ist ein Mann, der, zugleich Arzt und Literarhistoriker, mit großer Vorsicht und Umsicht die Fäden eines engverschlungenen Gewebes einzeln verfolgt und dem Literarhistoriker nicht die Fähigkeit, in diesem Falle mitzureden, absprechen, sondern ihm ein gewissenhaftes, rein objektives ärztliches Gutachten an die Hand geben will. Sein Buch gehört darum zwei Disziplinen und hat sowohl psychiatrische wie literaturwissenschaftliche Bedeutung; es ist eine wertvolle exakte Krankengeschichte, und es räumt anderseits mit gewissen romantischen Phrasen über des Dichters tragisches Geschick auf. In sechs großen Kapiteln wird nacheinander gehandelt über Hölderlins äußeren Lebensgang, seine Persönlichkeit, den Beginn der Geisteskrankheit, die ausgesprochene Geisteskrankheit, über Ursache und Wesen derselben und über Wert und Wirkung des Psychisch-Abnormen überhaupt. Alles wird von weitausholenden, allgemeinverständlichen psychiatrischen Exkursen begleitet, und ein Schlußresumé faßt die Resultate der ganzen Arbeit knapp und klar zusammen. Der entschieden erblich belastete Hölderlin hat von Jugend auf an einer Psychopathie gelitten, die ihn an sich noch nicht zum Wahnsinn prädestinierte, auf deren Boden aber in der Folge mehrere schwere Depressionen (besonders 1795) entstanden. Mit Recht wird hervorgehoben, daß vieles in des Dichters Leben nicht allein den Ausfluß seiner Psychopathie, sondern ein typisches Künstlerschicksal darstellt; die psychopathische Anlage und unglückliche Lebensverhältnisse (besonders auch der Hunger) wirkten derart zusammen, daß Hölderlin als Künstler in seiner äußeren Existenz zugrunde gehen mußte. Die Werke vor 1801 zeigen noch nichts Pathologisches; erst im Jahre 1802 brach die erste katatonische Erregung aus, die dann zwölf Jahre später mit apperzeptiver Verblödung ihren Endzustand erreichte. Das literarhistorische Hauptergebnis des ungemein fleißig und sorgsam gearbeiteten, aber an Wiederholungen wie an unklaren und mißverständlichen Ausdrücken nicht armen Buches ist auf S. 216 f. kurz so zusammengefaßt: „Für die Leistungen Hölderlins hat seine psychische Abnormität verschiedenen Wert besessen. Die Psychopathie ist dem Zustandekommen vieler seiner besten Gedichte gewiß nur förderlich gewesen, dagegen hat sie ihn in der Ausarbeitung größerer Werke entschieden behindert. Die Katatonie hat dagegen seine Fähigkeiten lediglich herabgesetzt oder zerstört; mit Hölderlins Genie hat sein ‚Wahnsinn' gar nichts zu tun."

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Der Leibeigene von Krawarsko. Erzählung aus Kroatien. Von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Adler. — Der gläserne Magister. Schauspiel in vier Akten. Von Friedrich Adler. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1910.

Albrecht. — Der Rebell. Eine geschichtliche Tragödie von F. Albrecht. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Atlas. — Die Befreiung. Ein Zukunftsroman von Martin Atlas. Zwei Bände. Berlin, Ferd. Dümmler. 1910.

Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen. Drei Vorträge von Hans Cornelius, Ernst Reisinger, Georg Kerschensteiner. München, Süddeutsche Monatshefte. 1910.

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 2. Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. Vierte Auflage. — Nr. 51. Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt. Von Georg Witkowski. Mit einem Bildnis Hebbels. Dritte, durchgesehene Auflage. (11. bis 16. Tausend.) Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Baedeker. — Berlin und Umgebung. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 5 Karten, 8 Plänen und 15 Grundrissen. 16. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1910.

Bellaigue. — Gounod. Par Camille Bellaigue. Les maîtres de la musique. Paris, Félix Alcan. 1910.

Bère. — Nuit d'Égypte. Poème. Par Jean de Bère. Paris, Librairie Perrin & Cie. 1909.

Biese. — Goethe und seine Mutter. Von Prof. Dr. Alfred Biese, Neuwied, Louis Heuser. 1910.

Bourget. — La dame qui a perdu son peintre. Par Paul Bourget. Paris, Librairie Plon. 1910.

Breitenbach. — Populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre. Von Dr. W. Breitenbach. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1910.

Brown. — Government by influence and other addresses. By Elmer E. Brown. London, Longmans, Green & Co. 1910.

Busse. — Heilige Not. Ein Gedichtbuch von Carl Busse. Stuttgart, J. G. Cotta. 1910.

Carossa. — Gedichte. Von Hans Carossa. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Caudel. — Nos libertés politiques. Origines, évolution, état actuel. Par Maurice Caudel. Paris, Armand Colin. 1910.

Chantavoine. — Liszt. Par Jean Chantavoine. Les maîtres de la musique. Paris, Félix Alcan. 1910.

Chartres. — The devourers. By A. Vivanti Chartres. London, William Heinemann. 1910.

Cooper. — Lederstrumpf-Erzählungen von James Fenimore Cooper. In der ursprünglichen Form. Übersetzt und bearbeitet von K. Federn. Band III: Der Pfadfinder. Berlin, Paul Cassirer. 1909.

Dickens. — Charles Dickens ausgewählte Romane und Geschichten. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Gustav Meyrink. Band II: David Copperfield. Drei Bände. München, Albert Langen. O. J.

Doyle. — Abenteuer des Brigadier Gerard. Von Conan Doyle. Band 1. Fünfte Auflage. Aus dem Englischen von Dr. R. Lautenbach und Louise Schroeter. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Ego. — Es kam ein blasser Schmetterling. Gedichte von Felix Ego. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1910.

Ehrhard. — Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Von Prof. August Ehrhard (Lyon). Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit Porträts und Faksimiles. München, C. H. Beck. 1910.

Eichwede. — Nimm und lies! Gedichte. Allen Deutschen auf Erden gewidmet von Karl Eichwede. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. 1910.

Eliot. — Die Religion der Zukunft. Von Charles Eliot, Präsident der Harvard-Universität 1869—1909. Gießen, Alfred Töpelmann. 1910.

Flaxman. — John Flaxmans Zeichnungen zu Sagen des klassischen Altertums. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Florian-Parmentier. — Par les routes humaines. Poème. Par Florian-Parmentier. Paris, Société d'éditions littéraires et artistiques. S. A.

Fouillée. — La démocratie politique et sociale en France. Par Alfred Fouillée. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Friedlaender. — Interessante Kriminalprozesse. Von Hugo Friedlaender. Eingeleitet von Justizrat Dr. Sello. Berlin, Hermann Bahrsdorf. 1910.

Fries. — Julius und Evagoras. Ein philosophischer Roman von Jakob Friedrich Fries. Neu herausgegeben und mit Einleitung versehen von Wilhelm Bousset. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1910.

Gaiffe. — Le drame en France au XVIIIe siècle. Par F. Gaiffe. Ouvrage orné de 16 planches hors texte. Paris, Librairie Armand Colin. 1910.

Galton. — Genie und Vererbung. Von Francis Galton. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Otto Neurath und Dr. Anna Schapire-Neurath. Band XIX der Philosophisch-soziologischen Bücherei. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1910.

Gottl-Ottilienfeld. — Der wirtschaftliche Charakter der technischen Arbeit. Vortrag. Von Prof. Dr. Friedrich von Gottl-Ottilienfeld. Berlin, Julius Springer. 1910.

Gröber. — Wahrnehmungen und Gedanken. (1875—1910). Von Gustav Gröber. Strassburg, J. A. Ed. Heitz. O. J.

Groddeck. — Die Hochzeit des Dionysos. Von Georg Groddeck. Dresden, E. Pierson. O. J.

Hartenau. — Ursula. Ein Roman von Gert Hartenau. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Hartenau. — Gewehr ab! Drama in drei Aufzügen. Von Gert Hartenau. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Hartmann. — Die Entwicklung der Literatur und der Buchhandel. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Leipzig, Hermann Berger. O. J.

Hauri. — Goethes „Faust". Fünfzehn Vorträge von Johannes Hauri. Berlin, Conrad Skopnik. 1910.

Hauser. — Weltgeschichte der Literatur. Von Otto Hauser. Erster Band. Mit 31 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1910.

Hesse-Doflein. — Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet von Prof. Richard Hesse und Prof. Franz Doflein. Erster Band: Der Tierkörper als selbständiger Organismus. Von Richard Hesse. Mit 480 Abbildungen und 15 Tafeln in Schwarz-, Bunt- und Lichtdruck. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Huch. — Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Von Ricarda Huch. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Jacques. — Der Hafen. Roman von Norbert Jacques. Berlin, S. Fischer. 1910.

Im steinernen Meer. Großstadtgedichte. Ausgewählt von Oskar Hübner und Johannes Mongelin. Mit einem Vorwort von den Herausgebern und von Theodor Heuß. Deckelzeichnung von Richard Grimm. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1910.

Joachim. — Am Zaune. Lieder und Balladen von Jörg Joachim. Dresden, Rudolf Kraut. O. J.

Joachim. — Des Wölsung Weib. Schauspiel von Jörg Joachim. Dresden, Rudolf Kraut. O. J.

Kopp. — Selma Lagerlöf. Ein Vortrag. Von Dr. Paul Kopp. Bromberg, Kommissionsverlag von Erich Hecht. 1910.

Kretschmar. — Über Volkstümlichkeit in der Musik. Rede zur Feier des allerhöchsten Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers in der Kgl. Akademie der Künste gehalten von Geheimrat Kretschmar. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Krukenberg. — Die Frau in der Familie. Von Elsbeth Krukenberg. Leipzig, C. F. Amelang. 1910.

Lazarus. — Ein deutscher Professor in der Schweiz. Nach Briefen und Dokumenten im Nachlaß ihres Gatten von Nahida Lazarus. Berlin, Ferd. Dümmler. 1910.

Lejeune. — Der grüne Star. Von einem Laien. Dr. phil. Walter Lejeune. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Lempp. — Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts bis auf Kant und Schiller. Von Dr. Otto Lempp. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Dürr. 1910.

Lienert. — Der Pfeifertönig. Eine Zürcher Geschichte von Meinrad Lienert. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1909.

Lublinski. — Kaiser und Kanzler. Tragödie von Samuel Lublinski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Marczali. — Hungary in the eighteenth century. By Henry Marczali. With an introductory essay on the earlier history of Hungary by Harold Temperley. Cambridge, The University Press. 1910.

Mell. — Jägerhausjage und andere Novellen. Von Max Mell. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Mendousse. — Du dressage à l'éducation. Par P. Mendousse. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Mervarid. — Das Erbe des Ikaros. Roman von Mervarid. Berlin, S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt. O. J.

Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Herausgegeben vom Direktorium. Jahrgang 1909. Mit 32 Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Nürnberg, Verlagseigentum des Germanischen Museums. O. J.

Mozart-Briefe. Erste Auflage. Berlin, Karl Curtius. 1910.

Müllendorff. — Ostafrika im Aufstieg. Von Prosper Müllendorff. Essen, G. D. Baedeker. 1910.

Murat. — Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat. 1767—1815. Publiés par S. A. le prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. Tome quatrième. Avec portrait et fac-similés. Paris, Librairie Plon. 1910.

Napoleon. — Napoleons Leben. Von Ihm selbst. Zehn Bände. Übersetzt und herausgegeben von Heinrich Conrad. Erster Band: Meine ersten Siege. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Oehlke. — Deutsch in Prima. Ein Lehrversuch, theoretisch und praktisch dargestellt, von Oberlehrer Dr. Waldemar Oehlke. Leipzig, Kommissionsverlag von Gustav Fock. O. J.

Palme. — Die russische Verfassung. Von Dr. Anton Palme. Berlin, Dietrich Reimer. 1910.

Pidal. — L'épopée Castiliane à travers la littérature Espagnole. Par Ramón Menéndez Pidal. Traduction de Henri Mérimée. Avec une préface de Ernest Mérimée. Paris, Armand Colin. 1910.

Pommer Esche. — Unter fünf Königen. Erinnerungen an Flora von Pommer Esche. Nach Tagebüchern und Familienpapieren herausgegeben von Flora von Pommer Esche. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Quehl. — Was man als Bürgermeister erlebt. Von A. Quehl, Bürgermeister a. D. Halle a. S., Gustav Moritz. 1910.

Les questions actuelles de politique étrangère en Asie. Conférences organisées à la Société des anciens élèves de l'École libres des Sciences Politiques. Par de Courcelle, Deschanel, Doumer, Etienne, Lebon, Berard, de Caix, Revon, Rodes, Rouire. Avec 4 cartes hors texte. Paris, Félix Alcan. 1910.

Report of the commissioner of education for the year ended June 30, 1909. Volume II. Washington, Government printing office. 1910.

Rickert. — Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Von Professor Dr. Heinrich Rickert. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Riehl. — Das andere Leben. Roman. Von Ernst August Riehl. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Rodionow. — Unser Verbrechen. Keine Phantasterei, sondern Lebenswahres. Von J. A. Rodionow Aus dem Russischen von Viktor von Rautenfeld. Riga, Jomk & Poliewsky. 1910.

Roosevelt. — Staats- und Lebenskunst. Von Theodore Roosevelt. Aus seinen Reden und Botschaften ausgewählt von Dr. Max Kullnik. Zweite Auflage. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Sabiston. — The biblical account of the creation. Shown to be in accordance with the discoveries of science. By Magnus Sabiston. New York, The Knickerbocker Press. 1909.

Sammlung Göschen. Nr. 177. Volkswirtschaftspolitik. Von Dr. M. van der Borght. Zweite Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1910

Schemann. — Gobineau und die deutsche Kultur. Von Ludwig Schemann. Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Schneider. — Klingende Lieder. Von Gottlob Schneider. 2. Auflage. Leipzig, B. Volger. 1910.

Schridde. — Gustav Freytags Kultur- und Geschichtspsychologie. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtsphilosophie. Von Dr. Georg Schridde. Leipzig, Dürr. 1910.

Schubin. — Die Tragödie eines Idealisten. Roman von Ossip Schubin. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Schulz-Tharau. — Hildburg. Tragödie von Otto Schulz-Tharau. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Schumacher. — Meine Oberammergauer von einst und jetzt. Von Tony Schumacher. Stuttgart, Levy Müller. O. J.

Séché. — Madame d'Arbouville. D'après ses lettres à Sainte-Beuve. 1846 à 1850. (Documents inédits.) Par Léon Séché. Vues et autographe. Paris, Mercure de France. 1910.

Seignobos. — Politische Geschichte des moderne Europa. Entwicklung der Parteien und Staatsformen 1814—1896. Von Professor H. Seignobos. Preisgekrönt von der Académie Française. Deutsche nach der fünften Auflage des Originals. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1910.

Seligmann. — Kunst und Künstler von gestern und heute. Gesammelte Aufsätze von A. F. Seligmann. Wien, Carl Konegen. 1910.

Segantini. — Man muß es verstehen, glücklich zu sein! Roman von Bianca Segantini. Thale a. H., Hans Wendt. O. J.

Sexualprobleme. — Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik. Herausgegeben von Dr. med. Max Marcuse. 5. Jahrgang. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1909.

Smiles. — Der Charakter. Von Samuel Smiles. Deutsch von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Speidel. — Lebensprobe. Roman von Felix Speidel. München, Albert Langen. O. J.

Spenlé. — Rahel, Mme Varnhagen von Ense. Histoire d'un salon romantique en Allemagne. Par Jean Edouard Spenlé. Paris, Librairie Hachette. 1910.

Spitz. — Das Teehaus zu den hundert Stufen. Aus dem Tagebuch eines Schiffsarztes von Richard Elisa Spitz. Wien, Hugo Heller & Co. 1910.

Star. — Was Frauen erdulden. Beichte aus dem Leben. Von Star. Mit einem Geleitwort von Dr. Alice Salomon und mit einer Umschlagzeichnung von Käthe Kollwitz. Erste Auflage. Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1910.

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. VI. 3. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Terno. — Die Nire. Eine dramatische Dichtung in vier Akten. Von Emil Terno. Schleswig, Julius Bergas. 1910.

Terramare. — Goldafra. Dramatisches Gedicht. Von Georg Terramare. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Trebitsch. — Antaios. Zweites Buch. Gespräche und Gedankengänge. Von Arthur Trebitsch. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Troufleau. — Ici commence ... Par Ch. Troufleau. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. 1910.

Ulbricht. — Weltmacht und Kolonialstaat. Eine politische Geschichte der neueren Zeit von 1500—1815. Von Professor Dr. Edmund Ulbricht. Vollendet und herausgegeben von Dr. Gustav Rosenhagen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1910.

Vaerting. — Nichtwissen. Von Marie Vaerting. Dresden, E. Pierson. 1909.

Valentin. — Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem. Von Veit Valentin. Mit einem Bildnis des Fürsten Leiningen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1910.

Vetter. — Über Personennamen und Namengebung in Bern und anderswo. Rektoratsrede von Ferd. Vetter. Mit nachträglichen Erweiterungen und einem Anhang: Verzeichnis empfehlenswerter Vornamen. Bern, Max Drechsel. 1910.

Viebig. — Die heilige Einfalt. Novellen von Clara Viebig. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Von den Kleinen für die Großen. Ernst und Scherz aus dem Kinderleben in gebundener Form. Zum Vortragen. Herausgegeben von Willy Becker. Köln, Hourth und Bechstedt. O. J.

Voß. — Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben. Von Richard Voß. Stuttgart, J. G. Cotta. 1910.

Wahl. — Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert. Von Adalbert Wahl. München, R. Oldenbourg. 1910.

Verlag: **Gebrüder Paetel** (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.